

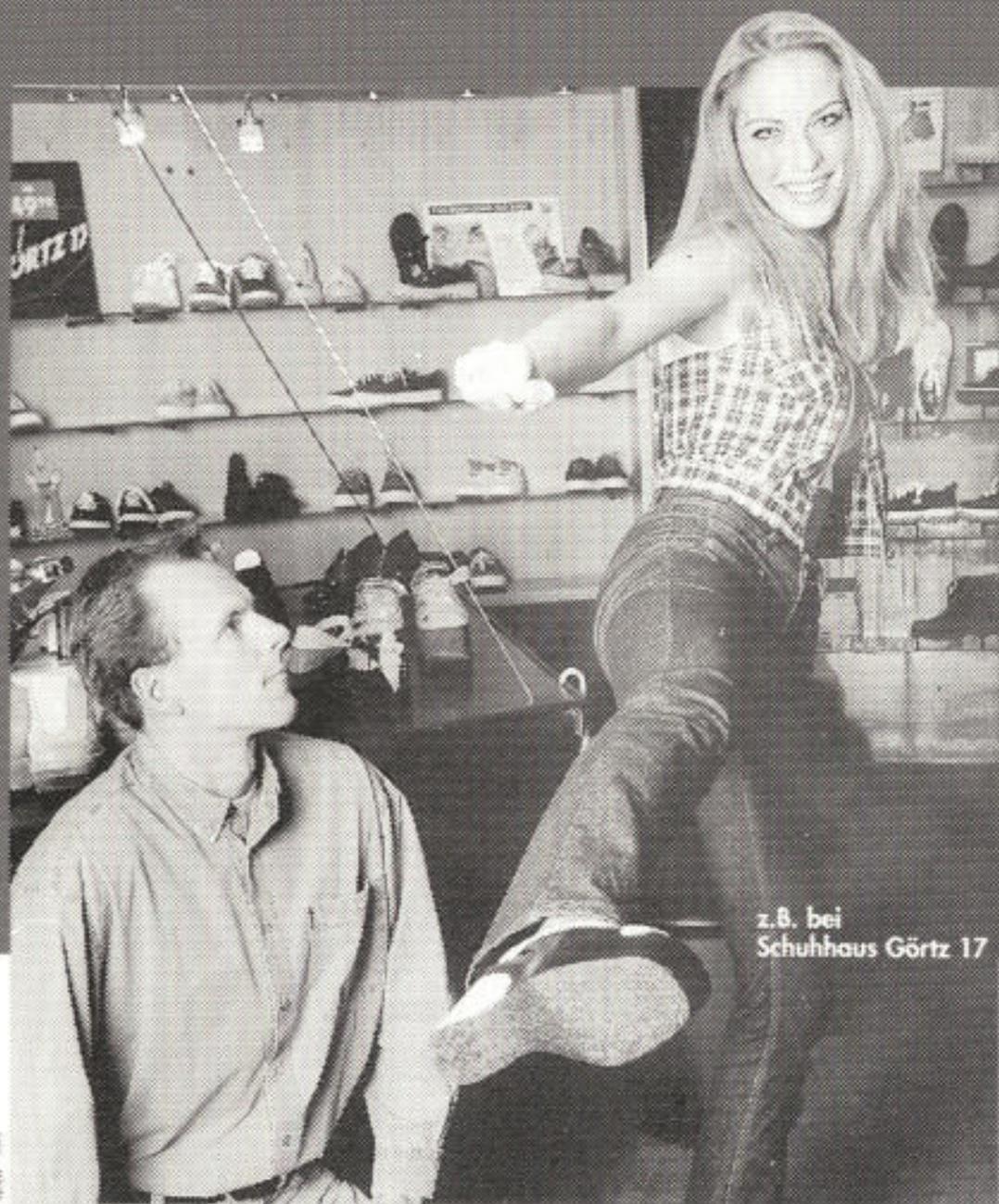


die Heimat
KREFELDER JAHRBUCH



JAHR-
GANG 70

KÖNIG KUNDE



z.B. bei
Schuhhaus Görtz 17

MSB 35-

**Schwänen
Markt**



Mitten in KREFELD,
Hochstraße

die Heimat

KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Jahrgang 70
November 1999
ISSN 0342-5185

Inhalt

Archäologie und Bodendenkmalpflege

- Christoph Reichmann 66 Ausgrabungen am Krefelder Neutor
-

Geschichte

- Michael van Uem 39 Die europäische Stellung des Hauses Nassau-Oranien 1649
Thomas Hoeps 42 Eine Ausstellung von „wahrhaft europäischer Dimension“: „Onder den Oranje boom“
Joachim Lilla 44 Hermès-Carré „Onder den Oranje boom“
Gerhard Hanisch 77 Errichtung einer evangelischen Volksschule zu Bockum
Oskar Burghardt 81 Friedrich von Schmidts geplante zweite evangelische Kirche für Krefeld. Eine Nachbemerkung
Dieter Hangebruch 86 Galgen, Rad und Pfahl im Kriedbruch
Helmut Starck 89 Die Entstehung und Entwicklung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.
Aus der Ansprache zum 20jährigen Bestehen am 17. Januar 1999 im Papst-Johannes-Haus, Krefeld
- Matthias Plum und 97 120 Jahre amtliche Lebensmittel-Kontrolle in Krefeld.
Friedrich Reinhold Zur Geschichte des Chemischen Untersuchungsamtes – 3. Teil
Lutz Mundhenk 104 Der Krefelder Hauptbahnhof. Geschichte und Sanierung
Bruno J. Bachem 118 Unwiederbringliche Zeiten (1923 – 1952). Erinnerungen eines mittelmäßigen Krefelder Schülers
Norbert Rutten 125 Ein Sechzehnjähriger erlebt auf dem Ostwall das Kriegsende
Burkhard Ostrowski und 128 Zur Geschichte der Familie Bruckmann in Krefeld
Reinhard Schippkus
Otto Hambüchen 140 Ein Arndt-Gymnasiast erinnert sich an die letzten Kriegsjahre (1940 – 1945)
Klaus Otten 141 Kinderjahre am Stadtwald
Joachim Lilla 143 Entwicklung und Organisation der NSDAP in Krefeld (1920/1932/33 – 1945.
Versuch einer Bestandsaufnahme
-

Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

- Claus-Christian Willems 46 Zweiter Krefelder Denkmalpreis: ein Blick auf das Haus Ostwall 70–74.
Aus der Rede des Jury-Vorsitzenden am 25. Mai 1999 in der Damenhalle des Stadtbades Neusser Straße
- Edgar Thiesbürger 57 Architekt D. W. B. Franz Lorscheidt, Krefeld,
Dokumente über das künstlerische Bauschaffen zwischen den beiden Weltkriegen
- Georg Opdenberg 60 Ein Plan, gezeichnet mit Eisen, im Maßstab 1:1
Günter Janß 111 Neue Linden auf dem südlichen Westwall
-

Volkskunde

- Walter Goebel 83 Die Fahnen der Turnerschaft 1872 Krefeld e.V.
-

Theater, Kunst, Musik und Literatur

- Christian Krausch 47 „Jetzt“. Elke Schmees' Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum Galerienonntag
vom 6. September bis 4. Oktober 1998
- Georg Opdenberg und 52 Klaus Peter Noever zum 70. Geburtstag
Theo Windges
Herbert Slegers 55 Laudatio anlässlich der Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises an
Gisbert Haefs am 24. Januar 1999
- Clara Bettina Schmidt 73 Michael Leydels Stuckdecke im Kaiser Wilhelm Museum
Holger Mischke 93 15 Jahre Kulturfabrik (KuFa)



Wilhelm III., Prinz von Oranien, seit 1689 englischer König (nach dem die Krefelder Königstraße benannt ist) und seit 1672 Generalstatthalter der Niederlande. Von 1650 bis 1702 war er Landesherr (bis 1668, als er 18 Jahre alt wurde, unter Vormundschaft stehend) der Grafschaft Moers und der Herrschaft Krefeld.

Das Gemälde, das in der Oranier-Ausstellung in Krefeld zu sehen war, wurde 1667 von Jan de Baen in Den Haag gemalt und hat seinen ständigen Platz im Neuen Palais in Potsdam. Reproduziert wird es mit Genehmigung der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg. Das Foto stellte das Presseamt der Stadt Krefeld zur Verfügung.

Natur und Landschaft

- | | | |
|--|----|---|
| Hans Wilhelm Quitzow und
Ernst Schraetz | 13 | 100 Jahre Krefelder Stadtwald. Entstehung, Entwicklung, natürliche Bestandsaufnahme |
| Alfred Dickhof und
Hans Baumgarten | 33 | Waldböden in Krefeld – unbekannte Lebensräume unter unseren Füßen |

Mundart, Gedichte und Erzählungen

- | | | |
|----------------------|-----|---|
| Werner Böcking | 103 | Studio B |
| Kurt Hausmann | 170 | Wie schreibt man Krefelder Mundart? |
| Paula Coerper-Berker | 172 | Wo kömmt dat Wocert mar bluoss vandänn?
Ein Streifzug durch die Etymologie des Krefelder Platt – 3. Teil |

Aus dem Heimatleben

- | | | |
|------------------------|-----|------------------------------------|
| Renate Wilkes-Valkyser | 6 | Von Oktober zu Oktober |
| Reinhard Feinendegen | 178 | Der Verein für Heimatkunde 1998/99 |
| | 179 | Bücher |
| | 195 | Personalien/Jubiläen |
| | 199 | Die Autoren |
| | 200 | Bildnachweis |



„Die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e.V. in Krefeld. 1. Vorsitzender ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstraße 14, F 50 31 70, 2. Vorsitzender Dr. Heinz Büsch, Lenssenstr. 10, F 77 82 38, Schriftführer Joachim Lilla, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, F 86 27 08, Fax (Stadtarchiv) 86 27 10, Kassenwartin Maria Wenders, Carl-Schurz-Straße 12, F 75 53 48, weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Oskar Burghardt, Tauben-

straße 47, F 50 54 78, Frank Deisel, Dr. Eugen Gerritz und Dr. Guido Rothhoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von DM 30,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden zu Beginn des Jahres erbeten; die Konten des Vereins sind: Sparkasse Krefeld 309 617 (BLZ 320 500 00), Postscheckamt Köln 107 175-508 (BLZ 370 100 50).

„Die Heimat“ erscheint jährlich im November. Für Nichtmitglieder sind die Hefte außer

beim Schriftführer des Vereins auch bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Schriftführer vermittelt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen des 2. Vorsitzenden.

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Sie halten den 70. Jahrgang unseres Krefelder Jahrbuches „die Heimat“ in Händen. Wir hoffen, er reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Welche Fülle an heimatkundlichem Wissen ist in der „Heimat“ seit 1921 zusammengetragen worden! Wer auch immer sich heute sachkundig machen möchte in bezug auf Krefeld und seine Geschichte, wird zunächst in der „Heimat“ nachschlagen, die ja durch unsere Register gut erschlossen ist. Unsere Jahrgangsbände, die anfangs in Vierteljahresheften, später als halbjährliche Lieferungen erschienen – nur in der Kriegs- und Nachkriegszeit (1942 – 1949) mußte damit ausgesetzt werden – können sich wahrlich sehen lassen. Daß eine so eindrucksvolle Reihe nun vorliegt, ist vielen zu danken, nicht zuletzt auch Ihnen, den Lesern und Beziehern. Für uns Schriftleiter ist es eine Verpflichtung, nicht nachzulassen in unserem nun schon 20 Jahre währenden Bemühen, Ihnen jedes Jahr gehaltvollen, informativen, lesbaren – vielleicht sogar spannenden – Lesestoff aus dem weiten Gebiet der Heimatkunde auf den Tisch zu legen. Wir bitten dabei um Ihre Unterstützung.

Der neue Jahrgang beginnt nach dem üblichen Jahresüberblick, der bereits seit 1977 von Frau Wilkes-Valkyser in gewohnt-gekonnter Weise geboten wird, mit einer groß angelegten Studie über den Krefelder Stadtwald, für die zwei höchst kompetente Verfasser verantwortlich zeichnen. Wer nach der Lektüre dieser Arbeit durch dieses für Krefeld so wertvolle, über 100 Jahre alte Erholungsgebiet spaziert, dürfte vieles mit neuen Augen sehen. Die anschließenden Ausführungen über die Krefelder Böden sind eine passende Ergänzung.

Die große Oranier-Ausstellung, auf die bereits in unserem letzten Jahrgang ein Beitrag bezogen war, hat auch im vorliegenden Band ihre Spuren hinterlassen, vor allem durch den zusammenfassenden Bericht von Thomas Hoeps. Natürlich erklärt sich auch unser diesjähriges Titelbild von daher. Einen größeren Raum nehmen Themen der jüngeren Stadtgeschichte ein. Neben den sehr lesenswerten persönlichen Lebenserinnerungen von

Bruno J. Bachem, Norbert Rutten und anderen weisen wir besonders hin auf die gründliche – und bewegende – Untersuchung von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus über die weitverzweigte jüdische Krefelder Familie Bruckmann. Joachim Lilla ist mit einer umfangreichen Darstellung der Organisation der Krefelder NSDAP vertreten. Die „Heimat“ bringt diese Dokumentation mit der ganzen Fülle ihrer Namen und Funktionen (allein acht Seiten Fußnoten!), weil sie darin ein wichtiges Nachschlagewerk für alle an dieser Thematik Interessierten sieht.

Mit dem Krefelder Stadtbild beschäftigen sich die Arbeiten von Lutz Mundhenk (Hauptbahnhof) und Günter Janß (Westwall), Aktivitäten aus der jüngeren Vergangenheit widmet sich „die Heimat“ mit den Beiträgen von Helmut Starck (Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit) und Holger Mischke (15 Jahre Kulturfabrik), der Krefelder Denkmalpreis und der Niederrheinische Literaturpreis finden wieder die gebührende Berücksichtigung, Paula Coerper-Berker setzt ihre zugleich vergnügliche und sprachwissenschaftlich sorgfältig erarbeitete Serie zur Krefelder Mundart fort.

Allen Autoren, auch den hier nicht besonders erwähnten, gilt unser herzlicher Dank. Leider mußten wir einige wieder auf unseren nächsten Jahrgang vertrösten, weil uns im Umfang Grenzen gesetzt sind. Das hat auch mit den Kosten zu tun, die Jahr für Jahr steigen. Dank der Zuschußgeber (Stadt Krefeld, Landschaftsverband Rheinland, Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz), der Inserenten, der Abonnenten und Käufer und nicht zuletzt vieler ehrenamtlicher Helfer konnten Finanzierung und Verteilung wieder einmal gesichert werden.

Wir hoffen, daß „die Heimat“ erneut Anklang findet. Freuen würden wir uns, wenn hin und wieder ein Echo – positiv oder kritisch – an unser Ohr dringen und die Zustimmung, die wir schon so oft erfahren haben, uns immer mehr Leser und letztlich eine höhere Auflage beschern würde.

Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Die repräsentative Demokratie neuer Zeitrechnung verabschiedet sich am 12. September 1999 von einer ihrer Positionen: Zum erstenmal sind die Wähler in Nordrhein-Westfalen aufgerufen, ihre Bürgermeister und Oberbürgermeister unmittelbar zu wählen - so auch in Krefeld. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer ist sich keineswegs sicher, mit dem Votum der Krefelder Wählermehrheit vom ehren- zum hauptamtlichen Stadtoberhaupt mutieren zu können. Zu gegenwärtig ist ihm noch die letzte Bundestagswahl, als die gleichen Wähler ihm nur den zweiten Platz zuerkannten. Am Abend des Wahlsonntags blickt er in seinem Rathausbüro unverwandt auf den Bildschirm, auf dem nach und nach die Zahlen aus den

„schwarz“ sein. Dieter Pützhofer ist Realpolitiker genug, um einen Schönheitsfehler des Wahlergebnisses zu erkennen: Nur die Hälfte der Wahlberechtigten ist zu den Urnen gegangen. Viele SPD-Sympathisanten strafen ihre Partei durch Enthaltung für eine chaotisch erscheinende Bonn/Berliner Politik. Mit lediglich 28,6 Prozent muß die Opposition im Stadtrat auskommen. Die CDU stellt 33, die SPD 17, die Grünen vier, die FDP zwei Ratsmitglieder, der „Krefelder Kreis“ eins und die UKB ebenfalls eins. Mit der Wahl zum hauptamtlichen Oberbürgermeister ist für Dieter Pützhofer der vom Gesetz vorgeschriebene Abschied aus dem Deutschen Bundestag verbunden. Im Stadtrat und im Rathaus beginnt man, sich auf die neue Rechts- und Gefechtslage einzustellen.

Seit dem 1. Oktober 1998 hat die Zweitligamannschaft des KFC mit Henk ten Cate einen neuen Trainer. Noch sind zwei Wege offen: der Aufstieg in die erste Liga oder der Abstieg in die Regionalliga. Nur einen Tag später folgt die nächste Niederlage: 1:3 gegen den Karlsruher SC. Am 1. Oktober feiert das Ricarda-Huch-Gymnasium. Es wird 150 Jahre alt. Auf der Rheinstraße sieht man ab und zu Leute in gebückter Haltung Groschen auslegen. Der Rekordversuch, einen Geldteppich aus mehr als 720 000 Groschen zu „weben“, mißlingt. Gegen die Stimmen der SPD im Beirat wird der Geschäftsführer der Wirtschaftsförderungsgesellschaft, Dr. Volker Helms, wiedergewählt. Claus Peymann, Generalintendant am Wiener Burgtheater, nimmt sich Zeit für eine Diskussion mit dem Deutsch-Leistungskursus des Gymnasiums am Moltkeplatz. Im Kino rührt Robert Redford als „Pferdeflüsterer“ junge Damen zu Tränen. Mit der Ouvertüre zu Mozarts „Hochzeit des Figaro“ und viel Publikum feiern die Niederrheinischen Sinfoniker den „Tag der deutschen Einheit“. Der Bischof von Aachen, Dr. Heinrich Musshoff, und der Innenminister des Landes, Dr. Fritz Behrens, werden Mitglieder der Dr.-Isidor-Hirschfelder-Stiftung, die in Krefeld an der Wiedstraße ein neues Zentrum für die jüdische Gemeinde finanzieren will. Die jüdische Gemeinde ist innerhalb weniger Jahre auf mehr als 800 Personen gewachsen, weil neue Gemeindeglieder aus den Staaten Osteuropas zuwandern. Ein Haute-Couture-

Geschäft an der Königstraße schließt; eine Bäckereifiliale zieht ein. Wer aufmerksam durch die Innenstadt spaziert, sieht deutliche Zeichen eines beschleunigten Strukturwandels. Strukturwandel auch im deutsch-niederländischen Grenzgebiet. Wo früher niederländische Arbeitskräfte in Deutschland ihr Brot verdienten, suchen heute Krefelder Arbeitslose erfolgreich im rasend schnell wachsenden Venloer Industrie- und Gewerbegebiet ein Engagement. Reinhold Birk, ehemals Kantor an der Alten Kirche und an der Friedenskirche, legt unter dem Titel „Lehrjahre eines Musikers“ seine Lebenserinnerung vor. Barbara Horster, Bewohnerin des Kunigundenheims, feiert ihr vollendetes Lebensjahrhundert. Gertrud Vogler bringt es gar auf 101 Jahre. Abwechselnd Regen und Sonne begleiten die festlichen Turniertage, mit denen der Reit- und Fahrverein sein 100jähriges Bestehen feiert. Während die Eishockey-Pinguine ihre Kollegen, die Kölner Haie, in deren Arena 2:1 schlagen, kribbelt der KFC auf dem letzten Platz der Tabelle der zweiten Fußball-Bundesliga herum. Auch der Auftritt des weltbekannten Pop-Duos „Modern Talking“ vor Spielbeginn kann keine Zuschauer in die Grotenburg locken. Im ehemaligen Schirrhof, von der Stadt verkauft an das VW-Autohaus Borgmann, beginnt der Umbau eines ersten Teilbereichs. Die Fassade soll weitestgehend unverändert bleiben. Regisseur Hans W. Geißendörfer und einige Stars aus der Endlos-TV-Serie „Lindenstraße“ lassen sich auf dem Platz an der Alten Kirche fotografieren. Sie helfen bei der Eröffnung eines Cafés namens „Lindenstraße“ - ein Bausteinchen in der erfolgreichen Strategie des Serien-Marketings. Seinen „Einsatz für Arbeitnehmerinteressen“ sieht Ex-Oberbürgermeister Willi Wahl mit der Heinrich-Malina-Plakette belohnt, überreicht von Ex-Ministerpräsident Johannes Rau. Die Post zieht sich weiter aus der Fläche zurück. Die Schließung der selbständigen Postfiliale Hüls wird angekündigt und später auch vollzogen. Ein Einzelhandelsgeschäft übernimmt die elementaren Postdienste. Generalintendant Jens Pesel wird wegen guter Zusammenarbeit von den niederrheinischen Journalisten mit der „Leuchte“ ausgezeichnet. Die Krefelder Chemie-Firma Stockhausen eröffnet in Perm am Ural ein Werk für die Herstellung von Flockungs-



Abb. 1. „Gewinnen ist schöner!“ Oberbürgermeister Dieter Pützhofer freut sich mit seiner Frau Angelika über 62,82 Prozent Wählerstimmen bei der ersten OB-Direktwahl.

Krefelder Stimmbezirken aufmarschieren. Schon gegen 18.30 Uhr flüstert er leise: „Wahnsinn!“ und nimmt sehr vorsichtig erste Glückwünsche entgegen. Am Ende klettert er vor großem Publikum glücklich auf die Bühne des Seidenweberhauses. Die CDU bekommt mit glänzenden 55,8 Prozent (15,8 Prozent mehr als 1994) die absolute Mehrheit im Stadtrat zugesprochen. Damit nicht genug: Auch alle Bezirksvorsteher werden

hilfsmitteln, die bei der Abwasserklärung gebraucht werden. Deutsche Schlager, lange verpönt, werden - je älter desto lieber - zum Jugend-Kult-Gegenstand. Das Seidenweberhaus platzt bei einer derartigen Oldie-Nacht aus den Nähten. Es bleibt beim Mordversuch: Ein Mann aus Wachtendonk schießt zu nächtllicher Stunde einen Krefelder auf der Hülser Straße in den Hals. Das Kindermusical „Der Lebkuchenmann“ hat im Stadttheater Premiere. Eine Serie von Vorstellungen ist bereits ausverkauft. Ein kräftiger Sturm reißt Äste ab und schiebt parkende Autos auf die Fahrbahn. Die Städtischen Werke suchen vor allem fürs Stromgeschäft Verbundpartner. Die Liberalisierung des Energiemarktes bringt das alte Vermarktungskonzept ins Schleudern, für die Stadt einschneidende finanzielle Konsequenzen, stellt den Werken die Existenzfrage.

Wenn sich die „Schweinsköpfe“ im Hof der Gaststätte „Haus Sieburg“ an der Girmesgath treffen um Sauerkraut zu stampfen, hat meist soeben der November begonnen. Niederländer und niederländische Nachbarn protestieren gemeinsam und heftig gegen den Beschluß der Regierung in Den Haag, die bei Venlo bestehende Lücke der Autobahn A 73 nicht zu schließen. Die Stadt will

sich auch die übliche Front der Gegner. Auch die Siedlung Tackheide soll wesentlich erweitert werden und Platz bieten für neue Mitarbeiter im Edelstahlwerk. Hier wenden sich massive Proteste gegen eine Bebauung, die als zu eng empfunden wird. Die traditionsreiche Brauerei Gleumes bleibt zwar Tochter unter dem Dach des Konzerns Brau-und-Brunnen-Aktiengesellschaft. Doch haben die Banker, die den größten Teil der Aktienpakete verwalten, den kleinen Ableger in eine weitestgehende Selbständigkeit entlassen, weil solches Bier Bodenhaftung und Heimat braucht und ferngelenkt nicht ideal fließen will. Oberbürgermeister Dieter Pütz hofen überreicht der 37jährigen walisischen Künstlerin Bethan Huws im Kaiser-Wilhelm-Museum den Adolf-Luther-Preis. Das Seerosenblatt, das Hülser Wappen, ziert die Tracht der Knappen, die St. Martin durch Hüls begleiten. Er reitet dort nun schon zum 100. Male. In einem schwungvollen Beschluß hatte der Rat den Mittelstreifen des Ostwalls mit Pavillon-Cafés beleben wollen. Schon das erste Glashaus steht nach kurzer Zeit wieder leer. Nun sucht man nach neuen Nutzungsmöglichkeiten. Der jüdische Historiker Michael Wolffsohn spricht zum Gedenken an die „Reichskristallnacht“ im Gymnasium am Moltkeplatz. „Brandis Knie ist

zuvor mit Meerschweinchen geübt. Daß er dann seinen Kumpel Günther B. erschlug und zerteilte, brachte ihn vors Landgericht. Das Kaiser-Wilhelm-Museum übergibt seine Bestände an niederrheinischer Irdenware dem Museum Burg Linn. Das verfügt damit über die größte und schönste Sammlung dieser Spezialität. Bundesweites Aufsehen erregt die Tatsache, daß Dr. Dolf Stockhausen samt Familie nach Österreich „emigriert“. Er mag nicht unter einer rot-grünen Bundesregierung im Lande bleiben. In Form von Leserbriefen in den Lokalzeitungen gibt es einige unfreundliche „Nachrufe“. Grafiker Theo Windges wird in die Reihe der humorvollen „doctores“ aufgenommen. In der britischen Kaserne an der Westparkstraße wird gefeiert: Der britische Thronfolger Prinz Charles wird 50. In den Zeitungen sind vermehrt Narrenbilder zu sehen. Der 11. 11. zeigt seine Folgen. Im Zoo bricht die Elefantkuh „Zita“ krank zusammen und muß eingeschläfert werden. Unter 113 deutschen Großstädten nimmt Krefeld bei den Feuerbestattungen den viertletzten Platz ein, obwohl die Stadt soeben für drei Millionen Mark das Krematorium modernisiert hat. Industrie- und Handelskammer, Sparkasse Krefeld und Städtische Werke finanzieren gemeinsam für die Fachhochschule einen neuen Professor für „Technische Informatik“. Dr. Friedrich Mechtold, der jahrzehntelang die Traarer „Interessengemeinschaft Bergbau“ leitete, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Mit rund 450 Kapitalverbrechen in Krefeld und am Niederrhein beschäftigte sich Walter Seifert in den vergangenen Jahren. „Nur sechs Morde blieben ungeklärt“, bilanziert der Kriminalkommissar und verabschiedet sich in den Ruhestand. Ein Hauch von Schnee und spiegelnde Straßenglätte machen den Streudiens mobil. Viele Krefelder spenden Geld für Lena Schebeko aus der russischen Partnerstadt Uljanowsk. Der 13jährigen soll hierzulande bei einer Operation eine Niere ihrer Mutter eingepflanzt werden. Ein 54jähriger Sozialhilfempänger und ein 57jähriger Frührentner werden verhaftet. Die beiden sollen Kinderpornofilme gedreht haben. Die 18jährige Anne Poleska holt sich bei den Deutschen Kurzbahn-Meisterschaften die Titel im 100- und 200-Meter-Brustschwimmen. Der Besuch des niederländischen Sinter Klaas in Uerdingen lockt wieder Tausende ans Rheinufer. Norbert Lindner, Ex-Bürgermeister einer mitteldeutschen Kleinstadt, möchte Michaela werden und sucht zu diesem Zweck die Chirurgen vom Krankenhaus „Maria Hilf“ auf. Kulturdezernent Roland Schneider möchte Stadtoberhaupt in Krefeld werden und wird von der SPD zum Kandidaten gekürt. Der Kandidat verwirrt seine Mitbürger durch einen suggestiven Vorgriff, indem er seine Briefe mit „Ihr Oberbürgermeister“ unterschreibt.



Abb. 2. So wird sie aussehen, die neue Rheinbrücke, die derzeit in Meerbusch im Bau ist und Ende Mai 2002 eröffnet werden soll. Mit ihrer Fortsetzung der Autobahn 44 am Südrand von Krefeld verbinden sich berechnete Hoffnungen für die Ansiedlung neuer Firmen und Arbeitsplätze.

endlich ernsthaft gegen die „Auswanderung“ junger Krefelder Familien vorgehen und an St. Töniser Straße/Schicksbaum ein größeres Eigenheim-Baugebiet erschließen. Auf Anrieb melden sich mehrere hundert Grundstückinteressenten. Auf Anrieb formiert

wieder dick“, titelt eine Krefelder Zeitung über das Dilemma mit dem teuer eingekauften Eishockey-Stürmer. Der lässige Typ trägt T-Shirt zum Jackett; Hajo Ploenes, Vorsitzender im Verband der Krawattenhersteller, findet das traurig. Das Zerlegen hatte Leo P.

Der ehemals der SPD zugehörige und seit längerem fraktionslose Ratsherr Professor Dr. Dieter Fischer wird im Dezember in die

CDU aufgenommen. Auf der St. Töniser Straße gerät ein Auto ins Schleudern, landet auf den Gleisen und wird von einer Straßenbahn erfaßt. Zwei Tote sind die Folge. Als wenig später ein ähnlicher Unfall auf dem mit 90 Kilometern Stundengeschwindigkeit ausgezeichneten Straßenabschnitt passiert, stehen bald 70er Schilder am Straßenrand. Rita Thies, Mitglied der Grünen, ehemals Bürgermeisterin in Krefeld, wird Kulturdezernentin in Wiesbaden. Duisburg erschreckt die konkurrierenden Nachbarstädte mit dem Plan, neben dem Hauptbahnhof ein Einkaufs- und Amüsierzentrum von 140 000 Quadratmetern Aktionsfläche zu bauen. Pfarrer Gustaf-Adolf Zulauf verabschiedet sich nach 16 Jahren an der Lukaskirche und 13 Jahren Dienst im Klinikum Krefeld in den Ruhestand. Die Krefelder Kaninchenzüchter stellen in einer Ausstellung 262 Häsinnen und Rammler vor. Der sportlich engagierte Hans Friedrich Wintzack bekommt das Bundesverdienstkreuz. Susanne Büscher aus Duisburg bekommt als 333 333. Besucherin des Zoos in diesem Jahr einen Blumenstrauß. Zwei 15jährige Mädchen aus Brüggen überfallen einen Krefelder Taxifahrer, setzen Reizgas ein und fordern Bargeld. Der Mann kann beide festhalten und der herbeigerufenen Polizei übergeben. Der Straßener Bauunternehmer Hermann Tecklenburg löst Professor Dr. Hermann Schulte-Wissermann als Vorsitzender des KFC ab. Im Malteser-Hilfsdienst, bei den Schützen, für den Männergesang und den Sport hat sich der Fischelner Wilhelm Schlösser eingesetzt, dem Oberbürgermeister Dieter Pützhofer das Bundesverdienstkreuz übergibt. Der Aufsichtsrat der Städtischen Werke verweigert dem Vorstandsmitglied Dr. Dirk König mit neun gegen sieben Stimmen bei zwei Enthaltungen die Wiederwahl. Damit handelt „Tochter Werke“ auch gegen „Mutter Stadtrat“; letzterer hatte zur Wiederwahl aufgefordert. Die Chemie-Professoren Brock und Eickmeier schicken mit einer ebenso trickreichen wie witzigen Experimental-Vorlesung die Studenten der Fachhochschule in die Weihnachtsferien. Zahlreiche Arztpraxen bleiben einen Tag lang geschlossen. Die Mediziner wollen in Bonn gegen die Pläne der Bundesregierung zur Gesundheitsreform protestieren. Jerzy D. wird zu 15 Monaten Haft verurteilt, weil er eine 17jährige polnische Verkäuferin aus der Heimat geholt und als Prostituierte am Niederrhein eingesetzt hatte. Am vierten Adventssonntag kann die St.-Franziskus-Gemeinde in ihrer Pfarrkirche eine neue Orgel einweihen. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer empfängt einen Schwarm von „heiligen drei Königen“ im Rathaus, die während der kommenden Wochen an Krefelder Haustüren Spenden sammeln wollen. Drei Lastwagen verknoten sich in der Nähe der Geismühle auf der Autobahn. Die ohnehin ständig verstopfte Verkehrsschlagader muß stundenlang gesperrt werden. Der Krefelder Autor Herbert Genzmer bringt im Sassafras-Verlag seine Erzäh-

lung „Samstagnachmittag“ heraus. Das Weihnachtsfest geht so vorüber wie man es sich wünscht: ohne besondere Vorkommnisse. Johanna Rothen, Bewohnerin des De-Greif-Stiftes, bekommt von Bürgermeisterin Rosemarie Küpper einen Blumenstrauß zum 100. Geburtstag. Der „Kreis 23“ feiert, daß seine Mitglieder seit 75 Jahren die Mundart pflegen. Schon vor Glockenschlag 24 Uhr und Jahreswechsel zünden die Krefelder die ersten Raketen eines gesamtstädtischen Großfeuerwerks.

Manche Leute beginnen den ersten Tag des neuen Jahres mit einem Kater; andere nehmen am 1. Januar 1999 taufisch am Silvesterlauf im Forstwald teil. Auf den Bankauszügen und auf vielen Kassenzetteln der Einzelhändler erscheint ab sofort neben der D-Mark-Summe der gleichwertige Euro-Betrag. Erste Euro-Schecks werden ausgestellt. Die mehrjährige Startphase der neuen Währung hat begonnen. Die Liebfrauenengemeinde sammelt Geld, um die von Josef Strater entworfenen Chorfenster restaurieren zu lassen. 1500 von 7000 Haushalten haben ihre Bio-Mülltonne abbestellt, seit der Stadtrat entgegen früheren Versprechen Gebühren für die Abfuhr von Garten- und Küchenabfällen berechnen will. Kriminalhauptkommissar Heinz Giesing hat sich für neun Monate zum Bosnien-Einsatz verpflichtet. Er will vor Ort beim Aufbau der Polizei helfen. Weil sich kein Mann ermannete, machen's nun die Damen: Zum erstenmal gibt es ein weibliches Narren-Dreigestirn, und zwar in Gellep-Stratum mit Prinzessin Ulrike und den Ministerinnen Brigitte und Melanie. Franz-Joseph Gasten, Pfarrer an Liebfrauen, nimmt auch das Pfarrer-Amt an St. Donysius wahr, weil der Priestermangel keine andere Lösung zuläßt. 228 Sportvereine gibt es in Krefeld. Ein neues Jahreshaft des Stadt-sportbundes stellt alle vor, selbstverständlich auch den größten, den Schwimmverein Bayer. Dem allein gehören 7700 der insgesamt 71 000 Sportvereinsmitglieder an. Die Stammgäste rütteln vergebens an der Türklinke der Brauereigaststätte Gleumes. Drinnen wird mit Entertainer Jürgen von der Lippe ein Werbefilm gedreht - für eine Schnapsmarke. „Wir fahren soeben an Schmitz Backes vorbei“, kennzeichnet Oberbürgermeister Dieter Pützhofer beim Neujahrsempfang in der Fabrik Heeder die Situation der Stadt und meint damit, daß in der Wirtschaft ein gewisser Aufschwung spürbar wird. Der KEV zieht einen Schlußstrich unter alte Affären: Hans-Ulrich Urban, von 1983 bis 1995 Vorsitzender des Eishockeyvereins, dessen Regentschaft in Konkurs und Neugründung mündet, entschuldigte sich bei den Gläubigern für entstandene Verluste und verzichtet selbst auf sechsstellige Darlehnsforderungen. Mit 10,3 Milliarden Mark legt Sparkassen-Vorstand Wenzel Naß eine Rekordbilanz 1998 zum Start in sein letztes Amtsjahr vor. Die Fischelner Bürgervereinsvorsitzende Marian-

ne Werthmann zieht als Nachfolgerin für die nach Österreich „ausgewanderte“ Maria Stockhausen in den Stadtrat ein. Heißbegehrte Grundstücke gibt's in guter Lage: Wo die Briten eine ehemalige Funkstation an Schroers- und Horstdyk räumten, können 60 Einfamilienhäuser entstehen. Die Düsseldorf-Firma Brune und Koerver erwirbt das Schwanenmarkt-Zentrum samt 182 Wohnungen und 60 Geschäften von dem Krefelder Bauträger Lichtenberg und Röder. Oppumer Bürger protestieren gegen den geplanten Ausbau des bei Pkw- und Lkw-Fahrern sehr beliebten Autobahnastplatzes an der Geismühle. Sie befürchten Verkehrslärm, Rastplatz-Prostitution und den Abriss einiger Wohnhäuser. Die Archäologen vom Museum Burg Linn stellen der Öffentlichkeit die „Ausbeute“ des Jahres 1998 vor, darunter auch Dokumente über die Ausgrabungen an den Grundmauern des Neutores Peters-/Ecke Lohstraße in der Innenstadt. Die Diskothek „Königsburg“ soll bald geschlossen, zum Einkaufszentrum umgebaut werden und Ende 1999 ihre letzte heiße Nacht erleben. Hermann Tecklenburg, Bauunternehmer und Vorsitzender des Noch-Bundesligisten KFC Uerdingen, legt Pläne vor, aus dem Grotenburg-Stadion eine Mehrzweck-Arena zu machen. Die Mordkommission wird tätig, als in Hüls am Langen Dyk ein Arm in einer Plastiktüte gefunden wird. Anhand von Fingerabdrücken ermittelt die Polizei einen 47jährigen Hamborner als dessen ehemaligen „Besitzer“. Auch ein Mordverdächtiger wird ermittelt. Der Rest der Leiche bleibt verschwunden.

Es ist Februar. Dem Bürgerschützenverein Hüls wird für große sportliche Erfolge und vorbildliche Vereins- und Jugendarbeit die Sportplakette des Bundespräsidenten verliehen. Landessportministerin Ilse Brusis übergibt die Urkunde einer Schützendelegation. Die Narren, die damit ihre Höchstsaison beginnen, beherrschen schon seit Wochen das abendliche Leben in der Stadt. Pfarrer Hermann Lunkebein wird vom Verkehrsverein als humorvollster Bürokrat ausgezeichnet. Ein zwei Kilometer langer Riß in einem vor 90 Jahren gemauerten Hauptkanalrohr unter der Uerdinger Straße wird repariert. Eine Stunde lang steht alles still im Bahnhof: Bombenalarm. Suchende Männer und schnüffelnde Hunde finden nichts Verdächtiges. Fritz Pleitgen, Intendant des Westdeutschen Rundfunks, wird mit dem „Närrischen Steckenpferd“ der Prinzengarde ausgezeichnet. Dank tatkräftiger Unterstützung durch Hülsler Fachfrauen wird am Alt-Weiber-Donnerstag das Rathaus zünftig überfallen. Statt „Helau“ hört man „Breetlook“. Das Hansa-Hotel am Hauptbahnhof kündigt seine Schließung an. Dr. Adolf Düppengießer, ehemaliger Regionaldekan, sieht viele Gratulanten, mit denen er das Jubiläum 40jähriger Priesterschaft feiert. Kostümierte dürfen nicht ins Affenhaus des Zoos. Gorilla-Chef „Massa“ gehen solche Narren auf die Ner-



Abb. 3. Er hat nicht allzu lange seinem Zweck gedient, der Krefelder Michhof. Die Produktionsgebäude werden abgerissen. Die Verwaltung, rechts im Bild, wird neue Filiale der Krefelder Polizei.

ven. Reinhard Klein, munterer Richter im Ruhestand, wird 102 Jahre alt. Strahlender Sonnenschein und 40 000 jubelnde Spaliersteher begleiten Dietmar und Monika, das Prinzenpaar, durch Uerdingen. Naßkalt war's einen Tag später beim großen Rosenmontagszug in der Innenstadt, der zum erstenmal eine „Nordschleife“ über Oranienring, Hülser und Sternstraße einbezog. Am Aschermittwoch kennt man bereits das Motto des Rosenmontagszuges 2000: „Wat woe? Wat es? Wat kömmt?“, erfunden von Johannes Nienhaus, Pressereferent der Krefelder Katholiken. Klaus Knuffmann, stadtbekannter Kaufmann aus der Möbelbranche und engagierter Verfechter der Interessen behinderter Mitbürger, stirbt im Alter von 72 Jahren. Die japanische Adelsfamilie Okubo stellt dem Deutschen Textilmuseum zunächst für eine Ausstellung, dann als Dauerleihgabe, eine Kollektion von delikate gestalteten Kimonos aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Verfügung. Die Dionysiuspfarre strickt einen Sparstrumpf. Die Kirche braucht eine neue Orgel. Auch nebenan an der Alten Kirche wird für den gleichen Zweck gesammelt. Die Landwirtschaftskammer will eine weitere Institution aus Krefeld abziehen, und zwar die Milchwirtschaftliche Lehr- und Untersuchungsanstalt an der Westparkstraße. Ewgenia Neuberger, geboren in Alma Ata, seit sechs Jahren in Krefeld lebend, wird 104 Jahre alt. Die Erlöserkirche in Lindental hat mit Jörg Geyer einen neuen Pfarrer bekommen. Franz Brodewolf, Subsidiar an der Pfarre St. Antonius, wünscht sich zum Jubiläum 40jähriger Priesterschaft einen schlichten

Gottesdienst. Der Traarer Markt bleibt nicht länger leer. Neben dem Rathaus werden Geschäfte und Wohnungen gebaut. Der zahme Winter pudert einen Zentimeter Schnee über die Stadt. Für Kaufhof-Personal und -Kundschaft kommen Zeiten des Improvisierens. Im Innern wird alles nach neuem Konzept umgestaltet. Nach einer 0:7-Niederlage bekommen die Eishockey-Pinguine einen Tag frei, den sie zur Besinnung nutzen können. Mit einem Wasserstand von 9,70 Meter zieht eine erste Hochwasser-Scheitelwelle am Uerdinger Rheinufer vorüber. 230 Schüler und Lehrlinge vom Niederrhein stellen 111 Arbeiten beim Wettbewerb „Jugend forscht“ im Seidenweberhaus vor. Die Unternehmensgemeinschaft Niederrhein organisiert damit den größten derartigen Regionalwettbewerb im Bundesgebiet. Professor Dr. Klaus Dieter Grosser, einer der „Väter“ der Klinik für Herz- und Thorax-Chirurgie, wird in den Ruhestand verabschiedet. Er hört zu diesem Anlaß ebensoviel Lob wie sein „Nachbar“, Professor Dr. Klaus Becker, der ebenfalls 22 Jahre lang Klinikchef war, und zwar in der Medizinischen Klinik II und dort unter anderem die Endoskopie-Abteilung ausgebaut und den Bazillus „Helicobacter Pylori“ entdeckt hat. Mit dem „Gamma Knife“ nimmt das Klinikum eine neue High-Tech-Anlage in Betrieb, für deren Finanzierung eigens eine neue Firma gegründet wurde. Mit einem Strahl von 6000 Curie kann das Gerät zum Beispiel Tumoren im Gehirn auflösen.

Kunstlehrer Eberhard Gollner vermittelte eine Schenkung: Verleger Ernst J. Wasmuth übergibt einen siebenteiligen Fresko-Zyklus

des Künstlers Georg Muche an die Stadt Krefeld. Die gestifteten Bilder schmücken seit Anfang März den Muche-Saal der Volkshochschule, wo auch schon ein großes Muche-Fresko aus der Textilfabrik Jammers eine neue Heimat fand. Mit Beginn des neuen Monats übernimmt Professor Dr. Heinrich Klues die Leitung der Medizinischen Klinik I am Klinikum Krefeld. Sein Kollege Professor Dr. Ernst-Christoph Foerster wird Chef an der Medizinischen Klinik II. Mit Lesen und Gartenarbeit hält Elisabeth Lorenzen sich fit, die soeben 101 Jahre alt wird. Polizeihund „Vincent“, der sich beim Stöckchenholen einen Zahn abgebrochen hat, bekommt beim Zahnarzt eine Krone. Der SPD-Fraktionsvorsitzende des Stadtrates, Ulrich Hahnen, löst Richard Hammers im Vorsitz des Aufsichtsrates der Städtischen Werke ab. Verärgert verlassen Ex-Stadtförster Hein Gallhoff und Ex-Ratscherr Günter Albrecht die FDP. Mit der Übernahme der letzten Anteile gehört die Uerdinger Firma Dueweg nun ganz zum Siemens-Konzern. Stadt und Anlieger wollen es je zur Hälfte bezahlen, das Glasdach, das die Königstraße zur Galerie machen soll. Der 34-jährige Fritz Vellmer wird mit Handschellen gefesselt, in einen Teppich eingerollt, tot aus dem Rhein gefischt. Professor Dr. Reinhard Kau wird gewählt, um ab 1. September neuer Direktor der HNO-Klinik am Klinikum Krefeld zu werden. Die Architektur wirkt nur wenig überzeugend, aber immerhin: Das Museum Burg Linn eröffnet einen neuen Eingangsbereich samt Saal für Wechselausstellungen an der Rheinbabenstraße. 100 Jahre alt ist nun auch Anneliese Hinrichs-Brauner, ehemals Oberin der DRK-Schwesternschaft Krefeld. Die Geräte „Gum Buster“ und „Gum Laser“ werden erprobt. Sie sollen das Pflaster der Fußgängerzonen von den häßlichen Kaugummiflecken befreien. Wer Krefeld von der neuen, ekligen Unsitte befreit, locker mal eben aufs Pflaster zu spucken, bleibt ungeklärt. In der traditionsreichen Brauereigaststätte an der Neusser Straße endet nach 192 Jahren mit dem Auszug der Familie die Ära Wienges. Dorothea Möckl übernimmt das Regiment im Gasthaus. Horst Kippes, Töpfer aus Geldern, besucht seine Heimatstadt, um im Museum Burg Linn sonntags die Töpferscheibe rotieren zu lassen. Die Mannschaften der Uerdinger Paul-Gerhardt-Schule, Mädchen ebenso wie Jungen, gewinnen im Fußball-Duell der Krefelder Grundschulen den Drumbo-Cup. Henk ten Cate verabschiedet sich vom Trainerposten des KFC. Ernst Middendorp versucht sich eine Zeitlang als dessen Nachfolger. Die KEV-Pinguine erreichen immerhin das Mittelfeld der Play-Off-Runde. Der Tod eines zwölfjährigen Schülers, der an der Glockenspitze von einem Lastwagen überrollt wird, rückt einen Mißstand ins Blickfeld: In Krefeld sind schwere Unfälle, in die Schulkinder verwickelt sind, beinahe an der Tagesordnung. Zwei Professoren der Bochumer Universität sind bereits mit der Ursachen-Analyse beschäftigt. And-

rej Moschuk und Diana Huhndorf sind Deutsche Jugendmeister der Latein-Tänzer der Klasse A. Als Nachfolgerin von Georg Bartsch ist nun mit Birgitt Schneider zum erstenmal eine Frau seitens der Stadt als Marktmeisterin tätig, zuständig für 18 Wochenmärkte an 15 Standorten mit einer insgesamt 6,5 Kilometer langen Standfront.

Anfang April parken vor dem Kaiser Wilhelm Museum die Lastwagen der Kunst-Transport-Spezialisten. Im Foyer entsteigt der von Honthorst gemalte oranische Adel des 17. und 18. Jahrhunderts den klimatisierten Kisten. Stadtarchivar Paul Günter Schulte sieht seinen Traum von der Ausstellung „Onder den Oranje boom“ verwirklicht. Berühmte Bilder, so das Porträt Wilhelms des Schweigers, des Vaters des Vaterlandes, haben auf diese Weise als historische Dokumente den Weg nach Krefeld gefunden. Im Stadtbild erstrahlt viel Orange und wirbt für die Ausstellung. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer meint in seiner Eröffnungsrede, es sei zu hoffen, daß diese Ausstellung ein neues Verständnis zwischen den beiden Ländern wachsen läßt. Fünf Krefelder Malteser-Helfer und eine Trinkwasser-Aufbereitungs-Maschine werden nach Nord-Albanien geschickt, wo hunderttausend Flüchtlinge des Kosovo-Krieges in Zeltlagern hausen. Die Eishockey-Legende Herbert Schibukat ist im Alter von 84 Jahren gestorben. „Schibu“ stand 64mal in der deutschen Nationalmannschaft und wurde zweimal mit den Krefelder Eishockey-Cracks deutscher Meister. Der Herzog von Kent besucht die britischen Truppen an der Westparkstraße und richtet die Grüße von Königin Elisabeth II. aus. Schwester Gertrud (Hermes), treue Sammlerin der Heilsarmee und allen Krefelder Nachtschwärmern bestens bekannt, wird 80 Jahre alt. Meike von den Sennequellen, Schäferhündin in Diensten der Krefelder Polizei, ist die beste Sprengstoff-Schnüffel-Nase des Landes. Im Altenheim Tiergartenstraße feiert Erne Zielke die Vollendung des 101. Lebensjahres. Else Lindner, langjähriges Vorstandsmitglied im Kreisverband des VdK, wird mit einer hohen Stufe des Bundesverdienstkreuzes ausgezeichnet.

Die Sprödentalkirmes startet mit einem Feuerwerk. Im Stadtwald wird ein Plastiksack voller Menschenknochen gefunden. Helga Pilger, Hermann Pinant und Hajo Ploenes werden als „verdiente Bürger des Krefelder Sports“ geehrt. Otwin Dewes wird zum neuen Kreishandwerksmeister gewählt und folgt Wilhelm Hüren in diesem Amt nach. Bernd Rodeck, Regionalchef der Allgemeinen Ortskrankenkasse, wird für seinen sozialen Einsatz mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. Nach einer Explosion auf einem Schiff auf dem Rhein bei Dormagen treibt eine stinkende Gaswolke über Krefeld hinweg. Die CDU ernennet den ehemaligen Oberbürgermeister Hansheinz Hauser zum Ehrenvorsitzenden. Zum Niederrheinischen Pottbäckermarkt

kommen rund 40 000 Besucher. Die Töpfer sind mit dem Verkaufserfolg diesmal sehr zufrieden. Bäckermeister Bredow Weißert bekommt den „Goldenen Meisterbrief“. Seit 25 Jahren gibt es den Linner „Flachsmarkt“. Mit 900 Ausstellern an 220 Ständen und ein paar Hunderttausend Besuchern ist und bleibt er eine große Attraktion. Pfarrer Volker Harder war 35 Jahre lang in Bockum tätig und verabschiedet sich in den Ruhestand. Ein Schwarm junger Bauern aus der Nachbarschaft Krefelds eröffnet an St. Dionysius den fortan samstags stattfindenden Bauernmarkt. Das statistische Amt der Stadt zählt 240 000 Krefelder. 7000 sind in den letzten sechs Jahren ausgewandert, die meisten, weil sie in Krefeld keinen Bauplatz angeboten bekamen. Die abgebremste Baupolitik der Stadt sorgt mit dafür, daß die Gemeinden und Städte ringsum wachsen. Professor Rüdiger Dornbusch, gebürtiger Krefelder und Berater des amerikanischen Präsidenten Bill Clinton, kommt geflogen, um den Preis der Gesellschaft „Concord“ als Förderer der deutsch-amerikanischen Freundschaft entgegenzunehmen. Er bedankt sich mit einem flammenden Plädoyer für eine liberale Marktwirtschaft. Dem Hülser Schützenkönigspaar Horst und Renate lacht bei mehreren Festzügen die Sonne. Norbert Pixken, der als Leichtathletiktrainer viele Bayer-Sport-Stars fit machte, bekommt auch einen Orden und strahlt. Günter Hawlik, engagierter Leiter der Hauptschule Prinz-Ferdinand-Straße, geht in den Ruhestand. Auch die beiden Uerdinger Gymnasien bekommen neue Schulleiter. Maria Hock und Heinz Undorf werden pensioniert. Die gebürtige Breslauerin Anna Schaar feiert im Kreise ihrer Familie den 101. Geburtstag.

Krefelder Mitarbeiter des Geologischen Landesamtes suchen im Juni in einer Grube in Jüchen nach Spuren von Erdbeben aus den letzten 10 000 Jahren. Die Stadt Krefeld legt beim Bundesverfassungsbericht Beschwerde gegen die vom Deutschen Bundestag beschlossene Einteilung der Bundestagswahlkreise ein. Krefeld ist demnach die einzige Großstadt in Deutschland, die geteilt wird und damit zwei verschiedenen Wahlkreisen angehört, die so zugeschnitten sind, daß nach menschlichem Ermessen nie mehr ein Krefelder in den Bundestag einziehen kann. Täglich toben tausend Kinder im Stadtwald und essen ganz viele Berliner, denn die Krefelder Frauenvereine haben wieder zum „Spiel ohne Ranzen“ eingeladen. Friedrich Werner, als Chef der Gießerei Siempelkamp eine herausragende Unternehmerpersönlichkeit, Freund und Förderer der Kunst und bekannt für seinen pfliffigen Humor, ist gestorben. Auf dem Elfrather See sucht die deutsche Ruderjugend ihre Meister. In der Augenklinik des Klinikums und in anderen Fachkliniken des Landes sind Patienten von einem bakteriell verunreinigten Augenspülmittel betroffen. Erblindung droht. In der Chemiefabrik Stockhausen gerät eine

Abgas-Waschanlage in Brand. Professor Dr. J. Michael Gockel erinnert daran, daß die Pathologie am Klinikum Krefeld vor 50 Jahren als „Institut für Leichenschau“ von Dr. Hermann von Törne gegründet wurde. Helmut Drüggen übernimmt von Manfred Schroers den schwierigen Posten des Leiters im Ordnungsamt der Stadt. Heinz Wallerstein, der vom Patienten zum bundesweit aktiven Mitglied der Deutschen Herzstiftung wurde, wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Karl Heinrich Bork bekommt den Orden für seinen internationalen ehrenamtlichen Einsatz als „Senior Experte“. Der Kaufmann hilft, in Entwicklungsgebieten Firmen aufzubauen oder neu zu ordnen. Ein Gewittersturm tobt über Krefeld, noch stärker aber über Kempen, wo rund um die Burg und an vielen Straßen zahlreiche Bäume umkippen und das Dach eines Gymnasiums einstürzt.

Anfang Juli treffen sich die Aktionäre der Ver-seidag, um zur Kenntnis zu nehmen, daß das traditionsreiche Unternehmen nun zu 96,7 Prozent einem niederländischen Konzern namens „Gamma Holding“ gehört und somit die Nationalität gewechselt hat. Die Niederländer hatten von der Deutschen Bank und einigen alten „Ver-seidag-Familien“ die Aktienpakete übernommen, denn der Vorstand konnte die Bilanz des „besten Jahres in der Geschichte des Unternehmens“ - so Vorstandssprecher Dieter Jung - vorlegen. Bei schweißtreibenden Temperaturen marschieren die Schützen mit König Hans und Königin Sigrid durch Fischeln. Angesichts des Abstiegs in die Regionalliga erinnert sich die Lokalpresse an den größten Fußball-Erfolg, den Krefeld je erlebte - damals, am 25. Mai 1985, als der KFC, noch FC Bayer Uerdingen geheißen, mit 2:1 im Berliner Olympiastadion Bayern München den sicher geglaubten DFB-Pokal entriß. Einige Tausend Krefelder schwingen sich aufs Fahrrad, um sich in die Rundfahrten des „Niederrheinischen Radwandertages“ einzureihen. Der Großmarkt an der Opumer Straße, der auf den ersten Blick einer Ruine ähnelt, zeigt Spuren neuen Lebens. Chinesen, Spanien-Fans und Türken kochen um die Wette, betreiben Spezialgeschäfte und finden ein immer größeres Genießer- und Käuferpublikum. Die Temperaturen steigen auf 30 Grad, und da es zwischendurch immer mal wieder kräftig regnet, wird es schwül. Der Italiener Giovanni D'Et-tore, der aus der „Königsburg“ eine Riesen-discothek und aus den Ostwall-Kinos das Variété „Seidenstern“ machte, stirbt im Alter von 48 Jahren. Das „Braustübchen“ bei Gleumes, Schauplatz mancher interner Feier oder Beratung, wird geschlossen. Die Brauerei braucht den Platz, um eine Abfüllanlage für Ein-Liter-Flaschen mit Bügelverschluss zu installieren. Der Nikolaus verschwindet von der Fassade des „Klößeke“. Das alte Uerdinger Hospiz wird renoviert. Otto Pütz, Ratsherr und Mann an der Spitze des Stadtsporthundes und damit „Chef“ von



Abb. 4. Die neudeutschen Wörter „Event“ und „Fun“ finden ihren Ausdruck in neuen Ereignissen. Hier wird mitten im Sommer an der Untergath das Skispringen geübt.

rund 72 000 Sportvereins-Mitgliedern, bekommt das Bundesverdienstkreuz. In der Fachwelt erregt das Deutsche Textilforschungszentrum mit einem neuen umwelt-schonenden Verfahren Aufsehen: Beim Färben von Stoffen kann künftig statt Wasser Kohlendioxid verwendet werden. Der Brit Colin Cook, der sich für die Städtepartnerschaft Krefeld-Leicester eingesetzt hat, wird mit dem Stadtsiegel ausgezeichnet. Eine Kommission prüft, ob Krefeld im Jahr 2000 Etappenziel der „Tour de France“ werden kann. Bezirksvorsteher Heinrich Strater schwenkt zum letztenmal den Zylinder, um die Uerdinger Kirmes zu eröffnen. Er plant seinen Abschied aus der Politik. Der Sommerschlußverkauf beendet den Juli unter strahlend blauem Himmel. Rund 180 Bonner Pilger wandern am Stadtrand entlang Richtung Kevelaer. Die Fußprozession hat zum 300. Male die Marienstadt zum Ziel. Auf Initiative des Bürgervereins Forstwald und der Städtischen Werke wird das ramponierte Denkmal an der Hückelsmay renoviert. Für sein kommunal- und sozialpolitisches Engagement wird Herbert Naumann mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Käthe Brux wird 85. In der Gaststätte „Zum armen Peter“ schaltet und waltet sie als die älteste aktive Wirtin Krefelds.

Mit dem Beginn des Monats August sind die großen Ferien zu Ende. Nun wird es aber auch langsam Zeit, daß die Parteien mit dem Kommunalwahlkampf beginnen. Das Gymnasium Horkesgath sucht für die Renovierung einiger Räume und die Anschaffung einiger Geräte Sponsoren. Bei der Stadt ist

mangels Masse nichts zu holen. Auf dem Platz zwischen Peters- und Lohstraße sollte in diesen Tagen eigentlich das Loch für eine Tiefgarage ausgebaggert werden. Ein Anlieger hat beim Oberverwaltungsgericht ein Normenkontrollverfahren gegen den Bebauungsplan in Gang gesetzt. Die Baustelle wird auf unabsehbare Zeit stillgelegt und dient nun wieder dem Parken. Bei einer Telefonaktion spricht sich die große Mehrheit der Bürger gegen verkaufsoffene Sonntage aus. NRW-Wirtschaftsminister Peer Steinbrück wird vor dem Geologischen Landesamt mit Pfiffen empfangen. Mitarbeiter demonstrieren gegen die beabsichtigte Schließung der Institution. Generalintendant Jens Pesel begrüßt das Ensemble des Stadttheaters zum ersten Arbeitstag der neuen Saison. Alexander Hubertus von Heimendahl bekommt das Bundesverdienstkreuz für 25 Jahre ehrenamtliche Richtertätigkeit am Arbeitsgericht. Die Arbeitslosenrate zeigt endlich leicht fallende Tendenz. Derzeit liegt sie bei 13,3 Prozent. Das immer noch wachsende Fischeln bekommt ein Hallenbad. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer legt den Grundstein. Mit der Ausstellung frischluft-geeigneter Kunststücke wird der Ostwall für eine Woche zum Kunstwall. Der 14jährige Dennis Küpper kann den Golfball 250 Meter weit schlagen. Der Jung-Star des Krefelder Golf-Clubs möchte Sportprofi werden. Die „Düsseldorfer Operette“ baut im Hof der Burg Linn die Kulissen für einige Aufführungen des „Zigeunerbaron“ auf. Die Optiker machen ein gutes Geschäft mit Schutzbrillen. Man wappnet sich für die Sonnenfinster-

nis am 12. August, die Krefeld in milchige Dämmerung taucht. „Sofi“-Fans versammeln sich auf dem Egelsberg, um den Mondschatten am Tagesgestirn vorbeiziehen zu sehen. Katharina und Dr. Gerhard Milbert bekommen das Bundesverdienstkreuz. Die beiden haben mit der Hülser Katholischen Arbeitnehmerbewegung den Bau eines Wohnhauses für Behinderte inszeniert und eine Eigenleistung von 600 000 Mark zusammengebracht. 1,9 Millionen Mark spenden Niederheiner spontan, damit das Medikamenten-Hilfswerk „action medeor“ im Kriegsgebiet Kosovo Hilfsprogramme durchführen kann. Erika Jochum-Fischer tritt als Vorsitzende des Verkehrsvereins Krefeld die Nachfolge von Dr. Peter Pokorny an. Der Rechtsanwalt hatte das Amt 22 Jahre lang ausgefüllt und wird zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Generalintendant Jens Pesel verlängert seinen Vertrag mit den Vereinigten Städtischen Bühnen bis zum Jahr 2006, was allgemein begrüßt wird. Christoph Peters, Kunsthistoriker und zu Zwecken des Broterwerbs Passagier-Kontrollleur am Frankfurter Flughafen, bekommt für seinen ersten Roman „Stadt Land Fluß“ den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld und wird von der deutschen Literaturszene als interessantester Debütant des Jahres gefeiert. Der Hilfsverein „Krefelder Tafel“ und die Mitarbeiter des „Jugendtelefons“ werden mit dem städtischen Preis für bürgerschaftliche Selbsthilfe ausgezeichnet. Die städtische Wohnungsgesellschaft „Krefelder Wohnstätte“ hat die ehemalige Im-Brahm-Brotfabrik an der Ritterstraße ersteigert und beginnt mit



Abb. 5. Anna Tervoort (rechts) wird von der Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte „Yad Vashem“ als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt. Links ihre vor einigen Jahren verstorbene jüdische Schutzbefohlene Ruth Jenkes, die sie jahrelang auf ihrem Bauernhof vor den Nazis versteckte und rettete.

der Instandsetzung der denkmalwerten Gebäude. Mit dem Ausbau der Ritterstraße und der Fertigstellung des Tersteegen-Hauses am Platz der Einheit zeigt sich die Südseite des Hauptbahnhofs deutlich im Aufwind. Dr. Klaus Forsen, seit Jahresbeginn bereits als Präsident am Landgericht tätig, wird endlich offiziell in sein Amt eingeführt. Die Oppumer St.-Sebastianus-Schützen feiern ihr Schützenfest unter anderem mit einer Travestie-Schau. Der Tennis-Club „Blau-Weiß“ hat sich in der ersten Liga des Sports gut gehalten. Rund 600 Krefelder reisen in die Eifel, um einen sonnigen Tag der offenen Tür im Waldgut Schirmau zu erleben. Spontan spenden sie dort während eines Gottesdienstes mehrere Tausend Mark, um den Opfern eines verheerenden Erdbebens in der Türkei zu helfen. Die Städtischen Werke suchen den Schulterschluss mit benachbarten Versorgungs-Unternehmen, um eine Position innerhalb des liberalisierten Strommarktes zu wahren. Professor Dr. Jörg Haubrich, Chef der HNO-Klinik am Klinikum Krefeld, wird in den Ruhestand verabschiedet. Sänger des Stadttheaters beglücken ihn mit dem „Prodekan“-Duett aus dem „Vogelhändler“, denn Haubrich war jahrelang der Hüter und Retter der Bühnen-Stimmen. Zum 14. Male öffnet die „Rheinische Landesausstellung“ auf dem Sprödentalplatz ihre Pforten. Großes Gedränge auf dem Theaterplatz. Kulturmarkt und Theaterfest locken viele an. Mit Wagners „Der fliegende Holländer“ wird die Theatersaison volltönend eröffnet. In St. Cyriakus in Hüls entsteht eine neue Orgel.

Mit vielen Plakaten und wenigen Diskussionsveranstaltungen wird Anfang September



Abb. 7. Großes Gedränge in Hüls. Der „Bottermaat“ lockt viele Besucher.



Abb. 6. Krefelds letzter Oberstadtdirektor wird verabschiedet. Von links: Regierungspräsident Büssow, Oberstadtdirektor Heinz-Josef Vogt mit seiner Frau, Oberbürgermeister Dieter Pützhofen mit seiner Frau, Stadtkämmerer Küper.

der Kommunalwahlkampf mühsam auf Temperatur gebracht. Thomas Blumenkamp schreibt nach Dostojewskis „Der Idiot“ eine Oper. Die Kulturstiftung der Deutschen Bank finanziert den Auftrag; die Aufführung ist zur Feier des 50jährigen Bestehens der Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach geplant. Neun Galerien öffnen am ersten September-Sonntag ihre Türen für Kunst-Neugierige. Karl-Heinz Gräfen, Schlossermeister und ehrenamtlicher Richter am Arbeitsgericht, wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Die Polizei sucht per Phantombild einen Mann, der eine Frau in deren Wohnung an der Dionysiusstraße überfallen und vergewaltigt hat. Am 9. 9. 99 treten in Krefeld 60 Paare vor die diversen Standesbeamten der Stadt. Das Kölner Domkapitel schenkt der Uerdinger Pfarre St. Paul eine St.-Irmgardis-Reliquie. Dieter Niederste-Werbeck, Vorstandssprecher der Neusser Firma Jagenberg, wird als Nachfolger von Rudolf Siebert neuer Vorsitzender der Unternehmerschaft Niederrhein. Dieter Lundström, Ratsherr und Vorsitzender im Stadtverband der Kleingärtner, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Professor Dr. Johannes Cladders, Krefelder Bürger und ehemals Leiter des Mönchengladbacher Museums Abteiberg, wird 75 Jahre alt. Mit 62,82 Prozent der Wählerstimmen wird Dieter Pützhofen zum ersten hauptamtlichen Oberbürgermeister neuer Zeitrechnung gewählt. Erstmals können 16- und 17jährige und Ausländer aus dem Gebiet der Europäischen Union an der Kommunalwahl teilnehmen. Esta Wolff übernimmt von Monika

Engländer den Vorsitz des Krefelder Frauenvereins. Der Willicher Thorsten T. und der Krefelder Wolfgang M. stehen vor Gericht. Sie sollen vertrauensselige Geldanleger um 4,2 Millionen Mark geprellt haben. Der Bürgerverein Krefeld-West sagt zum 100jährigen Bestehen ein fröhliches „Prost“. Zum 23. Male knubbelt sich in Hüls das Publikum des beliebten „Bottermaat“. Die in Krefeld verankerte Adalbert-Stiftung verleiht ihren Preis in Prag dem tschechischen Präsidenten Vaclav Havel. Das Tele-Management-Center des Thyssen-Krupp-Konzerns startet von Krefeld aus sein Parlaments-Fernsehen und verspricht für die kommenden Jahre 750 neue Arbeitsplätze. Die Niederrheinischen Sinfoniker laden ihr Publikum zu kostenlosen „Workshop-Konzerten“ ein. Hans-Georg Hauser, ehrenamtlicher Handelsrichter, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Sonja Laubis und andere Bürger aus der Nachbarschaft Herbertzstraße betreuen seit 26 Jahren mit großem Erfolg Kinder aus sozial benachteiligten Familien. Der Traarer Bauernmarkt bewährt sich als Publikums-magnet. Noch größer sind die Volksmassen, die „Die größte Straßenmodenschau der Welt“ in der Innenstadt belagern. Als „Fels in der Brandung“ würdigt Oberbürgermeister Dieter Pützhofen den Ehren-Kreishandwerksmeister Wilhelm Hüren bei der Übergabe des „Verdienstordens erster Klasse“. Oberstadtdirektor Heinz-Josef Vogt verabschiedet sich von der Stadtverwaltung in den Ruhestand. Er ist der letzte seiner Art, denn fortan gibt es nur noch den Oberbürgermeister als Stadtspitze.

100 Jahre Krefelder Stadtwald

Entstehung, Entwicklung, naturkundliche Bestandsaufnahme

von Hans Wilhelm Quitzow und Ernst Schraetz

1. Einleitung

Das hundertjährige Jubiläum des Krefelder Stadtwaldes im Jahre 1997 regte uns zu einer Darstellung der Natur und der Entwicklungsgeschichte dieser vielseitig gestalteten Wald- und Parkanlage an. Die Arbeit erschien uns angebracht, weil seit dem Erscheinen des bekannten Wanderbuches „Krefelder Naturpfade“ von STEEGER & HÖPPNER & SCHREURS, das den Stadtwald mitbehandelt, keine naturkundliche Übersicht dieses Gebietes mehr gegeben wurde. Das Buch datiert aus der Mitte des Jahrhunderts. Im Manuskript war es schon 1941 abgeschlossen, die Veröffentlichung konnte aber erst 1966 erfolgen. Der Wert dieser Bearbeitung liegt in der Schilderung der Stadtwaldnatur in weit zurückliegender Zeit und ihren, wenn auch knapp gehaltenen Ausführungen zur Vorgeschichte der Landschaft.

Wir konnten an dieses Buch gut anknüpfen, mußten aber zu unserer Stadtwald-Beschreibung noch viele weitere Unterlagen berücksichtigen. Hierzu zählen vor allem alte und neuere Karten und Stadtpläne, wie zum Beispiel die erste topographische Karte 1:25 000 aus dem Jahre 1844 und zahlreiche Neuauflagen, die die Folge der Veränderungen erkennen lassen. Wichtig für die Verhältnisse in früherer Zeit war auch die geologische Karte 1:25 000 des Krefelder Gebietes aus dem Jahre 1910. Über das System der Bäche und Gräben sowie die Änderungen der Abflußverhältnisse konnten wir uns schließlich durch die Gewässerkarte Krefelds 1:25 000 unterrichten, die 1979 vom Tiefbauamt der Stadt Krefeld herausgegeben wurde.

Freundliche Unterstützung bei unseren Recherchen hat uns das Grünflächenamt (jetzt Fachbereich Grünflächen) der Stadt Krefeld durch seine Forstabteilung zuteil werden lassen, und das Stadtarchiv gab uns wichtige ergänzende Informationen aus seinen Beständen alter Stadtpläne. Beiden Stellen sagen wir hierfür sowie für mancherlei Ratschläge und Auskünfte unseren verbindlichen Dank.

Wertvolle Hilfe erhielten wir auch durch Herrn Berthold Leendertz, der uns auf mehreren gemeinsamen Stadtwald-Exkursionen viele baumkundliche Hinweise an Ort und Stelle erteilte und schwierige Baumbestimmungen vornahm.

Durch den Golfclub Stadtwald e.V. wurde es uns ermöglicht, die öffentlich nicht zugängliche Fläche der Pferderennbahn in unsere Untersuchungen mit einzubeziehen. Für diese Genehmigung und das Interesse an unseren naturkundlichen Bestandsaufnahmen gilt unser Dank dem Vorsitzenden des Golfclubs Stadtwald, Herrn Heinz Schotte. Sehr verbunden sind wir ferner Frau Waltraut Naebers und Herrn Bernd Naebers in Krefeld-Hüls für technische Hilfe bei der Manuskripterstellung und Herrn Wolfram Lindgens, Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld, für die Anfertigung von Einzelzeichnungen.

Ziel unserer Untersuchungen war es, die Entstehung des Stadtwaldes aus mehreren recht unterschiedlichen Teilgebieten deutlich zu machen und diese Teile auch im Kartenbild gegeneinander abzugrenzen. An der West- und Nordseite des Stadtwaldes gehen wir hierbei zur besseren Abrundung ein wenig über das Gebiet hinaus und beziehen den vorgelagerten Randstreifen zwischen der Deußstraße und dem Buschgraben sowie Flächen im Umfeld des Verberger Friedhofes in die Darstellung mit ein. Bei unserer Erkundung haben wir über drei Vegetationsperioden hinweg das Gebiet häufig begangen und eine Pflanzenaufnahme vorgenommen, bei der 413 Arten festgestellt wurden. Bezüglich der Stadtwaldfauna beschränken wir uns auf die Vogelwelt, die mit 47 brütenden Arten vertreten ist. Zu anderen Tiergruppen konnten wir nur wenige neue Details hinzufügen.

In einem zweiten Beitrag, der in der Zeitschrift „Natur am Niederrhein“ erscheinen soll, werden wir unsere botanischen und vogelkundlichen Erkundungen ausführlicher darstellen und vollständige Pflanzenlisten sowie quantitative Angaben über die Brutvögel des Stadtwaldes vorlegen.

2. Oberflächengestaltung und Entwässerung des Stadtwaldgebietes

Der Krefelder Stadtwald liegt inmitten der breiten Niederterrasse des Rheins, die den Stromtalboden aus der letzten Eiszeit darstellt. Der Terrassenkörper ist eine 25 bis 30 m mächtige Aufschüttung von Kiesen und Sanden des Rheins, die bis zum Ende der Eiszeit herangeführt und abgelagert wurden. Mit beginnender Erwärmung vor etwa 10 000 Jahren hörte die Kiesanschüttung auf, und es folgten nunmehr als Hochwasserabsätze feine Sande und darüber Hochflutlehm in kaum mehr als meterdicker Schicht. Was man heute als Geländeoberfläche sieht, ist also im wesentlichen das Bild vom Ende der letzten Eiszeit, denn die jüngeren Hochwasserabsätze reichten nicht aus, die Formen der eiszeitlichen Oberfläche unkenntlich zu machen. Diese bestehen aus einem Wechsel von flachen Abflurinnen des verwilderten Rheins mit dazwischenliegenden, nur geringfügig höheren Sand- und Kiesbänken. Im Stadtwald ist das alles nicht sehr ausgeprägt. Lediglich die Vreed ist als ganzes ein etwas höherer und trockenerer Geländeteil, der zur Pferderennbahn hin abfällt. Niedriger und feuchter ist der gesamte westliche Stadtwald-Abschnitt¹⁾.

Nach dem Ende der Eiszeit haben sich durch Grundwasseraustritte auf der Niederterrasse kleine Flüsse unter beständiger Eintiefung ihrer Betten entwickelt. Eine solche selbständige Flußrinne ist die Senke des Niepkuhlenflusses. Sie zieht sich im Osten und Norden um den Stadtwald herum und begrenzt ihn. Der Niepkuhlenfluß hat zu Anfang der Nacheiszeit viel Wasser geführt, wurde aber bald schwächer, weil der Rhein als zentraler Vorfluter sein Bett noch mehr eintiefte und damit das Grundwasser in der gesamten Niederterrasse absenkte. Die Niepkuhlenrinne verlandete schließlich und wurde von humosen Sanden mit geringmächtigen Einschaltungen von Niedermoortorf aufgefüllt. Diese Absätze sind meist 2 bis 4 m mächtig. Die heutigen Niepkuhlen wurden

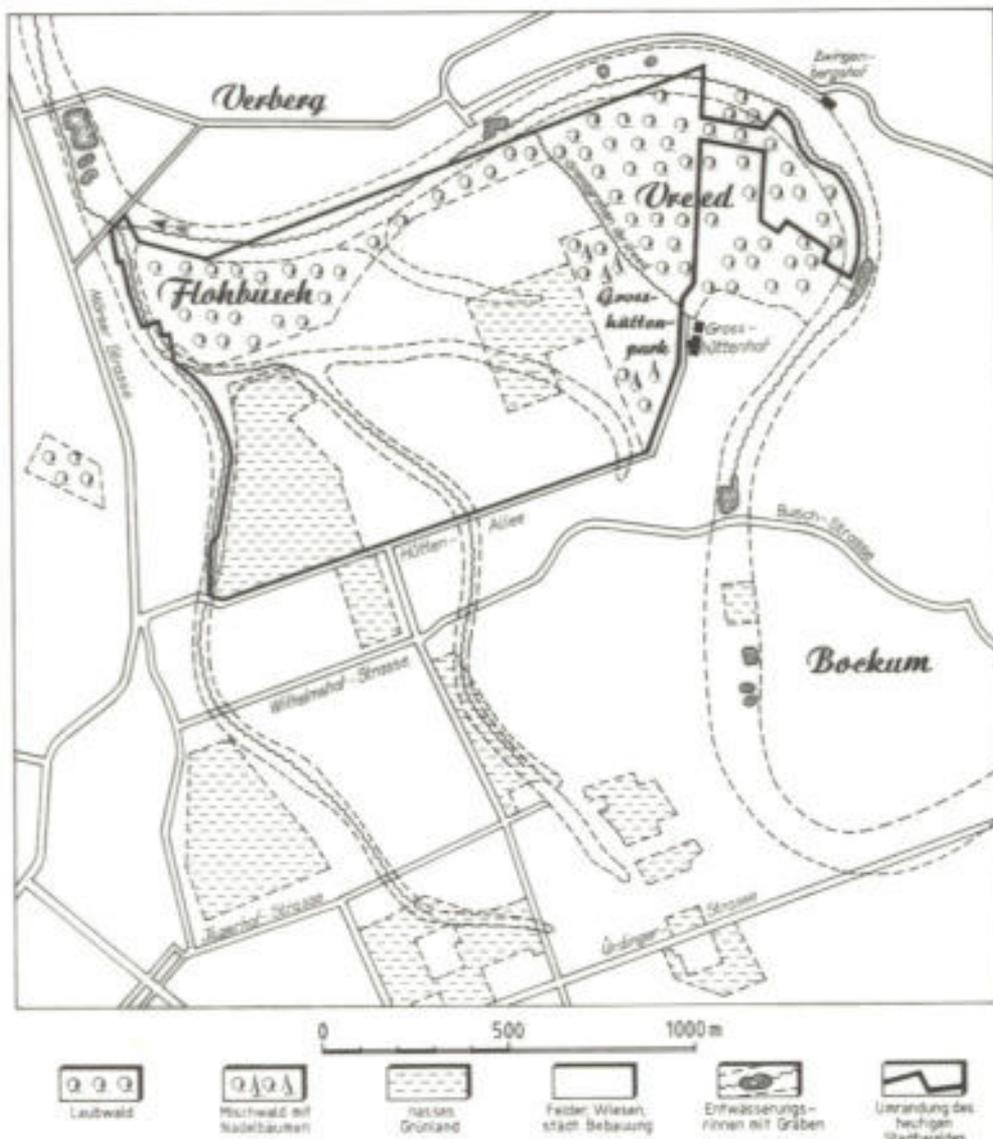


Abb. 1. Das Ausgangsgebiet des Stadtwaldes im Jahre 1894. Die Abflußrichtung der Bäche ist durch Pfeile gekennzeichnet. Der heutige Stadtwald ist durch seine Umrandung markiert.

erst in der Neuzeit durch Abbau örtlich stärkerer Torflager geschaffen.

Nach dem Ende der Sedimentationen blieb die Niepkuhlenrinne als feuchte Senke mit flacher Sohle und zum Teil steilen Böschungen einige Meter unter Niederterrassen-Niveau erhalten, und es floß in ihr nur noch ein kleiner Bach (s. Abb. 1). Zu ihm hin entwickelten sich im Stadtwald-Gebiet einige Nebenrinnen, die das Oberflächenwasser ableiteten. Zwei von ihnen waren stärker ausgeprägt und führten auch ständig kleine Bäche, die infolge der Grundwasserabsenkung im 20. Jahrhundert aber verschwunden sind. Es sind dies die Buschgraben-Senke, eine am westlichen Stadtwaldrand verlau-

fende Rinne neben der heutigen Deußstraße, deren Bach schon frühzeitig zu einem tieferen Graben umgestaltet wurde, und eine etwas weiter östlich an der heutigen Kaiserstraße entlangziehende Bachsenke. Der Buschgraben bildete lange Zeit die Grenze von Krefeld gegen kurkölnisches Gebiet. Seine Rinne konnte früher durch den Bereich der jetzigen Jentgesallee und Grenzstraße bis fast zur Uerdinger Straße nach Süden verfolgt werden. Auch die zweite Bachrinne begann unweit der Uerdinger Straße. In ihr wurde der Kaiserpark mit seinem langgestreckten Teich angelegt. Weiter nördlich zog sie sich in den Stadtwald-Bereich hinein und verlief östlich am Ort des späteren Stadtwaldhauses vorbei. In ihr wurde der Westteil

des Stadtwaldweihers ausgehoben bis zu der Stelle, an der die Rinne zum Buschgraben hin umbog. Diese zweite Rinne ist heute im Gelände kaum noch zu erkennen, denn zu stark sind die durch Bebauung und Stadtwald-Gestaltung eingetretenen Veränderungen der Oberfläche. In alten Karten findet man die Rinne aber noch deutlich dargestellt.

Nach Einmündung in die Niepkuhlenrinne wurden die Wässer aus dem Stadtwald in nordwestlicher Richtung zum Flußgebiet der Niers und Maas hin abgeführt²⁾. Erst in neuester Zeit ist diese Entwässerung umgestellt worden. Um den Abfluß von starken Niederschlägen zu verbessern, hat man nämlich in den siebziger Jahren am Nordrand des Stadtwaldes den Buschgraben zwischen der Nordtangente und der Straße „Am Flohbusch“ nach Osten in die Niepkuhlenrinne abgelenkt, wo das Wasser über vertiefte Gräben entgegen dem natürlichen Gefälle der Geländeoberfläche weiterfließt³⁾. Bei der sehr wenig geneigten Rinnenoberfläche war das über 2 km weit bis hin zum Zwingenbergshof an der Nordostseite des Stadtwaldes möglich. Dort hat man mit einem besonders tiefen Quereinschnitt eine Überleitung zu dem wenig weiter östlich bestehenden Graben an der Leutefeldstraße geschaffen, in dem aller Abfluß in nördliche Richtung zum Rhein hin erfolgt. Diese Maßnahme hat also bewirkt, daß die bei Starkregen entstehenden Oberflächenwässer des Stadtwaldes nunmehr ins Stromgebiet des Rheins abgeführt werden.

3. Die ursprüngliche Landschaft

Auf dem Gelände des heutigen Stadtwaldes dehnte sich früher der große Bockumer Busch aus, ein noch weitgehend natürlicher Wald auf einem feuchten, von Wasserflächen durchsetzten Boden. Er diente, ebenso wie die nordöstlich anschließende, viel kleinere Vreed, nur wenigen Privilegierten, den sogenannten Buscherben, zur Nutzung. Diese besaßen einzelne, als Gewälde bezeichnete Abschnitte, die nach der Auflösung des Kurfürstentums Köln im Jahre 1802/03 verkauft wurden. Der Bockumer Busch diente vor allem zur Holzgewinnung und zur Schweinemast (BUSCHER 1951). Für den letzteren Zweck waren als Waldbäume Eichen und Buchen ihrer Früchte wegen bevorzugt angepflanzt worden. Die Holzgewinnung erfolgte größtenteils durch Astabschneiden, wodurch die Bäume niedrig blieben. Ließ man sie schließlich doch durchwachsen, entstanden vielfach durchaus starke Stämme, die aber nicht mehr sehr in die Höhe gingen. Einige solcher alten Bäume kann man heute namentlich im östlichen Stadtwald (Vreed) noch erkennen.

Die Gewässer des Bockumer Busches waren offenbar recht beständig, denn es war in



Abb. 2. Gemälde aus dem alten Bockumer Busch; oben Gemälde von H. Koch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, unten Gemälde von A. Sollmann aus der gleichen Zeit

ihnen sogar Fischerei möglich. Alle diese Nutzungen waren schon frühzeitig durch eine Buschordnung geregelt, von der eine Fassung aus dem Jahre 1600 existiert (FÖHL 1956a und 1956b).

Eine lebendige Anschauung des alten Bockumer Busches erhält man durch ein Gemälde von HEINRICH KOCH aus dem vorigen Jahrhundert (Wiedergabe bei REMBERT 1925 und BUSCHER 1951a), das im Original durch Kriegseinwirkung verloren gegangen ist. Zwei weitere Gemälde, die sich jetzt im Besitz des Museums Burg Linn befinden, vervollständigen den Eindruck. Wir sind in der glücklichen Lage, sie hier abzubilden (s. Abb. 2). Für die Genehmigung danken wir dem Museum, das uns auch freundlicherweise die Druckvorlagen zur Verfügung gestellt hat.

Der alte Busch, aus dem später der Stadtwald hervorging, war ursprünglich viel größer als die heutigen Waldreste. Er erstreckte sich als 1 bis 2 km breiter Streifen vom Nordrand des jetzigen Stadtwaldes ununterbrochen bis weit über das Krefelder Gebiet hinaus nach Südsüdosten. Die Kartenaufnahme von TRANCHOT und MÜFFLING (1803 - 1820) zeigt ihn so bis hin nach Osterath. Der Bockumer Busch war der nördliche Teil dieses Waldes, umschlossen von der Niepkuhlenrinne. Eine Sonderstellung nahm schon seit langem der im Nordosten gelegene Friedwald (heute als Vreed bezeichnet) ein. Er war durch einen Grenzgraben vom übrigen Bockumer Busch getrennt, der noch im vorigen Jahrhundert in Funktion war und selbst heute, obwohl er inzwischen ziemlich verfallen ist, im Gelände erkannt und verfolgt werden kann.

Im 19. Jahrhundert wurde der Bockumer Busch weitgehend gerodet. Die erste topographische Karte 1:25 000 aus dem Jahre 1844 zeigt auf Krefelder Gebiet bereits große Waldlücken beiderseits der schon damals bestehenden Uerdinger Straße. Nördlich davon, etwa ab der heutigen Friedrich-Ebert-Straße, war der Wald aber noch intakt. Dort kam es erst in der zweiten Jahrhunderthälfte zu weitflächiger Waldzerstörung, die das Gebiet des späteren Stadtwaldes zu einem großen Teil in eine Gras- und Strauchheide umwandelte, die nur noch extensiv als Ackerland und Viehweide genutzt werden konnte. Lediglich der Flohbusch im Norden und die Wälder der Vreed im Osten waren stehengeblieben. Diese Verteilung von Wald, Heide und Acker bildete also die Ausgangslage bei der Entstehung des Stadtwaldes (s. hierzu Abb. 1).

4. Der Werdegang des Stadtwaldes

Im Jahre 1897 erhielt die Stadt Krefeld eine rund 35 Hektar große Fläche aus dem ehe-

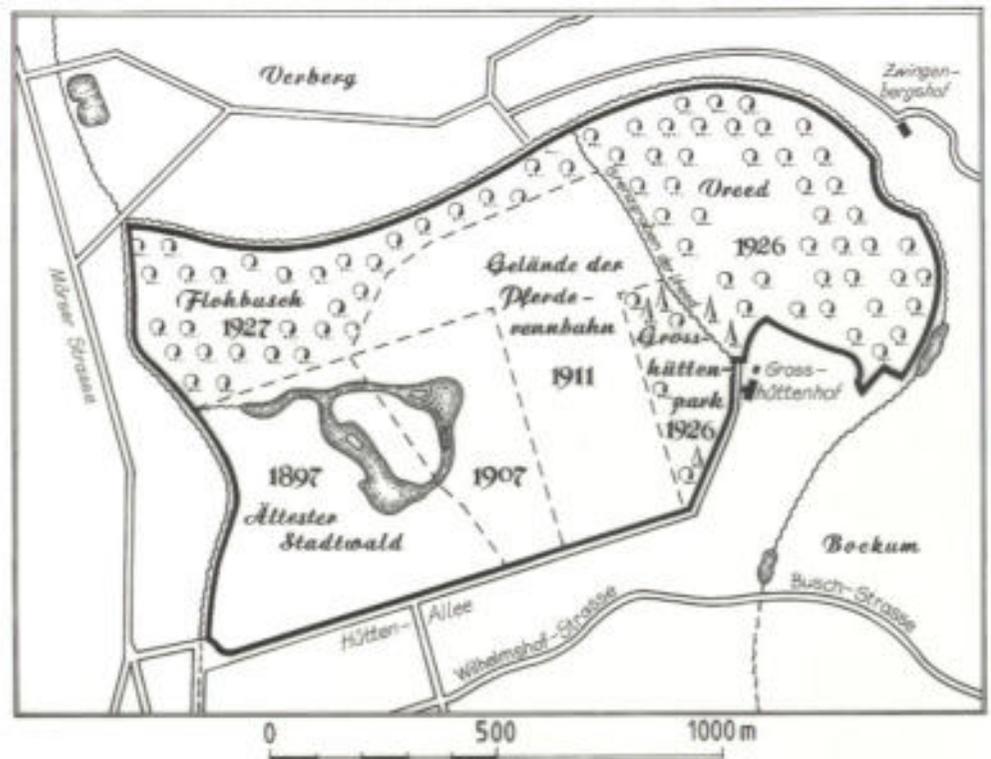


Abb. 3. Die Teilflächen des Stadtwaldes in ihrer ursprünglichen Erstreckung und mit Angabe des Jahres ihrer Eingliederung. Das Rennbahngelände hat später einige Grenzänderungen erfahren.

maligen Bockumer Busch als Geschenk von dem Fabrikanten und Grundbesitzer Wilhelm Deuß. Die Übergabe war verbunden mit der Auflage, hier einen Park oder Wald für die Krefelder Bevölkerung einzurichten und damit sofort zu beginnen. Die Arbeiten erfolgten so zügig, daß die Ursprungsfläche des Stadtwaldes bereits 1901 als Park für die Öffentlichkeit zur Verfügung stand. Nähere Angaben über die Anfangszeit des Stadtwaldes und die erste Nutzung kann man den Veröffentlichungen von R. HEYER (1987a und 1987b) entnehmen.

1907 spendete Wilhelm Deuß erneut größere Mittel an die Stadt Krefeld, diesmal eine Geldsumme, mit der eine östliche Anschlußfläche von 17,5 Hektar erworben werden konnte. Sie wurde sogleich mit dem ersten Stadtwaldteil vereinigt und zusammen mit ihm zu einem recht einheitlichen Park ausgebaut, der nun bis an das nachmalige Rennbahngelände reichte.

Diese letztgenannte Fläche in einer Größe von 32 Hektar kaufte die Stadt im Jahre 1911 und überließ sie pachtweise dem Krefelder Rennverein zur Anlage und Unterhaltung einer Pferderennbahn. Diese war nach zwei Jahren fertiggestellt und wurde 1913 eröffnet.

Die noch ausstehenden letzten Stadtwaldteile wurden erst nach dem Kriege erworben und angegliedert. So wurde 1926 der schon bestehende Großhüttenpark für die Bevölkerung zugänglich gemacht, und im selben Jahr kamen auch die verschiedenen Teile der Vreed hinzu. 1927 endlich wurde als letzter Zuwachs der Flohbusch ein Teil des Stadtwaldes (SPELTEN 1935, REMBERT 1957).

5. Der heutige Stadtwald

Der jetzige Stadtwald setzt sich seiner heterogenen Entstehung nach teils aus geschlossenen Baumbeständen, teils auch aus einem Wechsel von Wald- und Wiesenflächen zusammen. In seiner Gesamtheit enthält er überraschend viele verschiedene Baumarten, von denen wir 59 ermitteln konnten. Weitaus am häufigsten ist die Rot-Buche, gefolgt von Stiel-Eiche und Rot-Eiche. Von den übrigen Laubbäumen sind Schwarz-Erle, Esche, Berg-Ahorn, Hainbuche, Birke und Vogel-Kirsche noch reichlich vertreten, während alle anderen seltener vorkommen oder sogar äußerst spärlich auf vereinzelte Standorte beschränkt sind. Nadelgehölze sind im ganzen seltener und meist nur vereinzelt zwischen den Laubbäumen eingesprengt. An einzelnen Stellen gibt es je-

doch auch Parzellen mit überwiegenderem oder sogar reinem Nadelholzbestand, die in der Laubwaldumgebung naturgemäß sehr auffallen.

Folgende Baumarten haben wir im Krefelder Stadtwald festgestellt:

Rot-Buche
 Stiel-Eiche
 Rot-Eiche
 Sumpf-Eiche
 Gemeine Esche
 Manna-Esche
 Berg-Ahorn
 Spitz-Ahorn
 Feld-Ahorn
 Silber-Ahorn
 Eschen-Ahorn
 Hänge-Birke
 Moor-Birke
 Schwarz-Erle
 Hainbuche
 Hybrid-Pappel
 Pyramiden-Pappel
 Balsam-Pappel
 Silber-Pappel
 Zitter-Pappel
 Sal-Weide
 Silber-Weide
 Hohe Weide
 Trauer-Weide
 Platane
 Vogel-Kirsche
 Japanische Zierkirsche
 Gewöhnliche Traubenkirsche
 Späte Traubenkirsche
 Eberesche
 Kultur-Apfel
 Kultur-Birne
 Kultur-Pflaume
 Eß-Kastanie
 Robinie
 Sommer-Linde
 Europäische Linde
 Roßkastanie
 Stechpalme
 Faulbaum
 Berg-Ulme
 Flügelnuß
 Trompetenbaum
 Amberbaum
 Eibe
 Wald-Kiefer
 Korsische Schwarz-Kiefer
 Weymouths-Kiefer
 Europäische Lärche
 Japanische Lärche
 Atlas-Zeder
 Weiß-Tanne
 Riesen-Tanne
 Fichte
 Douglasie
 Hemlockstanne
 Scheinzypresse
 Lebensbaum
 Ginkgo

Zur Sumpf-Eiche ist zu bemerken, daß sie nach STEEGER & HÖPPNER & SCHREURS

(1966) in früherer Zeit ein häufiger Baum des Stadtwaldes war. Heute ist dort von ihr kein einziges älteres Exemplar mehr vorhanden, während die ähnliche Rot-Eiche ihren Bestand voll gehalten hat. Nur an einer Stelle am Rande des Stadtwaldweihers haben wir zwischen anderen Jungbäumen auch zwei kleinere Sumpf-Eichen entdeckt. Über die Ursache des Verschwindens der alten Sumpf-Eichen kann man nur Vermutungen anstellen, da sichere Daten nirgends vorliegen. Vielleicht sind sie in der ersten Nachkriegszeit selektiv abgeholzt worden.

In der **Tierwelt** des Stadtwaldes fallen nach Zahl und Lebensweise die **Vögel** am meisten auf. Von ihnen sind am häufigsten Amsel und Rotkehlchen vertreten, und starke Bestände weisen auch Zaunkönig, Ringeltaube, Buchfink, Kohlmeise, Mönchsgrasmücke und Zilpzalp auf. Die übrigen Arten sind weniger häufig bis selten vorhanden, manche nur mit einem einzigen Paar oder einem Einzel Exemplar. Die Mehrzahl der beobachteten Vögel brütet im Stadtwald, nur die Höckerschwäne haben seit einigen Jahren damit ausgesetzt. Bei anderen Arten ist eine Brut durchaus denkbar, ließ sich bisher jedoch nicht nachweisen. Viele Vögel suchen den Stadtwald aber auch nur vorübergehend (zur Nahrungsaufnahme oder während der Zugzeiten) auf. Die beiden Gruppen der Brutvögel und der Arten ohne Brut oder Brutnachweis haben wir in der nachfolgenden Aufstellung auseinandergelassen. Wir geben die Brutvögel in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit an. Bei den Nichtbrütern ist das kaum möglich, da es sich bei ihnen vielfach um seltene Einzelbeobachtungen handelt. Regelmäßig sieht man von diesen Arten nur Elstern, Lachmöven und Höckerschwäne.

Brutvögel des Stadtwaldes (47 Arten):

Amsel
 Rotkehlchen
 Ringeltaube
 Zaunkönig
 Buchfink
 Kohlmeise
 Mönchsgrasmücke
 Rauchschwalbe
 Zilpzalp
 Dohle
 Blaumeise
 Star
 Kleiber
 Gartengrasmücke
 Singdrossel
 Buntspecht
 Gartenbaumläufer
 Fitislaubsänger
 Eichelhäher
 Hohltaube
 Bläßralle
 Stockente
 Hausperling
 Stadtaube
 Misteldrossel
 Heckenbraunelle

Schwanzmeise
 Gimpel
 Grünfink
 Mäusebussard
 Sperber
 Teichralle
 Fasan
 Grauschnäpper
 Bachstelze
 Grünspecht
 Kuckuck
 Rabenkrähe
 Dorngrasmücke
 Habicht
 Wintergoldhähnchen
 Sommergoldhähnchen
 Tannenmeise
 Haubenmeise
 Waldohreule
 Stieglitz
 Turteltaube

Stadtwaldvögel ohne Brutnachweis (13 Arten):

Elster
 Feldsperling
 Graureiher
 Höckerschwan
 Kernbeißer
 Lachmöve
 Mandarinente
 Nachtigall
 Sumpfmehse
 Turmfalke
 Türkentaube
 Waldkauz
 Waldlaubsänger

Auch die **Säugetiere** sind im Stadtwald vielfältig vertreten. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Wilhelm Rohling, Leiter der Forst-Abteilung im Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld, kommen dort folgende Arten vor:

Reh; nicht selten von Norden und Osten her zuwandernd, aber kein fester Bestand,
 Fuchs; selten, aber noch Baue vorhanden,
 Kaninchen; im allgemeinen häufig, zur Zeit aber durch eine Seuche stark dezimiert,
 Hase; in einem kleinen, aber festen Bestand,
 Eichhörnchen; überall häufig,
 Siebenschläfer; ein Exemplar wurde einmal verendet in einem Nistkasten gefunden. Die Art entzieht sich im übrigen durch verborgene Lebensweise der Beobachtung.
 Bismarck; in den Gewässern nicht selten,
 Großes Wiesel; vorhanden,
 Mauswiesel; vorhanden,
 Iltis; vorhanden,
 Igel; nicht selten,
 Maulwurf; häufig.

Über die Fledermäuse des Stadtwaldes liegen sehr genaue Angaben vor. Herr Franco Cassese (früher Krefeld, jetzt Hagen), ein hervorragender Fledermauskennner, der mit Unterstützung des Naturschutzbundes Deutschland (NABU) die Fledermausvor-

kommen Krefelds untersucht hat, nennt aus dem Stadtwald folgende Arten²⁾: Zwergfledermaus; häufig, Wasserfledermaus; häufig; über dem Stadtwaldweiher fliegend, Großer Abendsegler; vereinzelt; über waldfreien Flächen fliegend.

Von den Kleinsäugetern sieht man wenig, und man weiß auch nicht genau, welche Arten im Stadtwald heimisch sind. Untersuchungen über die Mäuse und Spitzmäuse des Gebietes bleiben also eine dankbare Aufgabe für Spezialisten.

Die **Reptilien** sind weitgehend aus dem Stadtwald verschwunden. Von ihnen sehen wir nur noch vereinzelt die Waldeidechse.

Dürrtig ist auch die **Amphibienfauna**, von der wir nur Grasfrosch und Erdkröte sowie in den Rennbahngewässern auch noch Wasserfrösche und den Teichmolch feststellen konnten.

Die im Stadtwaldweiher vorkommenden, künstlich angesiedelten Fischarten sind weiter unten aufgezählt.

Aus den übrigen Tierstämmen haben wir lediglich das Vorkommen der Wespenspinne in der Vreed hervorgehoben.

5.1 Der südwestliche Stadtwald-Teil

Das hier behandelte Gebiet umfaßt die beiden ersten Waldteile, die in den Jahren nach 1897 beziehungsweise 1907 gestaltet wurden. Ihr Aufbau erfolgte nach einem strengen Plan, den der Düsseldorfer Gartenarchitekt Rosorius erstellt hatte. Dieser Plan galt zunächst nur für die Fläche der Schenkung von 1897, doch hatte man schon frühzeitig mit einer Erweiterung nach Osten gerechnet, und die Stadt besaß für dieses Gebiet auch ein Vorkaufsrecht. So ist es von Anfang an in die Planung einbezogen gewesen. In einem Stadtplan aus dem Jahre 1900 ist neben dem im Aufbau begriffenen ersten Abschnitt auch schon das geplante Wegenetz des zweiten Teils enthalten (s. Abb. 4).

Diese ersten Stadtwald-Abschnitte sind überwiegend im Stil eines „Englischen Landschaftsgartens“ entwickelt worden, wie er seit etwa 1750 in vielen Orten angelegt wurde. An seinem Eingang steht ein hübsches, ursprünglich für den Parkwärter bestimmtes Haus aus dem Jahre 1901/02. Dem West- und Südrand des Parkes entlang zieht sich ein geschlossener Waldstreifen von 50 bis 150 m Breite. Im gesamten Inneren des Geländes liegen dagegen große Wiesenflächen, einzelne Baumparzellen und ein künstlich ausgehobener Teich. Bei letzterem handelte es sich um den Westteil des heutigen Stadtwaldweiheres. Er erstreckte

sich 300 m lang und bis zu 70 m breit fast bis zur Nordgrenze des damaligen Parks. Bei der Bevölkerung war er sehr beliebt und wurde häufig zum Kahnfahren und Schlitte-schuhlaufen benutzt. Die rege Nutzung dieses ersten Gewässerteils führte bald zu dem Plan einer Erweiterung, und diese wurde in der 1907 angegliederten Fläche geschaffen. Auch dort liegt seitdem ein Teich, der mit 200 m Länge und 120 m größter Breite dem ersten an Größe etwa entspricht. An seinen Enden wurden außerdem schmale Verbindungen zu dem westlichen Gewässer geschaffen, so daß seitdem ein Gewässerring eine größere Insel umschließt. Außerdem existieren noch zwei kleinere Inseln inmitten der großen Wasserflächen. Durch drei Brücken ist die Hauptinsel mit dem übrigen Stadtwald verbunden.

Gleich nach der Anlage des Stadtwaldweiheres wurden **Fische** in das Gewässer eingesetzt, und schon bald war auch Fischfang möglich. So wurde bereits aus dem Jahre 1906 ein Fangergebnis von 480 Pfund Karpfen gemeldet (KÜSTERS 1994). Heute leben, wie uns die Untere Fischereibehörde mitteilte, folgende Nutzfische im Stadtwaldweiher: Karpfen, Schleie, Rotaugen, Rotfeder, Brasse, Hecht, Barsch, Zander, Aal. Die Mehrzahl dieser Arten hat einen festen Bestand mit natürlicher Vermehrung entwickelt. Nur bei Bedarf werden zur Stützung des Bestandes noch Jungfische eingebracht.

In schöner Lage am Südostende des Stadtwaldweiheres wurde schon 1901/02 ein Restaurant, die „Stadtwaldschenke“, errichtet. Sie wurde in den Jahren 1910/11 zu einem

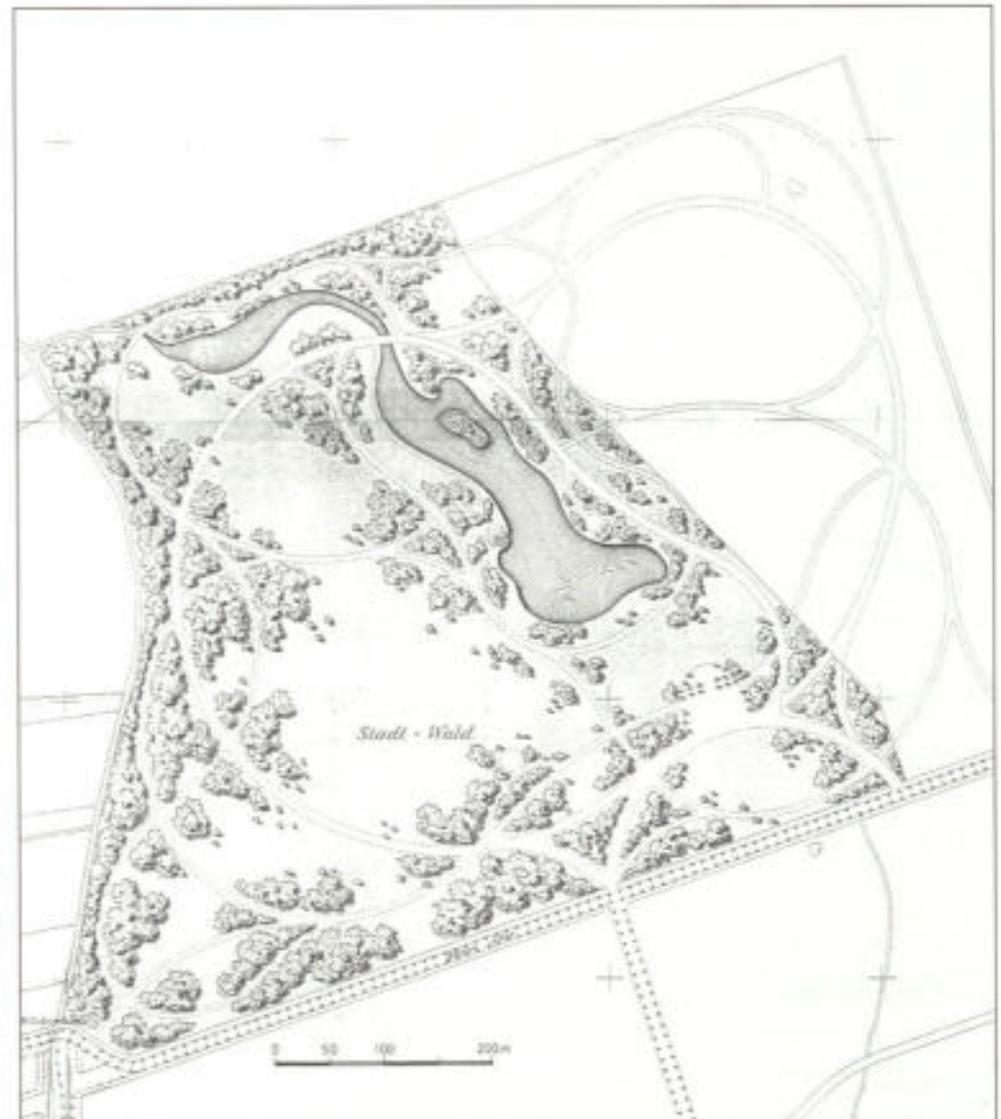


Abb. 4. Der erste Teil des Stadtwaldes aus der Schenkung von 1897; Eröffnung 1901; aus einem Krefelder Stadtplan von 1900. Eingezeichnet ist hier bereits das Wegenetz der vorgesehenen Erweiterung, die 1907 erfolgte.

großzügigen „Kurhaus im Stadtwald“ erweitert, dem heutigen Stadtwaldhaus mit seiner zugehörigen Konzertmuschel.

Auf der großen, von den Gewässern umschlossenen Insel wurde gegenüber vom Stadtwaldhaus zur Erinnerung an den Stadtwaldstifter Wilhelm Deuß 1913 am Ufer ein Steintempel nach antiken Vorbildern im dorisches Stil errichtet. Er ist heute leider von Obdachlosen okkupiert und durch deren Treiben in beschämender Weise entwürdigt. Auch von der Unsitte wilder Wandverschmierungen ist der Deuß-Tempel nicht verschont geblieben.

Außer den genannten Baulichkeiten wurden auch drei größere Tennisplätze dem Stadtwald eingefügt.

Die Aushubmassen, die beim Bau der Teiche anfielen, wurden teils auf der Insel, teils an den Außenseiten angeschüttet. Ein isolierter kleiner Hügel wurde schließlich knapp 100 m vom westlichen Teichende entfernt angelegt. Auf ihm stand bis Anfang der sechziger Jahre eine holzgebaute Schutzhütte in Gestalt eines strohgedeckten Rundtempels. Dieser ansprechende kleine Bau ist unverständlicherweise eines Nachts durch Brandstiftung vernichtet worden. Es ist hierdurch nicht nur ein materieller Schaden entstanden, sondern es war auch ein Verlust für die Stadtwaldnatur, denn das Strohdach der Schutzhütte bot Wohnraum für mancherlei Insekten, von denen STEGER & HÖPPNER & SCHREURS (1966) ausdrücklich die Faltenwespe *Odynerus parietinus* nennen. Diese nicht alltägliche Art hat seitdem im Stadtwald keine Existenzmöglichkeit mehr (SORG & STENMANS 1993).

Der ursprüngliche Stadtwaldweiher hatte, dem damaligen hohen Grundwasserstand entsprechend, einen bedeutend höheren Wasserspiegel als das heutige Gewässer und war nur flach ins Gelände eingesenkt. Als in den fünfziger Jahren überall in Krefeld das Grundwasser sank, fiel auch der Spiegel des Stadtwald Weihers kontinuierlich ab, so daß bald der Kahnbetrieb eingestellt werden mußte und sich ein großes Fischsterben ereignete. Ab 1965 drohte sogar eine vollständige Austrocknung der Gewässer, und 1972 wurde vom Geologischen Landesamt Nordrhein-Westfalen, Krefeld, festgestellt, daß das Grundwasser bereits 1 bis 1,5 m tiefer stand als der Boden des Weihers. Da eine künstliche Wasserzufuhr als Abhilfemaßnahme nur wenig Erfolg brachte und eine Abdichtung der Weihersole durch Ton oder Folien aus Kostengründen verworfen wurde, entschloß man sich zu einer Vertiefung des Weihers um mehrere Meter, um wieder Anschluß an das Grundwasser zu erhalten. Der Kies, der hierbei aus dem Untergrund gewonnen wurde, erleichterte durch seinen Verkaufswert das Unternehmen erheblich. Dank gebührt auch einer 1972 gegründeten

Bürgerinitiative „Rettet den Stadtwaldweiher“, die die Ausbaggerung energisch verlangte und zusätzlich einen finanziellen Beitrag leistete.

Als weitere Hilfsmaßnahme wurde eine Sammlung von Regenwasser in den Straßen der nordöstlichen Stadtteile und dessen Einleitung in den Stadtwaldweiher beschlossen. Die Arbeiten hierzu begannen 1973 und führten zu einem sehr befriedigenden Ergebnis. Nachdem auch noch eine Sammlungs- und Reinigungsanlage für das zulaufende Regenwasser am Stadtwaldrand an der Deußstraße geschaffen worden war, konnten ausreichende Wassermengen in den Weiher eingeleitet werden, um dort eine erneute Spiegelsenkung zu verhindern. Zeitweilig auftretende Wasserüberschüsse können am Nordwestende des Weihers zum Buschgraben abfließen. Hierzu kommt es jedoch nur selten, so daß das System der Abflußgräben meistens trocken liegt. Nur einmal, im ungewöhnlich regenreichen Herbst 1998, traten starke und wochenlang anhaltende Abflüsse aus dem Stadtwaldweiher auf, die vom Buschgraben noch bewältigt werden konnten, aber weiter unterhalb, in der Niepkuhlenrinne, stellenweise über das Grabenufer traten. Auch der Wasserspiegel des Stadtwald Weihers stieg damals stärker als gewöhnlich an, so daß zeitweilig sogar der nördliche Uferweg an seiner tiefsten Stelle überflutet war.

Seit der Sanierung 1973 ist nun der Bestand des Stadtwald Weihers erfreulicherweise wieder gesichert. Allerdings hat das Gewässer auch ein neues Gesicht bekommen, denn wo früher die flachen Ufer lagen, führen heute steile Böschungen hinab zu dem 1 bis 2 m tiefer liegenden Seespiegel im künstlich vertieften Becken.

In dem östlich vom Weiher gelegenen Gebiet verläuft die Abgrenzung des Stadtwaldes gegen das Areal der Pferderennbahn jetzt etwas anders als ursprünglich. Dort wurde zur zweckmäßigen Gestaltung der Rennbahneinrichtungen ein schmaler, sich von Süden nach Norden verbreiternder Geländestreifen aus der Stadtwald-Planung herausgenommen. Als Kompensation wurde ein 50 m breiter Saum zwischen der Rennbahn und der Hüttenallee in den Stadtwald einbezogen. Dort sollte ursprünglich eine Künstlersiedlung geschaffen werden, doch wurde bei diesem Projekt nur ein einziges Haus (Hüttenallee 150) errichtet, ein von Joseph Maria Olbrich entworfenes, architektonisch wertvolles Jugendstilgebäude, in dem der Maler Johan Thorn Prikker wohnte.

Das Alter der erstangepflanzten Bäume, das wir einem von der Forstverwaltung freundlicherweise zur Verfügung gestellten Forstbetriebsbuch entnehmen konnten, beträgt (immer bezogen auf das Jahr 1997) im ersten Stadtwaldabschnitt von 1897 im Durch-

schnitt 93 bis 98 Jahre und im östlichen Anschlußteil aus dem Jahre 1907 durchschnittlich 88 Jahre. Von diesen ersten Bäumen sind viele schon wieder abgeholzt worden, doch geben die übriggebliebenen noch eine gute Vorstellung vom alten Stadtwald. Zwischen ihnen sind überall jüngere Nachpflanzungen zu erkennen, so daß der Stadtwald sich heute als ein Mischbestand von alten und jungen Bäumen darbietet.

Die Bodenflora in den Waldpartien hat sich ohne menschliches Zutun fast vollständig dem Unterwuchs in anderen Laubwäldern angeglichen, denn man trifft die gewohnten Waldpflanzen an. Einige seltenere Arten, die im Stadtwald nicht auftreten, können sich im Lauf der Zeit durchaus noch einstellen, wie das zur Zeit gerade beim Hohlen Lerchensporn der Fall ist, der erst in wenigen Exemplaren und auf einem noch recht kleinen Areal auftritt.

An Holzwäldern ist der Schwarze Holunder einer der häufigsten Büsche im Stadtwald. Sehr viel seltener ist dagegen der Trauben-Holunder. Weiterhin sind Gemeine und Bereifte Brombeere häufig, desgleichen die Alpen-Johannisbeere, die an Wegen angepflanzt wurde und sich auf natürliche Weise weiter vermehrt hat. Ferner ist der Efeu zu nennen, der nicht nur an Bäumen hochklimmt, sondern auch bodendeckend auftritt.

An krautigen Pflanzen fallen im zeitigen Frühjahr Gundelrebe, Scharbockskraut, Wald-Schaumkraut und Knoblauchsrauke auf, die örtlich in großer Dichte vorkommen. Auch Aronstab ist verbreitet, und an lichter Stellen machen sich Krauser und Stumpfblättriger Ampfer sowie Echte Nelkenwurz und Wiesen-Kerbel bemerkbar. Als Stickstoffzeiger ist überall die Große Brennnessel sehr verbreitet. Im Sommer tritt vor allem das Große Hexenkraut hervor, und an Waldgräsern ist das Hain-Rispengras häufig. Im Herbst erkennt man von vielen Frühjahrs- und Sommerblüheren noch die trockenen Fruchtstände. Farne sind im Stadtwald nicht besonders häufig. Man sieht vereinzelt die Arten Gemeiner, Dorniger und Großer Wurmfarne sowie Frauenfarne. An einzelnen trockeneren Stellen hat sich auch Adlerfarn angesiedelt, zum Teil sogar in bemerkenswerter Dichte. Als Gartenflüchtlinge oder künstlich eingebracht treten im südwestlichen Stadtwald auch Zwiebelgewächse wie Schneeglöckchen, Scilla-Arten, Osterglocken und andere auf.

Die Pflanzen der großen Stadtwaldwiese können wegen regelmäßigen Rasenschnittes keine besondere Artenfülle aufweisen. Einen schönen Anblick bietet dennoch im Nordteil des Wiesengeländes der hier sehr dicht stehende Scharfe Hahnenfuß. Auf der Randwiese zwischen dem Wald und der Deußstraße ist der Wiesen-Kerbel so verbreitet,

daß er stellenweise im Frühjahr ein weißes Blütenmeer bildet.

Im folgenden machen wir noch auf einige erwähnenswerte Besonderheiten im südwestlichen Stadtwaldteil aufmerksam: Gleich hinter dem Waldzugang an der Südwestecke fällt ein Eibenbestand mit breitwüchsigen

Baumformen auf, die zwar noch keineswegs ausgewachsen sind, dem Waldstück aber doch bereits in ihrer Geschlossenheit einen auffällig düsteren Anblick verleihen. An den Waldrändern zur großen Wiese hin stehen einige zum Teil prachtvoll entwickelte seltene Laubbäume (Trompetenbäume, eine Manna-Esche, große Feld-Ahorne und an-

dere). Auch zwei Ginkgo-Bäume sind dort in jüngerer Zeit angepflanzt worden. Am westlichen Ufer des Stadtwaldweiher stehen zwei dicke Stümpfe der Flügelnuß, die sonst im Stadtwald nicht vorkommt. Erfreulicherweise sind sie nach dem Fällen der Stämme nicht verrottet, sondern haben wieder ausgetrieben und bilden jetzt stattliche Büsche.



Abb. 5. Flügelnuß am Stadtwaldweiher; Neuaustrieb aus dem Baumstumpf nach der Fällung des Baumes



Abb. 6. Das Ostufer des Stadtwaldweiher von der großen Insel aus gesehen; von links nach rechts: Nadelwald-Parzelle, Pyramiden-Pappeln, Silber-Ahorne

Von den beiden kleinen Inseln im Weiher trägt die westliche eine prächtige Silber-Weide und die östliche eine Hohe Weide. Auf der großen Insel breitet sich eine Nadelwald-Parzelle aus, in der der häufigste Baum die Fichte ist, in der aber auch Weymouths-Kiefern und einige Laubbäume wachsen, darunter schöne Moor-Birken. An der Nordseite des Weiher setzt sich der Nadelwald fort. Er ist dort als fast reiner Bestand ohne Laubgehölze entwickelt und zeigt größere Artenvielfalt. Neben den Fichten und Weymouths-Kiefern stehen in geringerer Zahl Douglasien sowie jüngere Hemlockstannen, Weiß-Tannen, Scheinzypressen und ein Lebensbaum. Wir befinden uns dort in der Stadtwaldfläche, die erst im Jahre 1907 an den ersten Teil angegliedert wurde. Die älteren Bäume haben hier infolgedessen ein etwas niedrigeres Alter (durchschnittlich 88 Jahre).

Östlich des Nadelwaldes liegt zwischen dem Weiher und der Pferderennbahn eine Wiese, auf der mehrere alte Silber-Ahorne stehen. Sie sind nicht waldartig dicht, sondern in größeren Abständen voneinander angepflanzt worden und zeichnen sich durch besonders schönen Wuchs aus. Näher am Wasser befinden sich außerdem drei alte Pyramiden-Pappeln, die ebenfalls sehr dekorativ wirken. Der Blick über den Stadtwaldweiher zur Wiese mit ihren großen alten Bäumen und weiter zu der angrenzenden Nadelwald-Parzelle zählt zu den schönsten Aspekten des gesamten Stadtwaldes.

Der von der Wiese bis zur Hüttenallee sich hinziehende Wald ist etwas einförmiger aufgebaut. Er hat Buchenvormacht, ist stellenweise aber auch durchsetzt von Stiel-Eichen, Rot-Eichen und Hainbuchen sowie ganz vereinzelt Berg-Ulmen. Als vorerst noch seltene Neuansiedlung trifft man dort am Boden den Hohlen Lerchensporn an. In der Mitte des Geländes liegt ein größerer Tennisplatz, und unweit der Grenze zur Rennbahn sind zwei kleinere Wiesenflächen eingeschaltet. Sie zeigen Magerrasencharakter und lassen an ihren Rändern einige bemerkenswerte Baumarten erkennen. So stehen auf der nördlich gelegenen Wiese frei gepflanzte, besonders gut gewachsene Rot-Eichen, vor allem aber fallen an der Westseite drei Exemplare des Amberbaumes durch ihre charakteristische hellgrüne Belaubung auf. Ein weiterer Amberbaum steht an der Südseite. Auf der südlichen Wiese entdeckt man einige Exemplare des niedrig wachsenden Eschen-Ahorns, und zwischen

den Gräsern ist der Faden-Ehrenpreis stark verbreitet.

An die letztgenannte Wiese grenzt nach Südosten hin ein Waldbestand, in dem zahlreiche Japanische Lärchen hoch zwischen jüngeren Buchen, Hainbuchen und Birken aufragen. Dieser Unterwuchs bedrängt die Lärchen, die wohl allmählich verschwinden werden.

Der an die Hüttenallee grenzende Stadtwaldsaum ist etwas abwechslungsreicher gestaltet, denn dort hat man recht verschiedenartige Bäume angepflanzt und auch ansprechende Büsche eingebracht. So ist der Lärchenbestand zur Straße hin eingefaßt von Feld- und Spitz-Ahornen sowie Vogel-Kirschen, und dazwischen stehen Hasel- und Weißdornsträucher. Weiter nach Westen erfolgt die Abgrenzung der Hüttenallee gegen einen Tennisplatz durch eine Hainbuchenhecke, vor der einige Sal-Weiden stehen.

Dort wächst auch der Gemeine Hopfen und ein stärkerer Bestand des Riesen-Bärenklau. Von dort bis zum südwestlichen Stadtwaldzugang wechselt der Baumbestand stark. Streckenweise herrscht der Berg-Ahorn vor, an anderen Stellen trifft man mehr Eschen, Stiel- und Rot-Eichen und Hainbuchen an, vereinzelt auch Birken und Zitter-Pappeln. Im Buschsaum fällt neben dem häufigen Schwarzen Holunder der Blutrote Hartriegel auf. Als jüngere Ansiedlung hat sich dort auch der Japanische Stauden-Knöterich ausgebreitet.

Der westliche Stadtwaldrand parallel zur Deußstraße ist, von Süden nach Norden betrachtet, zunächst ähnlich gestaltet wie der Rand an der Hüttenallee. Dort stehen überwiegend Ahorn-Arten, auch eine einzelne Robinie und ein Philadelphus-Strauch. Hinter diesem Waldsaum findet man weiter rückwärts am Buschgraben eine ganze Kette von stattlichen alten Bäumen, die offenbar schon vor Anlage des Stadtwaldes dort gepflanzt wurden. Es handelt sich um Buchen, Eschen, Platanen, eine Roßkastanie, eine Robinie und einen Berg-Ahorn, alle mit besonders starken Stämmen. Entlang der Deußstraße folgen dann einige Privatgrundstücke, hinter denen die Waldgrenze ein Stück nach Osten zurückspringt bis zum Buschgraben. Von dort an liegt vor dem Stadtwald eine langgestreckte Wiese mit einer Regenwasseraufbereitungsanlage. Hinter letzterer befindet sich am Buschgraben eine mehrstämmige alte Robinie. Danach bietet der Waldrand keine Besonderheiten mehr, doch ist ein Busch- und Baumstreifen zwischen der Wiese und der Deußstraße recht interessant. Er begleitet offenbar einen sehr alten Grenzweg und enthält viele alte Sal-Weiden. Nach Norden stellen sich auch hohe Bäume ein, unter ihnen eine riesige mehrstämmige Silber-Weide und eine Roßkastanie. Wenig weiter nördlich fällt, schon

an der östlichen Seite des Buschgrabens, auch eine dicke alte Hybrid-Pappel auf.

5.2 Der Flohbusch

Der breite Geländestreifen zwischen dem zuerst angelegten Stadtwaldteil und der Niepkuhlenrinne, der seit 1806 im Besitz der Familie Floh gestanden hatte, ist ununterbrochen bewaldet gewesen, so daß dort, als die Stadt Krefeld 1927 die Fläche erwarb, kein neuer Wald aufgebaut werden mußte. Dadurch hat dieser jüngste Teil des Stadtwaldes seine ursprüngliche Form weitgehend beibehalten und zeigt sich heute mehr forst- als parkartig. Der alte Baumbestand ist zwar größtenteils inzwischen abgeholzt, doch gibt es immer noch einige Buchen, die zum Teil mehr als 170 Jahre alt sind. Ein besonders starkes Exemplar von ihnen hat neben der Zufahrt von der Nordtangente zur Pferderennbahn gestanden. Der Baum ist 1998 gefällt worden, doch ist sein Stumpf noch vorhanden. Er zeigt unmittelbar über dem Boden zusammen mit 14 brettartigen Wurzelansätzen einen Umfang von 5,70 m und weist etwa 200 Jahresringe auf. Nach der Waldverjüngung sind überwiegend Buchen angepflanzt worden, die heute in vielen Altersstufen (bis zu 75 Jahren) vertreten sind. Zwischen ihnen stehen einzelne Europäische Lärchen, am Westrand auch einige Jungbäume der amerikanischen Riesen-Tanne, und es haben sich durch Samenflug Berg-Ahorne und Birken angesiedelt. Abwechslungsreicher wird der Bestand nach Süden

hin, wo er Übergänge zum Mischwald des älteren Stadtwaldteils aufweist.

Auch in seinem westlichsten Abschnitt, in der Buschgrabenrinne, zeigt sich der Flohbusch in größerer Artenvielfalt, und wegen der größeren Bodenfeuchtigkeit gedeiht dort alles üppiger. Unter den Bäumen überwiegen die Buchen, darunter mehrere starke Überhälter, ferner sind Birken, Ebereschen und Traubenkirschen vertreten. Im Bodenbewuchs zeigen sich dichte Bestände der Flatter-Binse und des Roten Fingerhutes. Ein Maiglöckchen-Vorkommen ist wohl nicht als ursprünglich anzusehen, sondern eher aus benachbarten Gärten herzuleiten.

Nach Norden hin ist der Flohbusch in neuerer Zeit durch die Nordtangente abgegrenzt worden und hat dadurch einen scharfen künstlichen Rand erhalten. Nur im Nordwestteil springt der Flohbusch noch über die Nordtangente vor und wird dort zerschnitten. Beide Waldteile blieben jedoch durch eine Fußgängerbrücke über die Autostraße miteinander verbunden. Die nach Norden vorspringende Ecke des Stadtwaldes war bis in die Nachkriegszeit hinein ähnlich gestaltet wie der entsprechende Abschnitt südlich der Nordtangente. Dann wurde aber abgeholzt und eine dichte neue Aufforstung vorgenommen, die nun ein Alter von 12 Jahren erreicht hat. An der nördlichsten Spitze neben der Straße „Am Flohbusch“ war mit zunehmender Geländeeriedrigung der frühere Laubwald in ein Erlenbruch übergegangen. Dieses wurde leider nicht in alter



Abb. 7. Der Feuchtwald am Stadtwald-Nordrand; Erlen-Eschen-Wald, der im Winterhalbjahr 1998/99 überflutet war

Form, sondern wie die gesamte übrige Fläche als Laubmischwald neu angelegt.

An der östlichen Seite der Brückenrampe fallen zwei prächtige alte Buchen auf. Neben ihnen ist ein rund 50jähriger gemischter Laubbaumbestand entwickelt, der mit angesamten Birken und auch mit Fichten durchsetzt ist. Unweit vom Brückenansatz stehen ferner alte, besonders gut entwickelte Ilex-Bäume.

Nach Osten hin hat der Flohbusch entlang der Nordtangente eine Erstreckung von über 1 km. Die Waldzusammensetzung nimmt dort einen besonderen Charakter an, weil die feuchte Niepkuhlenrinne auf 800 m Länge und bis zu 100 m Breite bogenförmig in den Stadtwald-Bereich vordringt. Die Abgrenzung zur Niederterrassenfläche, die den gesamten übrigen Stadtwald trägt, ist scharf und durch eine bis zu 2 m hohe Böschung gekennzeichnet. An ihr wechselt der Baumbestand unvermittelt von den vorherrschenden Buchen zu einem Wald aus hochstämmigen Erlen und Eschen, die dem nassen und humosen Boden in der Rinne besser angepaßt sind.

Entsprechend der unterschiedlichen Waldzusammensetzung bestehen zwischen der Niepkuhlenrinne und dem übrigen Flohbusch auch beträchtliche Unterschiede in der Bodenvegetation. In den vorherrschenden Buchenwald-Flächen des Flohbusches ist die Bodenflora wegen des sommerlichen Lichtmangels dürrig, und nur an den Wegrändern und sonstigen lichten Stellen findet man Waldgräser und einige Kräuter, vor allem Knoblauchsrauke und Große Brennessel sowie örtlich den Roten Fingerhut. Von den Büschen ist der Schwarze Holunder häufig, und auffällig sind zahlreiche Sämlinge des Berg-Ahorns, der als Waldbaum sonst kaum vertreten ist.

Wesentlich anders ist der Bodenbewuchs in dem nassen Bogen der Niepkuhlenrinne. Dort verdichtet sich das Pflanzenkleid sofort und bedeckt den gesamten Waldboden, der aus stark humosen Sanden und Torfabsätzen besteht. Zusammen mit einem dichten Bestand von schwarzem Holunder ist vor allem die Große Brennessel vertreten. Größere Flächen sind aber auch geschlossen von Gundelrebe oder Scharbockskraut bedeckt.

Einen einzigartigen Pflanzenbestand weist dieser Sumpfwald in seinem mittleren Teil, etwa gegenüber vom Rennbahngelände, auf. Dort stellt sich auf einer rund 150 qm großen Fläche ein fast geschlossener Bewuchs mit Echtem Springkraut ein, der zur Blütezeit einen wundervollen gelben Flor zeigt. Des weiteren kommen dort im zeitigen Frühjahr Sumpf-Dotterblume und Wiesenschaukraut in schöner Blütenfülle vor. Später im Jahr bilden Gilbweiderich und Blutweiderich zusammen mit dem Sumpf-



Abb. 8. Echtes Springkraut im Feuchtwald am Stadtwald-Nordrand

Vergißmeinnicht und anderen Arten einen prächtigen Blütenaspekt. Als Besonderheit, die man nur bei außerordentlich hohen Wasserständen sieht, erschien im Frühjahr 1999 nach dem vorangegangenen ungewöhnlich nassen Winterhalbjahr die Wasserfeder in dichten Beständen im Wassergraben.



Abb. 9. Wassererfüllter Bombentrichter im Feuchtwald am Stadtwald-Nordrand

Nach Osten hin folgt hinter der Springkraut-Fläche eine Reihe kleiner Tümpel, bis heute erhaltene Bombentrichter aus dem Kriege, von denen die größeren fast immer Wasser führen. Am Ostende dieser Gewässerreihe bildet die Sumpf-Segge ein geschlossenes Ried von etwa 250 qm Ausdehnung, wie es an keiner anderen Stelle im Stadtwald mehr vorkommt. Die Ausbreitung dieser Pflanze erfolgt überwiegend vegetativ, denn nur wenige Exemplare gelangen bei der herrschenden Beschattung noch zur Blüte. In diesem Teil des Waldes stehen auch alte Individuen des Faulbaums sowie zwei Eschen-Ahorne. Hauptbaum ist dort die Esche, von der auf dem Boden der Feuchtrinne wie auch am Rande des höheren Geländes zahllose Sämlinge wachsen. Am Rinnenrand tritt ferner auch die Wald-Segge häufig auf.

Insgesamt kommt die Vegetation dieses Feuchtwaldbereiches einem natürlichen Bruchwald noch sehr nahe und ist nicht nur für den Stadtwald, sondern für das gesamte Krefelder Stadtgebiet einmalig. Das Waldstück ist daher als der botanisch wertvollste Teil des Stadtwaldes anzusehen.

Im höheren Buchenwald findet sich etwa 80 m von der Westseite des Rennbahngeländes entfernt auf einer lichten Stelle als Bodenbewuchs die Goldnessel und neben ihr die sonst im Stadtwald nicht vertretene Dickanthere (*Pachysandra terminalis*), ein Wolfsmilchgewächs aus Japan, das bei uns nur als Gartenpflanze verwendet wird und an dieser Stelle wohl künstlich angesiedelt ist.

Unweit dieses Vorkommens dehnt sich zwi-

schen dem Flohbusch und der Westseite der Pferderennbahn eine größere, dreieckig gestaltete Wiese aus, die jetzt leider zum Teil mit Jungbäumen bepflanzt wurde. Da es sich bei ihr um eine sehr alte Geländegestaltung von großer Schönheit handelt, sollte sie besser unangetastet bleiben und die Baumpflanzung wieder entfernt werden. An der Südseite dieser Wiese beginnt der schon beschriebene Nadelwald-Bestand des älteren Stadtwaldteils, und an ihrer Nordwestseite liegt der eigentliche Waldrand des Flohbusches. An diesem befinden sich einige ältere Bäume, darunter eine aus mehreren in einer Linie stehenden Einzelstämmen geformte Buche, die vielleicht ein erhalten gebliebenes Teilstück einer Waldrandhecke darstellt, vielleicht auch durch die Methode des Lemmens reihenförmig aufgebaut wurde. Hierbei werden tiefe Äste von Jungbäumen hinabgebogen und abschnittsweise im Erdboden versenkt, so daß neue Wurzeln und Jungtriebe entstehen können.

5.3 Das Rennbahngelände

Das recht ausgedehnte Gelände der Pferderennbahn bildet einen 600 m breiten Streifen, der sich von Südsüdosten nach Nordnordwesten quer durch den Stadtwald erstreckt. In seinem nördlichen Bereich sind ihm im Osten wie im Westen kleinere Flächen für die übrigen Rennbahn-Einrichtungen angegliedert. Alle diese Gebiete liegen wie der angrenzende alte Stadtwaldteil auf der eiszeitlichen Niederterrasse des Rheins. Anders als der Stadtwald ist diese weite Fläche größtenteils baumloses, nur von zahlreichen Ligusterhecken durchsetztes Freiland. Seine Oberfläche wirkt eben, ist aber für Zwecke der Rennbahn in mancher Hinsicht doch etwas verändert worden. So ist schon bei der ersten Anlage in den Jahren 1911 bis 1913 im nördlichen Teil des Geländes durch Bodenaushub ein größerer, vom Grundwasser gespeister Teich geschaffen worden. Er erstreckt sich in 160 m Länge von Südosten nach Nordwesten; die größte Breite quer dazu beträgt 80 m. Seine Längsufer haben steile Böschungen, während nach Südosten und Nordwesten flachere Ufer angelegt wurden. Lange Zeit diente dieser Teich dem Pferdesport und wurde für Geländeritte und Jagdrennen genutzt. Heute finden diese nicht mehr statt. Die Wassertiefe ist normalerweise gering, kann aber bei hohen Grundwasserständen auch mehr als 1 m betragen. In trockenen Zeiten kann sie andererseits erheblich zurückgehen, doch soll der Teich niemals ganz trockengefallen sein. Dieser Umstand hat es ermöglicht, dort auch Fische auszusetzen und den Bestand über Jahrzehnte zu erhalten. Die Teichufer sind an den steilen Längsseiten mit Büschen bepflanzt, an den flacheren Enden im Südosten und Nordwesten dagegen frei. An der Südwestseite fällt besonders eine prächtige alte Trauer-Weide auf.

Seit 1985 dient das innere Gelände der Pferderennbahn dem Golfport. Diese Nutzung wurde eingeführt nach Vorbildern in England und Österreich, wo man mit dieser Kombination günstige Erfahrungen gemacht hat. Für die neue Nutzung waren gewisse Umgestaltungen der Geländeoberfläche erforderlich, namentlich Sandanschüttungen. Zur Gewinn-

ung dieses Materials wurde eine neue Abgrabung, diesmal im Südteil des Rennbahn-Geländes vorgenommen. Hierdurch entstand eine zweite bis ins Grundwasser reichende Senke, aber bedeutend kleiner als der erstangelegte Teich. Sie wurde nach Ende der Sandgewinnung sogleich in ansprechender Weise parkartig hergerichtet.



Abb. 10. Der große Teich auf dem Gelände der Pferderennbahn; Blick in südwestliche Richtung über das Südostende des Gewässers; rechts die große Trauerweide am Ufer



Abb. 11. Der kleine Teich auf dem Gelände der Pferderennbahn; Blick in westliche Richtung

An ihren steilen Ufern wachsen heute schon ansehnliche Gebüsche. Am oberen Uferand wurde 1997 ringsherum ein Saum von Magerstauden eingesät, deren weitere Entwicklung abgewartet werden muß. Auch am großen Teich sind stellenweise solche Aussaaten erfolgt. Der Teich am Grunde der kleinen Senke ist offenbar flacher als der größere Teich im Norden, denn sein Wasser geht in längeren Trockenzeiten manchmal vollständig zurück.

An seinen Seiten ist das Rennbahngelände weithin von Hecken eingefast, die an der Nord- und Ostseite aus dichtstehenden und zurückgeschnittenen Hainbuchen und Weißdornbüschen bestehen. An der Südostecke zweigt bogenförmig eine alte, artenreiche und nicht gestutzte Baumhecke ab, in der vor allem einige Silber-Pappeln auffallen. Zwischen ihnen stehen drei hohe Pyramiden-Pappeln und eine Anzahl gut entwickelter Weißdorn-Büsche oder -Bäume. Zwischen diesen hohen Heckenbestandteilen findet sich dicht gewachsenes, niedrigeres Gehölz verschiedener Straucharten. In ihrer Gesamtheit hat sich diese Hecke inzwischen zu einem bewundernswerten Beispiel alter Parkkultur von großer Schönheit entwickelt.

An der Rennbahn-Westseite ist die Begrenzung im Südteil ohne Hecke. Erst der Gebäude- und Tribünenteil im Norden ist von bemerkenswerten Hecken und Einzelbäumen eingefast. Südlich des Haupteinganges stehen hohe geschnittene Eiben, nördlich folgt eine aus Laubbüschchen und großen Spitz-Ahornen zusammengesetzte Begrenzung, in der unter anderem Sträucher der in Krefeld selten angepflanzten Weichsel-Kirsche stehen.

Das Gelände hinter dieser Hecke bis hin zu den Tribünen wird von zahlreichen schön gewachsenen Solitärbäumen vieler Arten eingenommen. Dort fallen mächtige Platanen vor den Tribünen auf, und nahe der Nordgrenze stehen zwei kräftige Eschen-Ahornen, eine Hybrid- und eine Pyramiden-Pappel. Von einem Nebeneingang an der Nordwestecke dieses Geländes führt ein alter, heute nur noch wenig benutzter Weg ins Innere, der von alten Silber-Ahornen alleartig eingefast ist.

Besonders erwähnenswert sind schließlich in der Mitte der weiten Rennbahn-Fläche zwei prächtige alte, ganz frei stehende Einzelbäume, eine Stiel-Eiche und eine Hainbuche, die schon vor der Anlage der Rennbahn dort standen und heute auffällige Blickpunkte bilden.

An den beiden Teichen hat sich eine bemerkenswerte Uferand-Vegetation entwickelt, in der sich Schilfbestände sowie Wasser-Minze, Blutweiderich und Ufer-Wolfstrapp finden. Verschiedene Binsenarten, unter anderen die Glieder-Binse und die Blaugrüne

Binse, säumen den großen Teich, während am kleinen Gewässer die Schein-Zypergras-Segge mit ihren dekorativen hängenden Ähren und das schöne Sumpf-Vergißmeinnicht besonders zu erwähnen sind. An selteneren Arten sahen wir am flachen östlichen Uferstreifen des Hauptgewässers, schon im Wasser stehend, den Roten Wasser-Ehrenpreis, am Kiesufer das Echte Tausendgüldenkraut und, ganz überraschend, etwa 80 Exemplare des Gelbweißen Ruhrkrautes, das eine botanische Kostbarkeit darstellt (ABTS 1991). An der steilen Ostböschung des kleinen Teiches entdeckten wir mehrere Exemplare eines hochwüchsigen Wolfstrapps mit auffallend tiefgeschlitzten Blättern, dessen genaue Artbestimmung bei botanischen Experten auf Schwierigkeiten stößt und noch nicht abgeschlossen ist.

Als typische Unterwasserpflanze kommt im großen Teich vereinzelt eine Armleuchteralge und im kleinen Teich in größeren Flächen Nuttalls Wasserpest vor, eine aus Nordamerika eingeschleppte Art, die sich erst seit 1980 bei uns ausgebreitet hat (DÜLL & KUTZELNIGG 1987).

5.4 Der Großhüttenpark

Der Großhüttenpark hat seinen Namen von dem östlich der Hüttenallee gelegenen Großhüttenhof. Er liegt ihm gegenüber an der Westseite der Hüttenallee und wird im Westen und Norden von der Rennbahn, im Nordosten von der Vreed begrenzt. Das ge-

samte, große Gelände gehörte zum Grundbesitz der Krefelder Familie Jentges. Als der alte Besitzer Wilhelm Jentges 1884 starb, übernahm sein Schwiegersohn Max Heydweiller die Verwaltung des Grundbesitzes, und er war es, der als großer Baumfreund bald den Großhüttenpark anlegte und nach seinen Vorstellungen gestalten ließ. Die ersten dort angepflanzten Bäume sind somit einige Jahrzehnte älter als die Bäume des westlichen Stadtwaldes.

Der Großhüttenpark ist heute nur durch wenige Wege erschlossen, früher dürfte das Wegenetz dichter gewesen sein, wie alte Pläne ausweisen. Auch zwischen dem Park und der Rennbahn verläuft ein alleeartiger Weg, der zum Park hin von hohen Linden und einigen Roßkastanien begleitet wird.

Der Südteil des Geländes wirkt auch heute noch sehr parkartig und ist gekennzeichnet durch schöne alte Bäume, die ursprünglich frei standen und sich voll entfalten konnten. Am auffälligsten sind hohe Atlas-Zedern und eine prachtvolle sechsstämmige Eibe; daneben existieren zahlreiche Korsische Schwarzkiefern und alte Exemplare von Stiel- und Rot-Eichen, Spitz- und Berg-Ahornen, Sommer-Linden, Roßkastanien, Buchen und Hainbuchen sowie eine alte Platane. Heute sind diese alten Bäume dicht umschlossen von jüngeren, aus Samenanflug hervorgegangenen Bäumen derselben Arten und dichtem Gebüsch, vor allem von Schwarzem Holunder. Die Krautschicht unter den Parkbäumen im südlichen Teil wird beherrscht von grasigen Bereichen, andere Teile sind mit Brennnesseln, Efeu oder Brombeeren bedeckt, während unter den alten Buchen der Waldboden kaum bewachsen ist.

Vor den Stallungen der Pferderennbahn stockt im Großhüttenpark ein Bestand von Wald-Kiefern, unter dem am Boden der Adlerfarn dominiert. Etwas weiter östlich erstreckt sich eine Geländemulde (vielleicht eine alte Abgrabung) entlang der Vreedgrenze, die mit Moor-Birken bestanden ist. Südlich vor den Birken fällt eine mächtige alte Robinie auf. An einer Wegkreuzung nahe der Ostgrenze befinden sich junge Buchen-Aufforstungen sowie ein lichter Moor-Birken-Wald.

An der Hüttenallee gegenüber dem Großhüttenhof sind in einem verjüngten Buchenwald einige sehr alte, absterbende oder schon abgestorbene Buchen stehen geblieben, was besonders die Höhlenbrüter unter den Vögeln erfreut, die in den Naturhöhlen der alten Bäume ideale Nistmöglichkeiten finden. So hat sich dort eine kleine Kolonie von Dohlen angesiedelt, und auch Hohltauben und Stare kann man in diesem Bereich beobachten. Am Rand dieses Waldstückes zur Hüttenallee hin findet man Stockaustriebe einer Ulme (5 bis 6 m hoch) und zweier Götterbäume (noch niedrig).



Abb. 12. Alte solitäre Eiche auf dem Gelände der Pferderennbahn

5.5 Die Vreed⁵⁾

Der nordöstliche Teil des Stadtwaldes trägt den alten Namen Vreed (= Friedwald). Dieses Territorium hing noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem großen Bockumer Busch zusammen, nahm aber schon seit viel älterer Zeit eine Sonderstellung hinsichtlich Besitz und Nutzung ein und war auch durch einen Grenzgraben markiert. Dieser wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bemerkenswertes Landschaftselement, denn damals wurde bis hin zu ihm der Bockumer Busch gerodet, und der Vreedwald grenzte nun scharf gegen offenes Land. Hinter dem Graben wurden zahlreiche kleine Waldparzellen zur privaten Nutzung ausgewiesen, die den Namen „Gefächer am Busch“ trugen. Auch der Nord- und Ostrand des Vreedwaldes war damals parzelliert, und die dortigen Grundstücke, die an die Niepkuhlenrinne grenzten, wurden als „Vreed-Benden“ bezeichnet. Der Grenzgraben der Vreed, der sich vom Großhüttenhof in einem flachen Bogen nach Nordwesten in Richtung auf Haus Heyenbaum in Verberg hinzog, ist heute noch im Gelände zu erkennen, wenn er auch inzwischen verfallen ist. Wo er sich durch das jetzige Gelände der Pferderennbahn erstreckte, ist er sogar gänzlich eingeebnet.

Die Vreed bildete ursprünglich einen einheitlichen Wald mit natürlichen Grenzen. Im Südosten war er vom alten offenen Gelände des Großhüttenhofes abgeschnitten. Erst in neuerer Zeit entstanden weitere waldfremde Anlagen, und wo über Jahrhunderte Holz

eingeschlagen, Laubstreu gewonnen und Vieh gehütet wurde, wo der Kurfürst Wildschweine und Hirsche jagte und Wölfe gefangen wurden, erholen sich die Menschen heute beim Hockeyspiel oder bei der Gartenarbeit in drei Kleingartenanlagen, beerdigen die Verberger ihre Toten und parken ihre Autos vor dem Friedhof. Zusätzlich wurde ein Betriebshof des Fachbereichs Grünflächen mit Betriebsgebäuden und zwei Wohnhäusern gebaut.

Weiter nördlich im Wald wurden Wochenendhäuser errichtet, und wegen der großen Wohnungsnot nach dem Kriege erhielten ihre Benutzer Dauerwohnrecht. Da dieses nach ihrem Ableben erlischt, konnten schon mehrere dieser Gebäude beseitigt und die Hausgrundstücke an die Natur zurückgegeben werden.

Die Einheitlichkeit des Waldes wurde ferner durch die Anlage der Hüttenallee⁶⁾ stark beeinträchtigt, die ihn deutlich in einen westlichen und einen östlichen Teil zerschneidet.

5.5.1 Die Vreed westlich der Hüttenallee

Der größte Teil des heutigen Waldes nördlich der Rennbahn, vom Flohbusch bis hin zur Hüttenallee, besteht aus etwa 70jährigen Buchen-Pflanzungen. Der Bodenbewuchs ist wegen der starken Beschattung schwach. In der Strauchschicht ist nur Schwarzer Holun-

der vorhanden; die Krautschicht fehlt größtenteils ganz. An zwei kleineren Stellen fanden wir die in Krefeld seltene Zweiblättrige Schattenblume. Am Geländeabfall zur Niepkuhlenrinne ist die Bodenvegetation reichhaltiger. Dort bedecken Adlerfarn, Kleines Immergrün, Brombeeren und Brennesseln den Waldboden. An den Wegrändern wachsen dort auch Echte Nelkenwurz, Wald-Schaumkraut, Vielblütige Weißwurz und Dreinervige Nabelmiere, und an einer Stelle ist ein schöner, dichter Bestand des Wald-Weilchens entwickelt.

Unmittelbar an der Hüttenallee befindet sich gegenüber dem Verberger Friedhof eine lichtere, mehr parkartige Waldparzelle, die auch hohe alte Bäume enthält, und nördlich davon greift noch einmal die Niepkuhlenrinne in einem kleinen Teilstück mit ihrem typischen Eschenfeuchtwald in die Vreed ein.

250 m weiter südlich beginnt an der Hüttenallee als eine große Besonderheit innerhalb des Stadtwaldes eine etwas über hektar-große offene Heidefläche, die von Kiefernparzellen umgeben ist und randlich auch einige isolierte Bäume aufweist. Diese Heide wurde im Frühjahr 1964 und Herbst 1965 von der Forstabteilung angelegt, und die Krefelder Schuljugend half bei der Pflanzaktion. Die benötigten Pflanzen kamen aus der Lüneburger Heide. Weil in einer echten Heide Schafe nicht fehlen dürfen, wurden 1969 acht Heidschnucken, ebenfalls aus der Lüneburger Heide stammend, in einem angrenzenden, eingegatterten Waldgrundstück untergebracht. Die nun wenig mehr als drei Jahrzehnte alte Heidefläche hat sich inzwischen zu einem prachtvollen Biotop entwickelt und gehört zu den botanisch wertvollsten Einzelteilen des Stadtwaldes. Unter den häufigeren Vertretern der Heideflora nennen wir neben der Besenheide den Kleinen Ampfer, das Harzer Labkraut, die Pillen-Segge und das Pfeifengras. In Neuansiedlung begriffen ist die Heidelbeere, von der einige Pflanzen im Nordteil der Fläche stehen. Außerdem fanden wir auch noch ausgesprochene Raritäten, die sämtlich der Roten Liste der bedrohten Pflanzenarten angehören. Ob sie mit dem Heidekraut aus der Lüneburger Heide eingeschleppt wurden oder als alte, neu aufgelebte bodenständige Pflanzenelemente aufzufassen sind, läßt sich heute nicht mehr sagen. Es handelt sich bei ihnen um folgende Arten:

- Glocken-Heide; hauptsächlich im nördlichen Bereich vereinzelt zwischen der Besenheide,
- Frühe Haferschmiele; zahlreiche Exemplare,
- Hasenpfoten-Segge; wenige Exemplare,
- Frühlings-Segge; wenige Exemplare,
- Sparrige Binse; wenige Exemplare.

Auch in der Tierwelt weist die Heidefläche eine äußerst bemerkenswerte Erscheinung auf, nämlich die Wespenspinne, eine Netz-



Abb. 13. Wespenspinne auf ihrem Ei-Kokon in der Heidefläche an der Hüttenallee

spinne, die bevorzugt in Heidekraut-Gebieten lebt, aber eine mehr südliche Verbreitung hat. Bei uns befindet sie sich nahe der Nordgrenze ihres Vorkommens (KORDGES et al. 1997).

150 m südlich der Heidefläche, wo ein Reitweg und ein Fußweg von der Hüttenallee abgehen, grenzt eine hauptsächlich aus Douglasien bestehende Nadelwald-Parzelle an.

Am Reitweg dahinter steht das schönste Beispiel ehemaliger Schneitelwirtschaft im gesamten Stadtwald: eine Kopfbuche mit sechs mächtigen Stöcken. Sie verdient es, als Waldkulturdenkmal unter Schutz gestellt zu werden.

An einem in rund 50 m Abstand parallel zum Reitweg am Grenzgraben entlangführenden Fußweg stehen als weitere Überbleibsel alter Niederwaldwirtschaft zwei mehrstämmige Hainbuchen und eine ebenso gestaltete Eberesche. In diesem Bereich, bis hin zum Rennbahngelände, findet sich auch ein dichter jüngerer Fichtenbestand. Im übrigen wird der Wald ähnlich wie weiter nördlich von jüngeren Buchen und einzelnen anderen Laubbäumen aufgebaut. An Sträuchern finden sich, vor allem südlich des Heidschnucken-Geheges, Schwarzer und Roter Holunder, Alpen-Johannisbeere, Brombeere und Himbeere, wahrscheinlich alle spontan entwickelt.

5.5.2 Die Vreed östlich der Hüttenallee

Das Waldstück der östlichen Vreed hat bereits viel von seiner ursprünglichen Größe eingebüßt und ist durch vorgedrungene anderweitige Geländennutzung auch stark zergliedert. Zurückgeblieben ist ein Wald, dessen alter Baumbestand fast ganz durch Buchen-Neupflanzungen verjüngt worden ist. Vom alten Wald sind nur noch kleine Partien, oft nur einzelne Bäume, erhalten.

Interessant ist vor allem der Graben der Niepkuhlenrinne, der den Vreedwald im Nordosten und Osten begrenzt. Er ist in seiner ursprünglichen Lage und Gestalt erhalten. An seinen Seiten steht mancher alte Baum, der mit seinem Wurzelwerk zur Befestigung der Böschungen beiträgt. Dort fallen besonders einige Eschen auf, die mit niedrig ansetzenden Ästen noch aus der früheren Niederwaldzeit stammen. Der Graben ist jetzt fast immer trocken. Im Herbst 1998 war er aber infolge übermäßig starker Niederschläge wieder gefüllt. Das Wasser stieg schließlich bis über seine Ränder an und floß von Westen her mit deutlich sichtbarer Strömung entgegen dem natürlichen Gefälle der Niepkuhlenrinne hin zum Zwingenbergshof und dort durch den neueren, tiefen Quergraben nordwärts zum Rhein. Der Rückstau des

Oberflächenwassers reichte sogar über diese Stelle hinaus in der Niepkuhlenrinne aufwärts bis zur Enger-Kull. Bis dorthin konnten wir in der Anfangszeit des Wasseranstiegs sogar eine rückwärtige Strömung feststellen. Oberhalb der Enger-Kull, von wo an der Niepkuhlengraben als unterirdische

Rohrleitung geführt ist, stieg das Grundwasser stark an, vernäßte das Gelände der dortigen Kleingärten und füllte wieder die sonst meist trockenliegenden Teichsenken des Schönhausen- und Sollbrüggenparks.

An der Hüttenallee liegt neben dem Niep-



Abb. 14. Der im Winterhalbjahr 1998/99 über die Ufer getretene Graben der Niepkuhlenrinne am Nordrand des Stadtwaldes; aufgenommen von der Hüttenallee aus mit östlicher Blickrichtung



Abb. 15. Blick vom Verbindungsweg südlich des Zwingenbergshofes nach Südosten in die überflutete Niepkuhlenrinne; hinten die Bockumer Kirche; März 1999

kühlengraben zunächst Wiesenland und anschließend der Verberger Friedhof, der mit seinen Bäumen dem Wald gut angeglichen ist. Nachfolgend ist der Randstreifen der Vreed durch die frühere Nutzung als „Vreed-Benden“ und die Inanspruchnahme für Behelfswohnhäuser der Nachkriegszeit recht wechselhaft gestaltet. In den jetzt wieder verlassenen Wohngrundstücken stehen noch vielerlei Bäume und Büsche, die dort zur Nutzung oder Zierde gepflanzt wurden und nicht zum Bild des sonstigen Waldes passen. Östlich schließt sich an den Verberger Friedhof zunächst eine Parzelle mit jungen Laubbäumen an, zwischen denen aber bemerkenswerte Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume, Robinien und eine Weymouthskiefer stehen, die vielleicht aus der frühen Nachkriegszeit stammen. Weiterhin folgen östlich des Hauptweges bis hin zu einem zur Zwingenbergstraße führenden Verbindungsweg jüngere und ältere Laubbäume und dazwischen eine Fichtenreihe sowie ein noch kaum verändertes ehemaliges Wohngrundstück.

Südlich des Querweges ändert sich das Waldbild. Zur Rinne hin wird es durch ältere Balsam-Pappeln geprägt. Auf einigen Meliorationswällen stocken noch Eschen und längs des Umfassungsgrabens Haselbüsche und zum Teil abgestorbene Kopfweiden. Auch einige alte Weißdorne sind erhalten geblieben. Ansonsten besteht die Strauchschicht im Pappelbereich überwiegend aus Schwarzem Holunder und etwas Rotem Hartriegel. Der Waldboden wird auf mehreren hundert Quadratmetern vom Kleinen Immergrün dicht bedeckt. An einer tieferen Stelle hat sich die Wasser-Schwertlilie gehalten, hart von Großer Brennessel und vom Kletten-Labkraut bedrängt.

An einem Reitweg, der über die Niepkuhlenrinne hinweg in die Vreed führt, kann man neben Wald-Veilchen und Echter Nelkenwurz noch zwei für den Krefelder Raum selteneren Arten der Waldflora finden: die Zweiblättrige Schattenblume und die Haar-Hainsimse. Am Hauptweg wachsen vor dem Pappelbestand jüngere Berg-Ahorne, und ganz im Süden stockt vor den Kleingärten ein junger Buchenwald, hinter dem, schon innerhalb der Pappeln, eine mächtige alte Eß-Kastanie steht.

Im Wald westlich des Hauptweges befinden sich noch einige von kleinen Waldgärten umgebene Behelfsheime. Der Baumbestand hinter ihnen wird von Buchen-Aufforstungen mit vereinzelt alten Stiel-Eichen beherrscht. Entlang der Südgrenze dieses Waldes erstreckt sich eine kleine Nadelwaldparzelle mit Fichten und einigen dürrig gewachsenen Riesen-Tannen.

Eine Strauchschicht fehlt an den meisten Stellen wegen der Beschattung durch die Buchen-Bestände. Nur an wenigen lichterem

Stellen sieht man Schwarzen Holunder und einige Exemplare von früheren Gartensträuchern.

In der Krautschicht, die an helleren Stellen üppig wuchert, sonst aber weitgehend fehlt, finden sich unter anderem Aronstab, Wohlriechendes Veilchen und Silberblättrige Goldnessel. Im Grenzbereich zu den Kleingärten im Süden fallen auch einige Gartenflüchtlinge, wie Schneeglöckchen, Osterglocken und Scilla-Arten, auf. Sehr bemerkenswert ist am Randweg neben den Hockey-Plätzen ein Vorkommen der Östlichen Schwarznessel, die westlich des Rheins noch nie beobachtet wurde (SCHUMACHER 1995).

6. Schlußbetrachtung

Der Krefelder Stadtwald hat sich in seinem hundertjährigen Bestehen aus mehreren verschiedenartigen Einzelflächen zu einem gut zusammengewachsenen Naturareal entwickelt. Der südwestliche Teil wurde planmäßig gestaltet und stellt heute mit seinen Wald-, Wiesen- und Wasserflächen einen harmonischen Park dar, der sich mehr und mehr der umgebenden niederrheinischen Natur angepaßt hat. Der Groöhüttenpark war, als er 1926 dem Stadtwald angegliedert wurde, bereits ein älterer Park mit schönen und zum Teil seltenen Bäumen, die ihm heute noch einen besonderen Charakter verleihen.

Im Gegensatz hierzu waren der Flohbusch und der Vreedwald alte niederrheinische Wälder, die nicht mehr besonders gestaltet wurden und noch an vielen Stellen Relikte des alten Bockumer Busches aufweisen, im übrigen aber auch schon weitflächig verjüngt wurden und stärker durch spätere Baumgenerationen gekennzeichnet sind.

Auch die Fläche der Pferderennbahn hat sich gut in das Gesamtbild des Stadtwaldes eingefügt, zeigt aber naturgemäß eine andere Landschaftsgestaltung.

Innerhalb dieses an sich schon vielseitigen und reichen Wald- und Wiesenbestandes besitzt der Stadtwald überdies noch drei Einzelflächen, die sich als wahre Kleinode der Natur entwickelt haben und in ihrer Flora und Fauna Raritäten ersten Ranges aufweisen. Ihre Besonderheiten wurden im Text schon gebührend dargestellt. Es sind dies:

- der Talgrund der Niepkuhlenrinne, der südlich entlang der Nordtangente auf fast 800 m Länge in den Stadtwald übergreift,
- zwei künstlich geschaffene Teiche inmitten des Rennbahngeländes,
- die künstlich angelegte Heidefläche an der Westseite der Hüttenallee.

Für die Zukunft des Stadtwaldes ist zu wünschen, daß er in seiner Vielgestaltigkeit er-

halten bleibt. An sich dürfte das schon durch seine Festsetzung als Landschaftsschutzgebiet gewährleistet sein, in einigen besonderen Aspekten bedarf es aber doch noch zusätzlicher Maßnahmen. So bitten wir die Forstbehörde, die den Stadtwald betreut, daß bei der im Laufe der Zeit notwendig werdenden Waldverjüngung die bemerkenswerten Bäume, die wir aufgelistet haben, nach Möglichkeit geschont werden. Es handelt sich bei ihnen größtenteils um wertvolle Natur- und Forstkulturdenkmale, die bis zu ihrem natürlichen Absterben erhalten bleiben könnten. Das gilt besonders für den südwestlichen Stadtwaldteil, der angesichts seiner parkartigen Gestaltung nicht unter forstwirtschaftlichen Gesichtspunkten gepflegt werden sollte. Dort ist in jüngstvergangener Zeit leider ein besonders prächtiger alter Baum, der größte und schönste Feld-Ahorn des gesamten Stadtwaldes, gefällt worden, weil er sich zur angrenzenden Wiese neigte. In Anbetracht seines baumkundlichen Wertes und seiner dekorativen Lage am Rande der großen Wiese war er unbedingt erhaltenswert und hätte vermutlich auch gerettet werden können.

Weiterhin ist zu wünschen, daß überall im Stadtwald im Falle von Wiederaufforstungen der jetzige Artenreichtum an Bäumen nicht gemindert wird. Das muß betont werden, da zur Zeit die Tendenz besteht, abgeholzte Waldpartien in artenarme Laubwälder, oft reine Buchenforsten, umzuwandeln.

Eine Beeinträchtigung der Waldrandvegetation stellt das Ablagern von Gartenabfällen entlang der Hüttenallee und Deußstraße dar. Dieser Unsitte müßte unbedingt entgegengetreten werden, zumal seitens der Stadtverwaltung Entsorgungsmöglichkeiten für Pflanzenmaterial geschaffen wurden. Daß ferner Müll und Unrat nicht in den Wald gehören, sollte eigentlich für jedermann selbstverständlich sein. Leider ist aber, wie wir an vielen Stellen beobachten konnten, der Stadtwald auch in dieser Hinsicht stark verschmutzt.

Die drei oben genannten besonders wertvollen Naturflächen verdienen zum Schutz ihrer kostbaren Pflanzen- und Tierwelt besondere Aufmerksamkeit, damit Gefährdungen gar nicht erst eintreten können. Für den zur Niepkuhlenrinne gehörenden Feuchtwaldstreifen am nördlichen Stadtwaldrand genügt es, den Charakter als Erlen-Eschen-Bruchwald auch künftig zu erhalten. Die Fläche ist durch ihre Nässe und ihren dichten naturbelassenen Bewuchs so schwer zugänglich, daß sie ganz von selbst vor Betreten geschützt ist. Um das weiter zu gewährleisten, verbietet es sich selbstverständlich, Trockenlegungen vorzunehmen oder Wege anzulegen. Insbesondere wäre, was schon im Gespräch war, eine Querung der Rinne durch Dämme oder Brückenstege von der Nordtangente her verhängnisvoll, weil hier-

durch der Feuchtbiotop zerstückelt und im Endeffekt vernichtet würde. Angebracht wäre auch ein Freistellen der sechs kleinen Tümpel, wo vor allem das Altholz entfernt werden müßte. Hierdurch ließe sich vielleicht eine größere Amphibien-Population aufbauen, denn von einer solchen konnten bisher nur wenige Grasfrösche und eine einzelne Erdkröte beobachtet werden.

Die beiden Teiche im Inneren des Rennbahngeländes erscheinen infolge ihrer Abgeschlossenheit zur Zeit ausreichend gesichert.

Dort ist auch kaum zu befürchten, daß an ihren Ufern mit den wertvollen Florenelementen irgendwelche Umgestaltungen vorgenommen werden.

Die Heidefläche an der Hüttenallee ist dagegen frei zugänglich. Dort sollten Spaziergänger aufgefordert werden, die Wege nicht zu verlassen. Wenn es doch einmal zu unerwünschten Betätigungen kommt (Hundeauslauf, Spiele, Lagerungen, Feuermachen und anderes mehr), müßte das sofort energisch unterbunden werden. Für die Heide-

und Magerrasen-Vegetation wären auch gelegentliche Pflegemaßnahmen erforderlich.

Die hier geäußerten Sorgen, so gravierend sie uns auch erscheinen, fallen bei einer Gesamtbetrachtung des Stadtwaldes jedoch nicht allzusehr ins Gewicht. Wenn der Wille zur behutsamen Behandlung des Stadtwaldes besteht und sein Status als Landschaftsschutzgebiet ernsthaft beachtet wird, kann man hoffen, daß das Gebiet in seiner jetzigen Schönheit und Besonderheit auch für kommende Generationen erhalten bleibt.

Anhang: Bemerkenswerte Bäume und Baumgruppen

Zur Ergänzung unserer Stadtwald-Beschreibung haben wir eine Anzahl auffallender Bäume in der folgenden Liste zusammengestellt. Ihre Standorte sind in der Stadtwaldkarte (s. beigefügte Karte) eingetragen. Die Bäume zeichnen sich durch relativ hohes Alter oder besondere Größe aus, was jedoch nur auf den Stadtwald bezogen ist. Weitere Bäume wurden wegen ihrer Seltenheit, ihrer besonderen Wuchsform oder ihres forsthistorischen Wertes aufgenommen. Die Baumhöhen wurden geschätzt. Die Stammumfänge und -durchmesser sind in Brusthöhe ermittelt. Alle angegebenen Werte gelten für das Jahr 1997.

Südwestlicher Stadtwaldteil aus dem Jahre 1897 und vorgelagerter Geländestreifen bis zur Deußstraße

	Alter in Jahren	Höhe in m	Größe Astweite in m	Stamm- umfang in m	Stamm- durchmesser in m
1. Rot-Eiche (<i>Quercus rubra</i> L.) Stattlicher Baum aus der Anfangszeit des Stadtwaldes. Er dient als Beispiel für viele andere Rot-Eichen dieser Größenordnung.	93	25 – 30	17	3,80	1,21
2. Gemeine Esche (<i>Fraxinus excelsior</i> L.) Alter Baum an der Krefelder Seite des ehemaligen Grenzgrabens. Eine zweite, etwas schwächere Esche steht wenig weiter südlich.	>100	25 – 30	11	3,20	1,02
3. Platane (<i>Platanus hybrida</i> BROT.) Alter Baum an der Krefelder Seite des ehemaligen Grenzgrabens. Eine zweite, etwas schwächere Platane steht wenig weiter südlich.	>100	25	15	3,50	1,11
4. Roßkastanie (<i>Aesculus hippocastanum</i> L.) Alter Baum an der Krefelder Seite des ehemaligen Grenzgrabens	>100	20 – 25	6	2,10	0,67
5. Robinie (<i>Robinia pseudoacacia</i> L.) Alter Baum an der Krefelder Seite des ehemaligen Grenzgrabens	>100	20	10	2,15	0,68
6. Berg-Ahorn (<i>Acer pseudoplatanus</i> L.) Alter Baum an der Krefelder Seite des ehemaligen Grenzgrabens	>100	20	8	2,80	0,89
7. Europäische Linde (<i>Tilia europaea</i> L.) Stattlicher Baum aus der Anfangszeit des Stadtwaldes	98	20	9	2,35	0,74
8. Blut-Buche (<i>Fagus sylvatica forma purpurea</i> AIT.) Ein solitär gewachsener, besonders schön gestalteter Baum aus der Anfangszeit des Stadtwaldes	98	25	12	3,50	1,11
9. Robinie (<i>Robinia pseudoacacia</i> L.) Eine Baumgruppe an der Bockumer Seite des ehemaligen Grenzgrabens, bestehend aus vier zusammenhängenden Stämmen und zwei weiteren isolierten Stämmen in Meterabstand	98	15 – 20	13	0,50 – 1,40	0,16 – 0,40
10. Moor-Birke (<i>Betula pubescens</i> EHRH.) Ein alter Baum am ehemaligen Krefelder Grenzweg	>100	15	8	1,55	0,49

	Alter in Jahren	Höhe in m	Größte Astweite in m	Stamm- umfang in m	Stamm- durchmesser in m
11. Stiel-Eiche (<i>Quercus robur</i> L.) Ein halbsolitär gewachsener Baum am Rande des Gehölzes neben der Deußstraße zur Wiese hin. Die Verzweigung beginnt bereits wenige Dezimeter über dem Boden.	>100	18 – 20	10	2,80	0,89
12. Silber-Weide (<i>Salix alba</i> L.) Ein stark gewachsener, vierstämmiger Baum mit Teilung dicht über dem Boden	>100	20	12	1,40 – 2,90	0,45 – 0,90
13. Hainbuche (<i>Carpinus betulus</i> L.) Ein starkwüchsiger Baum am ehemaligen Krefelder Grenzweg, der sich in 1 m Höhe in zwei Stämme von 2,10 m und 2,00 m Umfang teilt	>100	20	11	3,40	1,10
14. Hybrid-Pappel (<i>Populus x canadensis</i> MOENCH) Alter Baum aus der Anfangszeit des Stadtwaldes; Standort an der Einmündung des Stadtwaldgrabens in den Grenzgraben	98	25 – 30	24	4,00	1,30
15. Stiel-Eiche (<i>Quercus robur</i> L.) Hoher Baum neben dem Platz der ehemaligen Schutzhütte	>100	30	13	3,30	1,05
16. Ginkgo (<i>Ginkgo biloba</i> L.) Junger Solitärbaum auf der Stadtwaldwiese	15	12	schlank- wüchsig	0,85	0,27
17. Feld-Ahorn (<i>Acer campestre</i> L.) Starkwüchsiges Exemplar aus der Anfangszeit des Stadtwaldes. Ein noch wesentlich stärkerer und schönerer Baum dieser Art stand wenig weiter nördlich. Er ist 1998 leider gefällt worden.	98	18 – 20	14	1,80	0,57
18. Trompetenbaum (<i>Catalpa bignonioides</i> WALT.) Jüngere Anpflanzung aus der Nachkriegszeit. Ein zweiter, nur wenig schwächerer Trompetenbaum, steht einige Meter weiter nördlich.	40 – 50	15	5	1,10	0,35
19. Hänge-Birke (<i>Betula pendula</i> ROTH.) Eine Pflanzung aus der Nachkriegszeit. Insgesamt neun Stämme zum Teil gruppenweise zusammengefaßt. Wenige Meter östlich der Birken stehen noch eine Manna-Esche und ein Amberbaum aus der gleichen Pflanzzeit.	ca. 50	15	8	0,35 – 1,10	0,11 – 0,30
20. Kaukasische Flügelnuß (<i>Pterocarya fraxinifolia</i> (LAM.) SPACH.) Starker Baum am Weiherufer, der schon vor Jahren gefällt worden ist, weil er sich stark zum Wasser hin geneigt hatte. Der Stumpf hat danach kräftige neue Triebe entwickelt. Ein zweites Exemplar, ebenfalls gefällt und mit Neuaustrieb, steht 20 m weiter nördlich am Ufer.	98	gekappt	gekappt	2,20	0,70
21. Silber-Weide (<i>Salix alba</i> L.) Auf der kleinen Insel im westlichen Teil des Stadtwaldweihers. Der Baum teilt sich in 3 m Höhe in zwei Stämme. Ein dritter Stamm kommt direkt aus der Wurzel und hängt über dem Wasser.	98	20	8	2,90	0,92
22. Sumpf-Eiche (<i>Quercus palustris</i> MUENCH.) Am Rande einer jüngeren Baumanpflanzung aus der Nachkriegszeit. Ein zweites Exemplar steht einige Meter entfernt in Richtung zum Weiherufer.	ca. 30	15 – 20	7	1,45	0,46
23. Manna-Esche (<i>Fraxinus ornus</i> L.) Eine niedrige Baumart mit sehr schmückenden weißen Blüten	58	9	8	1,40	0,45
24. Rot-Eiche (<i>Quercus rubra</i> L.) Eine Gruppe von 4 hohen Bäumen inmitten der großen Wiese in gegenseitigen Abständen von 5 bis 12 m	98	25 – 30	16	2,65 – 3,40	0,80 – 1,10

	Alter in Jahren	Höhe in m	Größte Astweite in m	Stamm- umfang in m	Stamm- durchmesser in m
25. Korsische Schwarz-Kiefer (<i>Pinus nigra</i> var. <i>maritima</i> (AIT.) MELVILLE) Schlanker Baum mit langen Nadeln. Standort einige Meter abseits vom Weg. Ein zweites Exemplar steht davor unmittelbar am Weg.	98	18 – 20	7	2,00	0,64
26. Roßkastanie (<i>Aesculus hippocastanum</i> L.) Dekorativer Baum an einer Wegegabelung.	98	15	12	3,00	0,98
27. Hybrid-Pappel (<i>Populus x canadensis</i> MOENCH) Auffallend starker Baum an der Westseite der Brücke beim Stadtwaldhaus. Er besteht aus zwei dicken Stämmen, die bis zu 2 m Höhe miteinander verwachsen sind. Dort beträgt ihr gemeinsamer Umfang fast 5 m. Wo sie auseinandergehen, haben sie Umfänge von 3,50 m und 3,80 m. Eine zweite, entsprechende Pappel steht an der Ostseite der Brücke. Sie ist mit 3,50 m Umfang deutlich schwächer und wirkt auch nicht so gesund wie ihr Gegenstück.	98	25	20 – 21	4,85	1,54

Anschlußteil des Stadtwaldes aus dem Jahre 1907

28. Gemeine Esche (<i>Fraxinus excelsior</i> L.) Schöner Baum am Rande einer Waldwiese in Nähe der Hüttenallee mit weit ausladenden Ästen zur Lichtseite hin	88	30	15	3,15	1,00
29. Hainbuche (<i>Carpinus betulus</i> L.) Der Baum gabelt sich in 2 m Höhe in zwei Stämme von je 1,20 Umfang. Darunter beträgt sein Umfang 1,50 m. Er ist etwas zur Lichtseite geneigt. Ein weiterer Ast setzt gleich am Boden an.	88	20	10	1,50	0,48
30. Manna-Esche (<i>Fraxinus ornus</i> L.) Eine Gruppe von drei Bäumen in gegenseitigen Abständen von 5 m. Die Maße beziehen sich auf den stärksten Baum.	88	10 – 12	5	1,20	0,38
31. Amberbaum (<i>Liquidambar styraciflua</i> L.) Eine Gruppe von drei Bäumen in Abständen von 5,50 bis 7,50 m am Rande einer weiter nördlich gelegenen Waldwiese. Die Maße beziehen sich auf den stärksten Baum.	88	20 – 25	8	1,20	0,38
32. Rot-Eiche (<i>Quercus rubra</i> L.) Starker Baum am nördlichen Rande der Wiese neben der Straße. Eine zweite, fast ebenso dicke Rot-Eiche steht 12 m weiter südöstlich am Straßenrand.	88	25	12 - 13	3,60	1,15
33. Silber-Ahorn (<i>Acer saccharinum</i> L.) Stärkster Baum von mehreren weiteren Silber-Ahornen auf einer größeren Wiese gegenüber dem Eingang zur Pferderennbahn	83	25	12	3,20	1,02
34. Pyramiden-Pappeln (<i>Populus nigra</i> var. „ <i>Italica</i> “ DUROI) Starker Baum am Ufer des Stadtwaldweiher. Zwei weitere, schwächere Pyramiden-Pappeln stehen in Abständen von 10 bis 15 Metern.	83	25 – 30	schlank	2,80	0,89
35. Weymouths-Kiefer (<i>Pinus strobus</i> L.) Der Baum steht zusammen mit drei anderen, schwächeren Weymouths-Kiefern in einer 10 m langen Reihe an einer Wegegabelung.	83	20	7 – 8	2,25	0,72

Flohbusch

36. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Starker alter Baum neben der nördlichen Rampe der Fußgänger-Brücke über die Nordtangente; Überhälter aus der Vor-Stadtwald-Zeit. Eine zweite, nur wenig schwächere Buche steht etwa 10 m weiter nördlich.	>100	25	17	3,70	1,18
---	------	----	----	------	------

	Alter in Jahren	Höhe in m	Größte Astweite in m	Stamm- umfang in m	Stamm- durchmesser in m
37. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Eine Gruppe von drei Stämmen, die in einer geraden Strecke von 2 m Länge aufgereiht sind und in sich wieder eine Gliederung in aufrechte Einzeläste aufweisen. Die Maße beziehen sich auf den südwestlichen Stamm, dessen Umfang dicht über dem Boden gemessen wurde. Er hat sieben Einzeläste. Die beiden anderen Stämme teilen sich 1 bis 2 m über dem Boden in je zwei Äste. Es handelt sich hier vielleicht um Reste einer durchgewachsenen Buchenhecke am Rande des Flohbusches. Möglicherweise ist der stärkste Stamm am Südwestende auch geleimt worden.	>100	15 – 20	11	2,00	0,64
38. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Der Baum ist ein sehr alter Überhälter aus der Vor-Stadtwald-Zeit. Er dient als Beispiel für viele weitere Buchen der gleichen Größenordnung in diesem Teil des Flohbusches.	170	25 – 30	12	3,70	1,18

Rennbahngelände

39. Spitz-Ahorn (<i>Acer platanoides</i> L.) Das stärkste Exemplar von mehreren Bäumen dieser Art im vorderen Rennbahngelände	85	20	13	2,20	0,70
40. Douglasie (<i>Pseudotsuga menziesii</i> (MIRBEL) FRANCO) Stattlicher Baum im vorderen Rennbahngelände	85	25	6	1,90	0,60
41. Pyramiden-Pappel (<i>Populus nigra</i> var. „Italica“ DUROI) Alter Zierbaum an der Nordgrenze des vorderen Rennbahngeländes	85	30	schlank- wüchsig	3,20	1,02
42. Eschen-Ahorn (<i>Acer negundo</i> L.) Seltener Einzelbaum im Rennbahn-Vorgelände	85	15 – 20	14	2,10	0,68
43. Platane (<i>Platanus hybrida</i> BROT.) Der stärkste Baum von mehreren Platanen im Rennbahn-Vorgelände. Er steht in der Mitte von drei Bäumen zwischen der ersten und zweiten Tribüne.	85	25	17	3,50	1,11
44. Trauer-Weide (<i>Salix alba vitellina pendula</i> REHD.) Starker Baum mit zwei Stämmen, die unmittelbar über dem Boden verwachsen sind. Von dort gingen noch zwei weitere Stämme aus, die inzwischen abgeholzt wurden.	84	15	11	1,80 – 2,80	0,58 – 0,90
45. Stiel-Eiche (<i>Quercus robur</i> L.) Prächtiger solitärer Baum inmitten des Rennbahngeländes aus der Zeit vor der Anlage der Rennbahn	ca. 110	20	13	3,50	1,11
46. Hainbuche (<i>Carpinus betulus</i> L.) Ein zweiter alter Solitärbaum inmitten des Rennbahngeländes	ca. 110	13	12	1,60	0,51
47. Pyramiden-Pappel (<i>Populus nigra</i> var. „Italica“ DUROI) Der stärkste von drei Bäumen dieser Art in einer Grenzhecke der Rennbahn. Heute liegt diese Hecke außerhalb des Rennbahngeländes.	85	30	schlank- wüchsig	2,70	0,86
48. Silber-Pappel (<i>Populus alba</i> L.) Der stärkste von mehreren Bäumen dieser Art in der Grenzhecke, unweit von der Pyramiden-Pappel und neben einem Beobachtungsstand	85	20 – 25	14	2,30	0,73

Großhüttenpark

49. Korsische Schwarz-Kiefer (<i>Pinus nigra</i> var. <i>maritima</i> (AIT.) MEVILLE) Dekorativer Parkbaum. Er ist angeführt als Beispiel für zahlreiche weitere Exemplare dieser Art.	>100	20 – 25	9	2,30	0,73
--	------	---------	---	------	------

	Alter in Jahren	Höhe in m	Größe Astweite in m	Stamm- umfang in m	Stamm- durchmesser in m
50. Atlas-Zeder (<i>Cedrus atlantica</i> MANETTI) Prachtvoller Parkbaum. Er dient als Beispiel für mehrere weitere Bäume dieser Art.	>100	20	11	2,90	0,92
51. Eibe (<i>Taxus baccata</i> L.) Sehr eindrucksvoller Solitärbaum, bestehend aus sechs Stämmen (zwei starken, zwei mittleren und zwei schwachen). Einer der schwachen Stämme wurde kürzlich abgeschlagen	>100	20	9	0,30 – 1,30	0,09 – 0,41
52. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Stärkste Buche des Stadtwaldes	ca. 200	25 – 30	15	3,80	1,21
53. Robinie (<i>Robinia pseudoacacia</i> L.) Starker Baum dicht vor dem Grenzgraben am Vreed-Wald. In 2,5 – 3,0 m Höhe wachsen aus dem Stamm fünf dicke aufrechte Äste.	>100	20	10	2,65	0,84
54. Robinie (<i>Robinia pseudoacacia</i> L.) Eine ungeteilte Robinie weiter abseits vom Grenzgraben und neben einem Weg	>100	20	6 – 7	2,25	0,72
55. Weymouths-Kiefer (<i>Pinus strobus</i> L.) Ein kräftiges Exemplar dieser weniger häufigen Baumart	>100	15 – 20	8	2,30	0,73

Vreed-Wald

56. Eberesche (<i>Sorbus aucuparia</i> L.) Ein alter fünfstämmiger Baum unmittelbar am Grenzgraben des Vreed-Waldes zum Großhüttenpark hin	>100	12 – 15	7	0,50 – 0,95	0,16 – 0,30
57. Hainbuche (<i>Carpinus betulus</i> L.) Geschneidelter Baum unmittelbar am Grenzgraben. In 1,30 m Höhe wachsen aus dem Grundstamm ein schwächerer Mittelstamm und vier steile Seitenäste hervor. Eine zweite alte Hainbuche steht 10 m weiter nordwestlich ebenfalls am Grabenrand. In ihr wachsen gleich im Bodenniveau zwei Stämme hervor.	>100	10	8	1,60	0,51
58. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Diese Buche ist der schönste Schneitelbaum des Stadtwaldes. Bei ihr wachsen in 2,50 m Höhe aus dem starken Unterstamm sechs dicke, aufrechte Stöcke heraus.	>100	15	12	3,15	1,00
59. Rot-Buche (<i>Fagus sylvatica</i> L.) Ein schön gewachsener, ziemlich freistehender Baum	>100	25	14	3,00	0,96
60. Stiel-Eiche (<i>Quercus robur</i> L.) Eine starke Eiche am Ostrand des Vreed-Waldes	>100	15 – 20	10	3,10	1,00
61. Gemeine Esche (<i>Fraxinus excelsior</i> L.) Ein vierstämmig gewachsener Baum	>100	15 – 20	8	0,90 – 1,20	0,25 – 0,38
62. Eß-Kastanie (<i>Castanea sativa</i> MILL.) Dieser sehr schöne und stark gewachsene Baum steht schwer zugänglich am Ostrand des Vreed-Waldes	>100	20 – 25	11	2,50	0,92

Anmerkungen

¹⁾ Hierzu wird auf die Arbeit von A. DICKHOF & H. BAUM-
GARTEN verwiesen, insbesondere auf Abb. 5.

²⁾ Eine geringfügige Abzweigung aus diesem Bach, der
weiter unterhalb als Littardsche Kendel bezeichnet wird,
besteht schon seit längerem südwestlich von Kamp-Lint-
fort. Dort fließt Wasser über die Eylische Kendel und die
Fossa Eugeniana hinüber zum Rhein. Der Hauptanteil der
Littardschen Kendel fließt jedoch über Issum weiter zur
Niers.

³⁾ Nur nach sehr starken Niederschlägen fließt ein kleiner
Teil des Buschgraben-Wassers auch heute noch in die
alte Nordwest-Richtung weiter.

⁴⁾ Zwei weitere Arten konnte F. CASSESE in unmittelbarer
Umgebung des Stadtwaldes feststellen: eine vereinzelt
Breitflügeliedermaus über dem Kaiserparkweiser und
mehrere Exemplare der Rauhaufledermaus im Bereich
der Jentgesallee und der angrenzenden Straßen.

⁵⁾ Richtig müsste es „Der Vreed“ heißen. Noch in einer Ka-
tasterkarte von 1869 steht die Bezeichnung „Im Vreed“.

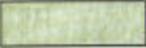
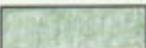
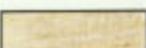
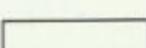
Im Mittelhochdeutschen ist „Vrede“ ein eingefasster Raum
(zum Beispiel Friedhof). Das Betreten eines in Fried-
gelegten Busches war bei Strafe verboten (HECKMANN'S
1924). Auch in den alten Buschprotokollen über Vergehen
in den Waldungen heißt es „Im Fried“ (BUSCHER 1951).
Erst spätere Karten und Texte bezeichnen das Gebiet des
Vreedwaldes als „Die Vreed“.

⁶⁾ Die Bezeichnung Hüttenallee war ursprünglich auf
diese neue, am namengebenden Großhüttenhof vor-
beführende Straße beschränkt. Der südlich des Stadt-
waldes gelegene Teil der Hüttenallee hieß bis etwa 1890
Floh-Weg.

Anhang

Gliederung des Krefelder Stadtwaldes
nach Waldarten
und anderen Landschaftselementen

0 100 200 300 400 500m

-  Laubmischwald, vorwiegend parkartig gestaltet
-  Bestände von Moor-Birken im Großhüttenpark
-  Buchenwald mit wenigen anderen Baumarten, forstlich gestaltet
-  Feuchtwald der Niepkuhlen-Rinne, vorwiegend Erlen und Eschen
-  Vorwiegend Nadelwald in wechselnder Zusammensetzung
-  Eibenwald-Parzellen
-  Neuaufforstungen der letzten 25 Jahre, vorwiegend Buchen
-  Wiesenflächen
-  Sonstige Gelände: Pferderennbahn, Sportplätze, Bebauung, Hauptwege
-  Teiche und Bombentrichter
-  Entwässerungsgräben
- 1 - 64

 Standorte der im Anhang aufgelisteten Einzelbäume und Baumgruppen



Schriftenverzeichnis

ABTS, U. W. (1991): Neu- und Wiederfunde seltener Blütenpflanzen des Niederrhein. - Niederrhein. Landeskde., Schriften zur Natur und Geschichte des Niederrheins, 10: 141 - 148; Krefeld.

BURGHARDT, O. (1982): Von der Honschaft zum Großstadtvorort - Wandlungen des landschaftlichen Gefüges im Spiegel historischer und moderner Karten. - Bürgerverein Bockum (Hrsg.): 36 - 55; Krefeld.

BUSCHER, G. (1951a): Vom Bockumer Busch. - Die Heimat, 22 (1/2): 38 - 45; Krefeld.

BUSCHER, G. (1951b): Die Teilung des Bockumer Busches. - Die Heimat, 22 (3/4): 134 - 135; Krefeld.

DICKHOF, A., & BAUMGARTEN, H. (1999): Waldböden in Krefeld - unbekannte Lebensräume unter unseren Füßen. - die Heimat, 70: 33 - 38; Krefeld.

DÖLL, R., & KUTZELNIGG, H. (1987): Punktkartenflora von Duisburg und Umgebung. - 2. Aufl.: 378 S.; Rheurdt (JDH).

FEINENDEGEN, E. (1962): Bockum. - Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, Nr. 39: 4 S.; Krefeld.

FÖHL, W. (1956a): Der Bockumer Busch als Linner Gemarkung. - Die Heimat, 27 (1/2): 50 - 65; Krefeld.

FÖHL, W. (1956b): Der Bockumer Busch als Linner Gemarkung. - Die Heimat, 27 (3/4): 155 - 157; Krefeld.

HECKMANN, F. (1924): Vom Fischelner Busch. - Die Heimat, 3 (3): 86 - 90; Krefeld.

HEYER, R. (1987a): Anmerkungen zur Grünflächen-Entwicklung Krefelds in den letzten 100 Jahren. - die Heimat, 58: 92 - 100; Krefeld.

HEYER, R. (1987b): Funktionswandel innerstädtischer Freiräume in deutschen Großstädten. - Bochumer geogr. Arb., 48: 254 S., 74 Abb., 33 Tab.; Paderborn.

KORDGES, T., et al. (1997): Zur Verbreitung der Wespenspinne (*Argiope bruennichi*) im Rheinland (Nordrhein-Westfalen). - Natur am Niederrhein, N. F., 12 (1): 20 - 25; Krefeld.

KÜSTERS, H. J. (1994): Krefeld um die Jahrhundertwende. - die Heimat, 65: 87 - 92; Krefeld.

LEVEN, H. (1951): Ländliches Bockum. - Die Heimat, 22 (1/2): 45 - 49; Krefeld.

NOELL, A. (1961): Der Stadtwald. - Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, Nr. 16: 4 S.; Krefeld.

REMBERT, K. (1925): Aufteilung des in der Gemeinde Bockum gelegenen Hochwaldes, der Bockumer Wald genannt, am 29. September 1815. - Die Heimat, 4 (1): 30 - 33; Krefeld.

REMBERT, K. (1927): Wilhelm Deuß zum 100. Geburtstag. - Die Heimat, 6 (2): 149 - 154; Krefeld.

REMBERT, K. (1950): Die Krefelder Grünanlagen, eine nie versiegende Kraftquelle unserer Stadt. - Die Heimat, 21 (1/2): 86 - 89; Krefeld.

REMBERT, K. (1957): Zum Kaufakt des Krefelder Hüttenhofes 1815. - Die Heimat, 28 (1/2): 60 - 61; Krefeld.

SCHUMACHER, W. (1995): Atlas der Farn- und Blütenpflanzen des Rheinlandes. - 365 S.; Bonn (Abteilung Geo-Botanik und Naturschutz des Instituts für Landwirtschaftliche Botanik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn).

SCHÜMANN, E., & BURGHARDT, O. (1979): Die Landschaft um Krefeld in der Darstellung historischer und moderner Karten - ein Vergleich. - die Heimat, 50: 144 - 150, 8 Abb.; Krefeld.

SORG, M., & STENMANS, W. (1992): Wildbienen und andere Hautflügler der Krefelder Naturpfade. - Die Heimat, 63: 61 - 65; Krefeld.

SPELTEN, L. (1923): Die Außengrenzen der früheren Herrlichkeit Krefeld. - Die Heimat, 2 (4): 162 - 163; Krefeld.

SPELTEN, L. (1924a): Die Außengrenzen der früheren Herrlichkeit Krefeld. - Die Heimat, 3 (1/2): 15 - 19; Krefeld.

SPELTEN, L. (1924b): Die Außengrenzen der früheren Herrlichkeit Krefeld. - Die Heimat, 3 (3): 78 - 82; Krefeld.

SPELTEN, L. (1935): Die Stadt Krefeld fand zurück zur Natur im Grünen. - Die Heimat, 14 (3/4): 336 - 338 und eine eingeleitete Karte; Krefeld.

STEEGER, A., & HÖPPNER, H., & SCHREURS, TH. (1966): Krefelder Naturpfade. - 266 S.; Krefeld (Verein Linker Niederrhein).

Waldböden in Krefeld - unbekannte Lebensräume unter unseren Füßen

von Alfred Dickhof und Hans Baumgarten

Wald, Boden, Mensch

Wald

In dicht besiedelten Städten wie Krefeld erfüllt der Wald besondere ökologische und auch soziale Funktionen. Mit rund 7% Anteil (9,22 km²) an der Gesamtfläche des Stadtgebietes (137,55 km²) leisten die Wälder einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung des Stadtklimas, zur Lufthygiene und zum Gewässerschutz. Gleichermaßen dienen diese Freiräume der Naherholung und dem Naturerlebnis.

Die Waldflächen sind auf zahlreiche Areale verteilt, wobei im vorliegenden Beitrag lediglich die größeren Bereiche Stadtwald, Forstwald, Hülser Bruch und Hülser Berg betrachtet werden.

Die intensive Nutzung des Waldes wird aus der Relation von Waldfläche zu Einwohnerzahl deutlich. Nutzungskonflikte in solch stark beanspruchten Zonen sind häufig vorgeplant, können jedoch durch eine sinnvolle Verknüpfung von ökologischen Ansprüchen an den Wald, behutsamer Waldpflege und Lenkung der Besucherströme gelöst werden.

Tabelle 1

Waldfläche in qm pro Einwohner im Vergleich

qm Wald pro Einwohner

Durchschnitt BRD	1 200
Durchschnitt NRW	500
Köln	70
Dortmund	46
Essen	41
Düsseldorf	40
Krefeld	37
Gelsenkirchen	21

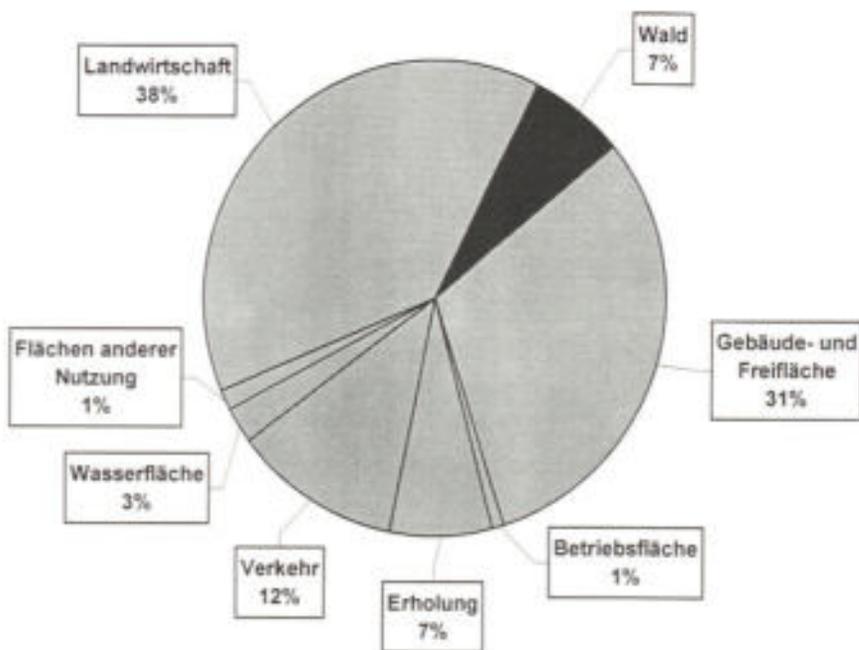


Abb. 1. Flächennutzung in Krefeld in % der Gesamtfläche (Stand 1995)

Wälder sind mehr als nur die Summe ihrer Bäume. Flora, Fauna, das Klima, der Wasserhaushalt und die Bodenverhältnisse steuern die komplizierten Mechanismen in der Ökologie des Waldes. Dabei kommt dem Boden als „Fundament“ des Pflanzenstandortes besondere Bedeutung zu.

Boden

Mit Ausnahme der Land- und Forstwirte sowie der Gärtner kennen die meisten Menschen unseren Boden nur so: hartnäckig haftet er am Wanderschuh, an Kinderhänden oder an den Hundepfoten, bis er sich auf

dem heimischen Teppich löst. Dagegen erschließt eine genauere Betrachtung des Bodens ein hochempfindliches Umweltmedium, ein äußerst komplexes ökologisches System, bestehend aus einer Vielzahl von Komponenten und Vorgängen, deren wissenschaftliche Erforschung bei weitem noch nicht abgeschlossen ist. Die Böden der Krefelder Waldgebiete sind bereidete Zeugen der Natur- und Landschaftsgeschichte am Niederrhein und einen tieferen Einblick wert.

Böden sind die Grundlage allen Lebens, ohne sie wäre die Erde so leblos wie der Mond (der ja bekanntlich keine Böden hat; er besteht nur aus Gestein). Böden bilden sich im Grenzbereich zwischen Atmosphäre (Lufthülle der Erde), Hydrosphäre (Wasserhülle), Biosphäre (Lebewelt) und Lithosphäre (Gesteinsuntergrund). Sie sind ein Produkt aus verwittertem Gestein, organischen Substanzen (zum Beispiel Humus), mit Luft und verschiedenen Gasen durchsetzt und auch mancherorts von Grundwasser oder gestautem Niederschlagswasser erfüllt. Böden sind in unseren Breiten intensiv belebt und ständigen Umwandlungsprozessen unterworfen.

Die Funktionen, die Böden zu erfüllen haben, sind sehr vielfältig und verdeutlichen die Notwendigkeit eines sparsamen Umgangs mit dieser knappen werdenden Ressource. In der Bundesrepublik Deutschland beispielsweise wird täglich eine Fläche von mehr als 100 Fußballfeldern durch Bebauung versiegelt! Der Boden ist überall auf der Welt Le-

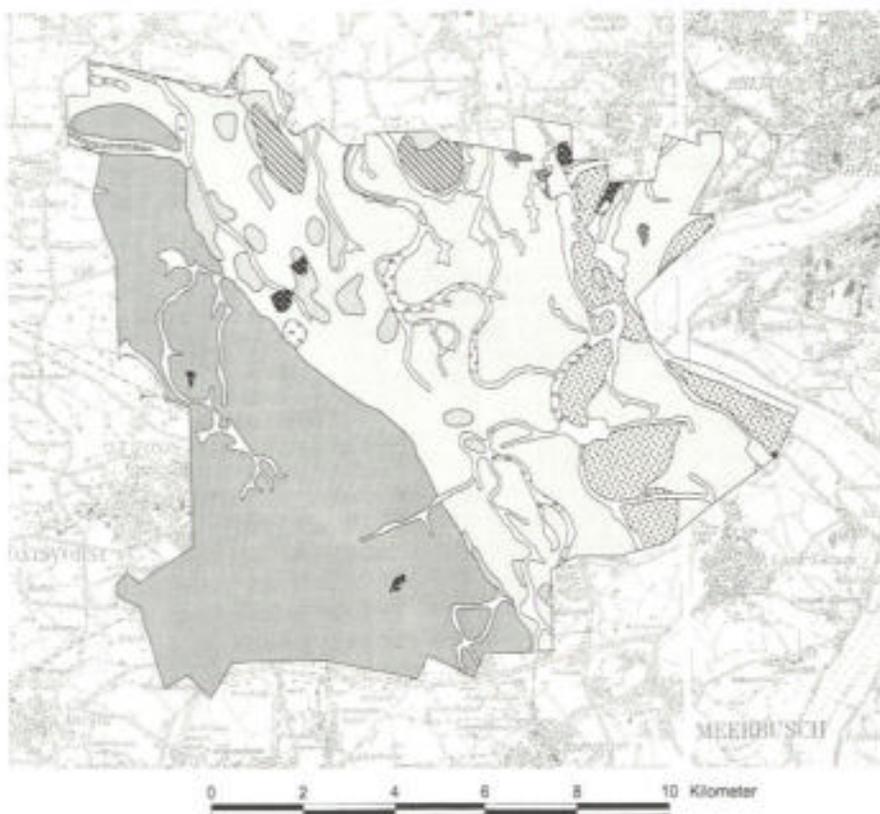


Abb. 2. Vereinfachte Geologische Übersichtskarte des Stadtgebietes (Auszug aus dem Informationssystem Geologische Karte von Nordrhein-Westfalen, Bearbeitungsmaßstab 1 : 100 000)

- Künstliche Aufschüttungen
- Niedermoorort
- Bach- und Flußablagerungen
- Hochflutablagerungen über Niederterrassen
- Auenablagerungen
- Flugsand
- Niederterrassen
- Löß, Sandlöß oder Flugsand über Mittelterrasse
- Stauchmoräne, z.T. mit Sandlöß
- Gewässer

bensgrundlage des Menschen, Lebensraum für Tiere, Pflanzen und Bodenorganismen. Als Anbaufläche für die Landwirtschaft sichert er die Ernährung der wachsenden Weltbevölkerung. Er ist Schutzschicht und wirkt wie ein natürlicher Filter für das Grund- und Trinkwasser, da er Schadstoffe aufnehmen, speichern und wieder abbauen kann. Auch ist der Boden Lagerstätte von oberflächennahen Rohstoffen – im Krefelder Raum zum Beispiel Sand und Kies als Grundstoff der Bauindustrie, Lehm zur Ziegelherstellung, Ton für Töpferwaren, in der Vergangenheit auch Torf als Dünger für die Landwirtschaft. Bodenflächen benötigt der Mensch für Siedlung und Erholung, wirtschaftliche und öffentliche Nutzungen, Ver- und Entsorgung und vieles andere mehr. Als Archiv der Natur- und Kulturgeschichte speichert der Boden außerdem Informationen über die Landschaftsgeschichte (Bodenentstehung, Geologie), Landnutzung (Siedlungsgeschichte, historische Wirtschaftsweisen) und für wissenschaftliche Fragestellungen (zum Beispiel Bodenentwicklung in historischer Zeit unter veränderten Klimabedingungen).

Die Bodenkundler (Pedologen; vom griechischen Wort *pedon* = der Boden) betrachten den Boden meist bis in eine Tiefe von zwei Metern. Unterhalb der belebten Zone steht festes oder lockeres Gestein an (in Krefeld meist Sand und Kies); dort beginnt das Betätigungsfeld der Geologen.

Mensch

Die Einflußnahme des Menschen auf seine Umwelt und damit auch auf den Boden kann im Krefelder Raum weit zurückverfolgt werden. Es gibt zahlreiche historische Zeugnisse menschlicher Jäger- und Sammlertätigkeit, die bis weit ins Mesolithikum (Mittelsteinzeit, etwa 10 000 bis 6 000 Jahre vor heute) zurückreichen (zum Beispiel Fundstellen von mesolithischen Steinartefakten am Hülser Berg).

Erst mit dem Sesshaftwerden begann der Mensch die Landschaft für seine Zwecke umzugestalten und die Umwelt zu verändern, zunächst nur auf kleinen Flächen, dann durch großflächige Landnahme, Rodungen, Urbarmachung und Bewirtschaftung. Zunehmender Ackerbau seit dem Neolithikum (etwa 6 000 bis 4 000 Jahre vor heute) veränderte die Böden nachhaltig. Die tiefreichende Humosität des Bodens auf dem – heute aufgeforsteten – Kuppenbereich des Hülser Berges ist für Waldböden untypisch und weist auf eine sehr alte Beackerung und Bodenbearbeitung hin. Auch der eiszeitliche Ringwall auf dem Hülser Berg ist ein Beweis der sehr frühen Kulturnahme.

Die heutigen Auswirkungen menschlicher Tätigkeit sind allzu deutlich sicht- und spür-

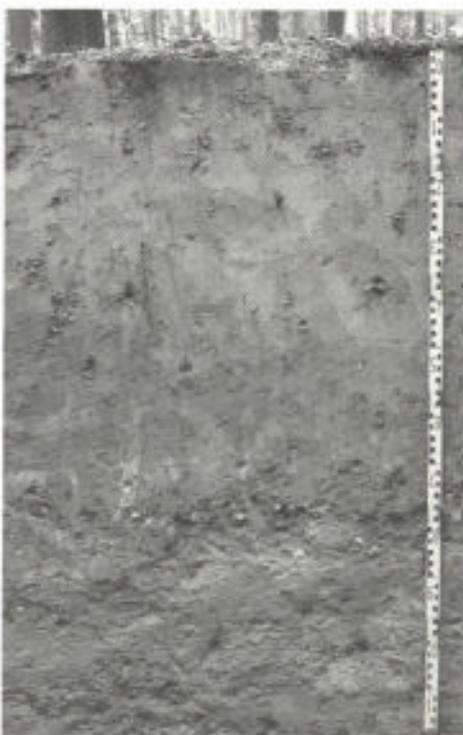


Abb. 3. Erscheinungsbild typischer Krefelder Böden unter Wald: Parabraunerde-Pseudogley im Forstwald

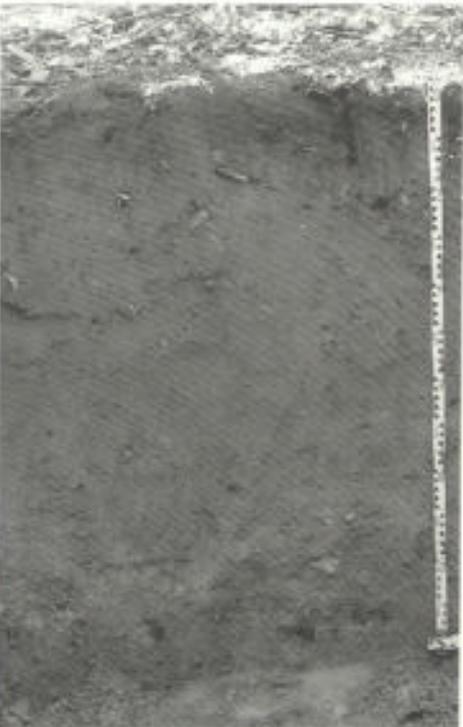


Abb. 4. Erscheinungsbild typischer Krefelder Böden unter Wald: Pseudogley-Braunerde am Hülser Berg

bar. Abgrabungen, Aufschüttungen, Tongruben, Torfstich (Niepkühlen), Aufforstung, Kalkung, Düngung, Veränderungen im Bodenwasserhaushalt durch Grundwasserabsenkung, Versiegelung durch Straßen, Wege oder Gebäude bedeuten Landverbrauch und Flächenverlust. Außerdem beeinträchtigen Säureinträge und Schadstoffbelastungen den Boden meist unsichtbar.

Gestein, Klima, Vegetation... – vieles prägt den Boden.

So vielfältig wie die Faktoren, die einen Boden entstehen lassen, ist auch sein Erscheinungsbild (die Morphologie). Aus diesem kann der Bodenkundler Rückschlüsse auf Güte und Nutzungseignung ziehen (unter anderem Eignung für waldbauliche Maßnahmen, Baumartenwahl, Notwendigkeit von Düngung). Folgende Merkmale dienen der Charakterisierung des Bodens und der Bewertung der Bodengüte beziehungsweise der Standorteigenschaften:

- Zusammensetzung der Körnung, auch Bodenart genannt (zum Beispiel leichte Sandböden, schwere Lehmböden, grober Kiesboden),
- Humusgehalt (zum Beispiel Rohhumus, Moder, Torf),
- pH-Wert (Maß für den Reaktionszustand: sauer – neutral – alkalisch),
- Grund- und Stauwassereinfluß (erkennbar unter anderem an gebleichten hellen oder rostfarbenen Zonen),
- Nährstoffgehalt,
- Wasserdurchlässigkeit (wasserzügige Sandböden, wasserstauende Tonböden).

Die im Gelände gefundenen Bodenmerkmale werden ausgewertet, um Eigenschaften wie die Fähigkeit zur Wasserspeicherung (Hinweise auf dürr empfindliche Standorte), Durchwurzelbarkeit, Bearbeitbarkeit, Eignung als Pflanzenstandort, Filtereigenschaften und anderes mehr ableiten zu können. Besonders bei Waldböden ist eine detaillierte Kenntnis der Bodenverhältnisse für die Baumartenwahl und für Pflegemaßnahmen unbedingte Voraussetzung für das nachhaltige Wirtschaften.

Die Beschaffenheit des geologischen Ausgangsmaterials ist im Krefelder Raum für die Ausprägung der unterschiedlichen Böden entscheidend. Aus geologisch-bodenkundlicher Sicht ist das Gebiet der Stadt zweigeteilt. Der südwestliche Teil mit einer Höhenlage von 35 – 40 m NN gehört zur lößbedeckten Kempener Platte. Diese Mittelterrasse des Rheines besteht aus Kies- und Sandschichten, die bei Kempen großflächig abgebaut werden. Die Mittelterrasse ist in der letzten Eiszeit etwa 1 bis 2 m mächtig mit Löß (einem gelbbraunen feinkörnigen Windsediment) überdeckt worden. In den

Bodenkarte 1 : 5 000
 zur forstlichen Standorterkundung
 Herausgegeben vom Geologischen Landesamt Nordrhein - Westfalen
 Krefeld 1989



Karte 13

1:0 Rechts 1:0 Hoch Krefeld, Stadtwald



Topographische Unterlagen von Landesvermessungsamt Nordrhein - Westfalen
 Krefeldnummer 4100

1:5000

verleihen: Waldflächen auf der TK 25:
 4505 Moers und 4505 Krefeld

Bodenkundliche Aufnahme Dickhof 1989

Abb. 5. Bodenkarte im Maßstab 1 : 5 000 zur forstlichen Standorterkundung (Bereich Stadtwald); Original in farbiger Darstellung

Tabelle 2

Übersicht zu den Böden, ihrer Entstehung und Nutzung in Krefelder Wäldern (Beispiele)

	Forstwald	Hülser Bruch	Hülser Berg
	Böden aus Löß über Mittelterrasse	Böden aus Hochflutablagerungen über Niederterrasse	Böden aus Sandlöß, Flugsand und Stauchmoräne
Geologisches Substrat	1 bis 2 m feinkörniger Löß über Kies und Sand	1 bis 2 m tonig-lehmige bis sandige Hochflutablagerungen über Kies und Sand	0 bis 1 m schluffiger Sand und Kies und Sand, stellenweise toniger Lehm und Feinsand
typische Böden	Parabraunerden (tiefgründige braune Böden) und Pseudogleye (staunasse Böden)	Gleye (Grundwasserböden) mit Übergängen zu Braunerden und Pseudogleyen, in Rinnen Niedermoore	mitteltief entwickelte Braunerden, zum Teil humos durch frühere Bearbeitung
Wasserhaushalt	schwache Staunässe im Unterboden, bei den Pseudogleyen mäßige bis starke Staunässe im oberen Bereich, Grundwasser ursprünglich in 2 bis 3 m Tiefe, heute abgesenkt	Grundwasser je nach Gelände zwischen 0 und 2 m unter Flur, häufig etwas abgesenkt, zum Teil Staunässe im Oberboden	ohne Grundwassereinfluß, stellenweise schwache Staunässe im Unterboden
Standorteigenschaften	großes Wasserspeichervermögen (bei staunassen Böden eingeschränkt), großes Bindungsvermögen für Nähr- und Schadstoffe	gute Wasserversorgung durch Grundwasseranschluß, je nach Substrat und Grundwasserstand geringes bis hohes Nährstoffangebot	trockene, nährstoffarme und stark saure Standorte
vorherrschende Nutzung	überwiegend Acker, nur auf staunassen Böden Grünland und Wald (Forstwald)	kleinflächiges Mosaik von Grünland und Wald im Hülser Bruch, Wald vorzugsweise auf nasserem Böden	überwiegend Wald aufgrund der Relief- und Bodenverhältnisse
Waldgesellschaften	natürlicher Buchen-Eichenwald, häufig Roteiche gepflanzt, aufgrund der Lichtverhältnisse wenig beziehungsweise artenarme Bodenvegetation	sehr nasse Böden mit Erlenbruchwald, bei besserer Nährstoffversorgung Erlen-Eschenwald mit artenreicher Krautschicht, bei relativer Nährstoffarmut Eichen-Hainbuchenwald	trockene Eichen-Birkenwälder mit Buche und Roteiche, Kiefer wurde gepflanzt, artenarme, anspruchslose Krautschicht (Drahtschmiele)

folgenden 10 000 Jahren bildeten sich aus dem Löß durch Verwitterung und Verlagerung von Ton tiefgründige, dunkelbraune Böden, die sogenannten **Parabraunerden**. Wegen ihres günstigen Wasser- und Nährstoffhaushaltes sind sie hervorragende Ackerstandorte.

Überall dort, wo tonreichere und dichtgelagerte Schichten oberflächennah anstehen, kann das Niederschlagswasser nur sehr langsam versickern, und es bildet sich Staunässe. Typisch für staunasse Böden – **Pseudogleye** – ist ein gebleichter Bodenhorizont mit rostfarbenen Eisen- und Mangan-Anreicherungen. Durch den Wechsel von sehr nassen und trockenen Bedingungen sind diese Böden bedingt landwirtschaftlich nutzbar; sie bilden deshalb Standorte größerer Waldflächen wie den Forstwald (s. Abb. 3).

Der östliche Teil des Stadtgebietes liegt in der Rheinniederung mit Höhen zwischen 30 und 35 m NN. Über Sand und Kies der jüngsten Rheinterrasse aus dem Weichsel-Glazial – der Niederterrasse – sind dort Hochflutsedimente (Ablagerungen in Überschwemmungsgebieten) mit einer Mächtigkeit von etwa 1 bis 2 m abgelagert worden. Die Körnung wechselt kleinräumig sehr stark: In Ältarmen und Rinnen des Rheines sind es tonige und lehmige Ablagerungen, in

ebener oder erhöhter Lage lehmige bis sandige Sedimente. In den Rinnen haben sich stellenweise **Niedermoore** mit bis zu 2 m mächtigen Torflagen gebildet. Das Grundwasser reicht je nach Geländeform 0 bis 2 m unter Flur und hat die Bodenbildung entscheidend beeinflusst. Für die grundwasser-geprägten Böden – der Bodenkundler nennt sie **Gleye** – ist ein rostfleckiger oberer Bodenbereich und darunter ein grauer, wassererfüllter Bodenhorizont typisch. Die feuchten Gleyböden werden meist als Grünland genutzt; es sind dort aber auch größere Waldflächen wie der Stadtwald oder das Hülser Bruch erhalten geblieben. Großflächig wurden Rabatten angelegt und Pappeln gepflanzt; der typische Waldbestand wäre aber bei hohem Grundwasserstand ein Erlenbruchwald, bei mittlerem Grundwasserstand und nährstoffreichem lehmigem Boden ein Erlen-Eschenwald mit Kirsche und Eiche und auf sandigeren Böden ein Eichen-Hainbuchenwald. Durch Grundwasserabsenkung sind die natürlichen Standortbedingungen oft verändert worden.

Als landschaftsprägende Elemente erheben sich der Egelsberg und der Hülser Berg aus der flachen Rheinniederung. In der vorletzten Eiszeit – dem Saale-Glazial, das vor 127 000 Jahren zu Ende ging – lag dort der südlichste Rand der Eismassen, die nach ihrem Ab-

schmelzen eine hohe Stauchmoräne (vom Eis hochgepreßte und aufgestauchte, ursprünglich gefrorene Sedimentpakete) hinterließen. Bis auf kleine Reste wurden die Moränen durch den Rhein wieder abgetragen. Die Stauchmoräne besteht hauptsächlich aus Kies und Sand, stellenweise auch Feinsand, Lehm sowie Ton und wurde in der folgenden Eiszeit in windgeschützten Lagen geringmächtig mit Sandlöß und Flugsand überdeckt. Im Laufe der Jahrtausende bildeten sich daraus etwa 1 m mächtige hellbraune Böden, die sogenannten **Braunerden** (s. Abb. 4).

Kiesig-sandige Böden besitzen nur geringe mineralische Nährstoffvorräte und eine geringe Wasserspeicherefähigkeit. Solche Standorte sind meist trocken, nährstoffarm und stark sauer. Die unruhige Geländeoberfläche verhindert eine Ackernutzung, so daß der Hülser Berg heute mit einem artenarmen Eichen-Birkenwald, Buchenwald oder Rot-eichenforst bedeckt ist.

Dies war aber nicht immer so, denn in vorgeschichtlicher Zeit waren die Erhebungen der Stauchmoräne bevorzugte Siedlungsplätze innerhalb der nassen Niederung. Davon zeugen nicht nur die bereits erwähnten steinzeitlichen Funde oder der eisenzeitliche Ringwall, sondern auch – und das ist aus bo-

denkundlicher Sicht besonders interessant – sehr tiefreichend bearbeitete und humose Böden.

Bereits vor Jahrhunderten wurden die tonigen Schichten in der Stauchmoräne abgegraben, um daraus Töpferwaren herzustellen. Neben Erwähnungen in heimatkundlichen Erzählungen und Überlieferungen ist dies heute noch an dem bewegten Kleinrelief von Gruben und Bodenaushub an der Ostseite des Hülser Berges erkennbar. Übrigens entspringt auch die bekannte Eremitenquelle über einer solchen Tonschicht. Andere Veränderungen sind zum Beispiel Schützengräben des Zweiten Weltkrieges, Aufforstungen von ackerbaulich genutzten Flächen (erkennbar an flachen Pflugstreifen) und die hohen Rabatten in den Wäldern. Auch wurden am Hülser Berg Kies und Sand für die Zementindustrie abgebaut.

Ist unser Boden in Gefahr?

Ohne besonderen Schutzstatus oder geeignete Maßnahmen ist fast jeder Boden in Gefahr. Auf allen Kontinenten geht fruchtbarer Ackerboden und damit kostbare landbauliche Nutzfläche verloren – Tendenz steigend. Durch Wasser- und Winderosion, Versalzung in Bewässerungskulturen (zum Beispiel Arabien, Nordafrika) sowie Verdichtung durch zu schwere Landmaschinen kann der Verlust von Bodenfruchtbarkeit und die Zerstörung von Böden zu einer globalen Bedrohung anwachsen. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen weisen weltweit rund 20 Millionen km² Böden sichtbare Schädigungen auf – das entspricht mehr als der 50fachen Fläche der Bundesrepublik Deutschland. Was hat das mit unseren Böden zu tun, sind auch Krefelder Waldböden betroffen?

Auch die Böden des Stadtwaldes und des Forstwaldes, des Hülser Berges und des Hülser Bruchs sind vielerlei Gefahren ausgesetzt, meist indirekt durch Störungen des Gleichgewichtes im Waldökosystem. Flächenhafte Stoffeinträge aus den Emissionen von Industrie, Gewerbe, Verkehr und Haushalten (Schwefeldioxid, Stickoxide, Schwermetalle und anderes mehr) können Auswirkungen über die Nadeln und Blattoberflächen auf Vitalität und Nährstoffhaushalt von Bäumen haben. Indirekt werden Waldökosysteme auch durch die Bodenversauerung – **Säureeintrag** durch „Sauren Regen“ – belastet. Als Folgen der Versauerung sind Freisetzung von pflanzenschädigenden Aluminiumionen, erhöhte Mobilität von Schwermetallen, Nährstoffauswaschung, Wurzelschädigungen und

anderes mehr bekannt. Die Kompensationskalkungen in Krefelds Wäldern schützen den Boden vor den genannten Auswirkungen. Dabei wird mittels Kalkdünger der Säuregehalt des Bodens verringert und gleichzeitig die Nährstoffversorgung im Ökosystem verbessert.

Die **Erosion** durch Wasser (Verlust des fruchtbaren Oberbodens durch Bodenabtrag) ist in Krefelds Wäldern selten zu beobachten, zumal der geschlossene Pflanzenbestand erosionshemmend wirkt und das Relief nicht ausgeprägt ist. Winderosion tritt in den Wäldern nicht auf, ist aber auf der lößbedeckten Ebene der Mittelterrasse westlich von Krefeld in landwirtschaftlich genutzten Flächen häufiger zu beobachten.

Auch eine **Grundwasserabsenkung** infolge der Brauch- und Trinkwassergewinnung kann seltene und sehr empfindliche Feuchtbiotope im Niedermoor, wie beispielsweise in Bereichen der Niepkühlen, zerstören.

Bodenschutz tut not!

Endlich hat sich auch der Gesetzgeber entschlossen, ein Gesetz zum Schutz des Bodens zu erlassen. Das Bundes-Bodenschutzgesetz trat im Frühjahr 1999 in Kraft. Es soll die vielfältigen Bodenfunktionen nachhaltig sichern beziehungsweise wiederherstellen. Ebenso werden Fragen zur Sanierung von Altlasten, Mülldeponien und anderes mehr geregelt.

Nur wer den Boden kennt, kann ihn schützen. Zu diesem Zweck erstellt das Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen mit Sitz in Krefeld Bodenkarten in verschiedenen Maßstäben (1 : 50 000, 1 : 5 000) mit unterschiedlicher Zielrichtung. Bodenkarten stellen die Verbreitung von Böden im Blattgebiet übersichtlich und verständlich dar. Angaben zur Schichtung der Bodenarten, zu den Bodentypen und dem geologischen Ausgangsgestein werden durch Bodeneigenschaften wie Wasserverhältnisse, Bearbeitbarkeit, Ertragsfähigkeit und anderes mehr ergänzt. Bodenkarten dienen als Planungsgrundlage unter anderem für die Land- und Forstwirtschaft, die Landesplanung, die Wasserwirtschaft, für Fragen des Naturschutzes ebenso wie für Forschung, Lehre und Unterricht.

Für forstlich genutzte Flächen werden im Maßstab 1 : 5 000 Bodenkarten zur forstlichen Standorterkundung erstellt. Sie werden für eine standortgerechte Baumartenwahl sowie Düngungs- und Pflegemaßnahmen für

eine ökologisch und ökonomisch nachhaltige Waldbodennutzung benötigt. Solche Bodenkarten liegen auch für Krefelder Wälder vor und werden von der zuständigen Forstbehörde intensiv genutzt.

Achten Sie bei Ihrem nächsten Spaziergang im Hülser Bruch einmal auf die Rabatten: Sie dienen der Vergrößerung des Abstandes zwischen Baumwurzel und Grundwasser (eine Maßnahme zur Verbesserung des Wasserhaushaltes im Wurzelbereich) – oder auf den federnden Boden am südwestlichen Fuße des Hülser Berges: Der Humusreichtum des meist sehr feuchten Oberbodens wirkt wie ein elastischer Schwamm. Oder denken Sie bei einem Besuch der Eremitenquelle an die wasserstauenden Tonschichten... oder... oder... .

Wer sich mehr mit dem faszinierenden Thema Boden in Krefeld beschäftigen möchte, dem werden folgende Quellen weiterhelfen:

Bodenkarte von Nordrhein-Westfalen 1 : 50 000. – Herausgegeben vom Geologischen Landesamt Nordrhein-Westfalen; Krefeld, Blatt L 4704 Krefeld (1980), Bearbeiter MERTENS, H. & PAAS, W.

Geologische Karte von Nordrhein-Westfalen 1 : 100 000. – Herausgegeben vom Geologischen Landesamt Nordrhein-Westfalen; Krefeld, Blatt C 4702 Krefeld (1984), Bearbeiter KLOSTERMANN, J. u. a.

Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen [Hrsg.] (1988): Geologie am Niederrhein, 4. Aufl. – 142 S., 39 Abb., 4 Tab.; Krefeld.

Die angeführte Literatur kann über das Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen Krefeld, bezogen werden. Weiterhin sind folgende Beiträge sehr empfehlenswert:

Beiträge zur Naturgeschichte des Krefelder Raumes (Festschrift zum 125jährigen Bestehen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Krefeld 1858 – 1983). Niederrheinische Landeskunde, Schriften zur Natur und Geschichte des Niederrheins, Band 8, Krefeld 1983 (ausleihbar über die Krefelder Stadtbücherei)

BURGHARDT, O. (1998): Geologie und Landschaft. – In: FEINENDEGEN, R., & VOGT, H. [Hrsg.] im Auftrage der Stadt Krefeld – Der Oberstadtdirektor (1998): Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 1: S. 13 – 63, 12 Abb., 7 Tab.; Krefeld.

Die europäische Stellung des Hauses Nassau-Oranien 1649

von Michael van Uem

Die Abb. 1 wurde für die Ausstellung *Onder den Oranje boom* entworfen¹⁾. Der dunkelorange kolorierte Hausbesitz der Nassau-Oranier war bestimmend für die zeitliche und räumliche Eingrenzung der Karte. Der 1648 abgeschlossene Westfälische Friede brachte den Oranieren die Anerkennung aller ihrer territorialen Besitzungen, einschließlich der in der Freigrafschaft Burgund gelegenen Güter, unter anderen Dommartin, Houtaud, Lievreumont und Nozeroy, und zusätzlich zur bereits 1647 für Moers, Montfoort, Zevenbergen sowie Turnhout und die im südlichen Brabant gelegenen Güter zustande gekommenen Übereinkunft. Auf eine Darstellung der burgundischen Besitzungen wurde verzichtet; die südniederländischen sind in Auswahl wiedergegeben²⁾.

Lingen wurde 1526 geldrisches Lehen. Kaiser Karl V., seit 1543 Herzog von Geldern, entzog nach dem Schmalkaldischen Krieg dem Grafen von Tecklenburg das Amt Lingen und gab es Maximilian von Egmond-Büren als selbständiges Lehen. 1550 wurde dessen Tochter Anna mit der nunmehrigen Grafschaft belehnt. 1551 heiratete sie Wilhelm von Oranien, der hierzu die Zustimmung seines Lehnsherrn Karl V. mit dem Verkauf Lingen an diesen erhielt. Am 12. November 1597 zog Moritz von Oranien in Lingen ein³⁾.

Nach Inbesitznahme Lingen wurde 1633 das münstersche Schloß Bevergern von Streitkräften des schwedischen Feldherrn Dodo von Kniphausen eingenommen, der es an den Oranier abtrat. Bevergern wurde vom Fürstbistum Münster geschieden und der Grafschaft Lingen zugefügt. Versuche Fürstbischof Ferdinands, Bevergern von Prinz Wilhelm II. von Oranien (1647 – 1650) zurückzukaufen, scheiterten. Am 15. Februar 1659 traten die Vögte Wilhelms III. von Oranien Bevergern mit weiteren Plätzen (Cloppenburg?) gegen eine Geldsumme an Ferdinands Nachfolger Christoph Bernhard von Galen ab, nachdem dieser sich zuvor des Schlosses bemächtigt hatte⁴⁾.

Die Grafschaft Moers gehörte einschließlich der Herrlichkeit Krefeld bis 1578 zum Hausbesitz des Grafengeschlechtes von Neuenahr-Moers. Als deren letzter Vertreter kin-

derlos verstarb, wurde dessen Hinterlassenschaft von seiner Schwester Walburga und deren zweiten Gatten Graf Adolf von Neuenahr, einem Verwandten aus der älteren Linie, beansprucht. Mit Nassau-Dillenburg verbanden Neuenahr-Moers verwandtschaftliche Beziehungen, ferner die gemeinsame Unterstützung des niederländischen Aufstands verbunden mit dem Kampf für das reformierte Bekenntnis. Krakau und Moers wurden 1586 von den Spaniern eingenommen, die Herrlichkeit Krefeld vom Grafen von Isenburg besetzt gehalten. Als Adolf von Neuenahr, 1583 von den Generalstaaten in Den Haag zum Statthalter von Gelderland und Overijssel, 1585 von Utrecht, ernannt, 1589 ums Leben kam, erbte dessen Witwe Walburga die Grafschaft Moers. Die Oranier unterstützten Walburga finanziell und vertraten ab 1591 die Rückführung der Gräfin gegen Klever Ansprüche (Moers war ein Lehen der Herzöge von Kleve). Am 25. Oktober 1594 vermachte Walburga in geheimer Schenkung unter Lebenden die Grafschaft an Moritz von Oranien. Im September 1597 eroberte der Statthalter den Besitz und führte Walburga als Gräfin in ihre Herrschaft ein; ihr wurde von den Spaniern und den Generalstaaten Neutralität zugebilligt. 1598 ließ sich Moritz die Schenkung notariell von Walburga übertragen, die die Grafschaft hinfür für diesen verwaltete. Eine Isenburgische Besetzung auf Burg Krakau verhinderte unterdessen die Huldigung gegenüber Walburga durch die Krefelder Bürgerschaft. Mit dem Tod Walburgas im Mai 1600 machte dann Kleve seine Lehnrechte geltend, während Moritz sein Erbe einforderte, bestehend aus der Grafschaft Moers, mit der Herrlichkeit Krefeld und der von der Abtei Werden lehnsabhängigen Herrschaft Friemersheim. Graf Salentin von Isenburg erklärte sich gegen Abgeltung seiner Ansprüche und Pfandsummen zum Verzicht auf die in seinem Besitz befindliche Herrschaft Krefeld mit Krakau zugunsten Kleves bereit. Nach ergebnislosen Verhandlungen zwischen Kleve und den Oranieren nahm Moritz von Oranien am 8. November 1600 den Titel Graf von Moers an. Anfang des folgenden Jahres war die Burg Krakau und damit Stadt und Herrlichkeit Krefeld in oranischer Hand. Bei Gelegenheit der Belagerung von Rheinberg wurde mit einem Expeditionsheer am 6. August 1601 auch Moers besetzt⁵⁾.

Durch die Heirat Wilhelms von Oranien mit Anna von Egmond-Büren 1551 kamen die Oranier in den Besitz der 1492 zur Grafschaft erhobenen Herrlichkeit Büren. Deren ältester Sohn Philipp Wilhelm wurde 1558 nach dem Tode Annas Graf von Büren. Nach dessen Ableben 1618 kam die Grafschaft an den Statthalter Moritz von Oranien und verblieb bis 1801 im Besitz der Oranier als unabhängiges Territorium⁶⁾.

Wie Büren gehörte auch *IJsselstein* zum Haus Egmond und kam 1551 an die Oranier. Die Baronie *IJsselstein* war ein holländisches Lehen, bildete aber keinen Teil dieser Grafschaft⁷⁾.

Die Baronie *Breda* kam 1403 durch Heirat an die Nassauer Grafen. Wilhelm von Oranien erbte sie 1544 von seinem Vetter René von Chalon. 1637 nahm sie der Statthalter Friedrich Heinrich in Besitz. Außer der Hauptstadt *Breda* gehörten zu der Baronie 17 Dörfer. Zeitweilig wurden die Herrlichkeiten *Steenbergen*, *Willemstad* und *Prinsenland* hinzugerechnet⁸⁾.

Die Stadt und Herrlichkeit *Eindhoven* in Brabant war mit der Herrlichkeit *Woensel* verbunden. Auch die Baronie *Cranendonck* (Druckfehler auf der Karte) gehörte zu den brabantischen Besitzungen der Oranier⁹⁾.

An der klevischen Westgrenze sind als oranisches Hausgut *Grave* und *Cuijk* koloriert, aber nicht beschriftet. Die Stadt *Grave* und die mit dieser eng verbundene Herrlichkeit *Cuijk* wurden 1549 von Karl V. aus der Pfandschaft Maximilians von Egmond-Büren gelöst und 1559 von Philipp II. von Spanien Wilhelm von Oranien in Pfand gegeben. Auf Antrag des Statthalters wurden von den Generalstaaten 1611 *Grave* und *Cuijk* in Erblehen verändert und die Pfandschaft aufgehoben¹⁰⁾.

Die übrigen in den Niederlanden mit Namen versehenen und kolorierten Besitzungen sind die Herrlichkeit *Londerzeel*, die Baronie *Grimbergen* zusammen mit dem Marquisat von *Bergen op Zoom*, die Herrlichkeit *Vorst* zusammen mit der Herrlichkeit *Meerhout*, Stadt und Baronie *Diest* – letztere ging 1449 durch Heirat an die Nassauer – alle in Bra-



Abb. 1. Die europäische Stellung des Hauses Nassau-Oranien 1649

bant gelegen, im Fürstbistum Lüttich die Herrlichkeit *Rutten* und im Herzogtum Luxemburg schließlich Stadt und Grafschaft *Vanden* sowie die Herrlichkeiten *Dasburg* (nicht *Dasberg*), *St. Vith* und *Bütgenbach*¹¹⁾.

Das Fürstentum *Orange* kam 1393 durch die Heirat *Marie* von *Baux* mit *Johann III.* von *Châlon* in den Besitz dieser Familie. *Philibert* von *Châlon* hinterließ das Fürstentum 1530 seinem Neffen *René*, dem einzigen Sohn seiner Schwester *Claude* und *Heinrichs III.* von *Nassau*. *René* wiederum vermachte den Besitz kurz vor seinem kinderlosen Tod 1544 seinem Vetter *Wilhelm* von *Nassau-Dillenburg*, fortan *Wilhelm* von *Oranien*¹²⁾.

1288 belehnte *Kaiser Rudolf II.* *Johann II.* von *Châlon* mit der Grafschaft *Neuenburg*, der sie als *Afterlehen* übertrug. Nach dem Tode *Philiberts* von *Châlon* 1530 machte die *nassauische Seitenlinie Nassau-Oranien* ihre Ansprüche auf *Neuenburg* nicht mehr geltend¹³⁾.

Die *Nassauischen Fürstentümer* sind auf der Karte nicht einzeln dargestellt, sondern gemeinsam in orangem Bandkolorit umfaßt wiedergegeben, mit Einzeichnung der Residenzen *Dillenburg* (Geburtsort *Wilhelms* von *Oranien*), *Diez* und *Siegen*.

1649 hatten alle sieben Provinzen der *Vereinigten Niederlande* einen Statthalter. In *Holland*, *Seeland*, *Utrecht*, *Gelderland*, *Overijssel* und *Groningen* war dies *Wilhelm II.*, *Prinz* von *Oranien*, in *Friesland* *Fürst Wilhelm Friedrich* von *Nassau-Diez*. Diese Gebiete sind blaßorange getönt. Ausgespart blieb *Drenthe*, wo *Wilhelm II.* ebenfalls Statthalter war, das aber nach seiner Befreiung nicht mehr in die *Utrechter Union* aufgenommen wurde, ebenso wie die südlich der *Sieben Provinzen* bis zum *Westfälischen Frieden* zurückeroberten Gebiete, die ohne Statthalter von den *Generalstaaten* gemeinsam für alle Mitglieder der *Union* verwaltet wurden¹⁴⁾.

Die Namen der deutschen Territorien, deren *Herrscherhäuser Heiratsbeziehungen zur nassau-oranischen Dynastie* unterhielten, sind in roter Schrift, deren Grenzen grau eingezeichnet. Eingetragen wurden zudem die *Residenzen* und *andere bedeutsame Orte*. Hervorgehoben seien hier die *Eheschließung Friedrich Heinrichs* von *Oranien* sowie die seiner *Töchter*. Der Statthalter heiratete am 4. April 1625 *Amalia* von *Solms-Braunfels*, wodurch die *Weiterführung* der *Linie* gesichert wurde. Die älteste Tochter wurde am 7. Dezember 1646 in *Den Haag* mit *Friedrich Wilhelm* von *Hohenzollern*, dem späteren *Kurfürsten* und *Markgrafen* von *Brandenburg*, vermählt. *Albertine Agnes* wurde am 12. Mai 1652 mit *Wilhelm Friedrich* von *Nassau-Diez*, Statthalter von *Friesland*, verheiratet, und eine dritte Tochter, *Henriette Catharina*, mit *Johann Georg II.* von *Anhalt-Dessau*

am 16. Juli 1659 in der Stadt *Groningen*¹⁵⁾. Die dargestellten *Heiratsbeziehungen* waren also 1649 noch nicht alle realisiert.

Zur *geopolitischen Orientierung* wurden schließlich einige *Ströme*, bekannte *Städte* sowie die *Grenzen* des *Heiligen Römischen Reichs* eingetragen. Bei letzteren wurde versucht, mit Ausnahme der *Vereinigten Niederlande*, mit einer roten Linie möglichst alle *Territorien* zu umfassen, die, vom *Rechtsstandpunkt* des *Kaisers* und der *Reichsstände* aus, dem *Reichsverband* angehörten¹⁶⁾. Die unterbrochene rote Linie kennzeichnet die *Reichsgebiete*, die zugewandte Orte, besondere *Verbündete* und ewige *Mitverbündete* der *Eidgenossenschaft* waren, aber nicht in der 1648 erfolgten *exemptio ab imperio* eingeschlossen waren¹⁷⁾.

Anmerkungen

1) Ausstellung *Onder den Oranje boom*. Niederländische Kunst und Kultur an deutschen Fürstentümern, 18. April – 18. Juli 1999 Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld, 15. August – 14. November 1999 Schloß Oranienburg, Oranienburg, 16. Dezember 1999 – 20. März 2000 Palais Het Loo, Apeldoorn; die Karte folgt im Entwurf *Karl Leonhardt* [Bearb.], *Atlas zur Weltgeschichte*. Mitteleuropa nach dem Dreißigjährigen Krieg, Stuttgart 1960. Ferner wurden herangezogen: *A. A. Beekman*, *Geschiedkundige Atlas van Nederland*. De Republiek der Vereenigde Nederlanden in 1648, hrsg. v. d. Commissie voor den Geschiedkundigen Atlas van Nederland, 's-Gravenhage 1919; *Geschichtlicher Handatlas von Westfalen*, hrsg. v. Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Zweite Lieferung, 2. Hans Joachim Behr, *Der Niederrheinisch-Westfälische Reichskreis um 1560*, 1: 1 200 000, Münster 1962; *Westermanns Atlas zur Weltgeschichte*, Vorzeit, Altertum, Mittelalter, Neuzeit, hrsg. v. Hans-Erich Stier u.a., bearb. v. Hans-Erich Stier u.a., Braunschweig 1956, S. 106f. *Mitteleuropa nach dem 30jährigen Kriege* (1660); *F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte*. In 241 Haupt- und Nebenkarten, bearb. u. hrsg. v. Alfred Baldamus, Ernst Schwabe und Friedrich Neubauer, Leipzig 1911, Bl. 37 Nordwestdeutschland 1789; *A. Th. van Deursen, H. de Schepper, Willem van Oranje. Een strijd voor vrijheid en verdraagzaamheid*, Weesp, Lannoo, Tiel 1984, S. 124.

2) *Nijhoffs Geschiedenislexicon Nederland en België*, 's-Gravenhage, Antwerpen 1981, S. 381 s. v. *Munster*, *Vrede van*; *H. G. Harkema*, *De betrekkingen van het bisdom Munster tot de Nederlanden, inzonderheid tot Gelderland, tot aan den vrede van Kleef*, 18 april 1666, in: *Gelre* 7 (1904), S. 23; *Eine Übersicht der niederländischen Herrschaften Wilhelms von Oranien nebst Kartenskizze* in: *A. Th. van Deursen, H. Schepper*, S. 124, ihre Verteilung auf dessen Söhne in: *Simon Groenewald*, *Beiderseits der Grenze. Das Familiengefecht bis zum Ende der ersten oranisch-nassauischen Dynastie*, in: *Horst Lademacher* [Hrsg.], *Onder den Oranje boom*. Textband, *Dynastie in der Republik*. Das Haus *Oranien-Nassau* als Vermittler

niederländischer Kultur in Deutschen Territorien im 17. und 18. Jahrhundert (Ausst. Kat. Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld, Schloß Oranienburg, Oranienburg, Palais Het Loo, Apeldoorn), München 1999, S. 141.

3) Zuletzt *Rudolfine Frein* von *Oer*, *Oranien-Nassau und die Grafschaft Lingen*, in: *Horst Lademacher* [Hrsg.], *Oranien-Nassau, die Niederlande und das Reich*. Beiträge zur Geschichte einer Dynastie (Niederlande-Studien, 13), Münster, Hamburg 1995, S. 209 – 221 mit weiterer Literatur zur Geschichte *Lingers*, hier: S. 210 – 213, Nachdruck des Beitrags im Textband zur Ausstellung *Onder den Oranje boom*. Vgl. auch: *Nijhoffs Geschiedenislexicon Nederland en België*, S. 338, s. v. *Lingen*; ergänzende, z. T. abweichende Angaben bei *H. G. Harkema*, S. 39, und *H. Brugmans*, *De Republiek der Vereenigde Nederlanden in 1648*, in: *Geschiedkundige Atlas van Nederland*, 's-Gravenhage 1919, S. 12.

4) *Harkema*, S. 39 – 41; *Brugmans*, S. 13.

5) *Paul G. Schulte*, *Die oranische Grafschaft Moers (1600 – 1702)*, in: *Horst Lademacher* [Hrsg.], *Onder den Oranje boom*, S. 249 und 261.

6) *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 109, s. v. *Buren*; *Brugmans*, S. 43f.

7) *Brugmans*, S. 55; *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 274, s. v. *Lisselestein*.

8) *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 99, s. v. *Breda*, *Baronie van*; *Brugmans*, S. 66; über den *Erwerb Bredas* vgl.: *H. P. H. Jansen*, *De Bredase Nassaus*, in: *C. A. Tamse*, *Nassau en Oranje in de Nederlandse geschiedenis*, *Alphen aan den Rijn* 1979, S. 11 – 44.

9) *Deursen/Schepper*, S. 124.

10) *Brugmans*, S. 67.

11) *Deursen/Schepper*, S. 124.

12) *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 437, s. v. *Orange*; vgl. *K. W. Swart, Willem de Zwijger*, in: *C. A. Tamse* [Hrsg.], *Nassau en Oranje*, S. 48; *Groenewald*, S. 139; *F. Gaspari*, *La Principauté d'Orange au Moyen Age (Fin XIIIe - XVe siècle)*, Paris 1985, und *W. F. Leemans-Prins, Guillaume de Nassau et la Principauté d'Orange 1544 – 1559. L'acquisition de la possession réelle par le prince*, *Haarlem* 1969.

13) *Adrian Bachmann*, *Die preußische Sukzession in Neuchâtel. Ein ständisches Verfahren um die Landesherrschaft im Spannungsfeld zwischen Recht und Utilitarismus (1694 – 1715)*, Diss. Univ. Zürich, Zürich 1993, S. 14 – 18.

14) *Übersichten der Statthalterschaften u. a.* in: *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 539; über das *Statthalteramt* in den *Vereinigten Niederlanden* zuletzt: *Horst Lademacher*, *Die Statthalter und ihr Amt. Zu den Wechseln einer politisch-militärischen Funktion*, in: *Horst Lademacher* [Hrsg.], *Onder den Oranje boom*, S. 43 – 72.

15) Vgl. *Simon Groenewald*, S. 139 – 156, hier S. 139, 148 und 150.

16) Über die *Reichszugehörigkeit* der *Niederlande* und besonders der *Vereinigten Niederlande* vgl. *Helmut Gabel*, *Die Niederlande und das Heilige Römische Reich. Zur politischen und perzeptionellen Konfiguration einer Beziehung*, in: *Horst Lademacher* [Hrsg.], *Onder den Oranje boom*, S. 27 – 42; über die *Reichszugehörigkeit* der *Insel Ameland*: *Brugmans*, S. 27, und *Nijhoffs Geschiedenislexicon*, S. 17, s. v. *Ameland*; zu *Reichsitalien* vgl. *Robert Ovesko, David Parott*, *Reichsitalien im Dreißigjährigen Krieg*, in: *Klaus Bußmann, Heinz Schilling* [Hrsg.], *1648. Krieg und Frieden in Europa. Politik, Religion, Recht und Gesellschaft*. Textband 1 (Ausst. Kat. Münster/Osnabrück), München 1999, S. 141 – 160.

17) Vgl. *Bachmann*, S. 18f., 22, und *Franz Egger, Johann Rudolf Wettstein und die internationale Anerkennung der Schweiz als europäischer Staat*, in: *Bußmann*, S. 423 – 432.

Eine Ausstellung von „wahrhaft europäischer Dimension“: „Onder den Oranje boom“

von Thomas Hoeps

„Es ist uns gelungen, in Krefeld ein kulturelles Glanzlicht zu setzen. Diese Ausstellung hat die Bürger – auch die, die nicht ins Museum gegangen sind – mit der Vergangenheit ihrer Stadt in Verbindung gebracht und die Freundschaftsbande mit den Niederlanden wieder aufgefrischt.“ Es war ein überaus positives erstes Fazit, das Kulturdezernent Roland Schneider am 20. Juli 1999 zum Krefelder Ende der internationalen Ausstellung „Onder den Oranje boom – Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenhöfen“ im Kaiser Wilhelm Museum ziehen konnte. Wenn auch mit knapp 30 000 Gästen die kühnsten Hoffnungen in Sachen Besucherzahlen nicht in Erfüllung gingen, so war die Resonanz – bei der Bevölkerung ebenso wie in der deutschen und niederländischen Presse – insgesamt doch so groß und erfreulich, daß man von einem Erfolg des bisher wohl aufwendigsten Kulturprojekts in der Geschichte der Stadt sprechen durfte.

Der lange Weg zur Ausstellung

Die ursprüngliche Idee, eine Ausstellung über die Oranier in Krefeld zu organisieren, war bereits um 1981 aufgekommen. Es war zuerst der langjährige SPD-Kultursprecher im Landtag und Krefelder Kulturausschuß-Vorsitzende Dr. Eugen Gerritz, der auf die außerordentliche Bedeutung dieser niederländischen Statthalter-Dynastie deutscher Herkunft für die Entwicklung Krefelds vom Dorf mit 50 Häusern zur blühenden Samt- und Seidenmetropole hinwies und vorschlug, die Geschichte der von 1600 bis 1702 währenden oranischen Herrschaft über die Grafschaft Moers mitsamt der „Herrlichkeit Krefeld“ genauer zu erforschen und zu dokumentieren. Immer wieder wurde dieser Gedanke in den folgenden Jahren vor allem von Dr. Gerritz, Stadtarchivar Paul Günter Schulte, Oberbürgermeister Dieter Pützhoefen und schließlich Kulturdezernent Roland Schneider aufgegriffen.

Doch erst 1992 sollten die konkreten Planungen beginnen. Eingeleitet wurde das Projekt mit einem wissenschaftlichen Symposium unter Leitung von Professor Dr. Horst Lademacher, Direktor des Instituts für Nie-

derlande-Studien in Münster, das vom 6. bis 9. Oktober 1993 mit jeweils 15 niederländischen und deutschen Historikern und Kunsthistorikern in Krefeld abgehalten wurde.

Es stellte sich heraus, daß die Oranier nicht nur für die Einführung und Absicherung einer relativ weitgehenden Religionstoleranz in Krefeld verantwortlich waren, auf deren Grundlage den aus Mönchengladbach und Rheydt vertriebenen mennonitischen Leinewebem Zuflucht gewährt wurde. Vielmehr hatten sie Mitte des 17. Jahrhunderts mit einer so klugen wie umfänglichen Heiratspolitik gewaltigen Anteil an einem immensen Kulturtransfer von den Niederlanden, dem damaligen „Mekka aller am Fortschritt interessierten Menschen in Europa“, in das vom Dreißigjährigen Krieg verwüstete und entvölkerte Deutschland. Ohne die über die Ora-

nier vermittelten zahlreichen niederländischen Deichbaumeister, Techniker und Agrarexperten wäre der Wiederaufbau der ohnehin oft rückständigen deutschen Territorien in dieser Form kaum denkbar gewesen. Parallel zu der vor allem Wirtschaft und Technologie betreffenden „Aufbauhilfe Ost“ entwickelte sich ein umfangreicher Transfer in Wissenschaft und Kunst. Niederländische Philosophen, Mediziner, Staatsrechtler und Philologen trugen das Gedankengut der Aufklärung an die deutschen Universitäten und Hohen Schulen; niederländische Architekten, Gartenbaumeister, Maler und Bildhauer wirkten auf nachhaltige Weise an den deutschen Fürstenhöfen. So wundert es nicht, daß man etwa in Brandenburg, dessen Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm 1646 die oranische Prinzessin Louise Henriette ehelichte, bald von einer „Verhollandisierung“ des Landes sprach. Ähnliches galt für die ebenfalls oranisch verbandelten Territorien Anhalt-Dessau, Pfalz-Simmern und das deutsche Stammland der Oranier, Nassau-Diez. Das ursprünglich einmal lokal begrenzte Thema der „Oranier in Krefeld“ hatte sich so als eines von überregionalem, ja europäischem Interesse entpuppt. Eine dem gerecht werdende große Ausstellung war nur in Gemeinschaft mit Kooperationspartnern auf die Beine zu stellen. Daß ihre Realisierung überhaupt denkbar wurde, war, wie manches andere, übrigens der deutschen Wiedervereinigung zu verdanken, befindet sich der oranische Kunstschatz auf deutschem Boden doch überwiegend in den östlichen Bundesländern.



Abb. 1. François Dieussart: Bildnis der Louise Henriette von Brandenburg, Prinzessin von Oranien; Marmor, 57 cm; 1652; Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Potsdam, Skulpturensammlung

Anfang 1995 waren schließlich die geeigneten Mitveranstalter für die Oranier-Ausstellung gefunden. Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg beteiligte sich, um die Schau zur Wiedereröffnung des mit EU-Mitteln restaurierten Schlosses Oranienburg zu präsentieren, in den Niederlanden erwies sich das Palais Het Loo in Apeldoorn – Jagdschloß des oranischen Prinzen und englischen Königs Wilhelm III. (1650 bis 1702) – als idealer Ausstellungsort. Zur Kooperation des nunmehr internationalen Projekts richtete man ein Zentrales Ausstellungsbüro in Potsdam ein, dessen Leitung in die Hände der Kunsthistorikerin und Ausstellungsmacherin Dr. Melitta

Jonas gelegt wurde. Im Herbst 1996 war dann auch die Finanzierung des 4,2 Millionen DM schweren Projektes gesichert. Als Hauptförderer traten den Veranstaltern das Land Brandenburg, die NRW-Stiftung Kunst und Kultur, die Kulturstiftung der Krefelder Sparkasse und die Ernst-von-Siemens-Stiftung zur Seite. Nach und nach kam eine Reihe von Sponsoren hinzu: WestLB, Commerzbank, der Gerling-Konzern und die Städtischen Werke Krefeld. Insgesamt 150 000 DM brachten des weiteren Firmen wie Shell oder Unilever für die dringend notwendige Restaurierung von elf wichtigen Kunstwerken der Ausstellung auf.

Zunächst sah der Zeitplan vor, die Oranierschau bereits im April 1998 in Krefeld zu zeigen und erst 14 Monate später, im Herbst 1999, in Oranienburg sowie daran anschließend in Apeldoorn. Langwierige Verhandlungen über insgesamt 550 Exponate mit 130 Leihgebern aus ganz Europa, der nötige Aufwand zur Gewährleistung einer adäquaten Präsentation in einem zweibändigen Katalog (der im renommierten Münchner Hirmer-Verlag erschienen ist) und schließlich die Einsicht, daß eine fast anderthalbjährige Pause zwischen den Ausstellungen in Krefeld und in Oranienburg große finanzielle wie konservatorische Probleme mit sich gebracht hätte, führten indes zu einer Verschiebung der Krefelder Ausstellungseröffnung um ein Jahr auf den April 1999.

Mitte März 1999 wurde der Endspurt eingeleitet, täglich waren nun rund um das Kaiser Wilhelm Museum, das seine ansonsten der Moderne gewidmete erste Etage für die „Oranje-boom“-Ausstellung zur Verfügung gestellt hatte, die Transporter der internationalen Kunstspeditionen Hasenkamp und Gerlach zu beobachten. Während ein aus allen Krefelder Museen zusammengestelltes Team von Mitarbeitern und Restauratoren noch mit Hochdruck am Aufbau beziehungsweise an der Hängung der in Krefeld zu zeigenden 400 Exponate arbeitete, fand am 14. April in der neugestalteten Cafeteria des Kaiser Wilhelm Museums (von der ein Teil für die – bleibende – Einrichtung eines attraktiven Museumshops abgetrennt wurde) eine der größten Pressekonferenzen statt, die die Stadt bisher erlebte. Etwa 50 Journalisten, darunter zehn Vertreter großer niederländischer Medien, waren nach Krefeld gereist, um sich ein erstes Bild über die oranische Kunst und Kultur an deutschen Fürstenhöfen zu machen. Weitere 80 Redaktionen und Journalisten forderten in diesen Tagen beim Presseamt die umfangreiche Informationsmappe an, und nicht wenige von ihnen ließen sich nach der Eröffnung durch die Ausstellung führen. Wie groß das Medieninteresse an diesem Projekt insgesamt war, zeigte eine nach dem Krefelder Ausstellungsende herausgegebene Pressedokumentation, die auf 240 Seiten eine Auswahl der erschienenen Beiträge präsentierte.

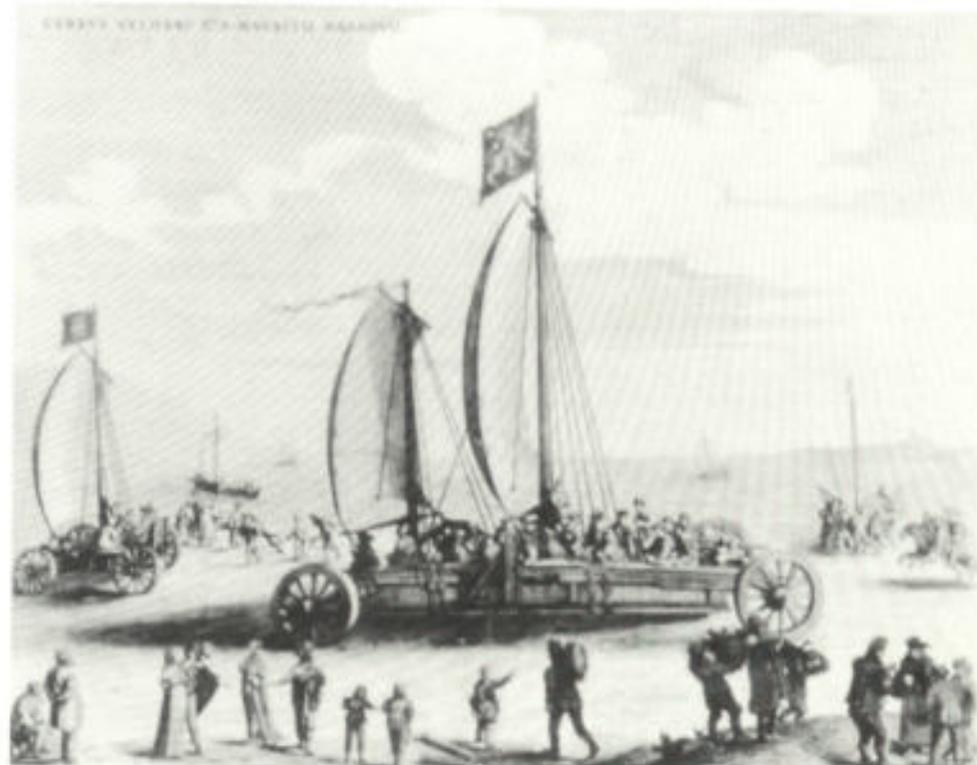


Abb. 2. „Der Segelwagen“; Kupferstich; Mitte 17. Jahrhundert; Stichting Paleis Het Loo, Nationaal Museum, Apeldoorn

Die Eröffnung

Vier Tage später, am 18. April, hatte die Vorbereitungszeit ein Ende. Rund eintausend Gäste strömten in den Großen Saal des Seidenweberhauses, um die Eröffnung der Ausstellung „Onder den Oranje boom“ mit einem Festakt zu begehen. Die Niederrheinischen Symphoniker unter der Leitung des Generalmusikdirektors Anthony Bramall führten, historisch angemessen, mit der Ouvertüre aus Beethovens „Egmont“ ein, ehe Oberbürgermeister Dieter Pützhofen zahlreiche Ehrengäste begrüßte und auf die besondere Bedeutung der Oranier für Krefeld einging. „Die Ausstellung wird uns Deutsche vor allem lehren, den Respekt und die Bewunderung gegenüber den Niederlanden zu erneuern, die schon viele kluge Leute in früheren Jahrhunderten empfunden haben“, benannte er eine der wichtigsten erhofften „Folgeerscheinungen“ des Projekts. Der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Wolfgang Clement, verwies in seinem Grußwort auf die Vorbildhaftigkeit des wirtschaftlichen Transfers im 17. Jahrhundert für die Zukunft der grenzüberschreitenden Räume im Prozeß der europäischen Integration. Und auch die weiteren Grußredner – der Staatssekretär im niederländischen Kultusministerium, Dr. Rick van der Ploeg, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Hans Friedrich von Ploetz, und Brandenburgs Kulturminister Steffen Reiche – betonten die „wahrhaft

europäische Dimension“ der Ausstellung „Onder den Oranje boom“.

Den Hauptbeitrag an diesem Vormittag stellte indes der Festvortrag von Professor Dr. Horst Lademacher dar, der als einer der bedeutendsten deutschen Niederlande-Experten das Projekt quasi von Beginn seiner Entstehung an begleitet hatte und für die Herausgabe des instruktiven Aufsatzbandes zur „Oranje-boom“-Exposition verantwortlich zeichnet. Er nutzte die Möglichkeit, (nicht nur) Politikern und Kulturveranstaltern Grundsätzliches über die Vermittlung von Kultur jenseits des „Events“ ins Stammbuch zu schreiben.

Nicht allein für Lademacher kam es in erster Linie darauf an, mit der Ausstellung „die Selbstverständlichkeit des materiellen und kulturellen Transfers für jene Zeit hervorzuheben, eine Leichtigkeit der Übertragung zu unterstreichen, die sich freilich auf dem Boden der konfessionellen Gemeinsamkeit vollzog und möglicherweise dadurch noch erleichtert wurde. Es handelt sich hier (...) um die Selbstverständlichkeit oder Leichtigkeit der vernationalen Phase, die die Hartnäckigkeit der Grenze als einen kulturprägenden Faktor noch nicht erfahren hat und die auf jeden Fall ein hohes Maß an deutsch-niederländischer Gemeinsamkeit schuf, die nicht in Vergessenheit geraten sollte – trotz aller Widerwärtigkeiten des 20. Jahrhunderts“.

Die Ausstellung

Im Rahmen dieser Skizze ist es nicht möglich, Raum für Raum zu schildern, welche Exponate der Besucher vorfand und unter welchen Gesichtspunkten sie zusammengestellt waren. Es waren prachtvolle Gemälde zu sehen, kostbare Porzellane und seltene alte Stiche – und doch handelte es sich bei „Onder den Oranje boom“ nicht um eine kulinarische Ausstellung, die nur einem leichtfüßigen ästhetischen Genuß oder eventuell gar der Mode der „Sehen-und-gesehen-werden“-Ereigniskultur gehuldigt hätte. Sie wollte vielmehr auf die Bereitschaft ihrer Besucher angewiesen sein, sich auf die komplexe Thematik einzulassen und aktiv historische Zusammenhänge zwischen den einzelnen Exponaten herzustellen. Dabei wünschten sich nicht wenige der Interessierten etwas mehr Hilfestellung von den erst nach und nach vervollständigten Informationstafeln, wobei der Krefelder Kurator, Stadtarchivar Paul Günter Schulte, bei der Abschluß-Pressekonferenz allerdings wohl zu Recht erklärte, den immensen Erklärungsbedarf bei einer solchen Thementausstellung könne man in ihr selbst nie hinreichend stillen. Nicht zuletzt deshalb war ein umfassendes Führungsangebot eingerichtet worden, das schließlich von 408 Gruppen – das entspricht knapp der Hälfte der gesamten Besucherzahl – genutzt wurde. Als ideales Voroder Nachbereitungsmedium diente zudem der – allerdings mit zweiwöchiger Verspätung angelieferte – opulente Katalog, in dem

73 fachlich ausgewiesene Autoren rund 550 zumeist auch farbig abgebildete Exponate beschrieben. Zusammen mit dem Aufsatzband erfüllt er alle Voraussetzungen, ein Standardwerk zur niederländisch-deutschen Kunst- und Kulturgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert zu werden. Daß er mit starker Krefelder Beteiligung erstellt wurde, wird man hierorts nicht ohne Genugtuung zur Kenntnis nehmen: Neben Schulte lieferten die Leiterin des Krefelder „Oranje-boom“-Projektbüros, Susanne Rütten, der wissenschaftliche Mitarbeiter der Ausstellung, Frank Deisel, sowie Joachim Lilla (Stadtarchivar Krefeld) und Wilhelm Stratmann (Museum Burg Linn) umfangreiche Aufsätze, Einleitungskapitel und Exponat-Beschreibungen.

Es soll nicht übersehen werden, daß der einstmals so reichhaltige niederländisch-deutsche Kulturtransfer, wie ihn die Oranierschau drei Monate lang in Krefeld dokumentierte, bereits im 19. Jahrhundert weitgehend zum Erliegen gekommen war, der Nazi-Terror und das von Deutschen über die Welt gebrachte Elend schließlich das nachbarliche Verhältnis vollends zerstört hatten. Heute hat sich vieles normalisiert, trotzdem ist es wohl immer noch ein nicht zu unterschätzender Weg, bis man von einer unverbrüchlich tiefen Freundschaft zwischen den beiden Völkern wird sprechen können. Die Ausstellung „Onder den Oranje boom“ dürfte einiges zu einer guten deutsch-niederländischen Zukunft beigetragen haben, indem sie an viele bedeu-

tende Gemeinsamkeiten in der Geschichte erinnerte – erfolgreich unterstützt übrigens von einem 50 Veranstaltungen umfassenden Rahmenprogramm, das von zahlreichen privaten wie städtischen Organisatoren getragen wurde. Hier stand neben Festen – etwa anlässlich des Königinendags – und Vorträgen vor allem der Kunst- und Kulturtransfer der Gegenwart im Zentrum. Niederländische Maler, wie Fred Kessels, Cécile Budé oder die Roermonder „Kunstinitiatief L5“ (im Austausch mit der Gemeinschaft Krefelder Künstler), stellten in Krefeld aus, die Autorin Helga Ruebsamen vertrat im Kaiser Wilhelm Museum die aktuelle niederländische Literatur, und das renommierte „Nederlands Dans Theater 2“ gastierte im Stadttheater vor ausverkauftem Haus. Es waren insgesamt drei Monate, in denen Joost van den Vondels Verse, die der Ausstellung den Titel gaben, mit Leben gefüllt wurden:

O Hoe salig is't te duycken
Onder den Oranje boom
Bij een Kristalijnen stroom
Gouden appelen te pluycken
En te ruycken geur en lucht
van die schoone Oranje vrucht!

Ach wie selig ist's sich niederzulassen
Unter dem Orangenbaum
Am kristallklaren Flußbett
Goldäpfel zu pflücken
Den Duft und die Luft zu riechen
Dieser schönen Orangenfrucht!

Hermès-Carré „Onder den Oranje boom“

von Joachim Lilla

Die Seiden-Carrés der am Pariser Faubourg St. Honoré ansässigen – und von dem 1801 in Krefeld geborenen Thierry Hermès im Jahre 1837 als Zaumzeug-Macherei begründeten – Firma Hermès, bekannt unter anderem durch hochwertige Lederwaren, Textilien und Parfüms, zählen zu den exklusivsten Accessoires, mit denen sich „frau“ (oder

auch „mann“, etwa als Einstecktuch im Anzug) schmücken kann. Begehrt sind diese Seidentücher nicht nur wegen ihrer Farben und des hochwertigen Materials, sondern auch wegen der Geschichten, die sie erzählen. Diese Seiden-Carrés – Seidentücher im Format 90 x 90 cm – werden seit 1937 von Hermès hergestellt. Insgesamt wurden

bislang über 900 verschiedene Dessins produziert. Anlässlich der internationalen Ausstellung „Onder den Oranje boom – Niederländische Kunst und Kultur an deutschen Fürstenthöfen im 17. und 18. Jahrhundert“, die zwischen April 1999 und März 2000 in Krefeld, Oranienburg und Apeldoorn zu sehen ist, hat Hermès ein neues – von Loïc

Dubigeon in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Krefeld entworfenes – Carré (s. Abb. 1) aufgelegt, in dessen Dessin sich unter anderem die reiche Geschichte des niederländischen Herrschergeschlechts widerspiegelt. Dieses Carré ist exklusiv zunächst an den Ausstellungsstandorten erhältlich und wird erst nach Ende der Ausstellung in das allgemeine Verkaufssortiment von Hermès aufgenommen.

Im Mittelpunkt des Carrés „Onder den Oranje boom“ steht natürlich der für die Ausstellung namensgebende Orangenbaum, das Symbol des Hauses Oranien gleichermaßen wie des Goldenen Zeitalters der Niederlande im 17. Jahrhundert. Wir finden das Symbol der Orange gleich viermal auf dem Carré, unter anderem auf den beiden Vivatbändern mit der Aufschrift „Oranje boven“ (Aus gegebenem Anlaß sind diese – wahrscheinlich von Peter Behrens anläßlich der niederländisch-indischen Kunstausstellung in Krefeld 1906 entworfenen – Vivatbänder allerdings unvollständig wiedergegeben; Oberhalb des Orangenbaums stand noch der Name der Ausstellung.). Die weiteren Elemente des Carrés sind voller heraldischer und symbolischer Bezüge zu den Oranieren. Zunächst zu den Wappen: Im Mittelpunkt befindet sich ein gold und blau geschachtes Wappen, das die Grafschaft Genf darstellt (zur Grafschaft Genf nur soviel, daß sie in weiteren Bezügen zum Fürstentum Orange steht¹). Dieses Genfer Wappen wiederholt sich als Herzschildelein des großen Wappens unten und noch einmal rechts daneben. Das Genfer Wappen im Mittelpunkt ist umwunden von den niederländischen Nationalfarben (Rot-Weiß-Blau), die wiederum von Rot und Blau, den oranischen Hausfarben, geprägt sind. Rot und Blau wiederholen sich ebenfalls in einer Farbleiste am oberen beziehungsweise unteren Rand.

Das große Wappen in der Bildmitte unten ist das Wappen von Wilhelm III., Prinz von Oranien, Statthalter der Niederlande, entnommen der um 1680 entstandenen sogenannten Heurdtischen Karte der Grafschaft Moers (Wilhelm III. war ja bekanntlich auch Landesherr von Moers). Im Mittelpunkt befindet sich das schon erwähnte Genfer Wappen, auf dem Mittelschild darunter das Wappen von Oranien: je zweimal der goldene Schrägbalken (der Grafschaft Chalon) und das blaue Hüfthorn mit einer goldenen Schnur (des Fürstentums Orange). Darüber ist aufgelegt das Wappen der Grafschaft Moers (schwarzer Balken in Gold), darunter das der Grafschaft Büren (gezinnter silberner Balken in Rot). Das große, gevierte hintere Wappen zeigt oben rechts² Nassau (goldener Löwe in Blau), oben links Katzenelnbogen (gekrönter roter Löwe in Gold), unten rechts Vianden (silberner Balken auf Rot) und links Diez (zwei goldene Löwen in Rot). Das Wappen ist umlegt mit dem „Garter“, dem englischen Hosenbandorden, den Wilhelm III., mehrfach



Abb. 1. Das von der Firma Hermès, Paris, neu aufgelegte Carré „Onder den Oranje boom“

mit den Stuarts verwandt (Mutter und Frau waren Stuart-Prinzessinnen), selbstverständlich innehatte, mit der Inschrift „Hony soit qui mal y pense“. Das Wappen wird gekrönt von der (oranischen) Fürsten- oder Prinzenkrone, aus der ein Orangenweig wächst.

In den unteren Ecken sind nochmals die Motive des „oranischen“ Hüfthorns wiederholt, abgewandelt mit roter beziehungsweise blauer Schnur. Die römischen Zahlen XVII^o und XVIII^o verweisen auf die beiden Jahrhunderte, das 17. und das 18., die den zeitlichen Schwerpunkt der Ausstellung bilden. Darüber werden zwei Medallions wiedergegeben, die den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (links) und seine Frau Luise Henriette von Oranien zeigen. Auf die beiden Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. (1713 – 1740) und Friedrich Wilhelm II. (1786 – 1797) schließlich verweisen die beiden gekrönt, verschlungenen Initialen FW in den beiden oberen Ecken. Der Schriftzug „HERMÈS · PARIS“ in der rechten unteren Ecke des Carrés schließlich will – mehr oder weniger diskret – auf den Produzenten hinweisen.

genen Initialen FW in den beiden oberen Ecken. Der Schriftzug „HERMÈS · PARIS“ in der rechten unteren Ecke des Carrés schließlich will – mehr oder weniger diskret – auf den Produzenten hinweisen.

Anmerkungen

¹) Zu weiteren Einzelheiten zum Komplex Genf und Oranien vgl. Adrian Bachmann: Die preußische Sukzession in Neufchâtel. Ein ständisches Verfahren um die Landesherrschaft im Spannungsfeld zwischen Recht und Utilitarismus (1694 – 1715), Zürich 1993 (Zürcher Studien zur Rechtsgeschichte 24).

²) Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei darauf hingewiesen, daß Wappenbeschreibungen immer vom Träger des Wappenschildes ausgehen, will sagen, die Angabe oben rechts ist für den Betrachter oben links usw.

Zweiter Krefelder Denkmalpreis: ein Blick auf das Haus Ostwall 70–74

Aus der Rede des Jury-Vorsitzenden am 25. Mai 1999 in der Damenhalle des Stadtbades Neusser Straße

von Claus-Christian Willems

Neben seiner Profession als Rechtsanwalt erwies sich Herr Bernhard Stöcker während der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg bereits in jungen Jahren als Förderer moderner Kunst und Baukunst in Krefeld. Mit dem Bau seines Hauses Ostwall 70–74 beauftragte er 1957 die Architekten Professor Karl Nothelfer und Johannes Schwingen, die seinerzeit einen modernen Stahlbetonskelettbau schufen. Durch die Rücknahme der Konstruktionselemente in der Fassade ließen die Architekten die Wirkung der Brüstungsbänder optisch hervortreten, um diese künstlerisch ausgestalten zu können.

Auf Vorschlag von Professor Nothelfer ließ sich Herr Stöcker auf das Wagnis ein, den Maler Curth Georg Becker – dessen Werk er damals noch nicht kannte – mit der Gestaltung der Brüstungen durch Mosaikbänder zu beauftragen.

Das Werk des aus Singen stammenden Curth Georg Becker (1904 – 1972) ist auch heute noch wenigen bekannt, wengleich er 1924 an der damaligen Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Krefeld zunächst Architektur studierte. Heinrich Campendonk entdeckte dort sein Talent als Maler und empfahl ihn an die Kunstakademie nach Düsseldorf. Becker wurde dort Meisterschüler bei Professor Heinrich Nauen und lernte unter anderen Otto Dix und Paul Klee kennen.

Es darf angenommen werden, daß Curth Georg Becker die Eindrücke auf seiner Studienreise, die ihn 1955 nach Ravenna und Venedig führte, inspiriert haben, zwei Jahre später die Mosaiken der Balkonbrüstungen am Haus Stöcker aus venezianischen Glasstücken zu schaffen.

Becker griff bei der Gestaltung der mosaizierten Brüstungsbänder das Thema „Mensch in der Gemeinschaft“ mit Szenen aus der in-



Abb. 1. Familie Stöcker auf der Brüstung ihres Hauses mit Ausschnitt aus den restaurierten Mosaikbändern

dustriellen Welt der Samt- und Seidenweberei in Krefeld auf.

Die Mosaikbänder sind von oben nach unten zu lesen und zeigen in der

1. Reihe – Schmetterlinge als Hinweis auf Seidenraupen,
2. Reihe – Produktionsvorgänge mit Webstuhl, Kettbaum und Spulen, über die die Garne laufen,
3. Reihe – Stoffbahnen im Verarbeitungsprozeß und
4. Reihe – Schneiderpuppen und Mannequins, die – sich drehend – die Produkte präsentieren, die Krefeld in der Welt bekannt gemacht haben.

Die strenge, abstrahierte Ordnung und Aussagekraft der Mosaiken wird deutlich durch den von Curth Georg Becker geäußerten Satz: „Ein Bild braucht einen Grundriß wie ein Haus“.

Als Herr Stöcker 35 Jahre nach ihrer Entstehung feststellte, daß die Mosaiken sich in einem sehr schlechten Zustand befanden, entschloß er sich zu umfangreichen Sanierungsmaßnahmen.

Besonders hervorzuheben ist an dieser Stelle das Verdienst von Herrn Chris Worms, der mit sehr viel Umsicht und Gespür für das Kunstwerk die Sanierungsarbeiten 1993 ausführte. Mit der ihm eigenen Akribie ersetzte er zerstörte Mosaikstücke, stemmte marode Fugen aus, verfügte diese neu, ent-

rostete die Stahlrahmen und versah sie mit einem dauerhaften vierlagigen Anstrich.

Obwohl das Gebäude mit seinen Mosaikbändern zum Zeitpunkt der Sanierung noch nicht unter Denkmalschutz stand – die Unterschutzstellung erfolgte erst 1997 – und mithin keine öffentliche Förderung zu erwarten war, hat Herr Stöcker diese sehr aufwendigen Sanierungsmaßnahmen veranlaßt und mit einem finanziellen Aufwand in sechsstelliger Höhe ausschließlich aus privaten Mitteln durchführen lassen.

Den von der Jury festgelegten Kriterien bei der Bewertung von Maßnahmen für die Pflege und den Schutz von Denkmälern in Krefeld,

- dem hohen, individuellen Wert des Objektes,
 - dem Idealismus des Auftraggebers unter Einsatz privater Mittel,
 - der Bedeutung der Maßnahme für das Stadtbild unter Berücksichtigung der Geschichte und
 - der Signalwirkung der Denkmalpflege- und Denkmalschutzmaßnahme auf andere
- wurde Herr Stöcker durch die Sanierung der Mosaikbänder in vollem Umfang gerecht.

Als Vorbild für eine private Initiative zum Erhalt eines künstlerischen Zeugnisses für die Geschichte der Stadt Krefeld hat die Jury einstimmig Herrn Bernhard Stöcker für die Verleihung des 2. Denkmalpreises der Stadt Krefeld 1999 ausgewählt.

Neben der Urkunde erhält er die von der Design-Studentin Andrea Maas geschaffene Preisgabe, einen vierteiligen Speckstein, den sie „Hand – Stein – Quartett“ nannte.

In der Erklärung zu ihrem Entwurf für diese Preisgabe hat Andrea Maas sehr treffend formuliert:

„Ein kleinerer Speckstein ist ausgewählt und so in vier Teile gesägt worden, daß sie weiterhin zusammengehören, wenn man sie „richtig“ zusammenfügt. ... Solch ein ordnender Vorgang ist dem Restaurieren vergleichbar, bei dem, meist mit viel Geduld und mit Gefühl für das Alte, Steinchen für Steinchen zusammengesetzt werden muß, um den früheren Zustand wieder herzustellen. ... Die Paßstücke bedürfen „eines wohl dosierten Händedrucks und außerdem einer großen Konzentration, wenn man sie geschlossen weiterreichen will“.

Weiterreichen sollte das Vorbild Bernhard Stöckers für ein nachhaltiges Engagement aus Politik, Verwaltung und Bürgerschaft, die dringend notwendige Sanierung dieses denkmalgeschützten Stadtbades in Angriff zu nehmen und mit einer denkmalwürdigen Nutzung zu füllen. Nicht ohne Grund haben wir uns deshalb heute an dieser Stelle zusammengefunden.

Mit dem 2. Denkmalpreis der Stadt Krefeld 1999 an Herrn Bernhard Stöcker verbinden wir den Wunsch, daß sein wohl dosierter Händedruck das Zusammenfügen weiterreichen möge.

„Jetzt“

Elke Schmees' Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum Galerienonntag vom 6. September bis 4. Oktober 1998

von Christian Krausch

Unter dem programmatischen Titel „Jetzt“ beteiligte sich 1998 das Stadtarchiv zum zweiten Mal am jährlichen Galerienonntag der Stadt Krefeld. Nach Martin Lersch folgte diesmal Elke Schmees aus Krefeld der Einladung und gleichzeitig einzigen Bedingung, für vier Wochen eine auf das Haus und seine Inhalte abgestimmte Arbeit zu erstellen. Neben der Eingangshalle als zentralem Ausstellungsraum nutzte die Künstlerin den Kopiererraum sowie den angrenzenden Arbeitsbereich für die Besucher des Archivs ebenso wie das Treppenhaus und verschie-

dene Korridore. Gleich ihrem Vorgänger, konnte auch Elke Schmees das in der Regel der Öffentlichkeit nicht zugängliche Magazin des Hauses für den Tag der Ausstellungseröffnung in ihr Gesamtprojekt mit einbeziehen. Doch anders als Martin Lersch, der 1997 unter dem Titel „Marginalien Aufgezeichnet“ (s. die Heimat, Jg. 69) über die Form der zitierenden Malerei und Zeichnung in Form vielfältiger Nachbilder den unmittelbaren Bezug zu den faktisch im Haus anzutreffenden Archivalien suchte, verfolgte Elke Schmees mehr ein globales, die Charakteri-

stika des Archivwesens auslotendes Konzept. In insgesamt 46 größtenteils für die Präsentation in Krefeld angefertigten Arbeiten thematisierte die Künstlerin in einer Mischung aus konzeptueller Kunst, expressiver Malerei und vornehmlich im Rahmen von Installationen Darstellungen von Seinsmöglichkeiten, Bewußtseinszustände sowie zyklische Ereignisse, Prozesse und Lebensläufe (s. Abb. 1).

Ausgangspunkt sämtlicher Überlegungen von Elke Schmees ist das eigene Leben.

ALS GAST

STADTARCHIV KREFELD

ELKE SCHMEES

JETZT

6. SEPTEMBER BIS 4. OKTOBER 1998



FOTOGRAFIE, SCHRIFT, VIDEO UND INSTALLATION

GIRMESGATH 120 / HINTER DEM STADTHAUS
47809 KREFELD
TEL. 021 51 - 86 27 00
FAX. 021 51 - 86 27 10

ÖFFNUNGSZEITEN:

MO - MI 8.30 - 12.30, 14 - 16 UHR
DO 8.30 - 12.30, 14 - 17.30 UHR
FR 8.30 - 12.30 UHR

SONNTAG 6. SEPTEMBER 1998
11.30 UHR ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG DURCH
HERRN DR. CHRISTIAN KRAUSCH

SAELF CIRCUIT VIDEOINSTALLATION
UNTER EINBEZIEHUNG VON BESUCHERN
AMTAG DER ERÖFFNUNG

Abb. 1. Plakat zur Ausstellung „Jetzt“ von Elke Schmees

Dieses unterliegt einer Sammlung gemachter Erfahrungen, die, neben zahlreichen anderen Faktoren, der eigenen Formfindung Gestalt geben. Schübe großer Veränderungen wechseln sich dabei ab mit Phasen der Stagnation, in denen der Ist-Zustand des Seins als gültig anerkannt wird. Beide gemeinsam prägen ein persönliches Weltbild, das, wie Elke Schmees erkennt, permanent archiviert wird, wobei sich dieser Fundus des eigenen Ichs sowohl hemmend als auch för-

dernd auf jede Form der weiteren Entwicklung auswirken kann.

Vor diesem Hintergrund basieren alle Arbeiten von Elke Schmees letztlich auf der Idee, momentane Zustände aufzuzeigen und gleichzeitig in Frage zu stellen, mit dem Ziel neuer Entscheidungsfindung. Dabei meint die Infragestellung nicht zwangsläufig eine Negation des Zustandes, sondern versteht sich vielmehr als wertfreie Bewußtmachung

einer Situation mit der potentiellen, dabei aber nicht zwingenden Möglichkeit der Änderung.

Anhand einer aufwendigen, raumgreifenden Installation mit dem Titel „Transformation“ im Eingangsbereich des Hauses wurde so beispielsweise der das Archiv betretende Betrachter direkt mit einer ungewohnten Situation konfrontiert, die ihn animieren sollte, seinen momentanen Standpunkt zu erkennen und zu überprüfen (s. Abb. 2). Aus zahlreichen Archivkartons stapelte Elke Schmees zwei mannshohe Wände, die, einander gegenübergestellt eine schmale Gasse ergaben. Sie zu durchschreiten war dem Besucher möglich, wobei der Zugang absichtlich durch weitere vorgelagerte Kartons sowie ein Metallgestell erschwert wurde. Eine lose Spur von auf dem Boden verteilten Blättern mit dem Aufdruck „Selbst“, der auch in der Pluralform auf einigen der gestapelten Kartons zu lesen war, führte durch die bisweilen beklemmend wirkende hohle Gasse und endete auf der Rückseite der Installation. Dort erwarteten den in Aktion getretenen Besucher zwei mit geschreddertem Papier oder unzähligen Puzzleteilen gefüllte Kartons, deren Inhalt bewußt mit den Händen erfaßt werden konnte. Ein Paraffinobjekt mit dem Aufdruck „bleibt“ rundete die Arbeit ab.

Von zentraler Bedeutung in Elke Schmees' Arbeit ist der Begriff der „Selbste“, der in der Psychologie auf die vielen verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen eines Individuums verweist. Jeder Mensch hat verschiedene „Selbste“, vertraute und fremd erscheinende Teilpersönlichkeiten, die zusammen das komplette „Selbst“, die eigentliche Persönlichkeit bilden. So erklärte sich folglich ein in der Eingangshalle des Archivs positioniertes Paraffinobjekt, in Form einer mit zahlreichen „Selbsten“ gefüllten Schale, das das Phänomen der „multiplen Persönlichkeit“ anschaulich visualisierte (s. Abb. 3). Die einzelnen Persönlichkeitsstrukturen tauchen ein in die einen Körper signalisierende Schale, wobei die eigentliche Dynamik des Vorganges durch die Festigkeit des Paraffins für den Moment erstarrt zu sein scheint.

Die Arbeit „Transformation“ indessen, ebenso basierend auf „multiplen Persönlichkeiten“, rief diese dem Besucher durch die zahlreichen bedruckten Blätter erst einmal als generelle Tatsache in Erinnerung. Gleichzeitig aber lenkte sie sein Augenmerk von der Allgemeingültigkeit auf seine eigene Person, dessen vielfältige Persönlichkeitsstruktur zu erforschen er nunmehr aufgefordert wurde. Bewußt bildeten die vorgelagerten Kartons sowie das quergestellte Metallgestell eine Barriere, die, analog zur Angst vor der eigenen Fremdheit, überwunden werden wollte. Gelang dieser Akt, so erfuhr der die Installation erkundende Besucher die beinahe unüberschaubare Menge eigener Persönlichkeitsstrukturen, die gleichsam in Kartons ge-



Abb. 2. Blick in die Ausstellung „Jetzt“; 1998



Abb. 3. Fülle-Schale mit Selbsten; 1998

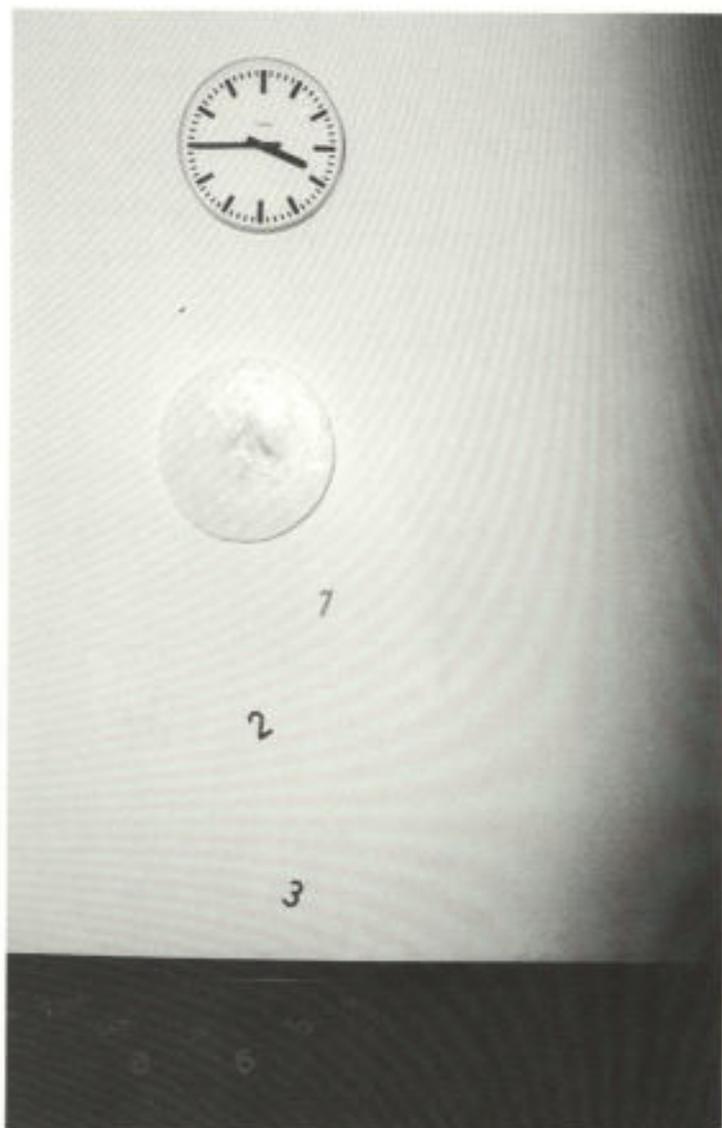


Abb. 4. Jetzt-Uhr; 1998

stapelt und durch Kupferdraht miteinander verzerrt einen überraschend engen und dadurch einseitigen Weg verkörpern. Da aber dieser mögliche Ist-Zustand lediglich aufgezeigt werden sollte, ohne ihn zu bewerten, wurde ihm am Ende der Installation eine andere Möglichkeit entgegengestellt. Die dort platzierten, mit Puzzleteilen oder geschreddertem Papier gefüllten und zur Bedienung einladenden Kartons signalisierten die ebenso wertfreie Position des Zerstörens, Mischens und Neukombinierens, was durch den in Paraffin gegossenen Begriff „bleibt“ lediglich als gangbarer Weg in Erwägung gezogen wurde. Insgesamt diente die Arbeit als Einstiegsmöglichkeit und Angebot, sich für die weitere Ausstellung und deren Thematik zu öffnen.

Mit der Arbeit „Transformation“ erzielte Elke Schmees eine erste Annäherung an die Merkmale des Stadtarchivs. Die Eigenheit des Sammelns und Archivierens von Dokumenten ähnelt der Anhäufung gemachter Erfahrungen, die die Persönlichkeit eines Individuums im Laufe eines Lebens prägen. Entsprechend verweisen die aufgedruckten „Selbste“ nicht nur auf die Vielfalt der eigenen Persönlichkeitsstrukturen, sondern sie erinnern zudem an die unzählige Menge der einzelnen menschlichen Schicksale, die über Dokumente im Stadtarchiv erfaßt sind. Die durch ihr Studium gemachten oder noch machbaren Rückschlüsse auf vergangene Zeiten eröffnen die generelle Perspektive, bevorstehende Entscheidungen zu beeinflussen, vergleichbar dem, dem Besucher

von Elke Schmees' Arbeit „Transformation“ gemachten Angebot zur eigenen Veränderung.

Voraussetzung für jede Form der Veränderung ist die Sichtbarmachung vorhandener Strukturen. Als Mittel zum Zweck bedient sich Elke Schmees des Paraffins, das in der Installation der Eingangshalle den Begriff „bleibt“ einschließt. Ebenso gibt es der Arbeit „Fülle – Schale mit Selbsten“ Gestalt. Zahlreiche andere Objekte basieren gleichfalls auf dem Einsatz von Paraffin, das sich als geeignetes Material für die Umsetzung von Elke Schmees' künstlerischer Intention herausgestellt hat. So signalisiert es beispielsweise dank seiner Transparenz größtmögliche Offenheit, ein Merkmal, das durch

seine verschiedenen Aggregatzustände noch unterstrichen wird. Durch den Einsatz von Wärme wird Paraffin formbar, so daß es sich leicht verändern kann. Andererseits erlaubt es, eine gegebene Situation zu fixieren, was der Idee des Archivierens folgt. Die dem Paraffin eigene Transparenz zudem, die etwa den Schriftzug „bleibt“ im Inneren des Klotzes ausmachen läßt, erinnert an den Blick auf das Innere der Persönlichkeit, das es zu erkennen gilt.

Viele Exponate der Ausstellung lebten von dem besonderen Reiz des Paraffins. Elke Schmees entwickelte ein großes Repertoire an entsprechenden Arbeiten, die außerdem durch ihre Titel wie „Durchlässig“, „Mit anderen Augen“ oder „Strukturauflösung“ die Möglichkeit von Änderung signalisierten. Andere Objekte, wie „Old record“, eine in Paraffin eingegossene Schallplatte, visualisierten die ständige Wiederholung (Archivierung) eigener Glaubenssätze, die erst durch eine Neuaufnahme (Bespielung) korrigiert werden können. „46 ungeschriebene Briefe“ indes, bestehend aus leeren, mit Kupferdraht umwickelten und dann in Paraffin getauchten Briefumschlägen, verdeutlichten die Flüchtigkeit des Inhaltes, der eigentlich nicht greifbar, dennoch als schöner Schein erhalten wird.

Eine im Benutzerraum hängende Uhr erhielt ein gleich großes Pendant aus Paraffin, das in seinem Inneren das chinesische Zeichen für „Jetzt“ erkennen ließ (s. Abb. 4). Sämtli-

che Ziffern dieses Objektes vermittelten den Eindruck, an der Wand des Raumes zu Boden zu gleiten, was die Zeitlosigkeit und zugleich die Aufforderung, für den Augenblick wach zu sein, verdeutlichte. In dieser Arbeit fand sich der Hinweis, bereit zu sein für den Moment und diese Bereitschaft in Handlung umzusetzen.

Gemäß ihrer Vorstellung, den Besucher der Ausstellung „aus der passiven Rolle des Schauenden in die aktive Rolle des Handelnden [...] zu überführen“, entwickelte Elke Schmees neben der begehbaren Installation der Eingangshalle an verschiedenen Orten Gelegenheiten der Aktion. So war der Besucher im Kopierraum aufgefordert, eine Kopie seiner Hand zu erstellen, um danach das Blatt auf einen langen, eisernen und spitzen Metalstab aufzuspießen. Die Hand, als Medium der Zukunftsdeutung, wurde zum Stellvertreter des eigenen Schicksals, das durch die Tätigkeit des Besuchers gleichsam selbst in die Hand genommen werden konnte. Durch das Aufspießen aber, das gleichzusetzen ist mit „Festhalten-wollen“ oder dem persönlichen Archivieren, kam die soeben in Gang gesetzte Bewegung direkt wieder zum Erliegen. Die Installation „Dorn“ verdeutlichte somit die Ambivalenz menschlichen Seins, das entscheidend durch Abwägen der verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen gelenkt wird.

Besondere Aufmerksamkeit erzielte Elke Schmees durch die Arbeit „Sein und

Schein“, die für den Tag der Ausstellungseröffnung den vorderen Bereich des Magazins einbeziehen konnte (s. Abb. 5). Den Besucher erwartete dort ein großer, mit einem Fenster versehener Paravent in Form einer dreiflügeligen Tür, der in vielerlei Hinsicht neugierig machte. Allein der Schriftzug „WAS WIR SEHEN IST NICHT WAS WIR GLAUBEN WAS ES IST“ forderte zu einer Überprüfung der Arbeit auf, die den Betrachter auf ihrer Rückseite, sichtbar nur durch das Fenster, mit einem Paraffinkegel, ausgebreitetem geschreddertem Papier sowie einer Videokamera erwartete. Verbindende Elemente zwischen der Vorderansicht und dem Arrangement der Rückseite waren 14 mit weißem Seidenpapier umwickelte Kupferstäbe, die, durch kleine Löcher in der Scheibe gesteckt und dadurch gehalten, gleichsam im Raum zu schweben schienen. Eine süßlich, schwere, holzig-erdige Duftkomposition, speziell durch Herrn Theo ten Pierik vom Henkel Fragrance Center gefertigt, ging von vereinzelt an den Kupferstab-Enden fixierten Flaumfedern aus und erzielte dadurch Assoziationen zu altem Papier, Akten und den in Zusammenhang mit der Archivierung von Dokumenten stehenden Gerüchen. Entscheidend aber an der gesamten Installation war die Tätigkeit der rückseitig montierten Kamera, die, auf die Scheibe gerichtet, sämtliche Bewegungen der Betrachter fixierte und zeitversetzt über einen Videobeamer im Eingangsbereich des Archivs auf eine Leinwand projizierte. Dort konnten die eigene zögernde Annäherung an die Arbeit so-

Abb. 5. Sein + Schein; Self-Circuit Video-Installation; 1998



wie die vorsichtige Erkundung anderer Besucher beobachtet werden. Das Band dieser „self circuit Videoinstallation“ blieb auch nach Abbau der auf einen Tag beschränkten Arbeit den Besuchern für die Dauer der Ausstellung als Dokument, ganz im Sinne des Archivwesens, zugänglich.

Auf sehr komplexe Weise thematisierte Elke Schmees mit der Installation „Sein und Schein“ eine erneute Möglichkeit, sich vorhandener Persönlichkeitsstrukturen bewußt zu werden. Wesentlich dabei ist der von der Arbeit ausgehende Impuls, sich einzulassen auf die Installation und auf sich selbst. Mittels Selbstbeobachtung und Fremdwahrnehmung durch die Videokamera ergab sich die Situation des Vertrautmachens und der daraus resultierenden Gelegenheit zur Änderung. Unangemessene Grenzen, verkörpert durch den gewaltigen Paravent, galt es zu durchbrechen, Türen waren im übertragenen Sinn zu öffnen, indem man sich, der eigenen Scheu vor der Fremdheit Widerstand leistend, mit dem Unbekannten auseinandersetzte. Dabei erinnerte das kleine Fenster an den eingeschränkten, unser Weltbild prägenden Blickwinkel, den zu erweitern nicht leicht fällt. Konkret wurde er in der Installation gestört durch die rätselhaft erscheinenden, mit Seidenpapier umwickelten Kupferstäbe, die gleichzeitig den nahgekommenen, an einer Feder schnuppernden Besucher mit dem rückseitig positionierten Paraffinkegel in Verbindung brachten. Neben der erwähnten Bedeutung des Paraffins als Zeichen für Offenheit, symbolisierte dieser Kegel eine Entwicklungspyramide, die abermals auf die generelle Fähigkeit der Veränderung verwies.



Abb. 6. MUTAT; Wandinstallation 1998

Auffälliger als die anderen Arbeiten erinnerte „Sein und Schein“ an das direkte Wechselspiel zwischen Handlung und Ergebnis, das dem Besucher via Video regelrecht vor Augen gehalten wurde. Der Mut zur Tat war hier gefordert, ein Gedanke, den Elke Schmees in der Wandarbeit „MUTAT“ im Foyer des Archivs in anderer Form noch einmal visualisierte (s. Abb. 6). Der Vorgabe folgend, die Inhalte oder Gegebenheiten des Archivs in ihr Werk zu integrieren, benutzte die Künstlerin dort drei nebeneinander angebrachte Wandlampen, die sie durch farbige Birnen rot, gelb und grün und die Buchstabenkombination TAT veränderte. Den Regeln eines Scrabble-Spiels gleichend, entwickelte die Künstlerin nun um diesen zentralen Begriff ein Ensemble von Wörtern, das neben MUT und HALT, auch noch ORT, JETZT und ZEIT erkennen ließ. Dabei erscheinen sämtliche, dem zentralen leuchtenden Begriff TAT zugehörigen Begriffe wie notwendige Vorbedingungen, die eine Handlung erst ermöglichen. Wie Elke Schmees erkennt, gehen Reflexion und Bewußtwerdungsschritte dem eigentlichen Prozeß der Tat voran, wobei diese letztlich nur so viel wert ist wie ihre tatsächliche Umsetzung. Rot, Gelb und Grün erinnerten nicht zufällig an die Signalsprache einer Ampel, die eine Mischung aus Stillstand, Aufmerksamkeit und Bewegung dokumentiert.

Auf immer wieder neue Art zielte die Ausstellung „Jetzt“ von Elke Schmees für das Stadtarchiv Krefeld auf eine emotionale, wenn nicht gar aktive Beteiligung der Besucher. Sämtliche Arbeiten waren darauf ausgelegt, nicht allein intellektuell erfaßt zu werden, sondern den Menschen über die Ansprache seiner ureigenen Gefühle und deren Aktivierung zu einer Auseinandersetzung zu motivieren. Viele der Arbeiten erklärten sich durch Titel oder eingesetztes Material von selbst, wobei es der Künstlerin gelang, auf feinfühligste Art die Gegebenheiten des Stadtarchivs in das Werk einzubeziehen. Neben den genannten Arbeiten folgte sie so beispielsweise noch im Benutzerraum der Formensprache einer den Rhein bei Uerdingen zeigenden Tranchot-Karte von 1804/05, deren Ambivalenz aus Dynamik und starrer Aufrasterung sich in einer Wandinstallation wiederfand. Mehrfach übertrug Elke Schmees zudem alte Röntgenbilder aus dem Bestand des Hauses in Arbeiten wie „Hirn-Filter“, „Gehirn-Ausschnitte“ oder „Distanz + Nähe“, die vornehmlich dem Thema der Transparenz Folge leisteten. Mit diesem Thema, das wie ein roter Faden die gesamte Ausstellung durchzog, berührte die Künstlerin einen generellen Aspekt der Archivarbeit, denn neben der Aufgabe des Sammelns und Bewahrens zur Dokumentation historischer Begebenheiten, ermöglicht das Archiv, das Leben eines Menschen anhand zahlreicher Eckdaten transparent zu machen. Gemäß

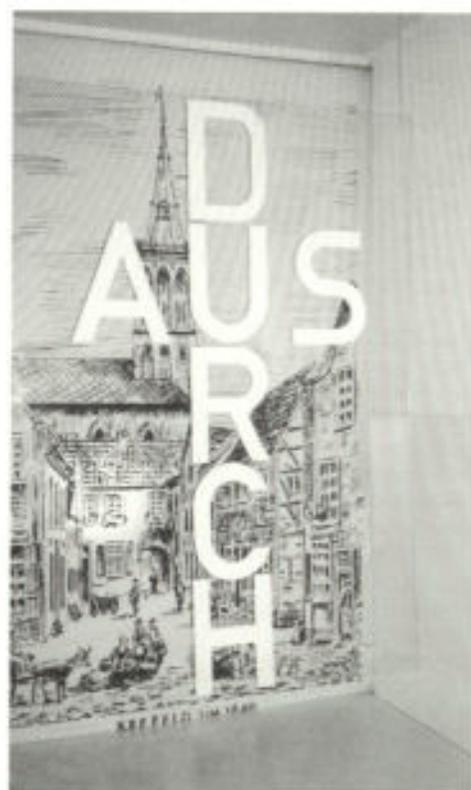


Abb. 7. Durchaus; 1998

dem Recht der „informationellen Selbstbestimmung“ findet der Besucher des Archivs die Gelegenheit, seinem eigenen Lebensweg nachzuspüren und, unter Berücksichtigung geltender Datenschutzgesetze, das Leben anderer zu erforschen. Die daraus resultierenden Erkenntnisse gleichen einem Potential, das geeignet ist, zukünftige Entscheidungen zu beeinflussen. Elke Schmees' Arbeiten ermöglichen dem Menschen, sich grundsätzlich für den lehrreichen Prozeß der Auseinandersetzung zu öffnen. Verschiedene „Selbste“, die möglicherweise noch nie in Verbindung gebracht worden sind, werden durch diese Öffnung miteinander verbunden. Dementsprechend veränderte Elke Schmees noch in der Arbeit „Durchaus“ die Durchreiche zwischen Benutzerraum und Magazin mit einer vorgehängten Plexiglas-Scheibe, die bewußt die Verbindungsmöglichkeit zweier Bereiche des Hauses, oder im übertragenen Sinn: verschiedener Persönlichkeitsstrukturen, transparent gemacht hat (s. Abb. 7). Gleichzeitig ist die Arbeit „Durchaus“ ein Beleg für die Offenheit des Stadtarchivs, das, über seine üblichen Aufgaben als Dienstleistungsorgan für den Bürger hinaus, mit seinen Ausstellungstätigkeiten im Bereich der Kunst seine Öffentlichkeitsarbeit erweitert.

Klaus Peter Noever zum 70. Geburtstag

von Georg Opdenberg und Theo Windges

Klaus Peter Noever, seit 1954 in Krefeld freischaffend tätig als Maler, Bildhauer und Keramiker, erblickte 1929 in Krefeld das Licht der Welt. Von 1946 bis 1954 studierte er Malerei und Architektur an der Krefelder Werkkunstschule. 1954 hatte er seine erste Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum. 1955 wurde seine Arbeit mit dem „Kunstpreis des Niederrheins“ ausgezeichnet. 1956 erhielt er in Paris den „Prix de l'Art Jeunesse“ für Malerei.

„Auf dem Weg zu Albert Schweitzer“, dem er beim Aufbau seines Dorfes in Lambarene half, bereiste er zwischen 1952 und 1954 die west-afrikanischen Länder bis in den Tschad. 1956 hielt er sich vier Monate in Ägypten auf und finanzierte die Reise und den Lebensunterhalt mit dem Zeichnen archäologischer Funde, so auch 1962 in den USA. Einen zweiten Wohnsitz hat er seit 1958 in Spanien (Galicia und Asturia).

Bei seiner Arbeit als freier Bau- und Raumgestalter trennt er nicht zwischen Handwerk und Kunst. Im öffentlichen Raum finden sich seine Wandmosaiken und Keramiken ebenso wie im privaten Bereich. Zur Gemeinschaft der Krefelder Künstler gehört er seit 1976.

★

opd: 1985 lernte ich Klaus Peter Noever bei einer Aktion der GKK [Gemeinschaft Krefelder Künstler] zu ihrem 10jährigen Bestehen kennen und erlebte ihn sogleich als einen intensiv körperlich arbeitenden, polternden und zugleich alle Umstehenden mitherausfordernden Kunstschaffenden. Auslöser war der Umstand, daß er sich bei der Installation einer „Malkugel“ mit einem Draht den Daumen aufriß, die Wunde mit einem alten Taschentuch zu verbinden suchte, dabei weiterarbeitete und sich gleichzeitig lauthals beklagte, daß er unter Einsatz seines Lebens und seiner Gesundheit versucht, Kunst zu machen, während andere nur ihren Bleistift spitzen. War dieser erste Eindruck richtig und typisch?

windges: Genau das ist Klaus Peter! Wer von ihm die Hand zum Gruß gereicht bekommt, stellt fest, daß sein Händedruck etwas Besonderes ist. Noevers Hände sind wie Werkzeuge, hart und spröde, und kein Bleistift ist



Abb. 1. Klaus Peter Noever; Aufnahme 1999

vor ihnen sicher. Er behauptet, mit dem Bleistift in der Hand geboren worden zu sein. Zeichnen gehört in Kombination mit seiner komplizierten Fremdwort-Akrobatik zu seinem perfekten Kommunikationsmittel. Klaus Peter sagt alles, was ihm auf der Zunge liegt und geht keiner Auseinandersetzung aus dem Weg, immer auch um den Wahrheitsgehalt seines Gegenübers zu prüfen. Selbst erzählt er die tollsten Geschichten, daß sich die Balken biegen, aber wehe, wenn er einen anderen dabei erwischt.

opd: Das große Fresko im Stadtbad hat er nach einem Entwurf von Fritz Hühnen gemalt und ein noch größeres in der Schalterhalle der Rennbahn. Seine fragilen Plastiken aus Edelstahlrohr sind übermannshoch und seine Objekte aus Schieferplatten oder Blei entsprechend schwer. In seiner Ausstellung Anfang dieses Jahres [1999] in Roermond hatte er zwei Zeichnungen auf gespachtelten

Platten von mehr als 4 m Breite. Gibt es für ihn irgendwelche Grenzen?

windges: Möglicherweise haben die Abmessungen seiner Arbeiten ihren Ursprung in der Weite und Größe des Meeres gegenüber der Kleinheit des Menschen. Das Format zeigt und schafft auch seine Einstellung, Größe zu beweisen, mit dem Format zu spielen, die Dimensionen beherrschen zu können. Noever ist ein Querdenker mit Weitblick, auch für das utopisch Unmögliche. Seine Zukunftsanalysen, auch seine Interpretationen zum Zeitgeschehen sind anders als alles, was man vermittelt bekommen hat. Er hat seine persönliche Einstellung zum Christentum. Es ist ein Erlebnis, mit ihm über den städtischen Friedhof zu gehen. Dort stehen viele seiner keramischen Grabskulpturen, eine Kunstausstellung besonderer Art, die seine Beschäftigung mit dem Tod umschreibt und verdeutlicht.

opd: Vor einigen Tagen erzählte er mir von einem neuen Projekt, skizzierte hierzu einiges mit Kugelschreiber auf seinem Handrücken und wischte es mit Spucke anschließend wieder aus.

windges: Sein Handrücken ist oft sein Notizbuch und außerordentlich praktisch, denn man kann es nicht verlieren. Er zeichnet und skizziert alles, was ihm einfällt. Die großformatigen Plastiken und Wandobjekte entwickelt er direkt aus seinem sicheren Formgefühl heraus. Über seine Kunst spricht er nicht, sondern der Betrachter soll das erleben, was er in dem Kunstwerk sieht. Kritik mag er nicht, aber er freut sich über jedes Kompliment. Noever hat einen ungetrübten Blick für Qualität, was sich auch in den kommerziellen Innenraumgestaltungen und Ausbauten zeigt, wie zum Beispiel in der Umgestaltung des Nordbahnhofes. Hiermit schafft er sich auch die Unabhängigkeit zur Kunst, er ist keiner Galerie verpflichtet.

Die Holländer hat er zur Zeit in sein Herz geschlossen, und er arbeitet an einer neuen Ausstellung, die er in diesem Jahr noch präsentieren möchte. Wenn es um kreatives Spiel mit Kindern geht, ist Klaus Peter sofort dabei und versteht es hervorragend, Kinder zu begeistern. Seine zwei Enkel profitieren



Abb. 2. Objekte von K. P. Noever in der Ausstellung „Hommage au Pêcheur (zusammen mit Th. Windges) in der Grote Kerk von Veere (Niederlande) vom 29. März bis 19. Mai 1997

von so einem tollen Opa. Er ist Gründungsmitglied der Aktion Kunst und Kultur im Unterricht (AKKU) mit dem Ziel, die Kinder vom Fernseher weg- und zu Alternativen hinzuführen.

opd: In seinen Bildern und Plastiken tauchen immer wieder Schiffe, oder besser: das Konstruktionsprinzip eines urtümlichen Schiffsrumpfes, auf. Schlägt sich hier die Erfahrung langer Jahre auf See oder am Meer nieder?

windges: Es ist sein enger Bezug zur Seefahrt, denn das Motiv Schiff zieht sich wie ein blauer Faden durch seine Kunst. Das Thema Seemann ist Teil seiner Philosophie und seines Denkens sowie das Beherrschenden der Naturgewalten und im Bewußtsein, es nie zu können. Er hat die Herausforderung angenommen, ist über Bord gegangen und darf heute noch leben. Dies verschafft ein Glücksgefühl besonderer Art.

Angefangen hat es wohl damit, daß es ihm zu Hause mit zwei kleinen Kindern zu eng geworden ist und er das Weite gesucht hat. Er ist auf einem Frachter gelandet als Schiffskoch. Er hat die Welt kennengelernt von Afrika über Südamerika und die USA bis in jüngster Zeit Neuseeland. Die Seefahrt, das Erleben von Ruhe und Einsamkeit, das Auf-sich-selbst-gestellt-sein, klein in der Weite des Meeres, übte auf ihn eine besondere Faszination aus.

Viele Länder und Kulturen hat er kennengelernt, jedoch das nördliche Spanien, „Galizien“, wurde zu seiner zweiten Heimat. Dort fand er mit seiner Frau Anna und den beiden Söhnen all das, was zum persönlichen Glück gehörte. Durch den Tod seiner Frau verlor auch der Ort Espasante eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Sie hatte sich dort sehr stark um soziale Dinge gekümmert.

opd: Was bleibt Klaus Peter Noever für die kommenden Jahre zu wünschen?

windges: Seine künstlerische Anerkennung überregional. Es hat ein Wandel in seinem Schaffen stattgefunden. Die sensibel gestalteten Schiffsojekte werden abgelöst von amphibischen Fahrzeugen, die mit galizischem Schiefer beladen am Niederrhein angekommen sind. Neue Motive tauchen auf: Rindviecher und Ochsen mit Karren. Der Niederrhein hat ihn umschlungen, jedoch die Sehnsucht bleibt.

Ich wünsche ihm viel Gesundheit, ein langes, erfolgreiches Leben und an unserem „Künstlerstammtisch“ noch viele witzige Stunden!

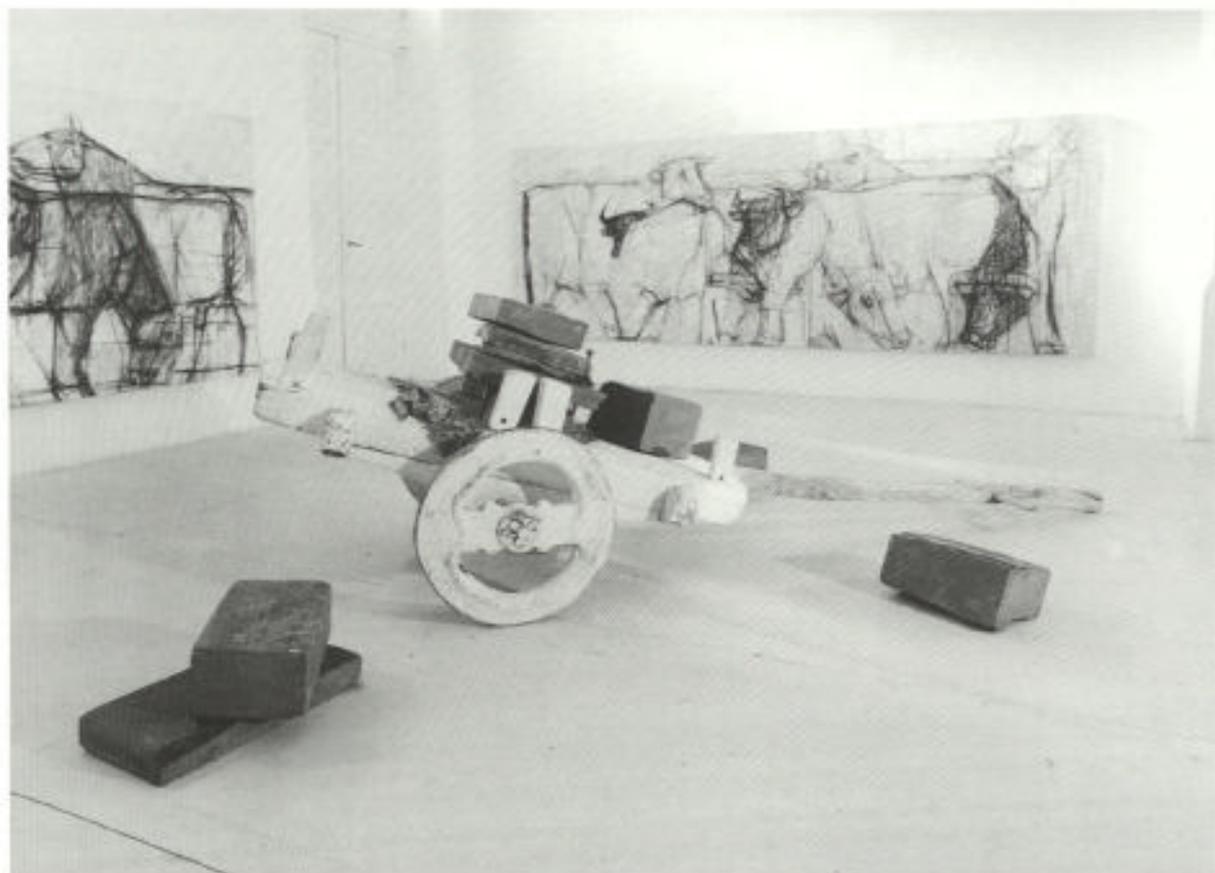
★

Mit Theo Windges, Foto-Künstler, gutem Freund von Klaus Peter Noever und Mitglied der GKK, sprach Georg Opdenberg (opd), Geometer und gleichfalls Mitglied der Gemeinschaft Krefelder Künstler. Das Gespräch fand am 28. April 1999 statt.

Abb. 3.
K. P. Noever bei der
Hängung seiner
Objekte für die
Ausstellung
„Hommage au Pêcheur“
(zusammen mit
Th. Windges) in der
Grote Kerk in Veere
(Niederlande)



Abb. 4.
Installation mit
galicischem Schiefer
von K. P. Noever in
der Ausstellung der
Kunstinitiatif L5 in
Roermond (Nieder-
lande) vom
7. bis 28. März 1999



Laudatio anlässlich der Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises an Gisbert Haefs am 24. Januar 1999

von Herbert Slegers

Vorbemerkungen der Redaktion: Am 24. Januar 1999 wurde zum siebten Mal der „Niederrheinische Literaturpreis der Stadt Krefeld“ verliehen. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer übergab im großen Saal des Rathauses der Stadt Urkunde und Preisgeld an Gisbert Haefs. Die Jury hatte einstimmig empfohlen, ihn „insbesondere für die spezifische Art seiner historischen Romane, mit denen er jenseits von Historienbildern mit voluminöser Sprachbegeisterung Geschichte als Fiktion neu lesbar macht“, aber auch für seine Übersetzertätigkeit und editorische Betreuung auszuzeichnen. Gisbert Haefs wurde 1950 in Wachtendonk geboren, studierte Anglistik und Hispanistik und schloß sein Studium 1976 mit dem Staatsexamen an der Universität Bonn ab. Heute lebt er in Bonn-Bad Godesberg. Die folgende Laudatio auf den Preisträger hielt Herbert Slegers, der fünfte Preisträger (1996) des Niederrheinischen Literaturpreises (s. die Heimat, Jg. 68, Krefeld 1997, S. 23–25).

*

„Unter die größten Entdeckungen, auf die der menschliche Verstand in den neuesten Zeiten gefallen ist, gehört meiner Meinung nach wohl die Kunst, Bücher zu beurteilen, ohne sie gelesen zu haben.“

Diese witzig-gescheite Notiz aus Georg Christoph Lichtenbergs „Sudelbrevier“ ist ein Schuh, den ich mir anziehen müßte, weil er mir zumindest halbwegs paßt: konnte ich doch längst nicht alles lesen, was Gisbert Haefs bisher geschrieben hat. Ich glaube, nicht mal die Hälfte.

Nicht aus Zeitnot oder Bequemlichkeit oder wegen der merkwürdigen Lesehemmung, die das Ansinnen, diese Laudatio zu halten, in mir aufbauten, nein, wegen der ziemlich langen Latte des sogenannten Druckgelegten, welches sich teilweise auszeichnet durch ein ansehnliches Volumen.

Aber was ich gelesen habe (und das sind bislang genau 2578½ Seiten), das hat meinen Leseappetit nicht nur spürbar angeregt, sondern meinen Lesehunger zu einem regelrechten Kohldampf gesteigert nach allem, was ich noch nicht gelesen habe, und nach dem, was Gisbert Haefs hoffentlich noch schreiben wird.



Abb. 1. Der neue Preisträger erhält die Urkunde aus der Hand von Oberbürgermeister Pützhofer

Eigentlich müßte das ja schon genügen, um die Preiswürdigkeit eines längst preisverdächtigen Fabulierers, Herausgebers und Übersetzers (all das und noch mehr ist Gisbert Haefs in Personalunion) knapp und eindeutig zu beglaubigen.

Es reicht nicht ganz. Denn es handelt sich nicht um einen überregional-freischwebenden, sondern vertrakterweise um einen ganz bestimmten Preis, um den „Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld“.

Wie kriege ich das angesichts eines so global schweifenden Erzählers, wie Gisbert Haefs einer ist, auf die Reihe? So hilflos ich bin, so habe ich doch den Vorteil, als Niederhainer allerklärungsfähig zu sein.

Im übrigen möchte ich Gisbert Haefs den Spaß gönnen mitzuerleben, wie es mir trotz aller literarisch erlaubter Winkelzüge nicht gelingen wird, ihn zwischen Rhein und Maas,

zwischen Godesberg und Wachtendonk gewissermaßen zu „erden“ oder gar zu „verheimlichen“.

Keine Bange, lieber Gisbert Haefs, ich werde die Niers bei Wachtendonk nicht zum Skamandros verklären und die freigelegten Fundamente der dortigen Burg sowie den in Schuß gebrachten Pulverturm nicht als Troja II identifizieren. Dort liegt kein Schatz des Priamos verbuddelt. Wir haben ganz andere unterirdische Probleme.

Und die Figuren, die großen Protagonisten der Romane? Die sind mit allen Wassern der Welt gewaschen, aber nicht mit Nierswasser getauft. Der große Alexander hätte sich hier ohnehin nur nasse Füße geholt; außerdem gab es glücklicherweise hierzulande nie etwas Besonderes zu erobern.

Und Hannibal? Also jenen Hannibal, den Gisbert Haefs endlich von römisch-imperia-

len Klischees befreit hat, diesen blitzge-scheiterten Taktierer und hochgemut-politi-schen Gleichgewichtsbewahrer, den könnte ich mir schon vorstellen als einen, der es trotz niederrheinischer hochmoralischer Charakterlosigkeiten (die Römer waren ja lange genug hier) geschafft hätte, regionale Friedensbündnisse zu schließen, etwa zwi-schen Wankum und Wachtendonk oder Kre-feld und Uerdingen.

Doch Spaß beiseite

Wollte man Gisbert Haefs denn unbedingt einen halbwegs hiesigen Charakterzug an-dichten, der seine Erzähllust befeuert, dann wäre das jene linksrheinische, grenzgänger-ische, subversiv-satirische Abneigung gegen alles Preußische, sofern es stocksteif, spar-tanisch, in Reih und Glied und im Gleich-schritt bis in die Syntax hinein daherstieft.

Und wer wie er in seinen Figuren überall zu Hause ist – ob interplanetarisch wie der Held der Barakuda-Trilogie, im Paraguayischen, wo er einen alten General kichern läßt, in der Provence, der Eifel oder in der Bonner Szene mit dem Kriminalisten Matzbach, im antiken Karthago, in Alexandria, Persepolis oder im mythischen Troja –, ein solchermaßen Welt-läufiger ist auch kein niederrheinischer Exi-lant, der an Babels Flüssen säße und Heim-wehstrophen absonderte in der Weise von „en Mönke voll Platt“. Ihn so „heimholen“ zu wollen, das geht platterdings nicht.

Haefs Sprache – und darauf kommt es schließlich an, es wird ja doch ein Preis für Literatur vergeben – ist von ganz anderem Kaliber.

Eine Kostprobe: „Wie hätte ich heimkehren können, / die Hände voller Blut und den Mund voller Grauen? / Zu den grünen Hü-geln von Ithaka, / in die Arme der holden Gattin? / Sie tröstet sich, hörte ich; / das ist gut so. Ich hörte auch, Agamemnon habe gebadet. / Jetzt, da ich die Hände in Grauen gereinigt und den Mund mit Blut ausgespült habe, kann ich heimkehren und all die Ge-schichten, die ich am Feuer und auf den Märschen hörte, samt denen, die ich mir nachts erzählt habe, als Erlebnisse einer langen Seewanderung ausgeben. Vielleicht einer Luftreise, / oder eines Kriechens unter der Erdkruste. / Wer nach Jahren heimkehrt,

muß Rechenschaft ablegen, / und je lügen-hafter, desto wahrhaftiger.“ (Troja, S. 470).

Bei manchen von der schreibenden Zunft hat man den Eindruck, daß Körper und Geist einander gern aus dem Weg gehen. Nicht so bei Gisbert Haefs. In seiner Sprache ist auf den einen wie auf den andern Verlaß, weil sie ungeschieden sind.

Rundum und rundinnen ist seine Sprache le-bendig: Sie klingt, spielt; sie tanzt, ohne daß eine letzte Silbe der vorletzten auf die Füße tritt; sie fließt, reißt mit, hält inne, oft funkelt sie vor spöttischer Ironie, enthält sich aber jeder gespreizten Attitüde; sie denkt nicht umständlich an einer Frage herum, sondern packt sie bis in die Pausen hinein; immer sind es beredete Pausen, sind es nachdenk-liche Gesten, nie Verlegenheitsposen.

Die Landschaften, die Gisbert Haefs be-schreibt (er erzählt sie), sind allesamt von Menschen begehbar, selbst bei knöcheltiefem Schlamm.

Die Häuser sind so begreifbar möbliert, daß es sich auch in einer Bruchbude noch gut essen und trinken läßt.

Und die Menschen sind Menschen und führen keine neunmalklugen Seminardia-logie; sie reden tatsächlich miteinander, und zwar in allen verständlichen Tönen.

Und ein Liebesakt, nein, er wird nicht durch eine vertikal bemühte Sinngebung gepfählt, er bleibt lustvoll in der Horizontalen, auf dem Boden der allerschönsten Tatsachen, so wie es sich gehört.

Diese Lebendigkeit rührt an, sowohl in den Kriminalromanen, den Sciencefiction-Ge-schichten wie in den historisch ausgreifen-den Werken. Sie ist menschenfreundlich und niemals mürrisch.

Was mich bei der Lektüre der letztgenannten Romane vor allem beeindruckt: Gisbert Haefs kündigt beherzt den philologischen Denkmalschutz auf, der Gestalten wie Han-nibal, Alexander, Achill oder Odysseus dem Zugriff der Nichteingeweihten entziehen möchte. Souverän ignoriert Haefs jede bil-dungsläufige Patina, läßt beispielsweise die ziemlich gewissenlose Sippschaft der olym-pischen Götter mal außen vor und schildert,

um was es in der Weltgeschichte denn wirk-lich geht und ging und gehen wird: um Macht, Liebe, Dummdreistigkeit und Knete.

Aus der Sicht von Händlern, Seefahrern, Freigelassenen, von selbstbewußten Frauen und ewig kleingehaltenen Leuten erleben wir (nicht nur) antike Welten in einer erstaunli-chen Nähe, realistisch und doch voller Mär-chen und Mythen, phantastisch und doch hautnah.

Wo immer in Gymnasien noch Homers Ilias und Odyssee gelesen werden, da wünschte ich mir Gisbert Haefs „Troja“ als Begleitlek-türe – unter der Bank, wenn nicht anders möglich (wo doch allemal eine Unter-der-Bank-Lektüre spannender ist als die auf der Bank liegende).

Ich kann und darf nicht schließen, ohne die weitgespannte Tätigkeit Gisbert Haefs als Übersetzer und Herausgeber zu erwähnen. Dabei entdecke ich nicht nur Parallelen, Er-gänzungen und Wahlverwandtschaften zu seinem eigenen Werk, sondern aufschlußrei-che Formen der Symbiose. Um nur einige zu nennen: Flauberts „Wörterbuch der über-nommenen Ideen“; elf Titel von Kipling, Mark Twains „Tom Sawyers Abenteuer“.

Ginge es bei den Genannten und den Unge-nannten nicht um eine Literatur, die – außer, daß sie spannend erzählt ist – den Kleingedrückten zeigt, wie abenteuerlich die Welt ist und wie man die sogenannten Großen unge-scheut auf den Arm nehmen kann, ich glaube, Gisbert Haefs hätte sie nicht über-setzt. Und er hätte auch nicht Georg Chris-toph Lichtenbergs „Sudelbrevier“ neu her-ausgegeben.

Nicht bloß erwähnt, sondern ganz beson-ders herausgehoben und vorgezeigt seien die Übersetzung und Edition des unver-gleichlichen Jorge Luis Borges, der sich mit Proust und Joyce die Ehre teilt, den Nobel-preis nicht bekommen zu haben.

Darum schließe ich mit einem Zitat von Bor-ges, das Gisbert Haefs gewiß annehmen wird als kleines Dankeschön für lustvolles Lesen:

„Ich habe einen Teil meines Lebens der Lite-ratur gewidmet, / und ich halte die Lektüre für eine der Formen der Glückseligkeit“.

Architekt D. W. B. Franz Lorscheidt, Krefeld

Dokumente über das künstlerische Bauschaffen zwischen den beiden Weltkriegen

von Edgar Thiesbürger

Im Oktober 1907 wurde in München der Deutsche Werkbund als eine „Auslese der besten in Kunst, Industrie, Handwerk und Handel tätigen Kräfte“ gegründet, zu dessen Mitgliedern auch der damals bekannte Krefelder Architekt Franz Lorscheidt, geboren am 15. März 1887 in Bonn, gestorben am 29. November 1962 in Krefeld, zählte. Diese Gründung wirkte nicht nur auf die deutsche Industrie, sondern auch ins Ausland. Es folgten auf sie im Jahre 1912 die Gründung des Österreichischen Werkbundes und 1913 die des Schweizerischen Werkbundes, beide bewußt nach dem deutschen Vorbild. Im Mai 1914 eröffnete der Deutsche Werkbund in Köln seine erste selbständige Ausstellung. Es wurden wegweisende Bauten gezeigt, wie ein Theater von Henry van de Velde, ein Büro- und Fabrikgebäude von Walter Gropius und ein Glashaus von Bruno Taut. Wertvolle Beiträge zur Ausbildung eines neuen Architekturstils, besonders auf dem Gebiet des Wohnhausbaus, leistete der Deutsche Werkbund mit seiner Ausstellung am Weißenhof 1927 in Stuttgart und mit der Pariser Ausstellung 1930. Der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, der von 1918 bis 1933 einige Jahre in der Geschäftsführung und im Vorstand des Werkbundes tätig war, konnte anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens feststellen, „daß der Deutsche Werkbund eine der großartigsten und fruchtbarsten Leistungen der neuen deutschen Geistesgeschichte ist“.

Baubeschreibungen

Villa Bauer, Hüttenallee 45, Krefeld
(s. Abb. 2 und 3)

Ohne erkennbare materielle Einschränkungen konnte der Architekt hier ein seinen künstlerischen Vorstellungen entsprechendes herrschaftliches Wohnhaus planen, eine zweigeschossige Villa, in unterschiedlichen Steinmaterialien errichtet, mit auskragendem Walmdach. Der vorgezogene Eingangsbereich aus gelbbraunem, schmalformatigem Bruchstein-Mauerwerk steht in reizvollem Kontrast zum Rot der Klinkerverblendung. Das zurücktretende Portal, von schräg eingeschnittenen Mauerflächen gefaßt,



Abb. 1. Architekt BDA Franz Lorscheidt; ältere Aufnahme, Aufnahmejahr nicht bekannt

schmückt ein sternförmig gezacktes Kreuzmotiv im Fischgrätenrelief. Ein flachbogiges Portaloberlicht dient als natürliche Lichtquelle. Der Balkon über dem Eingang an der Straßenfront ist mit einer Brüstung aus engmaschigem Rautennetzgitterwerk versehen. Alle Segmentbogenfenster mit hochrechteckiger Sprossenteilung und hellgrauen Klapppläden sind bis zum Fußboden herabgeführt. Sowohl den seitlichen Erdgeschoßfenstern in der Bruchsteinzone als auch den Obergeschoßfenstern sind schlanke Rautengitter vorgesetzt. Auch Details, wie die Beleuchtungskörper der Laternen beiderseits des Portals und der Toreinfahrt, weisen gestalterische Qualität auf. Ein Lieblingsmotiv des Architekten sind die beiden in sich geschlossenen Rautenornamentbänder im zweiflügeligen Gittertor. Die dem Erdgeschoß an der Gartenfront in ganzer Haus-

Abb. 2. Villa Bauer, Frontseite





Abb. 3. Villa Bauer, Gartenseite

breite vorgelagerte Loggia mit darüberliegender Terrasse ist nach außen durch Korbbögen geöffnet. Die Belichtung der Dachgeschoßräume erfolgt durch leicht flachbogige Dachgaupen.

Villa Gerber, Bismarckstraße 2a, Krefeld (s. Abb. 4)

Es handelt sich um eine halbfreistehende, zweigeschossige weißverputzte Villa mit



Abb. 4. Villa Gerber

Abb. 5.
Ehemaliges Schulgebäude Moers-Kapellen

steilem Walmdach in expressionistischer Architekturauffassung. Die vorgelagerte Terrasse über der Eingangsfront ist von einem grazilen Rautengeländer eingefasst. Der aus der Fassadenmitte halbrund vorspringende Treppenturm mit schiefergedecktem Kegeldach korrespondiert mit dem an der südwestlichen Hausecke angefügten runden Gartenpavillon. Ein Treppenhaus-Oberlicht in Form eines hochgezogenen Pentagons mit paarweise diagonal gekreuzter Sprossenteilung läßt Tageslicht einfallen. Die beigefarbenen werkstein-umrahmten, hochrechteckigen Segmentbogenfenster mit ihren graufarbenen Klapppläden kontrastieren wirkungsvoll zu dem abstrakten Weiß der Wandflächen. Die Belichtung der Dachgeschoßräume erfolgt durch verschieferte Satteldachgaupen.

Ehemaliges Schulgebäude Moers-Kapellen (s. Abb. 5)

Der rotbraune Klinkerbau in expressionistischer Formensprache zeigt eine abstrakt ornamentale Fassadengestaltung mit Zickzackreliefbändern in den Brüstungsflächen der Treppenhausgeschosse, horizontalen Streifenreliefs beiderseits der Fensterzonen und im Streifenrelief gemauerten Eckpfeilervorsprüngen an den Gebäudekanten der Straßenfront. Das den Mittelrisalit bekrönende Zeltdach korrespondiert mit dem auskragenden Walmdach. Eine quer vorgelegte Freitreppe führt beidseitig hinauf zum Haupteingang unter pfeilergestütztem Vordach im hochliegenden Erdgeschoß. Ausdrucksstarke weiße Sprossenfenster schmücken die





Abb. 6. Krieger-Ehrenmal in Kapellen

Fassaden. Die vertieft liegenden Fenster im Bruchstein-Sockelgeschoß sind mit horizontalen Eisenstäben vergittert.

Kriegerdenkmal Moers-Kapellen
(s. Abb. 6)

Das Ehrenmal, aus gelbbraunem Bruchstein-Mauerwerk errichtet, erhebt sich auf fast quadratischem Grundriß. Die hochgezogene, flache Rundbogennische dient zur Aufnahme einer grün patinierten Bronze-Gedenktafel mit den Namen der Gefallenen des Ersten Weltkrieges.

Konditorei-Café Hermann Wilms, Hochstraße 56, Krefeld
(s. Abb. 7)

Innenausstattung, Material: poliertes Zedernholz

Der Deutsche Werkbund

Die Gründung des Deutschen Werkbundes war eine Tat von großer Tragweite. Anknüpfend an die Ideen von William Morris hieß es in der Satzung: „Ziel des Werkbundes ist die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk, durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen“.

Zu den Mitgliedern gehörten nicht nur Peter Behrens, Theodor Fischer, Josef Hoffmann,



Abb. 7. Das ehemalige Café Wilms, Innenansicht des Ladens

Josef Maria Olbrich, Bruno Paul, Richard Riemerschmid und Fritz Schumacher, sondern auch Vertreter großer Industriefirmen, so daß alle für eine Koordination notwendigen Kräfte zusammenarbeiten konnten.

Die Architektur des Expressionismus

Der geistigen Unruhe und Gärung vor und nach dem Ersten Weltkrieg entspringt der Expressionismus, der in seiner Suche nach einer Grundform den gotischen Spitzbogen fand. Charakteristisch für die expressionistische Architekturauffassung ist die betonte Individualität der Lösung, die kontrastreiche Gestaltung sowie das Streben nach monumentaler Plastik. Dabei machen sich eine immer stärkere Vorliebe für spitze Winkel und eine Überbetonung der Vertikalen bemerkbar. Vorherrschend sind Kristallformen, sternförmige Grundrisse und mineralische Dekorationen. Der Kristall in seiner Reinheit, Klarheit und Exaktheit gilt als zentrales Symbol expressionistischen Bauens. Kennzeichnend für den Backstein-Expressionismus sind plastisch dekorative Mauerverbände, meist aus Fischgräten-, Rauten- und Zickzackmustern bestehend. Anstatt harmonischer Formen und klassischer Proportionen kamen plötzlich explosive Spitzen- und Zickzackmuster als Ornamente auf. Gerundete Naturmotive erstarrten zu abstrakten Stachelsternen und markanten Mondsicheln, aus flachen Fenstergiebeln und Rundbögen

wurden hochgezogene aggressive Dreiecke. Rechtwinklige Grundrisse verzerrten sich zu scharfkantigen Ecken, und Hausfassaden schoben sich wie Kelle in das Straßenbild. Ludwig Mies van der Rohe hatte so zum Beispiel 1919 ein Bürohaus in Berlin, Friedrichstraße, geplant und Fritz Höger das heute noch stehende Chile-Haus 1922/23 in Hamburg gebaut. Nichts atmete beim Expressionismus Ruhe oder Ausgleich. Dank des formbaren Baustoffs Beton konnte man die Plastizität eines Baukörpers willkürlich gestalten. Der Einstein-Turm von Erich Mendelsohn bei Potsdam, 1921, scheint aus einem glatt gestrichenen Knetmaterial zu bestehen und ähnelt im Prinzip den Bauten Gaudis in Barcelona. Das Goetheanum in Dornach bei Basel, ein Entwurf Rudolf Steiners, nach weltanschaulichen, anthroposophischen Ideen 1924 bis 1928 erbaut, sieht aus, als wäre es ohne Rücksicht auf eine rationale Statik aus einer weichen Masse herausgeschnitten. Im Grunde ist der Expressionismus ein veränderter dynamisch-abstrakter Jugendstil mit übersteigertem Pathos aggressiver oder wuchtiger Linien und Formen. In seinem Ausdrucksdrang hat der Expressionismus oft surreale und utopisch-visionäre Züge. Die dynamische Form erscheint oft wichtiger als die praktische Funktion. Mit diesem Bestreben steht der Expressionismus in radikalem Gegensatz zum Funktionalismus der gleichzeitigen Bauhaus-Kunst.

Anmerkung: Zu Lorscheidt vgl. auch Hans-Peter Schwanke, Architekturführer Krefeld (1996), Nm. 25, 26, 30, 122 und 176.

Ein Plan, gezeichnet mit Eisen, im Maßstab 1:1

von Georg Opdenberg

Vorgeschichte

Bei dem in der „Heimat“ von 1997 beschriebenen „Stadtrundgang durch das mittelalterliche Krefeld“ wurde am Ende des Beitrages die Vision von einem Stadtplan vorgestellt, der in die reale Stadt mit Eisenschienen im Maßstab 1:1 eingezeichnet werden sollte. Diesmal kann ich über die Realisierung einer Vision schreiben. Hierbei griffen Kunst, Vermessung und stadtgeschichtliche Forschung so eng ineinander, daß der maßgebliche Anteil der einzelnen Disziplinen am Resultat oder das bestimmende Element nicht mehr auszumachen war. Darüber hinaus wirkten, wenn auch nach einigen Anlaufschwierigkeiten, die vielen beteiligten Ämter, Gruppierungen, Sponsoren und „Einzelkämpfer“ so gut zusammen, daß das Ergebnis im wahrsten Sinn des Wortes aus einem Guß ist.

Angefangen hatte alles mit einer Aktion der Gemeinschaft Krefelder Künstler im Rahmen des Galerientages „Kunst in Krefeld“ am 12. September 1987 an der De-Greif-Säule auf dem Dionysiusplatz. Jeder der Teilnehmer versuchte sich unter der Überschrift „Stadtansichten“ zu artikulieren. Da die Säule in einer abgetreppten, quadratischen Vertiefung stand, die, wenn auch nur für wenige Monate, als Brunnenbecken diente, entschied ich mich für eine „Stadtansicht“, die nicht in die Breite, sondern in die „Tiefe“ ging. Diese Eintiefung wäre von der mittelalterlichen Stadtmauer durchschnitten worden, und so baute ich diese aus Dachlatten und Pappe für einen Tag in dem Brunnenbecken auf, als ob die Mauer unter dem Straßenbelag versteckt hindurchliefe, nur zufällig in der Senke sichtbar. Den weiteren Verlauf der Mauer und den anschließenden Eckturm zeichnete ich mit Kreide auf das Pflaster.

Jahre später befaßte ich mich im Rahmen einer anderen Aktion mit dem Gedanken, den Verlauf der ersten Stadtmauer durch eine Farbmarkierung deutlich zu machen, um den winzigen Ursprung der heutigen Großstadt deutlich zu machen. Ich wollte die mittelalterliche Stadt umrunden und diese Spur der Umrundung auf dem Boden markieren. Bis zum Gedanken an einen Plan im

Maßstab 1:1, dauerhaft mit Eisen in die reale Stadt „gezeichnet“, war es dann nicht mehr weit.

Es sollte eine überdimensionale Plastik werden, die Grenzen aufzeigt, die heute nicht mehr vorhanden sind, die verschwundene Tore aufzeigt, durch die wir heute, ohne es zu ahnen, immer noch gehen, gefertigt aus rohem Eisen, das mit seinem roten Farbton an die Ziegelmauern, mit seinem Material an die Wehrhaftigkeit der Befestigung erinnert, das mit der Zeit Gebrauchsspuren aufweist an den Stellen, an denen es blank gelaufen wird von vielen Füßen. So könnte dieses Gebilde zu einer sozialen Plastik werden. Die Stadt würde in den Köpfen wachsen. Sie würde in die zeitliche Tiefe wachsen. Sie bekäme eine Bedeutung über das im Augenblick Sichtbare hinaus.

Die Realisierung eines solchen Projektes überschreitet die Kraft und Möglichkeiten eines einzelnen. Daher war ich sehr froh, im Frühjahr 1995 Dr. Reinhard Feinendegen, den Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in Krefeld, für den Plan gewinnen zu können, den er verständlicherweise weniger unter künstlerischen als vielmehr stadtgeschichtlichen Aspekten sah. Herr Hangebruch vom Stadtarchiv Krefeld sagte mir seine fachliche Hilfe zur Rekonstruktion der Grundstruktur des frühneuzeitlichen Krefelds zu und stellte mir bereitwilligst seine neuesten, zum großen Teil noch nicht veröffentlichten Forschungsergebnisse zur Verfügung. Sponsoren für die Ausführung, über deren finanziellen Rahmen wir zum Glück keinerlei Vorstellung hatten, sollten erst zu einem späteren Zeitpunkt gesucht werden.

Rekonstruktion

Wie schon häufig geschildert, gibt es für Krefeld aus der Zeit vor 1700 kaum mehr als fünf oder sechs, zum Teil sehr fragwürdige Abbildungen und Karten. Aus heutiger Sicht beruhen sie im günstigsten Fall auf ungenauen Vermessungen; meist leiden sie unter dem zeichnerischen (Un)geschick ihrer Verfasser. Neben zwei unbeholfenen Ansichten

zeigen die übrigen Darstellungen nur bestimmte Grundstücke, einzelne Bauwerke oder ausschließlich die dürftigen Befestigungsanlagen, was sich jedoch aus dem jeweiligen Anlaß, für den diese „Pläne“ benötigt wurden, erklärt.

Aus diesem Grund wurden wir in der Vergangenheit bei unseren Bemühungen, dieses Projekt voranzutreiben, immer wieder gefragt, ob es denn möglich sei, die Größe und Lage der Bauwerke so genau zu rekonstruieren. Um dies verständlich zu machen, müssen einige Grundvoraussetzungen erläutert werden. Eine Stadt ist ein Mikrokosmos. Die Funktion bestimmt die Form. Eine Hafenstadt funktioniert anders als eine Ackerbürgerstadt, und für die in ihr lebenden Bürger ist sie so etwas wie der erweiterte Wohnraum. Hier wie dort gibt es Bereiche, die dem Handel, der Fabrikation oder der Vorratshaltung dienen. So wie ein Handwerker sich sein Werkzeug nach seinen Bedürfnissen formt, so bildet sich die Bürgerschaft entsprechend ihren wirtschaftlichen und sozialen, ihren politischen und geistigen Reigungen ihre Stadt. Die Stadt ist das Spiegelbild ihrer Bürgerschaft. Wenn diese sich verändert, wird die Stadt sich ebenfalls verändern. Der Stadtgrundriß dokumentiert so die Stadtgeschichte und ist ein kollektives Gedächtnis. Neue Straßen und Stadtteile entstehen, Gebäude werden aus-, um- oder neugebaut, doch niemand baut etwas ohne Zweck. Niemand bricht auch ohne Zwang oder Absicht ein Gebäude ab, und kaum jemand gibt freiwillig einen Teil seines Besitzes ab. Es gibt daher kaum ein beharrlicheres Element als den Zuschnitt der Fläche. Dies gilt für Straßen und Plätze, öffentliche Gebäude und viel mehr noch für Grundbesitz. Daher bleiben Grenzen oft über Jahrhunderte bestehen. Auch wenn Gebäude neu gebaut werden oder eine neue Verwendung finden, wird der Zuschnitt des Grundstücks nur selten verändert. Selbst wenn zwei oder mehrere Grundstücke zusammengelegt oder bei Erbschaftsaueinandersetzungen geteilt werden, bleibt die Grundstruktur und deren Entstehungsgeschichte noch deutlich erkennbar.

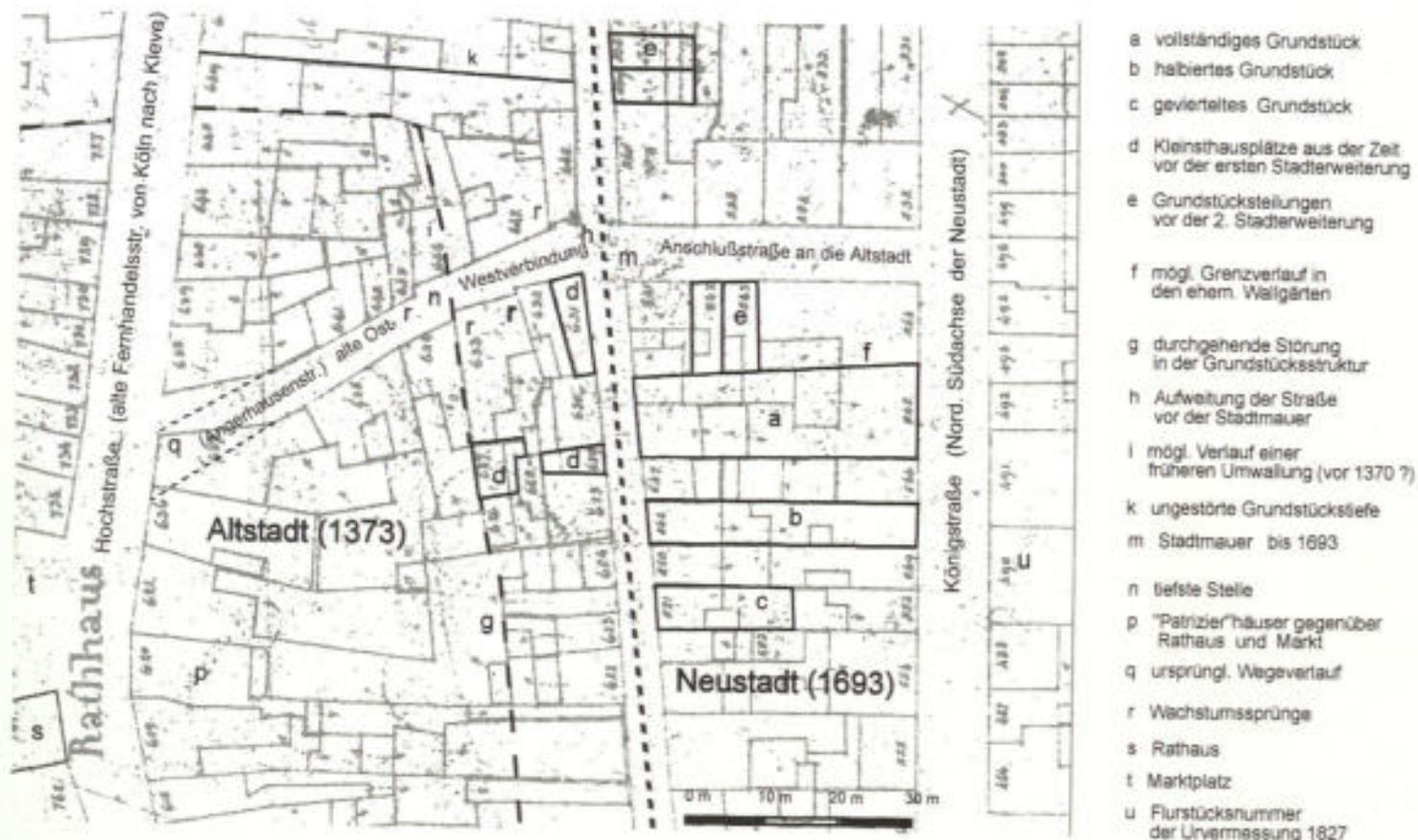


Abb. 1. Siedlungspuren in der Grundstücksstruktur des Urkatasters von 1827

Grundstücke die zur gleichen Zeit neu gebildet wurden, haben meist eine rechteckige, gleiche Grundfläche und verfügen über einen gleichberechtigten öffentlichen Zugang. Abweichungen von dieser Norm sind Hinweise auf Zwangsbedingungen, wie Mauern, Wege oder Gräben, die nicht verändert werden dürfen, oder bestehende Grenzen, die man nicht verändern will. Unregelmäßigkeiten können Hinweise auf die bauliche Entwicklung sein und verweisen auf Berührungslinien zwischen alt und neu. Versprünge in den Straßen können den Anfang einer neueren, verbreiteten Straße, eine ehemalige Überbauung oder eine spätere Bebauung anzeigen.

Die älteste, ausreichend genaue Karte, die eine nach unserem heutigen Verständnis vollständige Grundstücksstruktur, Nutzung und Bebauung in der Stadt Krefeld aufzeigt, ist die preußische Uraufnahme von 1826 im Maßstab 1:1250. Sie zeigt noch das kleinste Grundstück, gemeinsame Zuwege in die Hinterhöfe und Versprünge in den Grundstücksgrenzen. Hier können so auch Veränderungen in der Struktur erkannt werden, wie die Teilung eines Grundstücks – möglicherweise aus Erbteilungen – oder die Schaffung von neuen Bauplätzen bei der Be-

siedlung eines großen Hausgartens (s. Abb. 1). Daher sollte diese Darstellung der Stadt der Ausgangspunkt für die Rekonstruktion älterer Zustände sein.

Nun sei noch die Frage erlaubt, ob es möglich ist, die Annahme der Beständigkeit der Grundstücksgrenzen und die Verlässlichkeit dieser Karte, die gut 130 Jahre nach der ersten Stadterweiterung angefertigt worden ist, wenigstens in einigen Punkten zu überprüfen. Als Beispiel soll ein Ausschnitt aus dem wohl kurz nach 1678 entstandenen „Grundriß der Stadt Krefeld“, als zum ersten Mal eine Stadterweiterung geplant wurde, dem Urkataster gegenübergestellt werden. Der Ausschnitt zeigt den schon vollständig bebauten Bereich zwischen der heutigen Hoch- und Mennoniten-Kirch-Straße und stellt doch, obwohl ohne innere Gliederung, die gleichen markanten Gebäudeversprünge an der heutigen Angerhausenstraße und der Tückingsgasse dar (s. Abb. 2 und 3).

Der Bereich der Innenstadt, der den mittelalterlichen Kern und die erste Auslage umfaßte, wurde an einem graphischen Arbeitsplatz digitalisiert und bereinigt. In dieser Darstellung wurde das System der Grundstücksgrenzen auf Wachstumssprünge und

Veränderungen in der Entwicklungsstruktur untersucht. Verbindungslinien, die durch spätere Besiedlung oder Bebauung verwischt oder unterbrochen wurden, konnten so wiederhergestellt werden. In einem zweiten Arbeitsschritt wurde die Stadtstruktur mit Details aus anderen Karten und Skizzen oder mit anderen Informationen, wie zum Beispiel Beschreibungen von Gebäuden und Lageangaben, ergänzt. Unterlegt wurde die Karte mit den aktuellen Daten der digitalen Liegenschaftskarte.

Im Verlauf dieser Untersuchungen stellte sich heraus, daß auch in den unbeholfenen älteren Darstellungen trotz aller Vorbehalte noch eine Fülle von überprüfbaren und wertvollen Einzelheiten enthalten ist, die nur richtig gedeutet und eingeordnet werden müssen.

Von besonderem Interesse sind hier die beiden schon oft vorgestellten Stadtansichten aus der Zeit vor der ersten Stadterweiterung, als Abzeichnungen vom Ende des 18. Jahrhunderts überliefert. Sie galten bei Historikern bis vor kurzem aufgrund der unbeholfenen Darstellung als wenig zuverlässig und aussagefähig. Der „Kartenzeichner“ hatte ohne Zuhilfenahme der Perspektive ver-



Abb. 2 und 3. Ausschnitt aus dem „Grundriß der Stadt Krefeld“, nach 1678 entstanden, dem Urkataster von 1827 mit den heutigen Straßennamen gegenübergestellt

sucht, alle ihm wichtig erscheinenden Teile gleichgewichtig darzustellen, indem er Teile der Zeichnung zur Seite und nach unten klappte (Diese scheinbar falsche Darstellung lieferte aber beispielsweise alle nötigen Angaben zur Rekonstruktion des Niedertores. Eine derartige Zeichnung ist allemal zuverlässiger als ein zum Verkauf hergestellter Kupferstich, bei dem häufig Details geschönt oder bewußt weggelassen sind.).

Aus vermessungstechnischer Sicht handelt es sich hierbei um eine Bestandsaufnahme für eine erste Stadtauslage nach Osten, die alle hierfür nötigen Angaben aufweist. Die wohl ältere der beiden Darstellungen zeigt Lage und Anzahl der einzelnen Wallgarten-Parzellen einschließlich der Eingangstörchen sowie die vor den Wallgärten, außerhalb des um die Stadt führenden Weges gelegenen Parzellen, die von der geplanten Maßnahme betroffen gewesen waren. Geplant war eine Erweiterung bis zum umlaufenden Weg, der dann zu einer „Hinter der Mauer“ gelegenen Straße geworden wäre, und auf dem Gelände davor wären der neue Stadtgraben, die neuen Wallgärten und ein neuer Weg um die Stadt entstanden. Zwischen den Obstbaum-Plantagen(?) ist auch der Verlauf der alten Ost - West-Wegeverbinding, die durch den Bau der Stadtmauer 1373 unterbrochen wurde, am unteren Bildrand erkennbar wie

auch der Entwässerungsgraben, der vom umlaufenden Weg überquert wurde (s. Abb. 4).

In der unteren rechten Ecke des „Plans“ hat sich der Landvermesser, möglicherweise Peter op den Graff aus Krefeld, ein Zeichen gesetzt. Vielleicht diente die Darstellung des Schattenquadrates, eines zu jener Zeit üblichen Vermessungsgerätes (s. Abb. 5), als „Nachweis“ der Qualifikation (in diesem Zusammenhang spricht die korrekte Beschriftung des Gerätes auch für die Genauigkeit der Abzeichnung). Der Plan entstand wohl kurz nach dem Besuch des Dr. Tollius 1678, eines Kommissars des Prinzen von Oranien, der aufgrund der Überbevölkerung der Stadt eine Vergrößerung befahl und die „Markierungspfähle“ schon setzen ließ. Die geplante Stadterweiterung wurde letztlich nicht durchgeführt, da der Zugewinn an bebaubarem Grund in einem zu schlechten Verhältnis zum Aufwand stand.

In der vor 1692 entstandenen zweiten Ansicht sind die Bebauung und die Wallgärten stärker schematisiert. Der Bereich vor den Wallgärten ist ausgedehnter und detaillierter dargestellt und weist die Namen der Grundbesitzer und der Wege aus. Eine Messungslinie, mit A - B bezeichnet, gibt die „ungefähre“ Ausbaugrenze an (s. Abb. 6). Es handelt sich hier wohl um eine überarbeitete

und aktualisierte Fassung des Planes von 1678, der für den Erwerb der benötigten Grundstücke angefertigt wurde und endlich auch zur Ausführung gelangte. Im Gegensatz zu der 1678 geplanten Auslage umfaßte die durchgeführte erste Erweiterung das Doppelte der Fläche.

Es ist davon auszugehen, daß das Gelände-profil Einfluß auf die Lage und Entstehung der Siedlung im ganzen und deren maßgebliche Teile hat. Viele Ortsangaben beziehen sich auch auf topographische Besonderheiten, wie „Hohe Straße“, „Auf dem Wall“ oder „Auf dem Büchel“. Um Orte mit diesen Angaben einarbeiten oder überprüfen zu können, wurde ein Höhenschichtplan erstellt. Hierfür wurden die aktuellen Höhen übernommen, da zum einen eine flächen-deckende Höherfassung der Innenstadt aus dem 17. Jahrhundert natürlich nicht vorlag, zum anderen davon ausgegangen werden konnte, daß sich die Höhen nur geringfügig durch eine Anhebung des Niveaus verändert haben, wobei die Höhenunterschiede gleich bleiben. Um den Aufwand möglichst gering zu halten, wurden Höhen-daten aus dem Kanalkataster entnommen. Eine gleichmäßige Anhebung in der Größenordnung von 2 bis 3 dm konnte bei mehreren Straßenaufbrüchen beobachtet werden. Eine Auswertung zeigte, daß noch heute, nach mehr als 600 Jahren, mitten in einer dicht bebauten Innenstadt die Lage der ehemals eingebneten Stadtgräben und Wälle

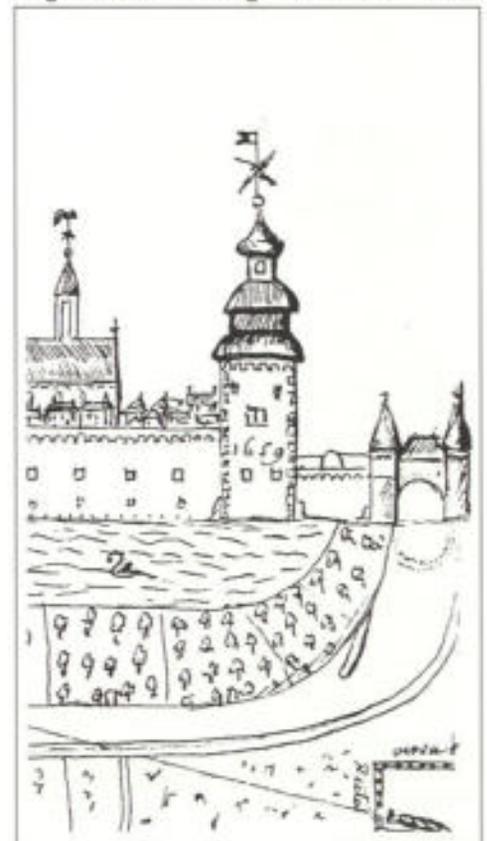


Abb. 4. Ausschnitt aus einer Ostansicht Krefelds mit einem Geländeaufmaß

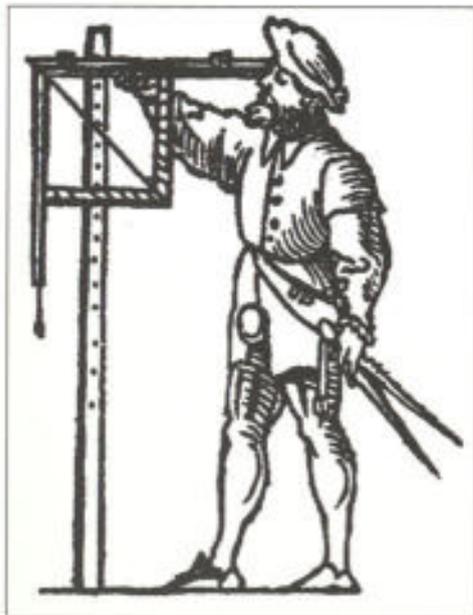


Abb. 5. Darstellung des Schattenquadrates

ebenso ablesbar ist wie die der wichtigsten Plätze. So konnte auch die Frage nach der Herkunft des Wassers für den Stadtgraben geklärt werden.

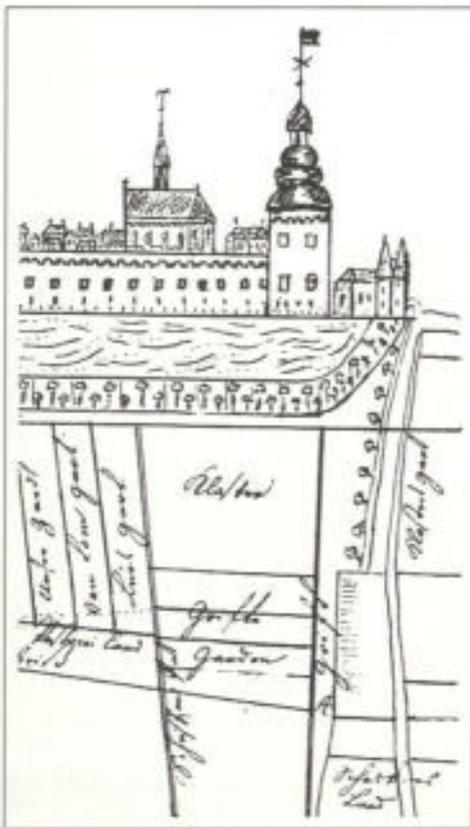


Abb. 6. Ausschnitt aus einer Ostansicht Krefelds mit einem Geländeaufmaß zur Vorbereitung der ersten Stadtauslage von 1693

Durch einen glücklichen Zufall konnte an drei verschiedenen Stellen im Stadtgebiet die Zuverlässigkeit der Lagebestimmung sowie der Höhen durch die Archäologie bestätigt werden. In einem Fall war durch minimale Versprünge in der Bebauung innerhalb der Baublöcke und an den durchlaufenden Wegen die ehemalige östliche Begrenzung der Siedlung vor der Stadterhebung und damit der ersten Ummauerung nach 1373 vermutet worden. Bestärkt wurde diese Annahme durch die im Höhenplan deutlich gewordene Vertiefung in der heutigen Angerhausenstraße, die schon in einer Beschwerde Ende des 18. Jahrhunderts festgestellt worden war. An dieser Stelle konnte durch Dr. Christoph Reichmann vom Museum Burg Linn während einer Baumaßnahme der Verlauf des vermuteten Grabens belegt werden. Mittlerweile sensibilisiert, konnte die Bauverwaltung davon überzeugt werden, im Verlauf von Pflasterarbeiten an der Rheinstraße vor der Dionysiuskirche den Untergrund etwas tiefer ausheben zu lassen. Bei der dann durchgeführten Notgrabung konnte so die Lage des Nordwestturmes bestätigt werden, der schon spätestens 1738 bei der dritten Auslage vollständig beseitigt worden war. In den Resten der Stücker, die auch nur wenig unter dem heutigen Straßenniveau lag, fanden sich noch Spuren, die die Entstehung des Turmes im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts nachweisen. An der Neuen Linner Straße konnten in der Umgebung des 1693 errichteten Neutores Teile der Stadtmauer, des später ausgemauerten Stadtgrabens und die üblicherweise davor gelegenen Gewerbebetriebe, wie beispielsweise Lohgerbereien, durch Grabungen direkt unterhalb des Asphaltbelages nachgewiesen werden.

Realisierung

Im Hinblick auf den komplexen Aufbau einer städtischen Verwaltung und die Vielzahl von Entscheidungsbefugten Gremien beantragte Dr. Reinhard Feindtogen im Namen des Vereins für Heimatkunde zunächst beim Planungsamt und Denkmalausschuß die Genehmigung zur Darstellung der mittelalterlichen Stadtmauer sowie der Türme und Tore mit Eisenplatten am ursprünglichen Platz im heutigen Straßenbelag. Einige Monate lang geschah nichts, dann erhielt man auf Anfragen ausweichende Antworten. Schließlich mußten bei erneutem Drängen Entscheidungen innerhalb weniger Tage getroffen werden. Der Gestaltungsbaurat und der Planungsausschuß beschäftigten sich mit nicht zweckdienlichen alternativen Vorschlägen, die die Realisierung des Projektes in Frage gestellt hätten. Der Oberbürgermeister bekundete sein Interesse, die Ratsfraktionen und die Bezirksvertretung wollten überzeugt werden. Plötzlich auftretende Einwände und Fehlinterpretationen mußten oft in Eilsitzungen aus dem Weg geräumt werden. Aus den unterschiedlichsten Motiven heraus gab es

zustimmende oder ablehnende Stimmen. Der Verein für Heimatkunde versprach, für die Kosten geradzustehen. Nach mehr als anderthalb Jahren Überzeugungsarbeit, ganzen Aktenordnern voll von Erklärungen und Plänen und einigen Kompromissen stand der Ausführung nichts mehr im Weg. Herr Lenné vom Tiefbauamt erklärte sich freundlicherweise bereit, die Ausschreibung für die Verlegearbeiten zu übernehmen.

Die Firma Siempelkamp GmbH, die erst kurz zuvor eine große Eisenplatte für den Düsseldorf Landtag gegossen hatte, konnte als Sponsor für die Herstellung der Gußeisenteile gewonnen werden. Zeichnungen und Modelle wurden ausgetauscht, in Absprache mit dem Tiefbauamt überarbeitet und angeglichen, Mengenangaben und Stückzahlen ermittelt. Für die Bauarbeiten wurde die Firma Looock aus Kleve gefunden, Ortsbesichtigungen wurden durchgeführt und Termine vereinbart. Begleitet wurden diese vielen Teilschritte, angefangen von der Vorstellung des Projektes im Krefelder Jahrbuch „die Heimat“ und in den einzelnen Ausschusssitzungen über die jeweiligen Ausgrabungen und durchgeführten Stadtrundgänge bis hin zu den Verlegearbeiten, von der örtlichen Presse mit zahlreichen Bildern und Artikeln.

Die Gründe für eine Darstellung mit Eisen sind bereits angesprochen worden. Ein anderer Vorschlag sprach für die Verwendung von Edelstahl, weil Bänke, Papierkörbe und Lampen in der Fußgängerzone aus diesem Material bestehen. Somit wäre auch eine einheitliche Farbgebung gewährleistet gewesen, zumal der Grabungsbefund des Obertores am Neumarkt aus dem Jahr 1963 schon durch ein Edelstahlband und Basaltplatten angezeigt ist. Für die Ausarbeitung mit Gußeisen sprach jedoch letztlich die Andersartigkeit des Materials, die eine Verwechslung mit gestalterischen Elementen ausschließt. Die Farbe des Materials bewirkt sicherlich auch einen höheren Wiedererkennungseffekt, zumal dann, wenn einmal alle nicht-überbauten Stellen markiert worden sind.

Ein weiterer Streitpunkt war die Darstellungsform. Beim Obertor wurden die durch Grabung gesicherten Mauern dargestellt, wobei die vorgefundenen Fundamente sicher nicht identisch sind mit dem aufgehenden Mauerwerk. So ist auch der Tordurchlaß bei dieser Form der Darstellung mit der geringeren Mauerstärke nur schwer erkennbar. Ausgehend von der eingangs beschriebenen Idee eines eisernen Planes, konnte man sich nun auf die Darstellung der Umrißlinie der äußeren Mauer einigen, die auch Einlässe oder Durchlässe zeigt, was das Erkennen der Funktion des jeweiligen Bauwerkes leichter macht. So lassen sich auch die Bauten darstellen, deren Abmessungen noch nicht genau bekannt sind oder sich im Ver-



Abb. 7. Unterkasten mit den im festgestampften Formsand eingebetteten Modellen von vier geraden und zwei verschieden stark gekrümmten Elementen; am rechten Rand sind die Eingußöffnung und das Formteil für den Gußkanal sowie die Abflüsse zu den einzelnen Formstücken zu erkennen.



Abb. 8. Geschlossener Gußkasten

lauf ihres Bestehens verändert haben. Man einigte sich auf eine „Strichbreite“ von 16 cm für alle Darstellungen. Die Eisenteile mit einem T-Profil und Bohrungen im unteren Teil, durch die kurze Eisenstäbe gesteckt werden, um sie im umgebenden Beton zu verankern, wurden in einer Länge von nur etwa 60 cm gegossen, um mit jeweils einer glatten Anzahl Elemente zum Beispiel die Türme legen und Höhenunterschiede im Straßenbelag ausgleichen zu können. Freundlicherweise erlaubte mir die Firma Siempelkamp GmbH, bei dem Gießvorgang dabeizusein und die Entstehung der einzelnen Elemente zu dokumentieren (s. Abb. 7, 8 und 9). Dabei stellte ich zu meiner Freude fest, daß jedes einzelne Teil durch die Vorbehandlung der Gußform ein einmaliges, unverwechselbares Aussehen erhielt. Die Schlichte, die den Formsand an seiner Oberfläche widerstandsfähiger gegen das einlaufende flüssige Eisen machen soll, wurde mit einem groben Pinsel dickflüssig aufgetragen. Der beim Auftrag entstandene individuelle und markante Pinselstrich erhielt sich im fertigen Gußstück.

Unklar war noch die Verlegeart der Elemente, da hierzu keine Erfahrungen vorlagen. Das Tiefbauamt der Stadt sprach sich für eine Verlegung in einem Stück aus. Der Straßenbelag, zum größten Teil Platten und Kunststeinpflaster, sollte in der entsprechenden Breite und Tiefe durchschnitten und ausgehoben werden und der so entstandene Graben mit einem besonders elastischen Beton fast zur Gänze aufgefüllt werden. Anschließend sollten die Eisenelemente eingesenkt und an das Straßenniveau angeglichen werden. Dieses Verfahren hätte den Vorteil gehabt, daß die Elemente und die beim Schneiden des Pflasters entstehenden Reststücke mit dem umgebenden Straßenbelag sich zu einem Stück verbunden hätten.

Die Tiefbaufirma wollte die Elemente in einer Form jeweils einzeln in Beton einlassen, um sie dann Stück für Stück zu verlegen. Man entschied sich für diesen Vorschlag, der den Vorteil bietet, daß die Straße direkt nach dem Verlegen wieder befahrbar ist und die Teile bei Bedarf einzeln herausgenommen werden können.

Die Bauabsteckung erfolgte auf die übliche Art und Weise. Die maßgeblichen Ecken des Turmes und der Mauern sowie die jeweiligen Kreismittelpunkte wurden durch eine kleine Bohrung markiert, in die ein Nagel gesteckt werden konnte, um die Verbindungslinie und Kreisbögen zu ziehen. Der Baufirma wurden die Punkte übergeben, und dann kamen der Frost und der Weihnachtsmarkt dazwischen. Im neuen Jahr wurden die Punkte wieder neu markiert, die Geraden unter großer Teilnahme der Bevölkerung schon geschnitten und ausgelegt, und dann kamen wieder der Frost und der Karneval dazwischen (s. Abb. 10, 11 und 12). Irgendwann war es fast



Abb. 9. Eingießen des flüssigen Eisens in die Gußform

schon Frühling, und der Rest konnte verlegt werden (s. Abb. 13 und 14).

In der Zwischenzeit wurden die DIN-A4-großen, aus Plexiglas gefertigten Schautafeln konzipiert, die an allen betroffenen Stellen neben einer kurzen Erläuterung auch eine



Abb. 10. Die fertigen Eisenelemente



Abb. 11. Markierung des Niedertores

historische Ansicht des jeweiligen Gebäudes und dessen Lage in der Stadtbefestigung zeigen sollen.

Irgendwann wird auch die Einweihung erfolgen – gut elf Jahre nach der ersten Idee und vier Jahre nach der ersten Eingabe.

Wie jeder Mensch seine eigene Geschichte hat und Erinnerungen, die scheinbar tief verschüttet durch eine winzige Bemerkung wieder heraufgeholt werden können, so hat auch eine Stadt ihre Erinnerungen, die zum Teil tief verschüttet sind, wie das alte Straßenpflaster, das durch eine neue Teerschicht verdeckt wurde, wie Fassaden, die hinter Werbetafeln verschwanden. Ich halte es für wichtig, daß man seine Stadt kennt, und hierzu gehört auch die Geschichte dieser Stadt. Die Herkunft eines Menschen interessiert doch auch, und wenn es nur darum geht, ein Verhalten zu erklären, das sonst vielleicht Erstaunen oder Befremden hervorrufen würde. Dieses Wissen um die Geschichte dient doch dem besseren Verstehen, ganz gleich, ob es ein Freund, ein Nachbar oder eine Stadt ist. Und ich hoffe, daß diese Markierungen helfen werden, unsere Stadt und ihre Geschichte besser zu verstehen.

Schriften

D. Hangebruch in: R. Feinendegen und H. Vogt (Hrsg.), Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Band 2, Krefeld, im Druck.

E. Keyser, Städtegründungen und Städtebau in Nordwestdeutschland im Mittelalter, Selbstverlag der Bundesanstalt für Landeskunde, Remagen/Rh. 1958.

G. Opdenberg, Stadtrundgang durch das mittelalterliche Krefeld, in: die Heimat, Jg. 68, S. 122 – 130, Krefeld 1997.



Abb. 12. Schneiden der Platten



Abb. 13. Herausnahme der ausgeschnittenen Plattenstücke



Abb. 14. Verlegung der in Beton eingebetteten Eisengußteile

Ausgrabungen am Krefelder Neutor

von Christoph Reichmann

Von den Befestigungsanlagen des alten Krefeld – sie werden zur Zeit an einigen Stellen im Straßenpflaster durch eine gußeiserne Spur sichtbar gemacht¹⁾ – hat sich oberirdisch kein einziger Rest bis heute erhalten. Der wichtigste Grund dafür liegt wohl darin, daß die Stadt schon frühzeitig über ihre mittelalterlichen Grenzen hinauswuchs²⁾. Für das Jahr 1691 ist eine erste Erweiterung überliefert; die alte Ostmauer wurde niedergelegt und um ein gutes Stück nach außen verschoben. Die neue Mauerflucht lag an der Ostseite der heutigen Lohstraße. Zur Mauer kamen der vorgelagerte Graben, zwei Ecktürme (Hirschgasse und An der alten Synagoge) sowie das Neutor in der Flucht der heutigen Neuen Linner Straße (s. Abb. 1³⁾). Wegen seiner Ausrichtung nach Osten hieß das Tor auch Uerdinger oder Linner Tor. Während dieser Abschnitt noch nach mittelalterlicher Manier befestigt wurde, hatten die später errichteten Tore und Mauern offenbar keine echte militärische Bedeutung mehr⁴⁾. Trotz der zahlreichen Stadterweiterungen blieben aber auch Teile der alten Stadtbefestigungen bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts erhalten, so ein großer Teil der mittelalterlichen Westmauer einschließlich des Evertsturmes (Evertsstraße, Ecke Wiedenhofstraße; s. Abb. 2) und des Turmes am Bröckskén (Marktstraße, Ecke Wiedenhofstraße; s. Abb. 3). Beide Türme wurden noch vor ihrem Abbruch von dem Krefelder Maler Heinrich Koch (1806 – 1893) im Bilde festgehalten. Die Bilder zeigen, daß man mit der Niederlegung der angrenzenden Mauern bereits begonnen hatte. Die Originale – Öl auf Leinwand – vermachte der Enkel des Malers, Dr. Paul Koch, jetzt der stadthistorischen Sammlung Krefelds.

Offenbar sträubten sich noch im Jahre 1818 zahlreiche Bürger, allen voran der Bürgermeister, gegen eine endgültige Beseitigung der Stadtmauer – ein anachronistischer „Starrsinn“, wie der damalige Landrat Cappe in einem Schreiben vom 12. Mai des Jahres darzulegen suchte⁵⁾: „...Der abgetretene Bürgermeister Heydweiller spricht in seinem Gutachten von einem geschlossenen Zustand der Stadt und von Erweiterung der Stadtmauer. Der gute Mann muß im Traume gesprochen haben. Denn von einem geschlossenen Zustand kann seit langen Jah-

ren keine Rede mehr sein. Nur an dem sog. Fischelner und Hülser Tor [= Neubauten des 18. Jahrhunderts] sind verfallene Reste von Pforten, die nicht einmal geschlossen werden können. Sonst ist die Stadt an allen Enden ... offen. Beim Anblick der Stadtmauer stelle ich mir die Zerstörung Troias vor, wo wahrscheinlich ähnliche Rudera [= Trümmer] von der Stadtmauer übrig geblieben sind. Für die Erhaltung der Mauern ist längst nichts mehr geschehen, manche Einwohner haben sie teilweise zerstört...“. Trotz der plastischen Schilderung vom schlechten Zustand der Mauern, geht aber auch aus dem Brief hervor, daß ein systematischer Abbruch zu diesem Zeitpunkt noch nicht stattgefunden hatte.

Da der Abriß der Mauern jedoch eine der Bedingungen war, die sich mit der Genehmigung des neuen, die „vier Wälle“ umfassenden Stadtplanes des Regierungs- und Baurates Adolph von Vagedes durch den preußischen König verbanden, wurde schon bald nach der Versendung des zitierten Briefes mit Abbruchverhandlungen sowie weite-

ren Mauerdurchbrüchen begonnen. An manchen Stellen zogen sich die Verhandlungen allerdings länger hin. So wurde der Antrag des Landrates auf Abbruch des Evertsturms erst am 25. August 1821 genehmigt⁶⁾. Das aus dem Turm zu gewinnende Baumaterial schätzte man auf 60 Thaler. Jedoch übernahm die Stadt die Abbrucharbeiten nicht selbst, sondern versteigerte die Mauerabschnitte losweise an interessierte Bürger.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Turm am Bröckskén, dem zweiten bis dahin erhaltenen Bauwerk in der mittelalterlichen Mauer. Dort stellte Quirin Claßen am 20. Januar 1819⁷⁾ einen Antrag auf Abbruch: „...Der gedachte alte Turm – eine Halbruine aus den frühesten Zeiten von Crefeld – ist ein an sich ganz werthloser Gegenstand, welcher nachdem die vormals an ihn geschlossene Stadtmauer theilweise zum Verfall gekommen, völlig isolirt worden und daher der Stadt weder einigen Schutz noch Nutzen darbietet und deßen sämmtlicher innere Raum einem Polizey-Sergeanten nur eine mehr kümmerliche als gemächliche Wohnung darbietet“.

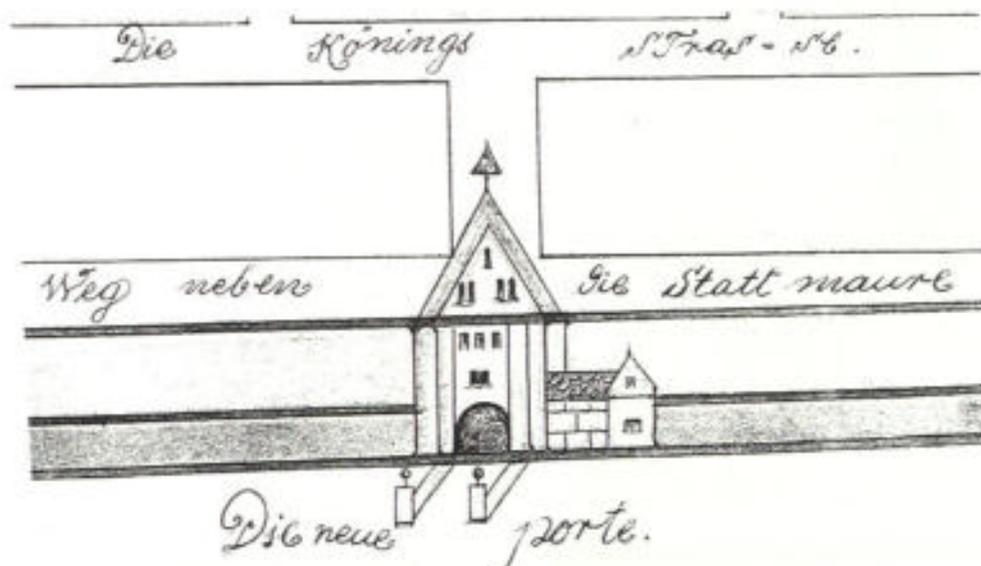


Abb. 1. Das Neutor in einer Karte der folgenden Stadterweiterung von 1711; nach einer Kopie im Museum Burg Linn



Abb. 2. Der Evertsturm kurz vor dem Abbruch 1821; Ölgemälde von H. Koch

der Bürgermeister zunächst vorgeschlagen hatte: Es ist notwendig „ein neues Lokal zu bauen, und zwar am sogen. Uerdinger Thor gegenüber dem neuen Brandspritzenhaus“¹¹⁾.

Diese Angabe erweckt den Eindruck, daß das Uerdinger oder Neutor damals noch gestanden habe, doch gibt es anscheinend im Unterschied zu den anderen beiden Toren keinerlei Berichte über seinen Abbruch.



Abb. 3. Turm am Bröckske kurz vor dem Abbruch 1821; Ölgemälde von H. Koch

Obwohl dem Antrag schon am 13. Mai desselben Jahres stattgegeben wurde, scheint sich der Beginn der Arbeiten selbst noch bis mindestens 1821 hinausgezögert zu haben. Das Hülser⁸⁾ und das Fischelner⁹⁾ Tor standen offenbar sogar noch im Jahre 1823, da in jenem Jahr über mögliche neue Verwendungen diskutiert wurde. Während Bürgermeister Jungblut vorschlug, ein neues Gefängnis zu errichten, da eine Unterbringung im Rathaus oder in der Gendarmeriekaserne nicht in Betracht käme, war der Landrat der Meinung, daß „ein geräumiges oder zwei mittelmäßige Zimmer“ vollständig ausreichten, so daß der „Fischelner Pfortenbau“ gut zum Gefängnis „aptirt“ werden könne. „Ist zwar diese Pforten nach dem städtischen Bauplan zum Abbruch bestimmt, so wird doch an dieser Stelle der Stadt die Auslage der Stadt der folgenden Generation vorbehalten bleiben und bis dahin das Gebäude zu dem untergebenen Zweck füglich benutzt werden können.“ Der Bürgermeister konnte jedoch geltend machen, daß sich dies nicht mit den immer noch gültigen Vorschriften aus dem Jahre 1811 über die Verwendung des „Municipal-Polizei-Hauses“ in Einklang bringen ließ: „Es werden dort u. a. fallirte Kaufleute in Verhaft genommen; zu den zu berücksichtigenden Umständen gehört auch, daß liederliche Weibsteute, wenn sie angesteckt sind, so lange eingekerkert werden müssen, bis sie kuriert sind; daß wenn Schwachsinnigen in ihren Familien Aufsicht fehlt, selbige zur Zeit der Wuth von Polizei wegen verwahrt werden müsse.“¹⁰⁾ Ein Neubau war folglich unausweichlich. Nach längeren Verhandlungen entschied man sich jedoch schließlich für einen Bauplatz am Bröcksken und nicht am Uerdinger Tor, wie

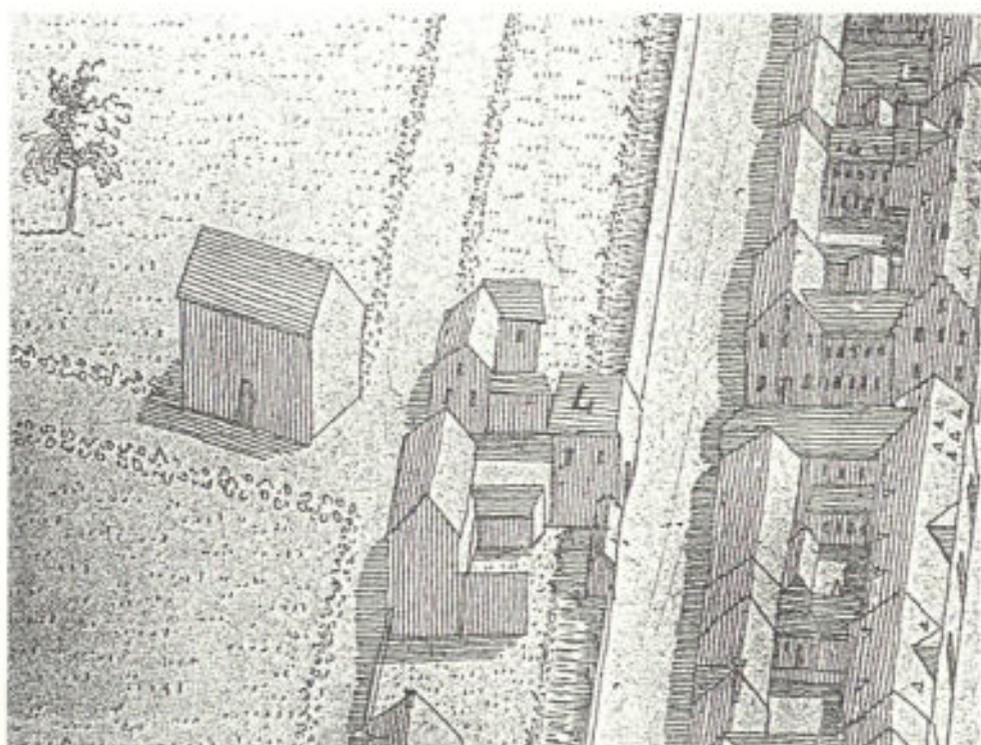


Abb. 4. Das Neutor mit vorgelagerter Bebauung. Ausschnitt aus der perspektivischen Stadtansicht von etwa 1787

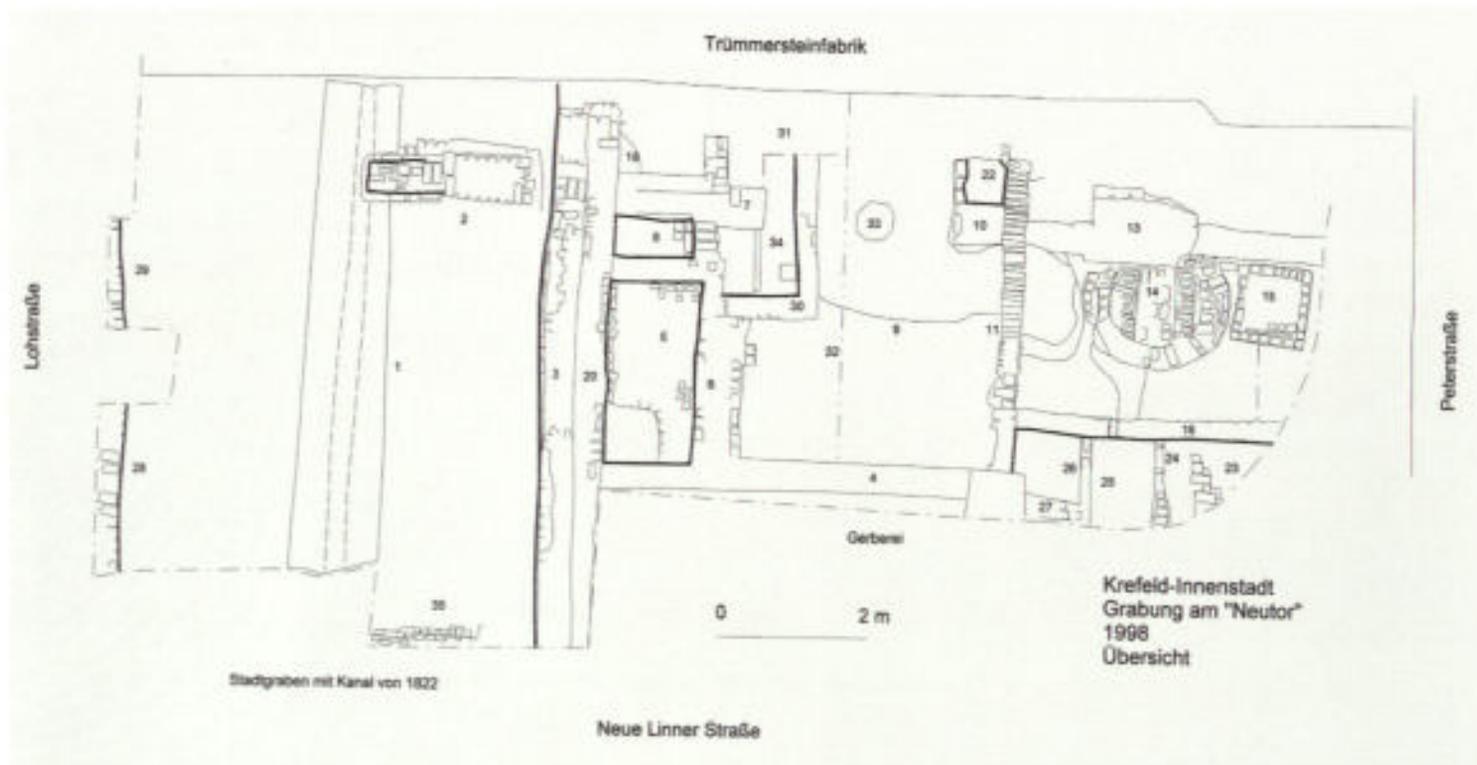


Abb. 5. Befundplan der Grabung am Neutor von 1998

Auch fehlt es in der obigen Auflistung der verwehrtesten Stadttore von 1818. Möglicherweise muß daher eine briefliche Bemerkung aus dem Jahre 1816 auch auf dieses Tor bezogen werden. Sie lautet: „Daß der letzte Maire [= Bürgermeister] unter Napoleons Regierung drey Thore eigenmächtig und den allgemeinen Wünschen entgegen wegbrechen laßen und die Stadtmauer an einigen anderen Stellen in Verfall geraten, ... wie denn auch der Stadt-Rath zur Herstellung der weggebrochenen Tore und zur Wiederaufbauung einer sicheren Begrenzung herzlich gerne die Hände bieten würde...“¹²). Es ist unklar, welche Tore hier gemeint waren¹³). Eines von ihnen könnte aber das Uerdinger Tor gewesen sein, das zwar immer noch am Rand der Stadt lag, jedoch wegen seiner „mittelalterlich“ engen Durchfahrt möglicherweise ein besonderes Verkehrshindernis dargestellt hat, während die beiden anderen Haupttore (Fischelner und Hülser Tor) als jüngere Neubauten wohl eher den modernen Verhältnissen anzupassen waren.

Damit befinden wir uns im Bereich des großen Neubauprojekts zwischen Petersstraße und Lohstraße, denn in der Flucht der dort etwa in der Mitte kreuzenden Neuen Linner Straße lag damals das sogenannte Uerdinger oder Neutor. Bereits im Jahre 1997 wurde mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege, vereinbart, daß das Museum Burg Linn den Bereich vor Beginn der Ausschachtungsarbeiten für die Tiefgarage archäologisch untersuchen sollte. Insbesondere war zu prüfen, ob umfangreichere

Fundamente des Tores im Erdboden erhalten geblieben waren. Da ein unmittelbares Angehen des Tores unter der Straßenkreuzung wegen der Verkehrssituation, aber vor allem wegen der dort zahlreich verlegten Leitungen und Kanäle schwierig gewesen wäre, wurde der nördlich angrenzende, zur Zeit als Parkfläche genutzte Bereich für die Unter-

suchung ausgewählt, zumal dort schon auf einem Stadtplan aus der Zeit um 1711 ein seitlicher Toranbau verzeichnet ist¹⁴). Es handelt sich um den Bereich, in dem nach der oben angeführten Meldung kurz vor 1823 das neue Brandspritzenhaus auf dem städtischen Grundstück über dem Stadtgraben errichtet wurde.



Abb. 6. Blick auf die Grabungsfläche am Neutor von Norden; von der Seite der ehemaligen Trümmersteinfabrik



Abb. 7. Die Bebauung auf der Grabungsfläche im Jahre 1937; Blick von der Neuen Linner Straße nach Nordwesten

Der schmale Streifen zwischen Peters- und Lohstraße war bis zum Zweiten Weltkrieg dicht bebaut. Nach der Kriegszerstörung wurden die Ruinen abgerissen und die Grundstücke, wegen ihrer kleinteiligen Struktur als Gemeindebedarfsflächen angekauft. Zuvor hatte man allerdings nördlich der Neuen Linner Straße eine eingetiefte Trümmerteinfabrik eingerichtet¹⁵⁾. Glücklicher-

weise reichte sie nicht ganz bis an das Tor heran. Außerdem war dort mit einer ursprünglich außen vor dem Stadttor angelegten Gerberei zu rechnen. Jedenfalls gab es vor den anderen Toren Betriebe dieser Art. Zudem zeigt die perspektivische Ansicht von etwa 1787 vor dem Tor mehrere Gebäude (s. Abb. 4)¹⁶⁾. Der Zeichnung nach zu urteilen, gab es eine beinahe spiegelsymmetrische



Abb. 8. Blick von Nordwesten auf die Stützmauer am Stadtgraben und den 1822 in den Stadtgraben eingesetzten Ziegelkanal

Bebauung beiderseits des Tores: So lagen zu beiden Seiten der Einfahrt an der Petersstraße zweigeschossige Häuser mit Satteldach, die jeweils eine Giebelseite der Einfahrt zuwendeten. Flankiert wurden sie von je zwei eingeschossigen Flügelbauten, die rückwärtig nicht ganz bis an den Stadtgraben heranzureichen scheinen, in denen aber dennoch die eigentlichen, abwasser-intensiven Werkstattbereiche zu vermuten sind.

Nach dem Abräumen der Asphaltdecke des Parkplatzes durch den Bagger zeigte sich, daß die Fundamente der letzten Bebauung bis unmittelbar unter das Parkplatz-Niveau erhalten waren (s. Abb. 5 und 6). Schnell gefunden wurde auch der Rand der Trümmerteinfabrik. Zwischen ihr und dem Straßenrand verblieb eine Untersuchungsfläche von rund 5,20 m Breite und über 15 m Länge, die sich grob in zwei Bereiche unterteilen ließ, und zwar in einen Bereich von etwa 10 m Länge im Osten, der dem ehemaligen Standort der Gerberei zu entsprechen schien, und in einen Bereich von circa 5,50 m im Westen, unter dem die Reste der Stadtbefestigung sowie des erwähnten Brandspritzenhauses zu vermuten waren.

Die im Osten aufgedeckten Fundamente trugen zuletzt ein Wohnhaus (Neue Linner Straße 93), das, wie einer im Stadtarchiv aufbewahrten Notiz aus der „Westdeutschen Zeitung“ vom 17. August 1938 zu entnehmen ist, damals abgerissen wurde. Es enthielt zuletzt im Erdgeschoß ein Schuhgeschäft (s. Abb. 7)¹⁷⁾. Die äußeren Formen verweisen auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, doch könnte leicht ein älterer Kern überdeckt worden sein. Vergleicht man das Foto mit der gezeichneten Ansicht von 1787 (s. Abb. 4), so könnte der spätere Bau durchaus durch eine einfache Erhöhung des Flügelbaus sowie eine entsprechende Angleichung im Dachstuhl entstanden sein. Allerdings zeigte sich im Grabungsbefund, mindestens im untersuchten Ausschnitt, keine massive Rückwand des zweigeschossigen Eckhauses, sondern lediglich ein leichtes, noch dazu nachträglich eingebautes Fundament für eine Fachwerkwand (s. Abb. 5, Nr. 11). Der nachträgliche Einbau zeigte sich schon daran, daß das Fundament den durch ältere Baumaßnahmen verfüllten Bereich (Nr. 9) mit einem gemauerten Entlastungsbogen überspannte. Ursprünglich scheint die Rückwand des Erdgeschosses zum Flügelanbau hin größtenteils offen gewesen zu sein. Somit werden die aufwendigen Ofenanlagen (Nr. 14 und 15) im Vorderhaus wohl ebenfalls Teil der Gewerbeeinrichtung gewesen sein.

Der ursprünglich eingeschossige Flügelbau besaß an seiner Westseite zum Stadtgraben hin eine mindestens 1,80 m tiefe Stützmauer aus Backstein (Nr. 20), die wegen ihrer Stärke von 0,40 m auch im Aufgehenden eine massive Wand getragen haben könnte.

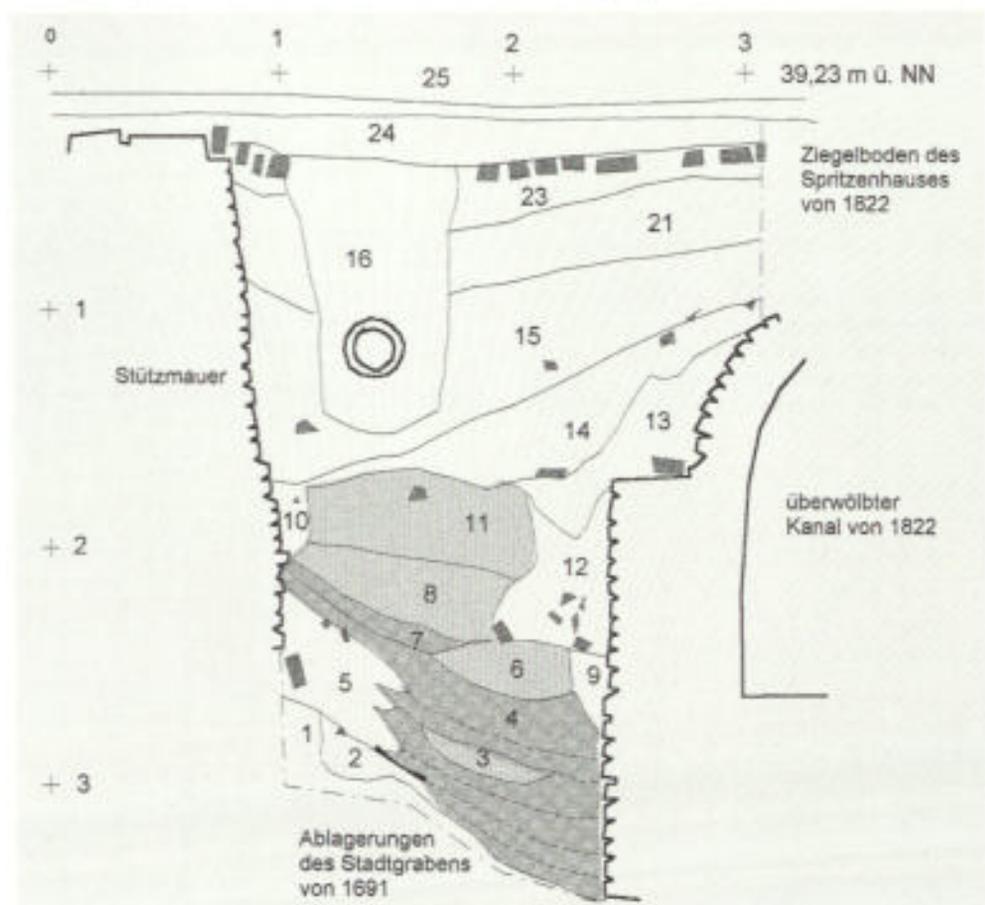


Abb. 9. Zweirinniger Backsteinzulauf in den Kanal von 1822

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde sie noch durch eine 2,20 m tiefe Vorsatzschale in gleicher Breite verstärkt (Nr. 3 und Abb. 8). Möglicherweise stand deren Errichtung in Zusammenhang mit der nach 1787 vorgenommenen Aufstockung des Flügelbaus. Als Fundamentierung für das 1822 über dem Graben errichtete Spritzenhaus (siehe unten) läßt sich die Mauer dagegen nur schwer in Anspruch nehmen, denn sie war grabenseitig bis in wenigstens 1,30 m Tiefe auf Sicht gearbeitet. Da die Errichtung des Spritzenhauses jedoch von Anfang an eine Überwölbung des Grabens und damit eine Auffüllung der oberen Bereiche vorsah, wäre dies eine ganz unnötige Arbeit gewesen. Weiterhin ist aber bemerkenswert, daß der Flügelbau offenbar bis unmittelbar an den Stadtgraben, wenn auch meist nicht an das offene Wasser, heranreichte. Die Zeichnung von 1787 gibt demnach mindestens an der Feldseite nicht die Grabenböschung, also den eigentlichen Rand des Stadtgrabens an, sondern nur die bei normaler Wasserführung schmalere Wasserrinne.

Von der ersten Einrichtung der Gerberei, darunter große, in den Erdboden eingelassene Holzbottiche beziehungsweise rechteckige holzverschaltete Becken, hatten sich nur ge-

Abb. 10. Südprofil mit den Füllschichten im Stadtgraben von 1691; zwischen dem Kanal von 1822 (rechts) und der älteren Stützmauer der Gerberei (links)



ringe Reste erhalten. Auch wurden sie nur in einem kleinen Teilbereich näher untersucht (s. Abb. 5, Nr. 32). Besser erhalten war ein später angelegtes, gemauertes und innen verputztes Becken (Nr. 30, 34), das man ganz im Nordwesten nahe beim Stadtgraben angelegt hatte. Davor zeigte sich der Stumpf eines in den Boden eingelassenen Holzbaumes (Nr. 33). Der achteckig zugerichtete Eichenstamm ruhte in einem Tonlager und wurde zudem von eisernen Ringen gehalten. Anscheinend handelte es sich beim angebrochenen Zustand um eine Zweitverwendung des Stammes. Auch deuten starke Vergrabungsspuren an dieser Stelle auf mehrfache Umbauten. Der Position nach könnte es sich um den Überrest eines Walkbaumes gehandelt haben. Ein weiteres kleines und nur wenig eingetieftes Becken aus Backstein mit einfacher Lehmauskleidung (Nr. 10, 22) fand sich östlich des Baumes unmittelbar an einer späteren Trennwand (Nr. 11) zum Haupthaus. Wahrscheinlich hatte es im Südwesten des großen Raumes noch weitere Becken gegeben, doch waren der Untersuchung dort Grenzen gesetzt. Jenseits der Trennwand befanden sich offenbar später die Wohnräume. Allerdings zeigte sich die ganze südöstliche Hausecke durch einen erst Ende des 19. Jahrhunderts eingebauten Keller mit sogenannter „preußischer“ Kappendecke tiefgreifend gestört (Nr. 16, 23 - 27).

Auch im Westraum des Hauses zeichneten sich die späteren Nutzungen deutlich ab. So wurden dort verschiedene, vermutlich mit Abtritten verbundene Abwasseranlagen (Nr. 7, 8 und 18) sowie zuletzt ein noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts genutzter Senkkeller (Nr. 5 und 6) eingebaut. Er zeigt, daß zu jener Zeit ein Anschluß an den Stadtgraben nicht mehr möglich war. Zwar hatte man zusammen mit der Überwölbung des Stadtgrabens (1822) eine zweirinnige Zuleitung aus Backsteinen errichtet (Nr. 2 und Abb. 9), doch sackte diese auf der lockeren Grabeneinfüllung durch und verstopfte vollständig, so daß sie schon nach kurzer Zeit außer Betrieb genommen werden mußte. In den letzten Jahren des Hauses (bis 1938) gab es dann offenbar wieder eine externe Abwasserführung, jetzt jedoch nicht mehr in den Stadtgraben beziehungsweise den dort eingebauten überwölbten Kanal, sondern mittels einer Tonrohr-Leitung in den neuen Kanal unter der Neuen Linner Straße (s. Abb. 10, Schicht 16). Zwar benötigte man nach der Aufgabe der Gerberei - wohl im Zusammenhang mit der Stadterweiterung zu Beginn des 19. Jahrhunderts - sehr viel weniger Wasser, doch hatte eben auch ein normaler Geschäftshaushalt (Schuhmacher-Betrieb und Schuhladen) eine Hausentsorgung nötig.

Der Stadtgraben von 1691 hatte - wie in einer kleineren Sondage ermittelt werden konnte - in seiner Mitte eine Tiefe von rund 3,50 m (seitlich verschobene Messung

3,35 m) unter der heutigen Straßenoberfläche (3,30 m beziehungsweise 3,15 m unter dem Niveau von 1822). Seine Breite zwischen der Stadtmauer im Westen und der Außenmauer der Gerberei im Osten betrug rund 5 m. Schon die untersten Ablagerungen waren stark schlammig, so daß der Graben kaum über längere Zeit größere Mengen unverschmutzten oder kaum verschmutzten Wassers geführt haben kann. So fanden sich auch in dem kleinen Untersuchungsausschnitt Scherben eines Fayencetellers aus dem späten 17. Jahrhundert. Im Jahre 1822 war der Graben trotz verschiedener Säuberungsaktionen bereits über einen Meter hoch zugesetzt, so daß man die Sohle des neuen, überwölbten Kanals entsprechend höher ansetzte. Zwar enthielt der erhaltene Kostenvoranschlag¹⁶⁾ eine größere Summe für das Entschlammten des Grabens, doch begnügte man sich offenbar damit, die Fundamente des neuen Kanals bis auf den gewachsenen Boden herunterzusetzen. Die übrige Grabenfüllung blieb unangetastet, so daß sie jetzt näher untersucht werden konnte (Abb. 8 und 10). Zunächst zeigte sich, daß man schon sehr bald nach der Anlage des Stadtgrabens mit der Errichtung der Stützmauer und damit mit der Errichtung der Gerberei begonnen hatte. Auf der unteren Grabenböschung zurück blieben ein Baubrett der Maurer sowie verschiedene Backsteine (Schicht 2 und Sohle von 5). Nachdem der Graben nun einige Jahre lang zugeschlammt war (bis Oberkante Schicht 7), setzte man eine zweite Schale vor die Stützmauer (Abb. 5, Nr. 3). Die neue Außenschale wurde – wie oben bereits angemerkt – noch auf Sicht gearbei-

tet, auch wenn sich die genaue Lage der Unterkante nicht mehr bestimmen ließ, da man offenbar 1822 im Zusammenhang mit der Überwölbung des Stadtgrabens einige Reparaturen am Mauerfuß durchgeführt hat (s. Abb. 10, Schicht 10).

Über die starke Verschlammung des auch als Abwasserleitung genutzten Stadtgrabens

berichten zahlreiche schriftliche Vermerke. Besonders drastisch äußert sich der bereits erwähnte Landrat Cappe in einem Schreiben vom 12. Mai 1818: „... daß man den ganzen Graben verschütte und nie eine ähnliche, nur ungesunde, mephitische Ausdünstungen herbeiführende Kloake errichte. Ein Graben wie dieser, dem es an nötigem Wasser und an Abzügen fehlt, wird nur stehender



Abb. 11. Das Innere des Kanals von 1822 im Stadtgraben



Abb. 12. Blick auf das städtische Spritzenhaus von 1822; vor 1930

Schlamm und gewährt keinerlei Vorteil. Das bloße Auge gibt es schon, und ein Nivellement wird es beweisen, daß ein tüchtiger, unterirdischer Abzugskanal, etwa mit einigen kleinen Seitengräben, die Straßenunreinigkeiten sehr füglich aus der Stadt abführen kann¹⁹⁾. Andererseits gab es aber auch 20 Jahre später noch an vielen Stellen offene Gräben und damit Gefahrenpunkte, wie die „Bürgerinitiative“ Grabenstraße am 29. Juli 1839 eindrücklich beschreibt: „So hatten wir noch neulich einen Fall, wo durch einen etwas starken Regen die sonst so ruhig dahin fließende Rinne sich plötzlich so brausend und reißend zeigte, daß die befestigten hölzernen Brücken fortgetrieben wurden und weil ... dieselbe nicht überdacht ist und jeder seinen Koth, Asche pp hineinschüttet, wodurch der Lauf des Wassers gehemmt wird, ... Sogar bei dem gewöhnlichen Stande des Wassers hat sich gezeigt, daß leicht durch diese offene Rinne Unglücksfälle, namentlich bei Kindern, herbeigeführt werden können, und halten es die Unterzeichneten, meistens Familienväter für ihre Pflicht, folgende fünf Fälle, wo Menschenleben auf dem Spiel standen, zur Kenntnisnahme der ... Regierung zu bringen, nämlich: ein Kind des

Schuhmachers Goll, Namens Anna; ein Kind des Fabrikmeisters Lücken, ein Kind des Barbiers Klein, ein Kind des Faßbinders Humbroich und ein Kind des Seidenwebers Klüfers, welche sämtlich in diese Rinne stürzten und beinahe den Wassertod fanden. ... Aber auch bei Erwachsenen kommt es bisweilen vor, daß sie hineinstürzen und nur mit Mühe aus dem Kote gezogen werden. So z.B. fiel vor 3 Tagen ein Mädchen von 18 oder 19 Jahren in diesen Graben ..., welches zum Markte, der sich in der Nähe befindet, gehen wollte. Dasselbe wurde mit Beihilfe des Herrn Polizei-Offizianten Duckstein von hier, ganz mit Kot besudelt, herausgezogen²⁰⁾.

Der 1822 an dieser Stelle aus Abbruchziegeln der Stadtmauer errichtete Kanal liegt heute trocken und wird im Norden durch die Trümmersteinfabrik und im Süden durch den derzeitigen Kanal unter der Neuen Linner Straße abgeschnitten. Dennoch war das erhaltene Teilstück zur Zeit der Ausgrabung immer noch hohl und sogar begebar (s. Abb. 11). Über dem Kanal und damit über dem Stadtgraben, also auf städtischem Grund, erbaute man ebenfalls 1822 mit den Abbruchsteinen aus der Stadtmauer das neue städtische Spritzenhaus (s. Abb. 7 und 12). Wie es in der Bauakte heißt, diente es zur Aufnahme „der großen Brandspritze mit Zubehör, sodann der Brandleitern und Brandhaken, wie auch des Vorrathes auf gemeinschaftlichen Brandeimern“. Seine Lage ergibt sich eindeutig aus den Akten²¹⁾ sowie aus einigen Fotos der Vorkriegszeit, denn das Gebäude stand anscheinend noch bis in die späten dreißiger Jahre hinein. Möglicherweise wurde es zusammen mit der ehemaligen Gerberei abgerissen, denn es besaß wohl keine eigene Ostmauer²²⁾. Denkbar wäre jedoch auch, daß man die entsprechende Mauer damals stehen ließ. Im Westen scheint das Spritzenhaus auf das Fundament der zum Abbruch freigegebenen Stadtmauer gesetzt worden zu sein, soweit man nicht auch aufgehende Mauerteile mit einbeziehen konnte. Jedenfalls zeigten die bis dicht unter die heutige Oberfläche erhaltenen Fundamente, daß dieser Teil der Mauer erst im 20. Jahrhundert abgebrochen wurde. Beim Mauerabbruch im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts scheint man dagegen meist weit gründlicher vorgegangen und auch die weniger brauchbaren Fundamentsteine ausgebrochen zu haben. Zwar blieben offensichtlich Teile des alten Obertores – man findet eine Lagemarkierung in der Hochstraße vor dem Kaufhof – im Boden erhalten²³⁾, doch wurde der Eckturm am Dionysiusplatz, von dem – dank der Aufmerksamkeit von Georg Opdenberg – bei den laufenden Straßenarbeiten des letzten Jahres ebenfalls ein Teil untersucht werden konnte, bis auf die Sohle abgetragen. Zurückblieben dort nur die Bodenschichten des Innenraumes sowie die mit Mörtel und Steinbruch angefüllten Ausbruchgruben der Mauerfundamente.

Ähnlich verhielt es sich möglicherweise auch mit dem Uerdinger Tor, da in den höheren Schichten weder Mauerreste der nördlichen Torturmwanne noch Spuren des im Stadtplan von etwa 1711 eingezeichneten nördlichen Toranbaus entdeckt wurden. Aus Sicherheitsgründen konnte dort im unmittelbaren Straßenanschluß allerdings auch keine größere Untersuchungstiefe erreicht werden. Vielleicht ergeben sich aber noch nähere Erkenntnisse bei den Ausschachtungsarbeiten für die geplante Tiefgarage.

Im Schutt des Spritzenhauses lagen zahlreiche Bruchstücke gelber Sandstein-Architekturglieder. Ihre Profile und Ausarbeitungen deuteten auf eine ehemalige Verwendung an einer Schaufront mit Giebelgestaltung, Tordurchfahrt und repräsentativen Fenster hin. Den Fotos nach stammen sie wohl überwiegend nicht vom Spritzenhaus, so daß ein anderes, vermutlich öffentliches Gebäude in Betracht gezogen werden muß. Formal

könnten sie zum Neutor gehört haben, doch bliebe in diesem Falle zu klären, warum die Steine nach dem Abbruch des Tores nicht fortgeschafft wurden beziehungsweise wo sie in der Zwischenzeit gelagert waren. Schließlich zeigen viele Steine auf der Außenseite Rußspuren oder Brandrötungen, was sich am ehesten damit erklären ließe, daß sie unmittelbaren Kriegseinwirkungen ausgesetzt waren und zwar an einem damals noch aufrecht stehenden Gebäude. Die Zuordnung der Steine muß daher vorläufig als ungeklärt angesehen werden.

Eine kleine Überraschung bot schließlich ein unscheinbarer Scherbenfund im Bereich der Gerberei. Es handelt sich um den Rand eines blaugrauen Kugeltopfes (Kochtopfes) aus dem späten 13. oder frühen 14. Jahrhundert. Der Fund gibt wohl einen Hinweis darauf, daß vor der Stadtgründung in der näheren oder weiteren Umgebung eine mittelalterliche Hofstelle bestanden hat.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. G. Opdenberg, Stadtrundgang durch das mittelalterliche Krefeld, in: Die Heimat, 68, Krefeld 1997, 122 – 130; ders., Ein Plan, gezeichnet mit Eisen, im Maßstab 1:1, in: Die Heimat, 70, Krefeld 1999, 60 – 65.

²⁾ Opdenberg wie Anm. 1; R. Claßen, Die Erweiterungen von 1692 – 1975 – Eine historische Stadtgeographie, 3, Zum Beispiel Krefeld, Krefeld 1989.

³⁾ Opdenberg, wie Anm. 1, 127, Abb. 5; Claßen, wie Anm. 2, 174 (M 1.5); Karte von A. A. Reinhardt um 1700.

⁴⁾ Immerhin hatte das 1711 errichtete Fischelner Tor aber noch wesentlich stärkere Mauern (3½ Fuß; 1,10 m) als das erst 1766 errichtete Hülsener Tor (2 Fuß und 4 Zoll; 0,72 m). Vgl. H. Rösen, in: Die Heimat, 33, Krefeld 1962, 24. – Die Mauern dienten später vor allem der öffentlichen Ordnung. In der Volksmeinung bleiben sie jedoch eine Befestigung. So schreiben Bürgermeister und Stadtrat am 29. Juli 1816 an die Regierung in Düsseldorf: „Ringmauern und Tore sind nützlich (Sicherheit gewährend), wie das nicht allein aus der bloßen Vorstellung der Sache hervorgeht, nicht allein auf Glauben von unsern Vorfahren angenommen werden darf, sondern auch in unserer eigenen Erfahrung besonders während der letz verfloßenen 20 Jahre überschwinglich erprobt ist“. Claßen, wie Anm. 2, 255.

⁵⁾ Claßen, wie Anm. 2, 251.

⁶⁾ Die Heimat, 22, Krefeld 1951, 50 ff.

⁷⁾ Vgl. H. Rösen, in: Die Heimat, 31, Krefeld 1960, 47 ff.

⁸⁾ Im Zusammenhang mit der fünften Stadtauslage von 1766 errichtet; vgl. Die Heimat, 33, Krefeld 1962, 25.

⁹⁾ Im Zusammenhang mit der zweiten Stadtauslage von 1711 errichtet; wie Anm. 8.

¹⁰⁾ Rösen 1962, 22.

¹¹⁾ Vgl. H. Rösen, in: Die Heimat, 33, Krefeld 1962, 22.

¹²⁾ Claßen, wie Anm. 2, 255.

¹³⁾ Die Karten der französischen Zeit (Claßen, wie Anm. 2, M 7,1 – 2), aber auch der perspektivische Plan von circa 1787 (Claßen, wie Anm. 2, M 5.8), zeigen die beiden mittelalterlichen Tore (Ober- und Niedertor) innerhalb der Stadt nicht mehr, so daß sie schon bald nach den jeweiligen Stadtauslagen abgetragen worden zu sein scheinen. Folglich werden eher die jüngeren Nebenportale gemeint gewesen sein. Auffällig ist, daß das Uerdinger Tor, das der perspektivische Grundriß noch zeigt, in der 1817 von Goldammer – Vagedes angefertigten Karte bereits fehlt (Claßen, wie Anm. 2, M 7.8). Jedenfalls erscheint die Mauer dort stärker aufgeweitet als zuvor.

¹⁴⁾ Claßen, wie Anm. 2, 181 (M 2.1).

¹⁵⁾ Mündliche Mitteilung von Herrn Architekt G. Mansfeld.

¹⁶⁾ Claßen, wie Anm. 2, M 5.8; vgl. auch einen originalen Abzug in der Schausammlung des Museums Burg Linn (2. Obergeschoß).

¹⁷⁾ Foto von 1937 im Stadtarchiv Krefeld; Neg.-Nr. 1600.

¹⁸⁾ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 3, Nr. 367 (für die Aktenrecherche danke ich Dr. W. Stratmann).

¹⁹⁾ Claßen, wie Anm. 2, S. 250.

²⁰⁾ Claßen, wie Anm. 2, S. 268.

²¹⁾ Vgl. Anm. 18: „Der Platz ist dafür an dem alten Uerdinger Thor rechts beim Eingang in die Stadt auf der Brücke...“. „Man hat dazu am sogenannten Uerdinger Thor rechts beim Eingang einen der Gemeinde zugehörigen Platz ausersehen.“

²²⁾ Da die äußere Grabenstützmauer (Nr. 3) auf Sicht gemauert wurde, ist es unwahrscheinlich, daß sie erst als Fundament für das Spritzenhaus errichtet worden ist. Die Steine geben dort wegen der Verwendung von Altmaterial keinen Aufschluß.

²³⁾ Claßen, wie Anm. 2, S. 43 f. und 192; G. Rothhoff, in: Die Heimat, 33, Krefeld 1962, S. 48. Vom Niedertor blieben nach Anwohnerberichten möglicherweise ebenfalls Mauerpartien erhalten.

Michael Leydels Stuckdecke im Kaiser Wilhelm Museum

von Clara Bettina Schmidt

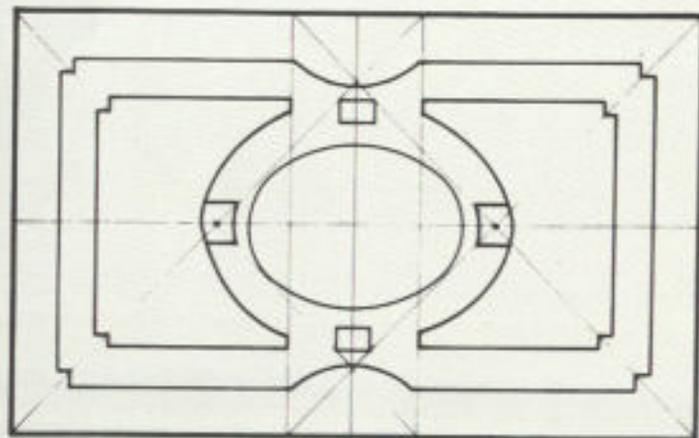
Das berühmte Haus „In den Ketten“ war das erste der großen bürgerlichen Bauten Krefelds im 18. Jahrhundert, erbaut ab 1739 durch Jodokus Wesendonk.

Bereits in ihrem Antrag zur Bebauung der Eckparzelle Friedrichstraße/Ecke Rheinstraße hatten die Seidenfabrikanten Friedrich und Heinrich von der Leyen keine Neigung gezeigt, sich mit der einfachen, nüchtern-kahlen Architektur der Musterpläne der preußischen Regierung für die 3. Stadterweiterung Krefelds aus dem Jahre 1738 zufriedenzugeben. Sie hatten einen durch den preußischen König zu genehmigenden verbreiterten Gebäudekomplex durchgesetzt, der sich zwar in Gesims- und Traufhöhe an die Normaltypen anglich, jedoch durch vorgelagerte Pilaster in wohlthuendem Gegensatz zu den Musterbauten stand.

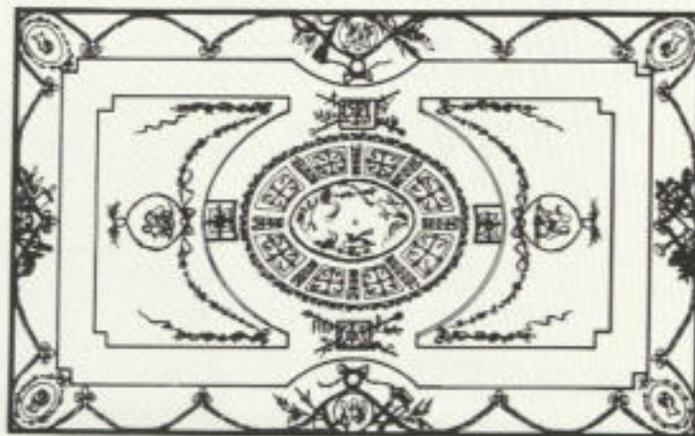
Nach Aufzeichnungen von Emil von der Leyen aus dem Jahre 1902 waren Friedrich von der Leyen und seine Frau Margaretha von Aaken von kultivierter Lebensart und erlesenem Luxus sehr zugetan, doch erst seit der Präsenz Michael Leydels in Krefeld stand



Abb.1. Plafond des Gesellschaftssaales im Haus „In den Ketten“ in Krefeld, Friedrichstraße 1, um 1775; heute im Kaiser Wilhelm Museum in Krefeld



Schemazeichnung



Dipl.-Ing. Bettina Schmidt

Abb. 2. Plafond des Gesellschaftssaales des Hauses „In den Ketten“, Friedrichstraße 1 in Krefeld; heute im Kaiser Wilhelm Museum

ihnen ein Architekt zur Verfügung, der durch seine vielseitige Ausbildung und seine künstlerische Begabung die verfeinerten Ambitionen der Seidenfabrikanten von der Leyen in ästhetisch anspruchsvolle Architektur umzusetzen verstand. So beauftragten Friedrich und Heinrich von der Leyen Michael Leydel unter anderem mit der repräsentativen Neugestaltung des Gesellschaftssaales ihres Hauses „In den Ketten“, in dem bis dahin schon 1751 und 1763 der preußische König Friedrich der Große und 1766 der Kölner Kurfürst Max Friedrich abgestiegen waren. Nach der repräsentativen Umgestaltung durch Michael Leydel waren unter anderen 1804 Kaiser Napoleon und 1814 Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., zu Gast.



Abb. 3. Plafond des Gesellschaftssaales im Haus „In den Ketten“, Mittelloval

Michael Leydel schmückte um 1775 die Decke des Gesellschaftssaales des Hauses „In den Ketten“ mit üppigen Stukkaturen (s. Abb. 1 und 2), deren Entwurf das gleiche künstlerische Konzept zugrunde liegt wie dem stuckierten Plafond des Empfangsraumes des Hauses Johann von der Leyens, „Haus Floh“. Beide Stuckdecken sind gegliedert in ein ovales Mittelrund, eingefasst von Zwickelfeldern mit ausgestanzten Ecken; die Vielfalt der sie umgebenden Ornamentformen und die Art, wie diese gestalterisch aufeinander bezogen sind, zeigen eindrucksvoll den Reichtum der schöpferischen Phantasie Michael Leydels und die feinfühligste Art der Gestaltung.

Michael Leydel führt in seinem Entwurf für die Stuckdecke des Hauses „In den Ketten“ alle Varianten der Ornamentformen vor:

- Blumen- und Fruchtgehänge, zarte Ranken und ausgezackte Akanthusblätter umspielen ein Gerüst aus symmetrisch schwingenden Formen.
- Die Fläche erscheint als malerische Atmosphäre, in deren Mitteloval schwebende Putten auf Wolken weich über den Hintergrund gleiten (s. Abb. 3). Das Mittelteil erinnert an pompejanische und barocke Scheinarchitektur, die den Raum illusionistisch erweitert und den Blick in eine offene Laterne oder eine Galerie freigibt.
- Um das Mitteloval bildet sich ein breiter Kranz aus stilisierten Ornamentmotiven verschiedenster organischer Substanz, der, von einem dichten Kranz aus Röschen umringt, das mittlere Bildfeld aus Puttenplastiken und Blumenarrangements ergänzt.
- Auf den Flächen der benachbarten Zwickelfonds, die aus dünnen Profilstäben mit ausgestanzten Ecken einen zarten Rahmen bilden, entfalten sich Blütengirlanden mit flatternden Blattenden, in der Mitte verschlungen zu einem Kranz, der jeweils ein spielendes Puttenpärchen umschließt (s. Abb. 4).
- Die verhältnismäßig große Deckenkehle wird über dem ornamentierten Ab-



Abb. 4. Zwickelfeld mit einem Blattkranz aus Lorbeerblättern und je einem Puttenpärchen

Abb. 5. Medaillon mit dem Porträt Conrad von der Leyens



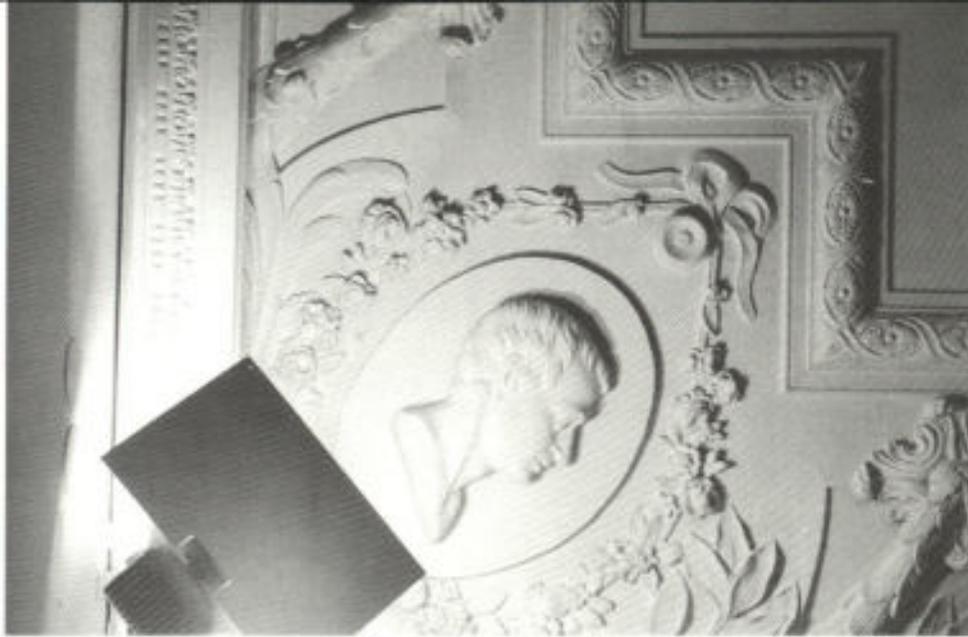


Abb. 6. Medaillon mit dem Porträt Friedrich von der Leyens d. J.



Abb. 7. Medaillon mit dem Porträt Johann von der Leyens

Abb. 8. Detail an der Längsseite des Saales mit einem Emblem der Schönen Künste



schlußprofil der Wände durch symbolisierende Bildfelder in den Achsen unterbrochen.

- Kopfmedaillons als Motive in den vier Raumecken zeigen Porträts der drei Nefen Friedrich und Heinrich von der Leyens, Conrad, Friedrich und Johann (s. Abb. 5 bis 7) sowie das eines unbekanntes klassischen Philosophen oder Dichters – möglicherweise das Porträt Vergils.
- Die Köpfe sind mit substantiell variationsreich ausgeformten Blütenmanschetten und Palmwedeln weich und feingliedrig umkränzt. Durch weit ausschwingende Blattgirlanden halten die Embleme und Porträtmedaillons untereinander Verbindung.

An der Längsseite des Saales bildet je ein symmetrisch angeordnetes, spiegelgleiches Bildfeld mit Motiven aus der Welt der Schönen Künste – Architektur, Bildhauerei, Malerei und Poesie – (s. Abb.8) und der Landwirtschaft die achsenbezogene Dominante, denen drei Genien in der Mitte eines runden Feldes Beistand leisten. Unter der Obhut der Genien stehen nach alter Tradition nicht allein die Künste und Wissenschaften, da „alles echte Wissen und sinnvolle Tun in ihnen seinen göttlichen Ursprung hat ... So konnte man sogar die Wissenschaft des Ackerbaus und die Pflege des Pflanzenwachstums an die Musen anknüpfen“.

Mit der Anordnung der Bildmotive setzt Michael Leydel – wie in seinem Entwurf für die Wand und die Decke des Hauses Floh – die Gesetze der traditionellen hierarchischen Ordnung der Künste um: Die Musik als einzige der Schönen Künste, die wegen ihres mathematischen Ursprungs den artes liberales angehört, steht an der Spitze der Künste, während ihr Architektur, Bildhauerei, Malerei und Poesie als artes mechanicae untergeordnet sind. Michael Leydel drückt die Dominanz der Musik in der Plazierung der Bildmotive an dem Plafond dadurch aus, daß er das Emblem der Schönen Künste wie auch das des Ackerbaus als artes mechanicae jeweils an das Motiv der Musik anknüpfen läßt.

Über den Bildmotiven der Schönen Künste und des Ackerbaus schwingt die Profilleiste in Ausbuchtung des Feldes deckeneinwärts. Als Träger der sich kreuzenden Blasinstrumente, die von feinem Blüten- und Blattdekor umspielt werden, ist ein rechteckiges Feld aus Akanthusblättern von metallischer Schärfe ausgeformt (s. Abb. 9).

An den Schmalseiten des Deckenspiegels bestimmen einander gegenüberliegende Bildfelder die Achse. Sie symbolisieren zum einen die Seidenspinnerei (s. Abb. 10) mit ihren Attributen Spinnrad, Seidenhaspel und Kamm, zum anderen die Musik mit einer Lyra und Blasinstrumenten. Palmwedel, von Blütenranken umwunden, und Blumengirlanden rahmen die Bildfelder, die von der Decken-

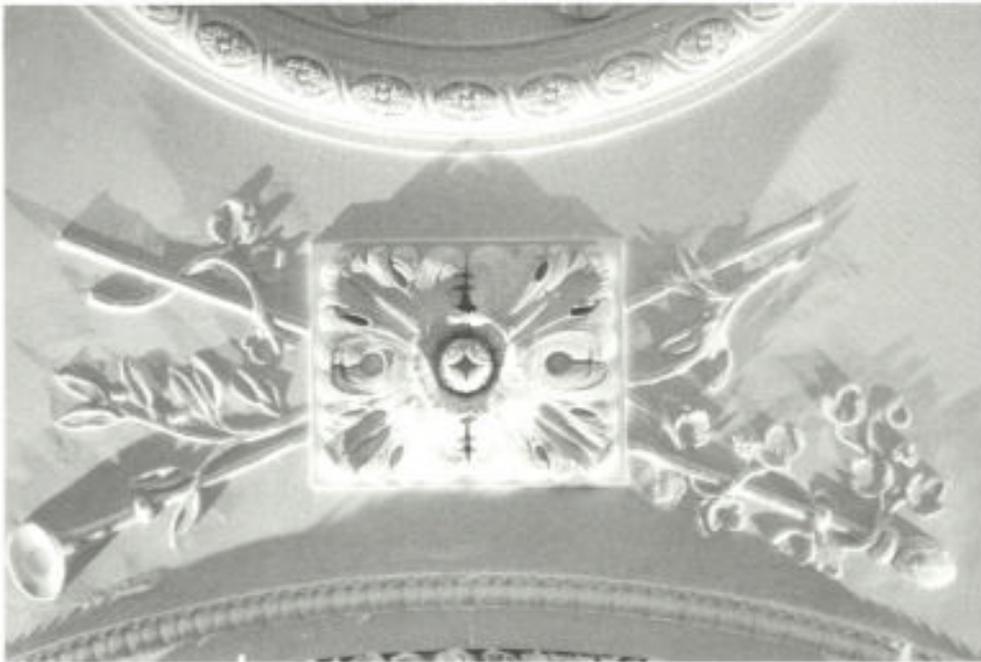


Abb. 9. Detail an der Längsseite des Saales mit Musikinstrumenten, zum Beispiel Schalmeyen



Abb. 10. Emblem an der Schmalseite des Saales, Motiv „Seidenspinnerei“

kehle durch ornamentierte Profileisten abgegrenzt werden.

Die Seidenfabrikanten Friedrich und Heinrich von der Leyen vererbten ihrem Neffen Friedrich von der Leyen d. J., der nach dem Tode der beiden Firmengründer zum eigentlichen Repräsentanten des Unternehmens avancierte, ihren alten Firmenstammsitz Haus „In den Ketten“, der bis zur Errichtung des sogenannten „Schlosses“ für Conrad von der Leyen als das repräsentativste Gebäude Krefelds galt; doch auch nach Erbauung des neuen Stadtpalais¹⁾ bevorzugten die bedeutendsten Besucher bei ihrem Aufenthalt in Krefeld das Haus „In den Ketten“ oder das „Haus Floh“.

Vor Abbruch des Gebäudes, das um 1904 einem Kaufhaus weichen sollte, wurde die in angetragenem Stuck ausgeführte Decke des traditionsreichen Gesellschaftssaales auf Anregung des Stadtbaurates Burkart in einzelnen Teilen abgenommen, um als kunsthistorisch bedeutendes Kulturgut aus der großen Zeit Krefelds in einem Räume des Kaiser Wilhelm Museums wiederum als Decke des „Von-der-Leyen-Zimmers“ erhalten zu bleiben. Wenn auch die heute reinweiße Farbgebung der Decke nicht dem „Style Louis-Seize“ entspricht, der durch einen noblen Zweiklang von weißen Stukkaturen auf pastellfarbenem Plafond der klassizistischen Dekoration erst Wärme und Klarheit gab, ohne den Grundton der vornehmen Zurückhaltung zu schmälern, der für einen Louis-Seize-Raum unverzichtbar ist, so ist doch der Stadt Krefeld sehr zu danken, ein eindrucksvolles, kunsthistorisch wertvolles Zeugnis aus der Blütezeit ihrer Vergangenheit erhalten zu haben.

Anmerkung

¹⁾ Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen leicht überarbeiteten kurzen Abschnitt aus dem umfangreichen, 1997 erschienenen Buch der Autorin über Michael Leydel (s. unter „Bücher“). Dort sind auch die Einzelnachweise zu finden.

Errichtung einer evangelischen Volksschule zu Bockum

von Gerhard Hanisch

Die Akte der Bürgermeisterei Bockum zur Errichtung der evangelischen Volksschule¹⁾ beginnt mit dem Schreiben der Evangelischen Gemeinde Krefeld vom 10. Oktober 1894 an den Superintendenten Schmidt. Dieses stellt so anschaulich die Probleme dar, daß es hier wörtlich wiedergegeben wird.

„Evangelische Gemeinde Krefeld

Krefeld, den 10. October 1894

An den Superintendenten Schmidt Hochwürden hier selbst.

In der zum Landkreis Krefeld gehörenden Bürgermeisterei Bockum befinden sich gegenwärtig 68 evangelische schulpflichtige Kinder, welche sämtlich katholische Volksschulen zu besuchen genötigt sind. Sie erhalten zwar jeden Mittwoch und Samstag Nachmittag evangelischen Religionsunterricht durch den hiesigen evangelischen Hauptlehrer Eichner, der von der Zivilgemeinde Bockum dafür ein entsprechendes Honorar bezieht. Bei der beträchtlichen und voraussichtlich immer noch wachsenden Zahl der dortigen evangelischen schulpflichtigen Kinder erscheint es aber dem Presbyterium als Pflicht, die Gründung einer vollständigen evangelischen Volksschule in Bockum zu erstreben und ersucht daher Euer Hochwürden ergebenst, dem Königlichen Konsistorium die Bitte zu unterbreiten, der Königlichen Regierung in Düsseldorf die Angelegenheit vorlegen und dringend empfehlen zu wollen.

Das Presbyterium
gez. Schütz.“

Unter demselben Datum erfolgte die Zusage der „wärmsten Unterstützung“ durch den Angeschriebenen. Am 16. Oktober 1894 befürwortete das Königliche Konsistorium in Koblenz den Antrag gegenüber der Königlichen Regierung, Abteilung für Kirche und Schulwesen, in Düsseldorf. Diese forderte mit Schreiben vom 13. November 1894 den Kreisschulinspektor Dr. Finkenbrink in Neuss auf, „einen Bericht unter Angabe der in Bockum überhaupt vorhandenen Schulkinder, Lehrkräfte und Klassenräume, worin über die bei Errichtung einer besonderen evangelischen Volksschule für die derselben zuzuweisenden Schüler entstehenden Schulwegeentfernung“ zu erstellen.

Die vom Bockumer Bürgermeister Keutmann

am 15. Dezember 1894 gefertigte Antwort an den Königlichen Kreisschulinspektor gibt interessante Einblicke in die Struktur der Bürgermeisterei.

Er schreibt: „Euer Wohlgeboren beehre ich

gehorsamst zu berichten, daß die Katholische Volksschule der vier Spezialgemeinden der Bürgermeisterei Bockum werden von evangelischen schulpflichtigen Kindern besucht“.

	evangelisch	gesamt ²⁾	Lehrer ²⁾	Räume ²⁾
1. Schule I Bockum	15	419	6	6
2. Schule II Bockum	32	419	6	6
3. Schule Oppum	17	398	5	6
4. Schule Verberg	9			
5. Schule Traar	1			
im ganzen	74			

Weiter führt er aus, daß die 10 Kinder aus Verberg und Traar wegen des weiten Weges für die zu errichtende Bockumer Schule nicht in Betracht kommen. Zu den verbleibenden 64 evangelischen Schülern führt er aus: „Diese Zahl ist immerhin so erheblich, daß für dieselben die Errichtung einer besonderen evangelischen Volksschule gerechtfertigt erscheint“. Dann schreibt er weiter, daß viele evangelische Familien die „nahegelegenen mehrklassigen katholischen Volksschulen“ einer einklassigen mit weitem Schulweg vorziehen würden und „Wenn bei der Errichtung einer neuen evangelischen Volksschule auf die Kinder von Oppum Rücksicht genommen werden soll, dann muß dieselbe unbedingt in der Gegend hinter dem Thiergarten [damals zwischen Schönwasser- und Kaiserstraße gelegen] oder an der Schönwasserstraße erbaut werden. ... Als Zeitpunkt für die Eröffnung der evtl. zu errichtenden neuen evangelischen Volksschule gestatte ich mir, Ostern 1896 in Vorschlag zu bringen“.

Der Bockumer Gemeinderat beschloß dann

	einzel	im Ganzen
1. Schulgebäude 2stöckig, ...unterkellert 14,20 x 10,40 = 147,68 m ² bebaute Fläche	à 75,00 M	11.500,00 M
2. Lehrerwohnhaus 2stöckig, 3 Fenster Front, ganz unterkellert 7,50 x 11,0 = 82,5 m ² bebaute Fläche	à 95,00 M	8.000,00 M

in seiner Sitzung am 16. Februar 1895, ein geeignetes Grundstück für die neue Schule zu suchen und zu erwerben.

Bereits am 18. Februar 1895 wurden acht Grundstückseigentümer angeschrieben: „Die Gemeinde Bockum beabsichtigt, im westlichen Theile (auch Rott) eine neue evangelische Volksschule zu bauen und für diesen Zweck einen geeigneten größeren Bauplatz zu erwerben. Da auch Ihr Grundbesitz in Frage kommt, so gestatten Sie mir um günstige umgehende Mittheilung ganz ergebenst zu ersuchen, ob Sie geneigt sind, der Gemeinde ein Baugrundstück und evtl. zu welchem Preise zu verkaufen bzw. für die Zeit bis zum 1. April des Jahres an Hand zu geben ...“. Der Gemeindebaumeister Bäcker fertigte am 22. März 1895 einen Kostenüberschlag mit den folgenden Angaben:

„Für das Schulgebäude wird die Ausführung von 2 Klassen (1 im Erdgeschoß, 1 im Obergeschoß) mit anstoßendem Treppenhaus in Ansatz gebracht. Später können nach dem Bedürfnis 2 weitere Klassen ... angebaut werden.“

	einzel	im ganzen
3. Waschküche mit Stall und Lehrerabort 3,50 x 12,0 = 42,0 m ² bebaute Fläche	à 25,00 M	1.050,00 M
4. Schulabort 3,0 x 5,50 = 16,5 m ² bebaute Fläche	à 80,00 M	1.320,00 M
5. Brunnen mit Pumpe		300,00 M
6. Nebenanlagen Einfriedigungsmauer an der Straße		3.000,00 M
7. Einrichtung einer Schulklasse		800,00 M
Zusammen		25.970,00 M"

Am 23. April 1895 schreibt Bürgermeister Keutmann den Königlichen Landrat Dr. Limbourg mit der Bitte an, den Ankauf des Schulgrundstücks zu befürworten.

Ein zweiter Bericht unter demselben Datum an den Obengenannten stellt die Überlegungen und Beschlußfassungen des Gemeinderates dar. Er erscheint mir so interessant, daß er hier wiedergegeben wird:

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich gehorsamst zu berichten, daß der hiesige Gemeinderath beschlossen hat, eine neue evangelische Volksschule in der Gemeinde Bockum auf dem Terrain zwischen Viol-, Schönwasserstraße und Crefeld Uerdinger Landstraße zu errichten. Der Bauplatz ist bereits angekauft und wegen Erwartung der Genehmigung des Bauausschusses zum Ankauf dieses Grundstückes besondere Vorlage gemacht worden.

Nach langen eingehenden Verhandlungen und Berathungen ist dieser Bauplatz vom ganzen Gemeinderath einstimmig als der zweckmäßigste ausgesucht worden. Auch der evangelische Pfarrer Sente zu Uerdingen, mit dem ich über die Angelegenheit verhandelt habe, hält den ausgewählten Bauplatz für den besten. ... Der Gemeinderath hat beschlossen, die neue evangelische Volksschule gleich als zweiklassige zu bauen in der Unterstellung, daß die evangelischen Kinder aus der Gemeinde Oppum diese neue Schule gastweise besuchen sollen und daß dann mit Ostern 1896 die Zahl der evangelischen Schulkinder aus den Gemeinden Bockum und Oppum 80 übersteigen wird. Der Gemeinderath hat ferner beschlossen, den Neubau der Schule nach Maßgabe der hier angeschlossenen Skizze des Gemeindebaumeisters Baecker vom 13. April des Jahres auszuführen. Die Schulsäle (zweigeschossig übereinander) erhalten nur einseitiges Licht von Norden. Die Corridore sollen nach Süden liegen. Bei Anfertigung der Projectstücke werden alle Vorschriften bezüglich der Anlage und Einrichtung des Schulhauses und Lehrerwohnungen genau beachtet werden; insbesondere sollen die für

den Neubau der Volksschule Bockum II und Oppum ergangenen besonderen Verfügungen Berücksichtigung finden...“.

Der Kreisausschuß des Landkreises Crefeld genehmigte unter dem 22. Mai 1895 den Beschluß der Spezialgemeinde Bockum vom 16. April, „wonach die Gemeinde von dem Jean Schilbers zu Krefeld ein Grundstück für den Preis von 8000 M zwecks Erbauung einer neuen evangelischen Volksschule kaufen will“.

Die Königliche Regierung – Abteilung für Kirche und Schulwesen – forderte den Landrat Dr. Limbourg auf, auf die Gemeinde einzu-

wirken, daß diese zum einen den ursprünglich weiter nördlich im Rott gelegenen Bauplatz zur Realisierung vorsehen solle sowie die Gebäude so anordne, daß diese Ost- oder Westlicht erhalten.

Im Protokoll der Baukommissionssitzung der Gemeinde Bockum vom 28. Juni 1895 wird über fünf Seiten dargestellt, daß der gewählte Bauplatz und die Figuration der Gebäude bestens durchdacht sind, und man kommt zu einem erstaunlichen Ergebnis. So heißt es dort: „Der Anbau der Gemeinde Bockum entwickelt sich mehr und mehr nach Westen, nach der Stadt Crefeld hin, da für diesen Theil der Gemeinde ein vollständiger Bebauungsplan besteht, das eigentliche Dorf wird von dieser Erweiterung nicht berührt und da in diesem auch wenigstens in dem über 1,5 km von dem neuen Bauplatz entfernten Theil keine evangelischen Kinder wohnen, so kann der östlich des Weges Stippergath liegende Theil des Dorfes Bockum für die Wahl des Bauplatzes nicht in Betracht kommen. ... Was die Anordnung der einzelnen Gebäude auf dem Bauplatz anbetrifft, bei welcher die Schulzimmer Nordlicht erhalten, so war diese Anordnung seitens der Baukommission aus verschiedenen Gründen gewählt. Zunächst sind die ... Ansichten über die absolut richtige Lage der Schulzimmer noch sehr verschieden; während die einen eine sonnige Lage fordern, ist auf der anderen Seite nicht zu leugnen, daß zu mittelbare Sonnenbestrahlung der Fenster eines Schulzimmers während der Unterrichtszeit in mehr als einer

Plan zur Erweiterung der eva. Volksschule in Bockum.



Abb. 1. Plan zur Erweiterung der evangelischen Volksschule in Bockum; 1905

Hinsicht störend und nachteilig wirken kann. Drittens muß, wenn die Zahl der evangelischen Kinder zunächst noch nicht groß ist, doch jetzt schon darauf gesehen werden, daß sich die Schule auf eine sechsklassige vergrößern läßt. Bei der Lage der restlichen Theile von Bockum dicht vor den Thoren Crefelds muß ganz entschieden auf eine sich immer stärker entwickelnde Bautätigkeit gerechnet werden. Die später alsdann nothwendig werdende Vergrößerung des Schulgebäudes läßt sich am einfachsten und ohne Störung des Unterrichts bei der Form und Lage des Bauplatzes nur bei der angeordneten Stellung des Schulgebäudes ermöglichen. ...

Nachdem nun seitens der Königlichen Regierung in der oben bezogenen Verfügung erklärt worden ist, daß keineswegs auf die Zuleitung evangelischer Schulkinder aus Oppum in die neu zu erbauende evangelische Schule zu Bockum gerechnet werden könne, steht die Baukommission auf dem Standpunkte, daß von der Erbauung einer neuen zweiklassigen evangelischen Volksschule für Bockum nunmehr Abstand zu nehmen sei, weil bei ihrem Vorschlag für die Errichtung dieser Schule die Beteiligung der evangelischen Schulkinder aus Oppum mit maßgebend gewesen sei. Der vorhandene Bauplatz soll aber für eine später zu erbauende Schule reserviert bleiben.

Die Baukommission schlägt nunmehr folgendes vor:

An der Kath. Volksschule II auf dem Rott werden an dem östlichen Giebel 2 Schulklassen angebaut, wie dies im Jahre 1891 an dem westlichen Giebel geschehen ist. Diese beiden neu anzubauenden Klassenzimmer werden nun nach Bedürfnis dem evangelischen Schulunterricht überwiesen. Steigt die Anzahl der evangelischen Kinder im Laufe der nächsten Jahre, dann steigt auch die Anzahl der kath. Kinder, welche alsdann die 2 neuen Klassen mitbenutzen, während für die evangelischen Kinder dann eine neue zweiklassige Schule nebst Lehrerwohnhaus auf dem bereits in Aussicht genommenen Bauplatz errichtet werden soll".

Der Gemeinderat Bockums faßt am 9. September 1895 den Beschluß: „Die vorgelegten Pläne und Kostenanschläge zum Bau einer neuen evangelischen Volksschule mit Lehrerwohnung usw. werden nach eingehender Beratung vom Gemeinderate genehmigt“.

Als Weiteres sind in der Akte verschiedene, unter dem 9. September 1895 aufgestellte Tilgungspläne für eine Anleihe zur Finanzierung der Schule enthalten. Danach kann die Anleihe von 35 000 Mark unter Zugrundelegung eines Zinses von 3 1/2% bei einer jährlichen Tilgung von 1 000, 1 200 oder 1 500 Mark bis zum Jahre 1931/32, 1925/26 beziehungsweise 1919/20 abgetragen werden.

Die Genehmigung der königlichen Regierung erfolgte unter dem 12. Oktober 1895 mit der

Bedingung, daß folgende Punkte beachtet werden:

1. Die Fenster der Klassen sind breiter anzulegen als die Pläne angeben, so daß die Lichtfläche mindestens ein Fünftel der Bodenfläche beträgt.
2. Die Klassentür muß mindestens 1,10 m breit angelegt werden.
3. Es wird dringend empfohlen, im Dachstock wenigstens eine Kammer einzurichten, was leicht bewirkt werden kann.

Am 24. April 1896 unterrichtet der Bockumer Bürgermeister Keutmann den königlichen Kreisschulinspektor Dr. Finkenbrink darüber, daß der Gemeinderat beschlossen habe, für die 83 evangelischen Schulkinder der neuen Schule einen Lehrer und eine Lehrerin anzustellen, und bittet um Genehmigung. Er teilt weiter mit, daß diese am 1. Oktober 1896 „in Betriebe genommen werden kann“.

Unter demselben Datum ergeht ein zweiter Brief an Dr. Finkenbrink, in dem berichtet wird, daß von den aus Oppum aufzunehmenden

- | | |
|---|------------------------------------|
| 1 Stück Lutherbild | 1 Stück Zirkel |
| 2 Stück Kaiserbild | 1 Stück Metermaß |
| 2 Stück Öfen | 1 Stück Reißchiene |
| 1 Stück Globus | 1 Sortiment gedruckter Buchstaben |
| 1 Stück Thermometer (Celsius) | 1 Stück drehbare Tafeln |
| 1 Stück Rechenmaschine | 2 Sortimente Kreide |
| 1 Stück Karte von Deutschland | 1 Sortiment Wandtafeln (Biologie) |
| 1 Stück Karte von Preußen | 2 Trinkbecher mit Kette |
| 1 Stück Kartenständer | 2 große Schwämme nebst Putztüchern |
| Turngeräte: Reck, Barren, Sprunggerüst, Sprungstäbe und ein Fußball“. | |

Am 3. September 1896 wird die nachfolgende Bescheinigung erstellt: „Die unterzeichneten Mitglieder der Sanitätskommission von Bockum, Landkreis Crefeld, bescheinigen hiermit, daß die in der Zeit vom 1. März bis 1. August 1896 hergestellte neue evangelische Volksschule zu Bockum in allen Theilen vollständig ausgetrocknet und den Projectstücken gemäß fertiggestellt ist, so daß der Ingebrauchnahme der betreffenden Schulräume Bedenken in gesundheitlicher Beziehung diesseits nicht entgegenstehen“.

In der Bauakte findet sich folgender Bericht über die Eröffnung der Schule, den ich wiedergeben möchte:

„Neue evangelische Volksschule zu Bockum – feierliche Eröffnung am Montag, dem 16. November 1896 nachmittags 3 Uhr.

Eingeladen:
Landrath,
Kreisschulinspektor,
Schulvorstand,
Gemeinderath,
Pfr. Bücheler Bockum,
Pfr. Kind Crefeld,
Pfr. Sente Uerdingen,
Gemeindevorsteher Heckschen Oppum,
Stadtbaumeister Bäcker,

menden Kindern ein „Fremden Schulgeld“ von 35 Mark pro Jahr erhoben werden solle. Er schreibt weiter: „Die Kosten des evangelischen Schulunterrichts werden überschlagsweise vorläufig bei 83 Schulkindern betragen

1. ohne Anrechnung der Gebäude (Amortisation und Zinsen) 32 – 38 M
2. mit Anrechnung von 3 1/2% Zinsen für das Bauwerk 48 – 51 M pro Kind und Jahr; und es dürfte dafür das Schulgeld von 35 M nicht zu hoch bzw. angemessen erscheinen“.

Die Festlegung des Schulgeldes in Höhe von 35 Mark wird von der königlichen Regierung am 11. Juli 1896 genehmigt.

Die Ausstattung der Schule läßt sich vollständig aus dem Schreiben des Gemeindebaumeisters Allertz an den Bürgermeister Keutmann vom 3. August 1896 entnehmen: „Für die neuerbaute Schule sind neben den Bänken, Schränken, Katheder etc. noch folgende Utensilien zu beschaffen:

Gemeindebaumeister Allertz u. Unternehmen Franz Leufen, ferner die Hauptlehrer Christ, Eichner, Baumeister Jansen und Menges.

Die Eingeladenen und die Schulkinder versammelten sich an der Schule. Der Gemeindebaumeister Allertz zu Bockum übergab die Schlüssel dem Bürgermeister Keutmann, welcher die Schule eröffnete mit den Worten: „Dieses neue Schulhaus eröffne ich namens der Gemeinde Bockum zur Ehre Gottes, zum Ruhm unseres geliebten deutschen Vaterlands und zum Wohle der Gemeinde“ und lädt dann zum Eintritte ein.

Die Schule war schön geziert. Vor der Übergabe der Schule an den Schulvorstand teilte Bürgermeister Keutmann über die Entwicklung der Schulverhältnisse Bockums folgendes mit:

- 1790 an der Südseite des Kirchthurmes ein Schulraum 100 Quadrat Fuß groß, dumpf, feucht und von Modergeruch angefüllt. 50 Kinder zahlten monatlich je 5 Stüber = 4 1/2 Pfg.
- Lehrer Sporenberg gestorben 1807. Dessen Nachfolger Andiger, Knippel, zugleich Schuhmacher Gerfertz am Busch, mit Hilfslehrerin Frau Weil. Beide im Rechnen schlecht erfahren, gingen diejenigen Kin-

- der, welche bezahlen konnten, nach Verberg zum Lehrer Holtapfel zum Rechenunterricht – monatlich 7 1/2 Stüber = 6 3/4 Pfg.
- 1826 Neubau eines Schulhauses – jetzt Rathaus – einstöckig, 2 Räume für 1282 Thaler. – ... Gerade 1827 bezogen. Es reichte jedoch ein Zimmer (50 Kinder).
 - 1853 Erweiterung, weil 3. Klasse bedürftig geworden. Aufbau und Umänderung 2100 Thaler, Lehrerwohnung 1600 Thaler.
 - 1864 4. Klasse in Benutzung genommen.
 - 1881 18/10 Einweihung der neuen 6 klassenigen Schule (5 Klassen mit 400 Kindern) Schule I
 - 1889 7/10 Eröffnung der neuen katholischen Volksschule Bockum II mit 3 Klassen.
 - Am selben Tage Eröffnung der neuen Volksschule zu Oppum, ebenfalls mit 3 Klassen. Beide Schulen haben jetzt 6 Klassen, überfüllt.

Nachdem die Zahl der die katholischen Volksschule besuchenden evangelischen Kinder in Bockum und Oppum auf zus. 64 gestiegen war – dieselben erhielten den schulplanmäßigen Religionsunterricht an den Mittwoch- und Samstagnachmittagen von 2 – 4 Uhr in der Schule II zu Bockum durch Hauptlehrer Eichner zu Crefeld, in der Schule zu Oppum durch den Hauptlehrer Christ zu Crefeld –, regte das Presbyterium der evang. Gemeinde zu Crefeld unter dem 10. October 1894 die Gründung einer vollständigen evangelischen Volksschule zu Bockum an.

Schulvorstände und Gemeinderath beschloßen einstimmig den Neubau einer 2klassigen Schule mit Lehrerwohnung unter Einschulung der Kinder aus Oppum.

- Kosten p.p. 36.000 Mark
- Gemeinderathsbeschuß vom April 1895
- Genehmigung der königlichen Regierung zu Düsseldorf 19. 8. 95 II A I 5693 und 11. 10. 96 II A I 6802
- Inbetriebnahme (der gleichen) 26. 10. 96 II A I 5646.

Sodann sagt der Bürgermeister:

„Hochwohigeborene Anwesende, der heutige Tag ist für die Gemeinde insbesondere für die evangelischen Einwohner der Gemeinde Bockum und Oppum ein überaus wichtiger und freudiger, deshalb spreche ich denjenigen, die meiner Einladung zu dem heutigen Fest Folge geleistet haben, herzlichen Dank aus.

Wenn man vor einem vollendeten Werke steht, so geziemt es sich, wohl die Ursachen zu betrachten, die das Gelingen des Werkes ermöglichten. Als erste Ursache hebe ich mit Stolz und Freude die Eintracht und Eintracht hervor, die seit unvordenklichen Zeiten ununterbrochen diesem schönen Gemeinwesen in jeder Beziehung und auch insbesondere unter den Confessionen geherrscht hat. Möge dieser gute Geist fortleben von Geschlecht zu Geschlecht und stets gute Früchte bringen! Als zweite vornehmliche Ursache ist der Weltfrieden anzusehen,

dessen die Völker sich unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers und Königs Wilhelm II. zu erfreuen haben. Wäre die Kriegsfurie durch die Lande gezogen, dann würden wir sicherlich heute hier nicht zu dem hohen Fest versammelt sein. Bei Seiner Majestät findet der dauernde Frieden den willigsten und zugleich kräftigsten Hort. Namens der Gemeinde Bockum übergebe ich dem Schulvorstand nunmehr die neue Schule mit den Wünschen, dieselbe möge blühen, gedeihen und die besten Früchte zeitigen. Ich bitte alle Anwesenden, mit mir einzustimmen in den Ruf, Seine Majestät unser allergnädigster, glorreich regierender Kaiser und König Wilhelm II. liebe hoch, hoch, hoch!“

Ortsschulinspector Pfarrer Theile zu Crefeld übernahm die Schule mit Dankesworten an die Gemeinde und führte dann den Lehrer Bogun in sein Amt ein und übergab demselben seine Ernennungsurkunde. Kreisschulinspector Dr. Finkenbrink von Neuss hob dankend und anerkennend hervor, daß die Gemeinde, worin auch die ganze Bürgermeisterei Bockum stets und ganz, alle und schwerste Opfer für das Schulwesen getragen haben, und zwar in einer Weise, wie kaum eine andere Gemeinde des Regierungsbezirks. Er widmete sodann dem Lehrer Bogun für sein gutes Streben, seine fleißige Ausbildung sowie sein ... erfolgreiches Wirken Worte der Anerkennung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß derselbe das in ihm gesetzte Vertrauen des Schulvorstandes rechtfertigen werde. Lehrer Bogun dankte für die ihm ausgesprochenen Worte und das ihm geschenkte Vertrauen und versprach, sein Bestes und Alles für sein Amt einzusetzen.

Pfarrer Kind, Präses Presbyter, sprach namens der evangelischen Gemeinde Crefeld der Gemeinde Bockum für die überaus entgegenkommende und noble Art wie dieselbe dem Wunsche des Presbyteriums willfahrt habe bzw. diesen Wünschen meist zuvorgekommen sei, Dank und Anerkennung aus.

Desgleichen Pfarrer Sente von Uerdingen. Zum Schluß wurde das Lied gesungen „Lobet den Herrn“.

Es fand darauf im schön geschmückten Saal von Hermann Pipper eine Bewirtung der Kinder mit Reisbrei und Brezel statt“.

Am 11. Januar 1905 wurde der Plan zur Erweiterung der Schule gefertigt. In der Beschreibung an das Katasteramt schreibt der Gemeindebaumeister Allertz am 6. August 1905:

- Klassenanbau an die evangelische Volksschule,
- bebaute Fläche 103 m²,
- 2 heizbare Klassenzimmer,
- benutzbar geworden August 05.

Unter dem 2. März 1905 bittet der Bockumer Bürgermeister den Kreisarzt Dr. Claren, den zweigeschossigen Anbau zu besichtigen

und eine Bescheinigung auszustellen, damit „die Ingebrauchnahme der neuen Räume baldigst bei der Regierung beantragt werden kann“. Diese Bescheinigung wurde unter dem 8. September 1905 erteilt. Durch den Landrat des Landkreises Crefeld wird am 15. September 1905 dem Bockumer Bürgermeister mitgeteilt: „Die Benutzung des Anbaues an die Evangelische Volksschule in Bockum will ich hierdurch genehmigen unter der Voraussetzung, daß der Flurbelag vor der Ingebrauchnahme fertiggestellt und die Oefen in den Schulräumen aufgestellt sind“.

Bereits am 29. Juni 1906 beklagt der Hauptlehrer Bogun eine Reihe von Mängeln an der Schule. Er führt aus: „...erlaube ich mir folgendes ergebenst mitzuteilen: von der Decke der II. Schulklasse (in dem Anbau) haben sich geringbedeutende Teile losgelöst und sind auf die Schulbänke – zum Glück nicht während des Unterrichts – gefallen und allen Anschein nach sind noch mehrere Teile locker und drohen herabzufallen“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Schule um einen Flügel an der Eichendorffstraße erweitert und erhielt sechs Klassenräume in „Pavillons“. Die inzwischen in eine Gemeinschaftsgrundschule umgewandelte Schule wartet heute auf den Ersatz der „Pavillons“ durch einen neuen Baukörper sowie eine Turnhalle, die auch als Aula nutzbar wäre.

Anmerkungen

1) Stadtarchiv Krefeld 6/339.

2) Die hier genannten Ergänzungen stammen aus einer separaten Zusammenstellung.

Friedrich von Schmidts geplante evangelische Kirche für Krefeld

Eine Nachbemerkung

von Oskar Burghardt

Im Jahrgang 69 der „Heimat“, Krefeld 1998, stellte Dr. Ernst Coester, Mönchengladbach, den angeblich „für St. Stephan in Krefeld“, in Wirklichkeit aber für eine zweite evangelische Kirche erstellten Zentralbauplan von Friedrich von Schmidt vor¹⁾. Dieser Plan wurde jedoch aus Bauplatzgründen nicht umgesetzt. Verwirklicht wurde er als katholische Pfarrkirche „Maria vom Siege“ in Wien

im XV. Bezirk (Rudolfsheim-Fünfhaus) wenige hundert Meter südlich des Westbahnhofs am Mariahilfer Gürtel. Im folgenden wird die heute unter Denkmalschutz stehende Kirche kurz vorgestellt, um eine Vorstellung zu geben, welches Bauwerk Krefelds Innenstadt hätte prägen können (s. Abb. 1 bis 3).

Die Kirche steht auf dem trapezförmigen Platz „Maria vom Siege“, der im Süden, Westen und Norden von drei- bis viergeschossiger Wohnbebauung eingefaßt wird. Im Osten zieht sich fast unmittelbar vor dem Hauptportal der breite sechsspurige Mariahilfer Gürtel entlang, der seinerseits durch die tief liegende, aber offene U-Bahn-Trasse Floridsdorf – Philadelphiabrücke unterteilt wird.

Abb. 1. Die Kirche „Maria vom Siege“ von Osten; März 1999



Abb. 2. Die Kirche „Maria vom Siege“ von Südosten; März 1999





Abb. 3.
Die Kirche
„Maria vom Siege“
von Südwesten;
März 1999

Während die unmittelbare Umgebung der Kirche durch Baumbestand sowie Tische und Bänke einen im Sommer sicherlich anheimelnden, kommunikativen Platzcharakter besitzt, ist die Begrenzung zum Mariahilfer Gürtel nahezu brutal. Die Stufen zur beziehungsweise von der Kirche beginnen beziehungsweise enden abrupt am relativ schmalen Bürgersteig der stark befahrenen Wiener Ausfallstraße. Man „fällt“ also geradezu auf die Straße, so daß man sich nicht des Eindrucks erwehren kann: Diese Kirche braucht eigentlich entschieden mehr Platz. Sie wird zur Zeit mit Unterstützung des Wiener Altstadtfonds instand gesetzt. Der „Pfarrhof“ (s. Abb. 4), auf der südlichen Seite gelegen, wird durch kirchliche Einrichtungen der „Pfarre Fünfhaus“ genutzt.

Kardinal Dr. Josef Othmar Ritter von Rauscher, Erzbischof von Wien (1853 – 1875), ließ in den Jahren 1868 bis 1875 durch „Architekt Professor Friedrich Wilhelm Schmidt“¹⁾ die Fünfhauser Kirche „Maria vom Siege“ erbauen. Der Name „Maria vom Siege“ ist ungewohnt und ungewöhnlich. Er kommt „von einer Kopie des Gnadenbildes (am rechten vorderen Seitenaltar zu sehen) mit gleichem Namen. Dieses Bild – eine Darstellung der Geburt Jesu – wurde im 30jährigen Krieg von den Calvinern arg beschädigt. Eben dieses Bild trug man im Kampf gegen den übermächtigen Feind in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag voran. Im Namen Mariens wurde der Sieg errungen. Als Zeichen des Dankes nannte man das Bild „Maria vom Siege“. Ihm wurde die Kirche „Santa Maria della Vittoria“ in Rom erbaut, die Titelkirche von Kardinal Rauscher...“²⁾. Das Innere der Kirche ist derzeit nicht zugänglich, wohl aber – mit Ausnahme des Kuppelbereiches – einsehbar.

Abb. 4. Der „Pfarrhof“; März 1999



Die Betreuung der Kirche oblag bis 1984 den Weltgeistlichen der Erzdiözese Wien. Seit dem 1. Februar 1985 wird sie von der Ordensgemeinschaft der Kalasantiner betreut. Diese Ordensgemeinschaft wurde 1889 von Pater Anton Maria Schwartz (22. Februar 1852 bis 15. September 1929), dem „Arbeiterapostel Wiens“, gegründet und widmet sich insbesondere der Arbeiterseelsorge³⁾. Der hl. Josef Kalasanz (1557 – 1648) war der Gründer des Piaristenordens und Begründer der ersten unentgeltlichen Volksschulen Europas.

Anmerkungen

¹⁾ Coester, E.: Friedrich von Schmidts Zentralbauplan „für St. Stephan in Krefeld“ – Korrektur einer Legende. – die Heimat, 69: 30 – 33, 2 Abb.; Krefeld 1998.

²⁾ Hinweistafel der Stadt Wien am Eingang der Kirche.

³⁾ Information am Kircheneingang (Aushang).

⁴⁾ Der XV. Bezirk (Rudolfshelm-Fünfhaus) war und ist bis heute ein traditionelles Wiener Arbeiterviertel.

Die Fahnen der Turnerschaft 1872 Krefeld e.V.

von Walter Goebel

Aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der Turnerschaft, deren Anfänge im „Handwerker- und Bildungsverein Crefeld“ zu finden sind, haben wir nach Fahnen geforscht, die die Turner zu ihren deutschen Landes- und Gauturnfesten begleiteten.

Könnten diese Fahnen erzählen, so wäre unser Wissen über die Geschichte unserer Stadt Krefeld und über das Turnen im Detail um ein vielfaches reicher.

Nicht nur das Interesse an den Fahnen, sondern auch das Umfeld reizten mich, diesem Thema nachzugehen. Auf der Suche nach alten Informationen, Büchern und anderem mehr, erfuhr ich von einem unserer ältesten Mitglieder, Heinz Weckes, von einer Fahne, die er noch auf dem Speicher aufbewahrte. Und das war die erste Jugendfahne der Tur-

nerschaft (alias Handwerker- und Bildungsverein Crefeld) aus dem Jahre 1882.

Wir hatten ein Juwel gefunden!

Nachweislich steht über diese Fahne in unserem „Goldenen Buch“ geschrieben: „Nachdem am 30. Mai 1875 eine Vereinsfahne durch freiwillige Gaben von Mitgliedern und Geschenke von Freunden des Vereins, unter wohlgelungenem „Schönturnen“ die Weihe erhielt, wurde der Wunsch immer lauter, daß auch die Jugendabteilung eine eigene Fahne haben sollte.

Erst im Jahre 1877, als die Turnabteilung eine hoffentlich dauernde Stätte in der neu erbauten städtischen Turnhalle (gelegen an der Gartenstraße) fand, gelang es, auch die Jugendabteilung, der besondere Turnabende eingeräumt wurden, einer gesunden Ent-

wicklung und gewissen Blüte entgegenzuführen. Die höchste Anerkennung für dieses selbstlose Wirken im Interesse des Jugendturnens erhielt die Turnabteilung durch Schenkung einer Fahne an die Jugendabteilung. Die prächtige Stickerei auf dieser Fahne führte die Gemahlin des Vorsitzenden des Handwerker- und Bildungsvereins, Frau Andriessen, aus. Die Fahne erhielt ihre Weihe bei Gelegenheit des Gau-Festes des Niederrheinischen Turngaues in Krefeld im Jahre 1892“.

116 Jahre alt ist diese aus Seide bestehende Fahne. Befestigt ist sie an einem wunderschönen, mit gedrehten Knaufen versehenen Fahnenschaft, der durch ein Messingemblem an der Spitze mit den „F“ (für frisch – fromm – fröhlich – frei) gekrönt wird. Die Seide ist zwar brüchig, aber die Stickereien und

Abb. 1. Die Fahne von 1882

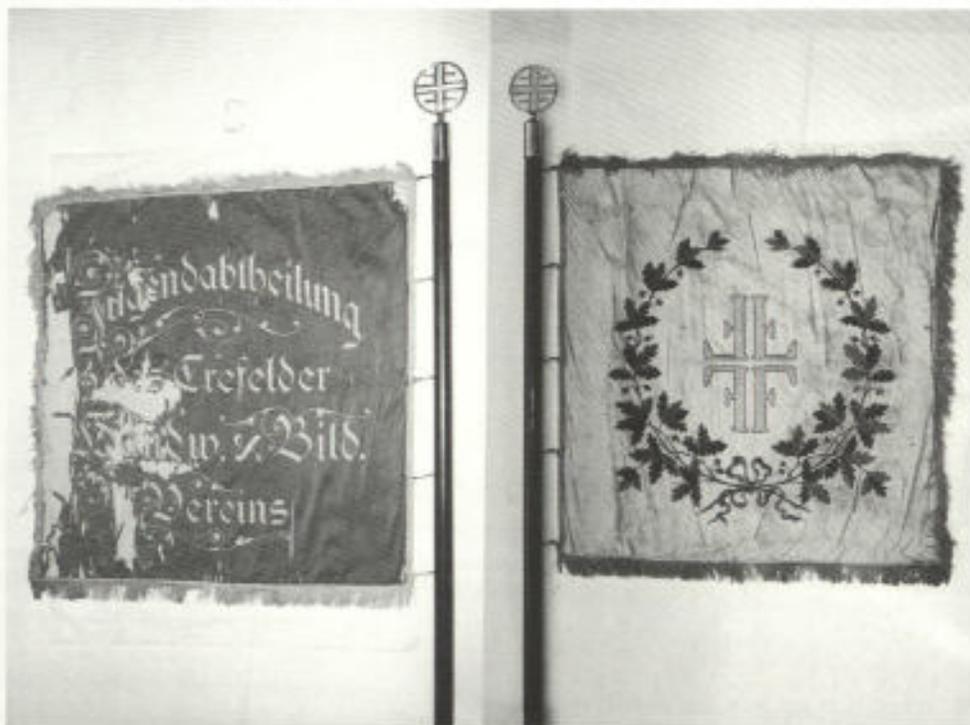


Abb. 2. Gustav Andriessen, Vorsitzender des Handwerker- und Bildungsvereins Crefeld von 1875 bis 1895

die Initialen von Frau Andriessen sowie die Jahreszahl 1882 sind gut erhalten (s. Abb. 1).

Ein Foto von Frau Andriessen fanden wir nicht, jedoch ein Medaillonfoto von Herrn Gustav Andriessen (s. Abb. 2), der von 1875 bis 1895 Vorsitzender des Handwerker- und Bildungsvereins Crefeld war und Wegbereiter der heutigen Turnerschaft.



Abb. 3. Die älteste Vereinsfahne, beim Kreisturnfest in Uerdingen am 30. Juni 1939 von Turnbruder Ferdi Sieben getragen

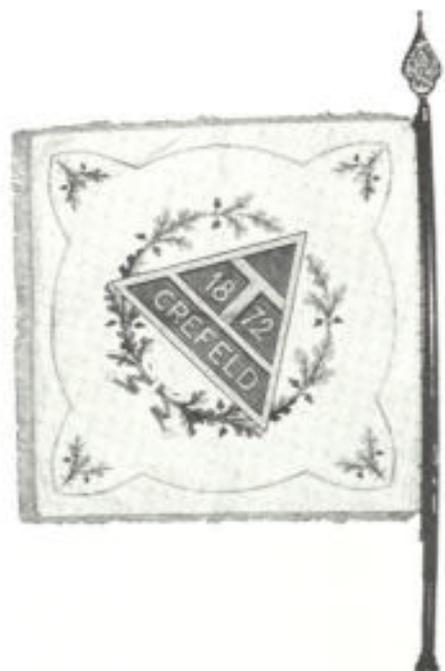


Abb. 4. Die Fechtabteilung der Turnerschaft, gegründet 1921, mit der ältesten Vereinsfahne



Abb. 5. Die neue Fahne von 1952, gestiftet zum 80jährigen Bestehen der Turnerschaft

Von unserer Vereinsfahne, die am 30. Mai 1875 geweiht wurde, haben wir nur noch ein Foto gefunden, auf dem sie deutlich zu sehen ist (s. Abb. 3 und 4). Laut „Goldenem Buch“ wurde sie durch die Auswirkungen während des Zweiten Weltkrieges in unserem Vereinslokal vernichtet.

Zum 80. Stiftungsfest am 24. Mai 1952 wurde dem Verein durch Frau Milli Planken eine neue Fahne gestiftet. Turnbruder John Max Planken sen. (bereits 1951 verstorben) war seit seiner frühesten Jugend Mitglied der Turnerschaft des damaligen Handwerker- und Bildungsvereins. 1923 wanderte er mit seiner Familie nach Nordamerika aus (Rochester, USA), doch der Turnerschaft und den Turnbrüdern und -schwestern in Krefeld blieb er ständig verbunden. So können wir dankbar und stolz sein, eine so prächtige Fahne zu haben, die bei deutschen Turnfesten in Hamburg, Essen, Berlin und bei Bundesalterstreffen in Mainz, Göttingen, Münster, Stuttgart, Siegen sowie bei Rheinischen Landesturnfesten immer dabei war (s. Abb. 5).

Der Jugend galt immer unsere besondere Aufmerksamkeit und Pflege, und wo die Jugend- und Kinderabteilung bei Sportfesten präsent war, wurde der Turnerschaftswimpel, befestigt an einem Speer, mitgeführt (s. Abb. 6). Unzählige Wimpel-Bänder zeugen von einer lebendigen Turnerjugend (s. Abb. 7).

Wir sind der festen Überzeugung, daß unter Wimpel und Fahne die Turnerschaft ihren Weg auch im 21. Jahrhundert findet.

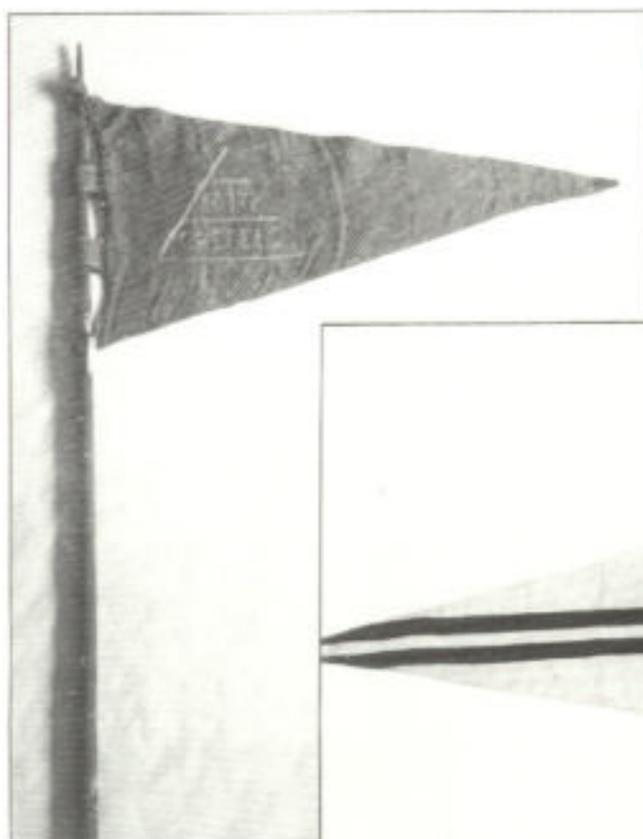


Abb. 6.
Der Turnerschaftswimpel
der Jugend- und
Kinderabteilung



Abb. 7. Fahnen-
und Wimpelbänder

Galgen, Rad und Pfahl im Kliebbruch

von Dieter Hangebruch

Anlässlich seines 50jährigen Bestehens hat der Bürgerverein Kliebbruch am 14. Mai 1999 der Öffentlichkeit auf dem Platz vor der Hubert-Houben-Sportstätte einen Findling mit einer Hinweistafel auf die frühere Hochgerichtsstätte von Stadt und Herrschaft Krefeld übergeben. Dieses Ereignis war Anlaß für die folgenden Anmerkungen zur Krefelder Rechtsgeschichte, die hier in leicht geänderter Fassung und mit einigen Ergänzungen wiedergegeben werden.

Auf der Engelbronner-Karte von 1723 sind gleich drei Richtstätten der Herrschaft Krefeld eingetragen: Der alte Galgen nördlich der Höfe Groß- und Kleinbecker an der Untergath, ein Galgenfeld beiderseits der heutigen Kölner Straße (Landstraße von Krefeld nach Fischeln) und der Crefelder Galgen beim Grenzstein Nr. 5 an der Ostseite der Herrschaft an der Straße nach Moers.

Während zum alten Galgen keinerlei historische Belege auffindbar sind, ist die Lage des Hochgerichts im Galgenfeld genauer zu lokalisieren. Diese Richtstätte wurde nachweislich während der oranischen Herrschaft 1600 bis 1703 benutzt. 1708 beschreibt eine Urkunde die Lage: Vor der Oberpforte (heute Neumarkt/Marktstraße), an der Landstraße gegenüber dem zum Klein-Beckerhof führenden Weg (= Bäckerpfad), westwärts Land des Peusers Hofes, südwärts H. Rahr, J. Kluck, P. Pasch, nordwärts Klosterländereien. Noch ein Stadtplan von 1876 zeigt den südlich der Ritterstraße im Bereich der heutigen Krankenanstalten in die Kölner Straße mündenden Galgenpfad, so daß das Grundstück der Richtstätte gegenüber der Mündung der heutigen Virchowstraße zu suchen ist.

Galgen, Rad und Pfahl lagen damit an der Hohen Straße oder Heerstraße Geldern – Krefeld – Neuss und waren für jeden, der sich von Süden der Stadt Krefeld näherte, in freier Feldflur weithin sichtbar.

Die übrigen Krefelder Gerichtsstätten lagen ebenso exponiert. Der Uerdinger Galgen zwischen Uerdingen und Hohenbudberg und der Linner Galgen am Klinkenberg waren sowohl vom Rhein her als auch von der Fernhandelsstraße Köln – Nimwegen her unüber-



Abb. 1. Einweihung des Steines zur Erinnerung an den Krefelder Galgen am Appellweg. Dieter Hangebruch spricht.

sehbar. Der Hülser Galgen befand sich auf dem nördlichen Teil des Hülser Berges (heutige Schluff-Trasse) im nördlichen Kliebbruch.

Im Truchsessischen Krieg war nicht nur die Stadt Krefeld vorübergehend zur Wüstung geworden, sondern es hatte auch jede Rechtsprechung aufgehört. Die erste bekannte Hinrichtung in der oranischen Zeit betraf bezeichnenderweise einen oranischen Soldaten der Festung Krakau. Zumindest die eigenen Untertanen wollte Prinz Moritz von Oranien nach Jahrzehnten des Krieges schützen. Ein Soldat Hermann van Merbach war 1604 mit der Kompanie Erckel aus Holland gekommen. Angeklagt wurde er einen Monat später wegen mehrfacher Vergewaltigung einer Krefelderin im Bruchgebiet auf Wynartz Dick sowie Körperverletzung des L. Philipsen und dessen Knecht, die er mit dem Breithewer geschlagen und durch das Krefelder Bruch bis in den Bockumer Busch verfolgt hatte. Die Verhöre unter Anwendung der Folter fanden stets auf der Festung Krakau (heutige Lage: Am Hohen Haus) statt.

Krefeld hatte keinen eigenen Scharfrichter. Zur Hinrichtung eines Hubert van Kempen¹⁾ 1605 brachten klevische Soldaten den Duisburger Henker rechtsrheinisch im Geleit über bergisches Territorium bis an den Rhein bei Uerdingen. Nach dem Übersetzen nahm ihn dort eine bewaffnete Eskorte aus Krefeld in Empfang, die für das Geleit durch das kurkölnische Amt Uerdingen zu sorgen hatte. Ein ganzer Tag wurde in Uerdingen mit Essen und Trinken vertan. In Krefeld angekommen, gab der Henker Anweisungen zum Bau des Galgens, kaufte Stricke und begann mit seinen Gehilfen mit der Arbeit. Neun Tage mußte er *veele muhe mit de tortur* aufwenden, um den Beschuldigten zum Geständnis zu bringen. Hubert van Kempen war wegen versuchter Vergewaltigung festgenommen worden, hatte unter der Folter aber noch 13 *erschrockliche moerdts, so woel an Mans personen als oick an beschwengerten Weibs personen begangen* gestanden. Da der Duisburger Henker zum ersten Mal für den Prinzen von Oranien tätig wurde, beanspruchte er – offensichtlich nach altem Gewohnheitsrecht – den Mantel des Schuttheißen²⁾.

In der oranischen Zeit Krefelds (1600 – 1703) waren Hinrichtungen nicht nur eine Sache des Rechts, sondern auch der Politik. Bei Hinrichtungen wurde ein enormer Aufwand betrieben, um die Macht des Staates herauszukehren. So hatte es Moritz von Oranien angeordnet. Zur Hinrichtung des Totschlägers Leonhard kam 1608 der Moerser Drost als persönlicher Vertreter des Prinzen mit großem berittenem Gefolge (13 Diener) und den übrigen Beamten (insgesamt 30 Personen) nach Krefeld. Feierliche Verlesung des Urteils, Ritt des Zuges aus Krefeld zur Richtstätte und üppige Gelage gehörten zum Zeremoniell. Mit der Demonstration sollte nach langer Kriegszeit *anderen ten exempel* die fürstliche Macht neu verankert werden. Durch strenge Strafe *van wenige* sollten alle anderen in *goede tocht* gehalten werden. Die Krefelder Handwerker forderten für ihre Arbeiten an der Richtstätte doppelten Lohn, denn alle Unkosten der Schauspiele durfte die Stadt dem Rentmeister in Moers in Rechnung stellen. Die Kostenerstattung blieb, wie die Hinrichtung des Konrad Jansen zeigt, der 1691 einen auswärtigen Krämer angeschossen und dann erschlagen



Abb. 2. Lage der Krefelder Gerichtsstätte von 1708 bis 1794

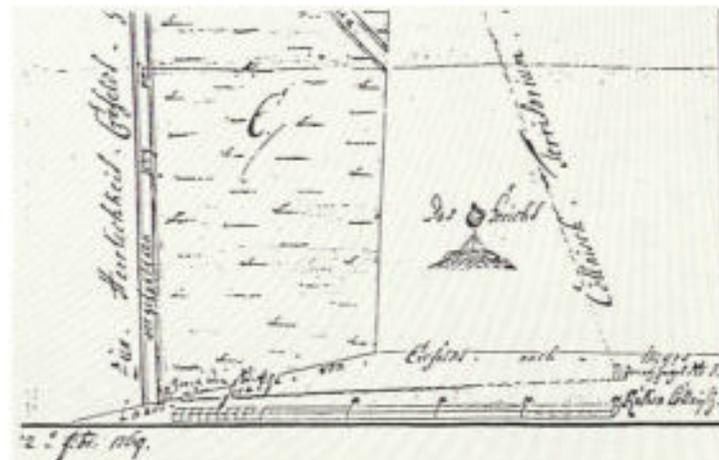


Abb. 3. Plan zum Verkauf von Grundstücken am Krefelder Gericht 1769

hatte, während der gesamten oranischen Regierungszeit üblich.

In preußischer Zeit, ab 1703, ging es weniger feierlich und kostenaufwendig zu. Anfang August 1708 stand auf der Richtstätte die Hinrichtung einer alten Frau, Eva Jansen Sasserath, wegen Brandstiftung an.

Die Anrainer der Richtstätte beantragten beim Krefelder Bürgermeister, die Richtstätte in einer Ecke auf dem Klostergrundstück (an der heutigen Kölner Straße) solle in die Mitte des Grundstücks verlegt werden, damit sie weniger Feldschäden durch die vielen Zuschauer hätten. Dagegen protestierte das Kloster, dessen Feld dann völlig zertreten worden wäre. Eine Delegation aus Bürgermeister, Rat, den Vorstehern der Honschaften Inrath und Dießem und der Beteiligten begab sich zum Richtplatz. Allen war klar, daß eine neue Lösung gesucht werden mußte und daß die Abgabefreiheit für das Grundstück keine ausreichende Entschädigung für das Kloster darstellte.

Die Wahl für eine neue Richtstätte fiel auf eine Stelle im Kliebruch, an der es bis zum August des Jahres 1708 nichts zu sehen gab als eine offene sumpfige Bruchlandschaft. Im Verlauf der heutigen Moerser Straße führte nahebei ein wichtiger, aber sehr schlechter und kurvenreicher Weg von Krefeld nach Moers, hinter dem sich anschließend an einen Wiesenstreifen bereits das große Hochwaldgebiet des Bockumer Busches anschloß. Kein Haus existierte weit und breit. Wer sich auf diesem Terrain, das niemandem als Privatbesitz gehörte, aufhielt, nutzte es als Gemeindegrund, als Gebiet in dem alle Einwohner der umliegenden Ortschaften bis nach Kempen und Neukirchen ihr Vieh weiden ließen, Strauchholz sammelten, Mergel und Lehm gewannen und Torf stachen. Zu welchem Territorium dieser Ort gehörte, war umstritten. Daher gab es häufig Auseinandersetzungen zwi-

schen den Krefeldern und anderen Nutzern, die von Beschimpfungen über Schlägereien bis zur Gefangennahme und Gegengefangennahme reichten.

Darüber hinaus war das Kliebruch ein recht unsicherer Ort. Der kurkölnische Hülser Galgen im nördlichen Teil des Hülser Berges stand dort keineswegs zufällig. Nichtseßhafte Menschen, von denen es in früheren Jahrhunderten eine große Zahl gab, suchten in solch unwegsamen Gebieten Lager- und Versteckplätze. Da aus ihren Reihen auch die Räuberbanden ihr Personal rekrutierten, fanden im Kliebruch, vor allem im 18. Jahrhundert, sogenannte Betteljagden statt. Zwar Betteljagden genannt, weil viele der Betroffenen durch Umherziehen als Bettler ihr Auskommen suchten, galten sie doch hauptsächlich der Überprüfung, Festnahme oder Vertreibung von verdächtigen Personen, darunter insbesondere Vagabunden und Zigeunern. Je nach Lage der öffentlichen Sicherheit schickte zum Beispiel der Vogt in Kempen mitten in der Nacht Reiter nach Hüls, Benrad und Orbroich. Dort wurden die waffenfähigen Männer aus den Betten geholt. Sie mußten sofort bewaffnet, und in Rotten organisiert aufbrechen und zugewiesene Abschnitte des Kliebruchs durchkämmen. Freistürmen nannte man diese Aktionen.

Die königlich-preußische Regierung genehmigte die Verlegung der Richtstätte von der Landstraße (Kölner Straße) zum Driesdyk³⁾ (Appellweg) am 26. Juli 1708. Auf der einzigen erhaltenen Abbildung ist zwar nur das Rad dargestellt, aus den Hinrichtungen ist aber zu ersehen, daß auch Galgen und Pfahl dort standen.

Es ist die Frage unbeantwortet, ob Eva Jansen Sasserath die erste Person war, die dort an der neuen, oder die letzte, die an der alten Richtstätte exekutiert wurde. Ob die Hinrichtungen unter den damaligen Rechts-

normen Recht waren oder schreiendes Unrecht, ist in der Regel nicht zu beantworten. Im Fall der Eva Jansen Sasserath sind folgende Fakten bekannt: Nach dem Brand auf einem Bauernhof gehörte sie nicht zum Kreis der Verdächtigen. Sie hatte sich beim Bürgermeister gemeldet und sich selbst der Tat beschuldigt. Unter der Folter, damals peinliche Befragung genannt, hatte sie keine näheren Tatumstände angeben können, zuletzt ihr Geständnis sogar widerrufen. Nach dem Todesurteil baten ihre Kinder den preußischen König um Begnadigung. Sie berichteten, ihre Mutter habe ein Kleinkind dadurch verloren, daß es in siedendes Wasser gefallen sei. Darüber sei sie nie hinwegkommen und habe früher auch schon Selbstmord begehen wollen. Der König lehnte die Begnadigung ab. Er änderte bei dieser Gelegenheit auch die bestehende oranische Praxis, die Vollstreckung jedes Todesurteils von der Bestätigung zweier unparteiischer, auswärtiger, Rechtsgelehrter abhängig zu machen und entschied statt dessen, daß künftig über die Vollstreckung der Todesurteile in Krefeld allein der preußische König zu befinden habe.

Nach den Beschreibungen wurde der oder die Verurteilte auf einer Karre, mit dem Gesicht nach hinten sitzend, zur Richtstätte gebracht. Vorn saß der Scharfrichter in einem blutroten Mantel, neben der Karre gingen seine Gehilfen und bewaffnete Rotten. Zur Begleitung gehörten ferner ein bis zwei Geistliche, der Fiskal (Staatsanwalt) und die Verteidiger.

Einen Eindruck von den Geschehnissen an der neuen Richtstätte vermittelt die hier auszugswise wiedergegebene kurkölnische Gebührenordnung der Scharfrichter vom 15. Januar 1757.

Bei all diesen grausamen Hinrichtungen steht seit dem Mittelalter die spiegelnde Strafe im Vordergrund.

REGLEMENT.

	Stück.	Fl.
1. Mit 4 Pferden auseinander zu reißen	4	26.
2. In 4 Theil zu legen	4	
3. Für des Ends erforderliche Strick	1.	
4. Für diese Theil an 4 Ecken aufzuhängen darzu erforderliche Strick, Nägel, Ketten, und den Transport mit eingeschlossen	5.	26.
5. Zu köpfen und verbrennen insgesamdt	5.	26.
6. Für desfalls nöthige Strick, und den Scheiter-Haufen zu legen und anzuzünden	2.	
7. Zu stragulieren und zu verbrennen	4.	
8. Für Strick den Scheiter-Haufen zu legen und anzuzünden	2.	
9. Abendig zu verbrennen	4.	
10. Für Strick den Scheiter-Haufen zu legen und anzuzünden	2.	
11. Abendig zu rödern	4.	
12. Für Strick und Ketten	2.	
13. Den aufgeschickenen Körper mit dem Rad in die Höhe zu richten	2.	52.
14. Vom Köpfen allein	2.	52.
15. Für des Ends erforderliche Strick, und das Tuch zur Verbindung des Gefächts	1.	
16. Das Loch zu machen, und den hingerichteten Körper einzuscharren	1.	26.
17. Den Köpfen, und den Körper aufs Rad zu stecken insgesamdt	4.	
18. Für Strick und Ketten samdt dem Tuch	2.	
19. Eine Hand, oder einige Finger abzuhauen und zu köpfen insgesamdt	3.	26.
20. Selbste mit einem glühenden Eisen zuzubrennen	1.	26.
21. Für Strick und Tuch	1.	26.
22. Dem Köpfen, und den Kopf auf eine Stange zu stecken insgesamdt	3.	26.
23. Für Strick und Tuch	1.	26.
24. Dem Köpfen, den Körper aufs Rad zu stecken, und den Kopf auf eine Stange zu stecken insgesamdt	5.	
25. Für Strick, Ketten und Tuch	2.	
26. Dem Hencken	2.	52.
27. Für des Ends gebrauchende Strick, Nägel und Kette	1.	26.
28. Einen Delinquenten vor sonstiger Execution mit glühenden Fingern zu greifen, von jedem Strif, nebst eben Respektu Suspecti ausgeworfener Höhe		26.
29. Die Zunge ganz, oder ein Stuck davon zu schneiden, nachgehends mit einem glühenden Eisen zuzubrennen insgesamdt	5.	
30. Für darzu gebührende Strick, Fing und Messer	2.	
31. Eine aberschüttene Fing, oder abgehauene Hand an den Galgen zu nageln	1.	26.
32. Einen, so sich selbst erbenckt, ertränckt, oder sonst entleibet, abzuschneiden, wegzubringen, das Loch zu machen und zu verscharren	2.	
33. Eine Person der Stadt, oder des Lands zu verweisen		52.
34. Im Gefängnis zu stecken, einschließlich der Kutzen	1.	
35. Abzuschloßen		52.
36. An den Pranger zu stellen		52.

37. An

Abb. 4.
Kurkölnische
Gebührenordnung
für Scharfrichter vom
15. Januar 1757

auf Haus Niersdonk durch Erhängen vollstreckt worden.

Im Jahre 1726 hat die Richtstätte in Verhandlungen zwischen Kommissaren des Königs von Preußen und des Kurfürsten von Köln noch eine besondere Rolle gespielt. Die Verhandlungsdelegationen tagten in Hüls und hatten den Auftrag, nach jahrhundertelangem Streit endlich die Grenzstreitigkeiten zwischen dem kurkölnischen Amt Kempen und der preußischen Herrschaft Krefeld beizulegen. Die alte – aber von Kurköln vehement bestrittene – Grenze verlief jenseits der Moerser Straße am Buschgraben entlang direkt am Waldrand des Bockumer Busches. Der in langen Verhandlungen gesandene Kompromiß verlegte diese Krefelder Grenze weiter nach Westen. Hätte man diese Linie generell fortgeführt, hätte das Krefelder Gericht nicht mehr auf Krefelder Gebiet gelegen, eine Unmöglichkeit, die die kurkölnische Seite einsah. Speziell wegen dieser Richtstätte wurde die Grenzziehung dort so geändert, daß an der Moerser Straße der Grenzstein Nr. 5 nach Osten verlegt wurde, so daß die kurkölnische Grenze etwa 20 Meter nördlich der Richtstätte zum nächsten Grenzstein verlaufen konnte.

An dieser Richtstätte sind Tötungsdelikte, da Geständnisse bis zur Zeit Friedrichs II. über die Folter gewonnen wurden, aber auch viele nicht begangene Taten unter unvorstellbaren Qualen geahndet worden. Zeigt sich hier das sogenannte finstere Mittelalter oder eine Rechtskultur, die Unrecht bereits auf einer viel, viel tieferen Ebene ahndete? Ein Urteil steht uns, den Nachgeborenen, denen die Normen und Ehrbegriffe früherer Zeiten völlig fremd geworden sind, nicht zu, war doch zum Beispiel der von der Carolina mit der Todesstrafe bedrohte Tatbestand des Diebstahls in Zeiten, in denen der Hunger verbreiteter Normalzustand war, etwas völlig anderes als heute.

Die Hinweistafel des Bürgervereins Kliebruch weist auf einen aus heutiger Sicht makabren Bestandteil der Krefelder Geschichte und insbesondere des Kliebruchs hin. Möge die Tafel zum Nachdenken anregen. Als ein örtliches Zeitzeugnis zur Problematik der Todesstrafe wird sie dauernd aktuell bleiben.

Anmerkungen

1) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Moers Oranien Nr. 81, Bl. 18, 25 u. 26.

2) Item de Boel vor seine befohlung als hy zum ersten bei seiner Exzellenz regeringe soicke Justitia verricht, darvan hoem des Schoffeßen Mantel als hy sagt verfallen...

3) Heinrich Dittmaier, Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, S. 54: Driesch = zeitweise beackertes, für mehrere Jahre brachliegendes, minderwertiges Land.

4) Carolina: Das im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation 1532 unter Kaiser Karl V. eingeführte Strafrecht.

Im Jahre 1743 wurden am Driesdyk mehrere Menschen auf einmal hingerichtet. Ein Ehepaar hatte seinem Kind die Zunge abgeschnitten, um zu verhindern, daß es einen Diebstahl, den es mitbekommen hatte, ausplauderte, denn bereits Diebstahl wurde nach der Carolina⁴⁾ mit dem Tod bestraft. Später hatte das Kind durch Nachwachsen der Zunge doch noch sprechen gelernt und die Tat bekannt gemacht. Daraufhin wurden die Eltern gefoltert und mit den Mitwissern am Driesdyk gerichtet, indem auch ihnen zuerst die Zungen abgeschnitten, dann mit glühendem Eisen geschlossen wurden. Es folgte die eigentliche Hinrichtung.

Dabei war die Anwesenheit eines großen Publikums erwünscht, offenbar einschließ-

lich der Kinder, denn die meisten Informationen über Hinrichtungen im Krefelder Gebiet enthält ein Notizbuch eines Augenzeugen, des damals etwa 14jährigen Krefelders Claas ter Meer.

Das Ende mittelalterlicher Justiz und der Beginn einer Rechtsordnung nach heutigen Normen kam mit der Besetzung Krefelds durch französische Revolutionskrieger 1794. An die Stelle von Galgen, Rad und Pfahl am Driesdyk im Kliebruch trat ab etwa 1798 die Guillotine in Aachen. Die Quälereien waren damit abgeschafft. Das letzte Todesurteil auf dem Hülser Berg war am 31. Dezember 1797 an zwei Mitgliedern von Räuberbanden, Koken aus Vorst und Schink aus Krefeld, wegen eines Überfalls

Die Entstehung und Entwicklung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Krefeld

Aus der Ansprache zum 20jährigen Bestehen am 17. Januar 1999 im Papst-Johannes-Haus, Krefeld

von Helmut Starck

Die Krefelder Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hat eine 20jährige Geschichte. Am Montag, dem 18. Dezember 1978, wurde sie von Notar Dr. Lamers ins Vereinsregister eingetragen. Die Gründungsversammlung folgte am Donnerstag, dem 11. Januar 1979, in der Industrie- und Handelskammer. Wie kam es zu dieser Gründung?

Sie hat sicher auch damit zu tun, daß unsere Stadt eine jahrhundertlange jüdische Tradition hat und jüdische Mitbürger die Geschichte und das Erscheinungsbild Krefelds wesentlich mitgeprägt haben. Die jüdische Gemeinde in Krefeld ist während der Zeit des Nationalsozialismus nahezu ausgelöscht worden.

1945 erklärte Leo Baeck, 1933 Präsident der Reichsvertretung der deutschen Juden, nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Theresienstadt: „Unser Glaube war es, daß deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und durch ihre Vermählung zum Segen werden können. Dies war eine Illusion – die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für allemal vorbei“. Leo Baeck schien recht zu haben. Nur wenige Überlebende kehrten nach Deutschland zurück. Die Zahl derer, die versteckt von ihren deutschen Mitbürgern und im Untergrund überlebten, war gering. In Krefeld war das nicht anders.

Von den knapp 1500 jüdischen Mitbürgern, die 1933 gezählt wurden, sind im Holocaust mindestens 743 – die genaue Zahl wird sich wahrscheinlich nie feststellen lassen – umgekommen. Hunderten gelang es auszuwandern; viele fanden eine neue Heimat in den USA. Die neue Jüdische Gemeinde in Krefeld war nach 1945 sehr klein. Eine Handvoll der Mitglieder stammte aus Krefeld; die anderen kamen aus den Lagern der „displaced persons“, aus osteuropäischen Ländern; ein paar Rückwanderer aus Israel waren dabei. Die Zahl der Gemeindeglieder stagnierte jahrelang bei etwa 100, später waren es 130 – und das in einem Einzugsgebiet, das sich bis Moers und Kleve erstreckte. Die Jüdische Gemeinde fiel nicht auf in unserer Stadt. Wenige hatten Kontakt zu ihr.

Anders war es mit der Erinnerung an die alte Jüdische Gemeinde in Krefeld. Viele Ältere konnten sich an die stattliche Synagoge an der Petersstraße erinnern und auch an die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938, die als „Kristallnacht“ in die Geschichte eingegangen ist. Manche erinnerten sich an jüdische Nachbarn, andere an jüdische Klassenkameradinnen und Klassenkameraden. Einzelne Juden blieben unvergessen: der Rechtsanwalt Dr. Kurt Alexander, der Oberrabbiner Dr. Arthur Bluhm, der Kinderarzt Dr. Kurt Isidor Hirschfelder, der vielseitige Künstler und Schriftsteller Richard Levy, der unter dem Namen „Errell“ berühmt geworden ist.

Einzelne Krefelder Mitbürger mühten sich, Kontakte aufzunehmen und zu halten zu den weit verstreuten überlebenden Juden ihrer

Stadt. Einige waren fasziniert von dem neuen Staat Israel als Zufluchtsstätte überlebender Juden aus aller Welt. Während des Sechs-Tage-Krieges 1967 war eine Welle von Sympathie für Israel und seine Bewohner spürbar in unserer Stadt. Schon damals meinten einige: „Israelfreunde müßten sich auch bei uns zusammenschließen“. Damals wurde eine Ausstellung zusammengestellt, die viele nachdenklich machte.

Inzwischen hatten auch Krefelder Christen angefangen, die Schuldgeschichte der Kirchen ernstzunehmen. Anstelle von Judenverachtung und Judenhaß, die die Geschichte der Kirchen und der christlichen Theologie weithin geprägt haben, wagten einige Vorkämpfer in beiden Kirchen, vom ungekündigten Bund Gottes mit seinem Volk Israel zu sprechen, christliche Mitverantwortung

Abb. 1. Sonderstempel der Deutschen Bundespost zum „Israeltag 1969“ in Krefeld



Herrn
Friedrich-W. Kaiser
Postfach 1673
D 4150 Krefeld 1

tung und Schuld am Massenmord an den Juden einzugestehen und nach neuen Wegen des Verstehens, des Kennenlernens, des Gesprächs, der Zusammenarbeit Ausschau zu halten.

Eine Massenbewegung ist das in Krefeld – wie anderswo – nicht gewesen. Inzwischen gab es aber – so wurde mir erzählt – am 26. Oktober 1969 einen „Israeltag“ in Krefeld, an den die Post mit einem Sonderstempel erinnerte (die entsprechenden Briefe und Karten mit dem Bild der 1938 zerstörten Synagoge und der Inschrift „Israeltag 1969“ und „Synagogengemeinde Krefeld Rheinstraße 2“ dürften inzwischen philatelistische Kostbarkeiten sein!).

1973 feierte Krefeld das 600jährige Stadtjubiläum. Dieses Jubiläum wurde nun auch zum Anlaß, nach der jüdischen Vergangenheit Krefelds zu fragen und zu forschen. Das Stadtarchiv – allen voran Dieter Hangebruch – machte sich hochverdient um die Erforschung der Geschichte Krefelder Juden: Die „Krefelder Studien“, Band I und vor allem Band II, sind vorbildliche Zeugnisse der Erinnerung und der Gedächtnissicherung. Die sorgfältig erarbeitete „Liste der zwischen dem 1. 4. 1933 und dem 1. 1. 1945 in Krefeld wohnhaft gewesenen Juden“ ist für viele wichtig und in vieler Hinsicht geradezu unentbehrlich geworden.

Im Jubiläumsjahr war dann auch der Weg frei für das Denkmal mit den sechs Basaltsäulen schräg gegenüber der Stelle, an der bis 1938

die Synagoge stand. Lange Zeit hatten die vereinzelt jüdischen Besucher – ehemalige Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt – Hinweise auf Krefelds jüdische Vergangenheit und die Verfolgungszeit vermisst. Nun waren einige wenige ehemalige Krefelder Juden zur Denkmalsenthüllung von der Stadt eingeladen worden.

1978 stand das 40jährige Gedenken an den 9. November 1938 bevor. Damals hieß die heutige „ACK“ (Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen) noch „Ökumenischer Ausschuß“. Dort saßen ein paar Leute, die 1976 Kontakt zur Jüdischen Gemeinde aufnahmen, um sich gemeinsam Gedanken über die Ausgestaltung dieses besonderen Gedenktages zu machen. Die kleine „christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft“, die sich daraus entwickelte, kam daraufhin in unregelmäßigen Abständen zusammen und wurde zur Urzelle unserer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Hier müssen Namen genannt werden! Von Anfang an mit dabei waren drei aus der Jüdischen Gemeinde: die Herren Spiegler, Schwarz und der unermüdete Synagogendiener („Schammes“) Berkovicz. Von christlicher Seite sind zu nennen die Herren Heeseler, Kaiser, Schilbach, Starck, Trimpop und Waffenschmidt.

Wir hatten vier Ziele:
Unser erstes Ziel war die Planung und Durchführung einer „Christlich-Jüdischen Woche“ unter der Schirmherrschaft des Krefelder Oberbürgermeisters Hauser. Die Ver-

anstaltungen sollten möglichst viele Bewohner unserer Stadt ansprechen und fanden in der Zeit vom 5. bis 12. November 1978 statt. Das Spektrum reichte von einem Vortrag „Zur Geschichte der Juden in Krefeld“ über ein Podiumsgespräch „Christen und Juden im Dialog“, musikalische Veranstaltungen (Oratorium „Samson“ und Musical „Anatevka“), die eindrucksvolle Gedenkstunde am 9. November („Vierzig Jahre nach der ‚Kristallnacht‘“) bis hin zum Schabbatgottesdienst in der Jüdischen Gemeinde. In der überfüllten Dionysiuskirche fand dann die Festwoche in einem christlich-jüdischen Gottesdienst unter Mitwirkung von Landesrabbiner Levinson, dem rheinischen Präses Immer und dem Aachener Bischof Hemmerle ihren Abschluß und ihren Höhepunkt.

Die Kollekte in diesem Nachmittagsgottesdienst am 12. November 1978 hatte mit dem zweiten Ziel der kleinen christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft zu tun: der Jüdischen Gemeinde Krefeld zu einem nicht allzu großen, aber würdigen und nicht zuletzt finanziell vertretbaren Gemeindezentrum zu verhelfen. Ein beachtlicher Grundstock dafür war nun zusammengekommen. Weitere beträchtliche Spenden christlicher Kirchen und Gemeinden zusammen mit der tatkräftigen Hilfe der Stadt Krefeld ermutigten uns, das Werk in Angriff zu nehmen. 1981 konnte dann die vom Uerdinger Architekten Schöningh praktisch und ansprechend umgebaute Etage in der Wiedstraße 17b von der Jüdischen Gemeinde übernommen und feierlich eingeweiht werden.

Inzwischen war längst das dritte Ziel der Arbeitsgemeinschaft verwirklicht: die Gründung einer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Im November 1978 waren wir überrascht, welch unerwartet großes Echo die christlich-jüdische Woche in unserer Stadt und darüber hinaus hatte. Hinzu kam manche Ermutigung von längst bestehenden Gesellschaften in Nachbarstädten – so aus Duisburg, Essen und Düsseldorf. Erfreut waren wir dann, als sich unerwartet viele Krefelder – auch Nicht-Krefelder waren von Anfang an dabei – für den neugegründeten Verein interessierten. Im Laufe des ersten Jahres des Bestehens kletterte die Zahl der Mitglieder auf 162; inzwischen sind es über 200. Die Zahl der Interessenten ohne Mitgliedschaft ist daneben immer beachtlich hoch geblieben.

Vor zwanzig Jahren haben wir uns viel vorgenommen. Anregungen gab es genug. Ziele und Aufgaben sind auch für uns gültig und nachvollziehbar in der Präambel der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit formuliert. Danach setzen sich die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit ein für
– Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,

Abb. 2. Programm zur christlich-jüdischen Woche in Krefeld 1978

An 8. November 1978 jährt sich zum 40. Mal der Tag der „Reichskristallnacht“ in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 wurden in deutschen Städten und Gemeinden die Synagogen in Brand gesteckt. Ihre Kultgegenstände zerstört und ihre Einwohner vertrieben.

Auch in Krefeld gab es die sich der nationalsozialistischen Machtdiktatur 1933 systematisch gefolgte Judenverfolgung in einem für alle damals lebenden christlichen Ausländer die Synagoge für die Brandstiftung zum Opfer, viele jüdische Mitbürger wurden in zwei Wohnungen überfallen eine große Zahl Krefelder Juden mußten bereits den Weg in die Konzentrationslager antreten. Die „Einführung“ leitete auch in Krefeld ihren Anfang genommen.

Damals haben die Kirchen geschwiegen – bis auf wenige Einzelstimmen. „Am Tage nach dem Synagogeneuerbau habe die Kirche schweigen müssen der Synagoge gegenüber. Es ist verständlich, daß das nicht geschah“ (Reinhold Schneider).

Außer Waise von der Massenverdrängung der Juden und deren Begleit vor vierzig Jahren haben sich die Christen und Juden begeben gelernt (Inseldeutlich Christenheit ihre Mitschuld an der Judenverdrängung erkennen, identifizieren die sich gleich ein neues Engagement für die Gottesverkörperung, mit dem Gott unveränderlich seinen Heilweg für alle Menschen angeht).

In Waise um die Vergangenheit für vier Wochen ein Dialog beginnen, der durch die jüdischen Gemeinden und die Kirchen hervorgebracht werden wird.

In Krefeld wollen sich eine Woche lang Christen und Juden in ganz verschiedenen Verständigungen zusammenfinden und neue Wege der Gemeinschaften sein. Die vierzigjährige Wiederkehr der Krefelder Synagogeneuerbau sollte Anlaß sein, daß wir uns neu auf die Gemeinschaft von Juden und Christen besinnen. Heute wir getreu fragen Christen Mitverantwortung für das Leben der jüdischen Völker, die mit uns von der gleichen Verheißung auf eine bessere Zeit lebt.

C h r i s t l i c h
J ü d i s c h e
W o c h e
K r e f e l d

S C H I E N H E R R
O B E R B Ü R G E R M E I S T E R
H A N S H E I N Z H A U S E R

V O M
5.
B I S
12.
N O V.
1 9 7 8

Samstag, 11. Nov., 20h, Alte Kirche, SAMSON, ORATORIUM von HÄNDEL
Solisten, Rolf Krefeld, Organist für Kirchenmusik, Krefelder Kirchenchor (Ein-
leitung/Kantor Schwalbe, St. Josef, Dornum) + Rolf Krefeld (St. Marien-Sankt)

Samstag, 12. Nov., 18.30h, Elysiumkirche, CHRISTLICH - JÜDISCHER
SONNTAGSGOTTESDIENST, Dr. Gerhard (Hilkeberg) G O T T E S D I E N S T
Präses: Dr. Immer (Dionysius)
Bischof Dr. Hemmerle (Aachen)

Samstag, 11. Nov., 20h, Stadtkirche Krefeld
„ANATEVKA“, Musical von
Jerry Bock (Musik) u. Joseph Stein (Text)

Samstag, 7. Nov., 20h, Stadtkirche
„MARTIN LUTHER und die
HEILIGE SCHRIFT“
Einführung in seine Veranschaulichung der
biblischen Bibel
Referent: Dr. Hermann Herz, Aachen

Mittwoch, 8. Nov., 20h, Rast-Jubilee-Haus, St. Anton-Dr. 1
„CHRISTEN UND JUDEN IM DIALOG“
Podiumsgespräch und Diskussion mit Frau Inge Brode M.A.,
Professor Dr. Helma Kramer und Peter David Krefeld

Samstag, 10. Nov., 19h, Marktplatz (St. Marien, Heide Krefeld)
40 JAHRE NACH DER „KRISTALLNACHT“
Gedenkstunde am Mahmal

Samstag, 10. Nov., 20h, Synagoge, Heide Krefeld (St. Marien)
Die JÜDISCHE GEMEINSCHAFT hält einen
SCHABBAT - GOTTESDIENST

90 die Heimat 70/1999

- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte.

Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft: religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Wir haben uns in den letzten 20 Jahren diesen sicher anspruchsvollen Grundsätzen und Zielvorgaben gestellt. Zusammengekommen ist eine Riesenfülle von Vorträgen, Lesungen, Diskussionen, Konzerten, Bibelarbeiten, Lichtbildervorträgen und Filmvorführungen. Studienfahrten gehörten die ganze Zeit über zum festen Programm; ich nenne nur ein paar Ziele: das jüdische Amsterdam, Antwerpen und das Lager Westerbork, das jüdische Elsaß, Südbaden und die Nordschweiz, Prag und Theresienstadt, Breslau, Krakau und Auschwitz-Birkenau und immer wieder die Ausflüge „auf jüdischen Spuren“ in die nähere Umgebung. In den Räumen der Jüdischen Gemeinde sind wir oft zu Gast gewesen. Wir sind dankbar für alle gebotene Gelegenheit, einander kennenzulernen und voneinander zu lernen.

Die kleine Arbeitsgemeinschaft – unsere „Urzelle“ – hatte 1976 bis 1978 noch ein Fernziel: die Aufnahme und Intensivierung von Kontakten zu den ehemaligen jüdischen Mitbürgern unserer Stadt. Vor 20 Jahren schon war dann unser junger Verein darin einig: Wir müssen die Stadt Krefeld dringend bitten, die geächteten, verfolgten und verjagten ehemaligen jüdischen Mitbürger unserer Stadt, die eine grauenvolle Vergangenheit überlebt haben, offiziell einzuladen. Wir haben dieses Ziel nicht aus den Augen verloren. Acht Jahre nach der Gründung unserer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit war es so weit: Die Einladungen gingen in alle Welt. Das Echo war überwältigend. Aus 17 Ländern kamen die ehemali-



Abb. 3. Enthüllung der Gedenktafel an der alten Linner Synagoge am 17. November 1985. Der Text der Tafel lautet: „Hier stand die Synagoge. Nach Plänen von A. Heyden 1865 erbaut. Den Linner und den Bockumer Juden von Philipp de Greiff gestiftet. Sie wurde ein Opfer der nationalsozialistischen Willkür am 9. November 1938.“

Abb. 4. Besuch der Krefelder Juden 1987; auf dem alten jüdischen Friedhof an der Heideckstraße





Abb. 5. Besuch der Krefelder Juden 1987; Gespräch mit einer Schulklasse

gen Krefelder, die zum Teil ihr korrektes Hochdeutsch, aber nicht ihr „Krieeuwelsch“ vergessen hatten. Bei Vorbereitung und Finanzierung des ganzen Unternehmens im Juni 1987 haben wir nach Kräften geholfen; Norbert Heinrichs hat sich dabei als glänzender Organisator besonders hervorgetan. Die Besuchstage selbst haben uns bewegt und ermutigt.

Seit jenen heißen Junitagen 1987, die manche unter uns wie ein einziges großes Fest, ja wie ein beinahe rauschhaftes Erlebnis bewahrt haben, sind die Beziehungen zu den alten Krefelder Juden nie mehr abgerissen. Briefe und Telefonate, aber auch Reisen hin und her haben dafür gesorgt, daß die vielfach verdrängte Vergangenheit in Erinnerung gerufen wurde und alte und junge Krefelder begonnen haben, aus der Geschichte zu lernen. Die „Epoche der Juden in Deutschland“, von deren unwiderruflichem Ende Leo Baeck 1945 gesprochen hat, ist in der Zeit des Nationalsozialismus mit all ihrem einmaligen Glanz, ihrer geistigen Kraft und bewundernswerten Kreativität abgebrochen und vernichtet worden. Nicht zuletzt die Ge-

Abb. 6. Im Gedenken an die Pogromnacht am Mahnmal in der Marktstraße; 9. November 1994





Abb. 7. 10 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit; der Vorstand von links nach rechts: Johann Schwarz – Leiter der jüdischen Gemeinde, Dechant Johannes Kaiser, Pfarrer Helmut Starck

sprache und Begegnungen mit überlebenden Krefelder Juden haben uns das schmerzlich bewußt gemacht. Daß wir in Krefeld nun wieder eine so erfreulich gewachsene neue jüdische Gemeinde haben, stellt uns vor neue Aufgaben und Herausforderungen.

Es bleibt mir noch, allen zu danken, die in diesen 20 Jahren zu uns gestanden und mitgeholfen haben. Wir wollen sie alle in guter, dankbarer Erinnerung behalten!

Am Geburtstag darf man sich etwas wün-

schzen. Ich wünsche mir, daß die zahlenmäßig so unerwartet stark gewachsene jüdische Gemeinde bald ihr großes, endlich genug Raum schaffendes Bauprojekt an der Wiedstraße verwirklichen kann!

Der Staat Israel braucht mehr denn je verständnisvolle und kenntnisreiche und lernwillige Freunde – auch bei uns. Ich wünsche mir eine Städtepartnerschaft zwischen Krefeld und einer Stadt in Israel.

Ich wünsche mir, daß wir alle und mit uns die ganze Stadt neu lernen und beherzigen: „Zu-

einem würdigen Leben gehört die Erinnerung“ (Elie Wiesel) und „Sich zur eigenen Geschichte bekennen, ist ein Zeichen von Mut und Erkenntnis“ (Carl Amery).

Mein letzter Wunsch: Ich hoffe auf ein Krefeld, in dem jüdische Mitbürger sich ohne Angst und ohne Polizeischutz zu Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen versammeln können. Die gemeinsame Hoffnung von Juden und Christen „auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt“ gibt mir dafür Mut und Zuversicht.



Abb. 8. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit feiert ihr 20jähriges Bestehen; von links nach rechts: Helmut Starck, Johann Schwarz, Norbert Heinrichs – die drei Vorsitzenden, Dr. Ansgar Koschel – der Gastredner, Joachim Klupsch, Friedrich Wilhelm Kaiser – die Geschäftsführer

15 Jahre Kulturfabrik (KuFa) Krefeld

von Holger Mischke

1983 war es, als ein Fähnlein von Kulturschaffenden und Kulturinteressierten in Krefeld den Verein „Kulturfabrik Krefeld e.V.“ gründete, um „Kultur von unten“ in ihrer Heimatstadt zu präsentieren, denn eine Lobby schien die alternative Kulturarbeit dringend nötig zu haben. In der Seidenstadt war die Situation aus dieser Sicht nicht eben rosig. Krefeld war eine Stadt des Klein- und Mittelstandes mit eher konservativer politischer Ausrichtung. Das Kulturkonzept der Kom-

munalpolitiker erschien bieder und bodenständig. Experimente gab es lediglich bei den Vereinigten Bühnen von Krefeld und Mönchengladbach, für deren Inhalte nötigenfalls der Intendant verantwortlich zeichnete.

Traditionelle Konzepte, wie das der Musikschule mit beachtlichen Räumlichkeiten, wurden ohne Frage gefördert. Kunstverein und Krefelder Museen gab es auch noch und

sicher einiges mehr. Aber um Vollständigkeit geht es hier gar nicht. Es geht darum, kurz eine Situation zu umreißen, die nach freier Kulturarbeit geradezu gierte.

Das alternative Angebot beschränkte sich schwerpunktmäßig auf Kurse, hauptsächlich für Kinder, und wenige Veranstaltungen in Einrichtungen wie dem privat geführten Jazzkeller, dem „Haus der Jugend“ (vom Stadtjugendring), bei der Bürgerinitiative



Abb. 1. Wie alles begann - die „alte“ KuFa am Dießemer Bruch im August 1987

„Rund um St. Josef“, im Werkhaus oder im Theater am Marienplatz (TAM). Sporadische Veranstaltungen gab es auch in den Aulen Krefelder Schulen, im Freizeitzentrum Süd oder im Krefelder Seidenweberhaus. Gelegentlich wurde von Veranstaltern auch das Haus Blumenthal angemietet, das jedoch nach Umbau und Renovierung für die meisten alternativen Veranstaltungen zu teuer wurde.

Vor diesem Hintergrund bildete sich der Verein und mietete bereits Ende 1983 nach kurzer Suche eine leerstehende Fabrikhalle, die ob ihres desolaten Zustandes von der Vermieterin nicht gewerblich vermietet werden konnte. Das vormals von der Firma Peltzer & Ehlers genutzte Gebäude war zwar grundsätzlich für kulturelle Veranstaltungen geeignet, Um- und Ausbauten sowie Neuinstallationen waren aber unumgänglich. Ziemlich genau zwei Jahre lang setzten also die ehrenamtlich (sprich: unentgeltlich) arbeitenden Mitglieder des Vereins alles daran, die marode Halle und die dazugehörenden Räumlichkeiten in den entsprechenden Zustand zu versetzen. Anfangs geschah dies im wesentlichen in Eigenleistung, später beteiligte sich die Stadt Krefeld mit einem Gesamtbetrag von 180 000 DM. Ein fester Mietvertrag bis April 1994 ermöglichte der neugeborenen Kulturfabrik eine mittelfristige Planung.

Mit Fertigstellung der Umbaumaßnahmen wandelten sich die Aktivitäten des Vereins Kulturfabrik. Während der Umbauperiode fanden zwar schon Veranstaltungen statt (Die Besucher werden sich erinnern: Idealismus und Begeisterung konnten kaum darü-

ber hinwegtäuschen, daß es irre kalt war in der winterlichen „KuFa“, die Bühne mit einem Unterbau aus Bierkästen machte keinen so seriösen Eindruck, und das Ganze war unbestritten noch eine Baustelle. Aber der Anfang war gemacht.), aber das waren meistens Vermietungen. Seit Beginn des Jahres 1986 aber fanden vermehrt Veranstaltungen in Eigenregie statt.

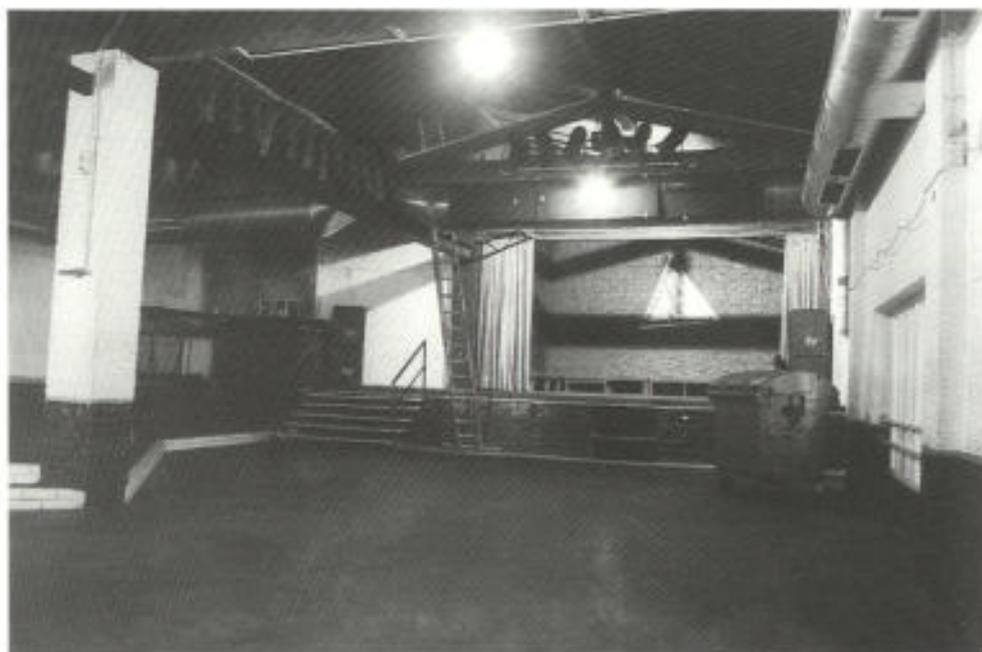


Abb. 2. Mit viel ehrenamtlichem Einsatz verwandelten die KuFa-Mitglieder die desolante Halle in einen akzeptablen Veranstaltungsort.

Obschon bei den Initiatoren und den Aktiven damals eine größere politische Nähe zu den alternativen politischen Strömungen unterstellt werden konnte, war es angenehm zu konstatieren, daß die KuFa als ein von allen Fraktionen protegiertes Kind angesehen werden konnte.

Gegen die hehren Ziele der Satzung war erst mal nichts einzuwenden: „Die Förderung des Kulturbewußtseins des Bürgers mit dem Ziel, Kultur als bedeutendes Lebenselement zu begreifen und die Verantwortung für die Entwicklung und Entfaltung eines reich gegliederten Lebens zu stärken“. Die ersten Schwierigkeiten des Vereins kamen wahrscheinlich zunächst einmal von innen. Nachdem nun ein Standort realisiert war, lag im Verein einiges in der Luft. Wie bei anderen vergleichbaren Einrichtungen auch, schlichen sich über den Wechsel der Ämterbesetzung, Wechsel der Inhalte, Wechsel der Konzepte und Ziele Unzufriedenheiten ein. Diejenigen, die im Ursprungskonzept die Ideen von Sozialarbeit oder sozialer Kulturarbeit oder auch politische Aspekte favorisierten, hatten die Klinke quasi schon in der Hand. Diejenigen, die in der Hauptaufgabe die Durchführung kultureller Veranstaltungen sahen, wollten die Veranstaltungsarbeit noch forcieren. Die Befürchtung lag nahe, daß interne Querelen die Arbeit, in welche Richtung auch immer, behindern würden, zumal bei einer solchen Frontenbildung eine offene Auseinandersetzung für den alltäglichen Betrieb oder die Diskussion inhaltlicher Arbeit tödlich sein kann.

Die Kulturfabrik schaffte es, sich für die Veranstaltungsvariante zu entscheiden, ohne sich selbst allzu viele Fußangeln zu stellen, und führte eine Organisationsstruktur ein, in der Funktionsbereiche wie Werbung oder Programmgestaltung von einem Ausschuß betreut werden. Und sie schickte sich an, einen weiten Weg zu gehen.

Die Szene war und ist eher klein, eine Studentenstadt konnte man Krefeld nie nennen. Um so erstaunlicher war es, daß die Besucherzahlen eigentlich durchgehend eine Tendenz nach oben zeigten. Als nach zwei Jahren die Heizung kam und eine feste Bühne sowie das in der Halle liegende Café – als Rückzugsmöglichkeit bei Großveranstaltungen, aber auch für Kleinkunst-Veranstaltungen –, belohnte man sozusagen das Stehvermögen der Besucher jeder Altersklasse, die in der vergangenen Zeit den Bedarf an alternativer Kultur belegten. Die KuFa hatte schon in wenigen Jahren das Volumen eines mittelständischen Unternehmens erreicht und den Status des zweitgrößten Kulturanbieters in Krefeld, gleich hinter dem Stadttheater. Was den finanziellen Aufwand für die Stadtverwaltung anging (und angeht), lag die KuFa aber wesentlich weiter hinten. Wegen der immer noch ehrenamtlichen Mitarbeiter kommt die KuFa im Gegensatz zu den Millionen des Theaters mit vergleichsweise lächerlichen Mitteln aus, zum Beispiel 1992 mit etwa 90 000 DM.

Die Herausforderungen rissen aber nie ab. Nach gerade mal fünf Jahren mußte die KuFa rund zwei Monate tief durchatmen. Die von einem sehr anspruchsvollen Programm aufgebrauchten finanziellen Reserven mußten aufgefüllt werden, und die Helfer waren, offen gesagt, an den Grenzen ihrer Kraft. Just zu diesem Zeitpunkt trat die Fabrik Heeder auf den Plan, die mit unverhältnismäßig hoher öffentlicher Förderung ein in Teilen ähnliches Programm wie der Verein der Kulturfabrik anbot. Und während man auf eigentlich schon zugesagte Gelder für dringend nötige sicherheitstechnische Maßnahmen wartete, nutzten die KuFa-Mitglieder die Pause zur schöpferisch-kreativen Regeneration, um dieser Herausforderung mit nichts anderem zu begegnen als einem noch phantasievolleren Programm.

1991 betrug die jährliche Besucherzahl bereits 60 000 – Tendenz immer noch steigend – bei etwa 20 Veranstaltungen im Monat. Und immer noch wurde die Hauptarbeit von denen geleistet, die sich das zeitintensive Hobby „ehrenamtliche Kulturarbeit“ leisteten. Als merkwürdiges Kompliment gilt, daß dies den meisten Besuchern gar nicht klar war – der Unterschied zu einem professionellen Programmator war nicht erkennbar. Neben einigen Honorarkräften, die zur Bewältigung der stetig wachsenden alltäglichen Arbeit angestellt werden mußten, stand die größte Veränderung aber erst noch be-



Abb. 3. Das neue Domizil, 1995 bezogen, bietet Künstlern und Publikum mehr Raum und mehr Möglichkeiten.

vor: 1994 lief der Mietvertrag am Dießemer Bruch aus und es war absolut nicht sicher, ob er denn verlängert würde – und wenn, wie lange. Und wenn nicht....?

Weitergehen sollte es auf jeden Fall. Seit 1990 lief die Suche nach einer Perspektive für die Zukunft. Auch die politischen Parteien der Stadt schienen eine Notwendigkeit des Fortbestandes der KuFa gar nicht in Frage zu stellen. Allein die Bemühungen der Verantwortlichen befremdeten bisweilen sehr.

Von den Verhandlungen der Stadtverwaltung mit der Vermieterin der Halle am Dießemer Bruch waren die Mitglieder der KuFa beziehungsweise deren Vertreter ausgeschlossen. Diese Verhandlungen, die viel zu spät in Angriff genommen wurden und sich dann auch noch beträchtlich in die Länge zogen, kosteten sicherlich den einen oder anderen KuFa-Verantwortlichen einiges an Nerven. Bis Ende 1991, so auch die Meinung von Kulturdezernent Roland Schneider, mußte die Entscheidung gefallen sein, welche Halle es denn sein sollte, wenn man nicht auf dem alten Gelände bleiben konnte. Die Planungsphase für die Inbetriebnahme verlangte eine solche Vorlaufzeit. Die Stadt klammerte sich jedoch immer noch an die Hoffnung, mit der Vermieterin der alten Halle eine Einigung erzielen zu können, und schließlich einigte man sich auf eine Verlängerung bis zum 31. Dezember 1996.

An dieser Stelle, genauer: im Juni 1992, zog die KuFa dann einen Schlußstrich. Da eine Frist von zwei Jahren und eine darüber hinausgehende Verlängerung im jährlichen Turnus eine zukunftsweisende Planung unmöglich macht, trennte sich die KuFa von dem Gedanken, am Dießemer Bruch weiterma-

chen zu können. Für das bereits 1989 erarbeitete Zukunftskonzept der Kulturfabrik war dieser Standort sowieso nicht mehr angemessen. Der nicht abreißende Zustrom und die wohlwollende Akzeptanz in der Bevölkerung verlangte nach größeren Räumlichkeiten. Eine Vergrößerung von 750 auf etwa 2 000 Quadratmeter war nach KuFa-Einschätzung erforderlich, um die steigenden Zuschauerzahlen beherbergen und die Angebotspalette der Nachfrage entsprechend erweitern zu können. Die Zeitnot indes war erschreckend, zumal die Kulturfabrik eine Perspektive auch aus Motivationsgründen für unerlässlich hielt. Die Mitglieder wären wohl nur mit der Aussicht auf ein neues Haus bei der Stange zu halten und zu weiteren Leistungen wie in der Vergangenheit zu bewegen. Eine Pause gar, und sei es auch nur ein halbes Jahr, hätte der Verein wohl kaum überlebt.

Da die Kulturverwaltung aber die Sache selbst bei dem damaligen Stand der Dinge nicht eben forcierte, gingen die Privatleute der KuFa mit ihren bescheidenen Mitteln selbst auf Suche. Aufspüren konnten sie dabei mögliche Objekte wie die Antikhalle an der Westpreußenstraße, Wellwood am Dießemer Bruch, Babcock an der Parkstraße, Karl Thomas an der Obergath, Rammisch-Kleinewefers am Frankenring, den Großmarkt und noch einige andere.

Die Stadt förderte solch skurrile Angebote wie den Bunker im Pfeiler der Uerdinger Rheinbrücke oder Räumlichkeiten des Bockumer Badezentrums zutage, die aber als Alternative nie ernsthaft in Frage kamen. Objekte, die der KuFa-Verein als passend ansah – Milchhof oder Fuhrpark etwa – waren zur anderweitigen Nutzung vorgesehen.



Abb. 4. Auch die neue KuFa wurde begeistert angenommen, wie hier beim Konzert von Funk-Ikone Maceo Parker.

Oktober 1993 mußte es werden, bis die Stadt, die Kulturfabrik und die Firma Dörken sich auf die Nutzung der Halle des alten Schlachthofes einigen konnten, bei einer veranschlagten Planungs- und Umzugsperiode von ein bis anderthalb Jahren wirklich in letzter Minute. Also hieß es nun, nach all dem zähflüssigen Gebaren den Umzug voranzutreiben.

Um Fakten zu schaffen, schloß KuFa-Mitglied Architekt Wilfried Balensiefer die Vorplanungen für den neuen Standort umgehend ab, so daß die konkreten Kosten für den Umbau berechnet werden konnten. Es mußte mit einer siebenstelligen Summe gerechnet werden. Der Verein strebte bei der Finanzierung danach, einen möglichst großen Eigenanteil beizutragen, bestehend aus Eigenleistungen und Drittgeldern (Spenden). Insgesamt schwebte den Verantwortlichen eine Größenordnung von 250 000 DM vor.

Die restlichen Mittel wären von Stadt und Land aufzubringen. Das taten diese dann auch, sogar in jenen Zeiten eher rückläufiger Kulturetats: 1,05 Millionen DM vom Land, 450 000 DM von der Stadt Krefeld; der Eigenanteil der Kulturfabrik wurde auf 300 000 DM aufgestockt... Summa summarum: 1,8 Millionen DM. Um diese Investitionen zu sichern, legte die Stadt die Mietvertragsdauer auf 25 Jahre fest und kommt

noch dazu für die Kaltmiete auf. Mit dem verhältnismäßig schnellen und befriedigenden Ablauf der Angelegenheit machte sie einiges an Boden wett, den sie bei den Kulturfabrik-Mitgliedern und -anhängern durch das Zaudern in den letzten drei Jahren verloren hatte.

Der neue Standort bot durch sein großzügiges Flächenangebot Platz für einen großen – Kapazität: 1100 Gäste, bisher 650 – und einen kleinen Veranstaltungsraum (300 Gäste). Der Sanitärbereich war anders als bisher integriert, der Backstage-Bereich der Bühne direkt angegliedert und Räume für Seminare und Workshops vorhanden.

Zwischen November 1994 und April 1995 bevölkerten Handwerker die Schlachthofhalle, um die Entkernung vorzunehmen, damit Ende April 1995 der Startschuß für die neue KuFa fallen konnte.

Ganz hatte das Zittern noch kein Ende – so sicher war es noch nicht, ob es im Mai 1995 würde losgehen können, doch spätestens auf der „Rohbauparty“ Ende März sollte sich zeigen, daß die erste Veranstaltung in der neuen Kulturfabrik am 21. Mai mit Kabarettist Didi Jünemann wohl stattfinden würde – auch wenn noch nicht alles so genau erledigt war, wie es letztlich sein sollte. Funktionstüchtig würde die KuFa zu dem Zeitpunkt schon sein, und das wertvolle Publikum hatte

die wesentlich unansehnlichere alte Halle anno dunnemals auch akzeptiert. Zudem wollte man aufgrund der Unterstützung durch die breite Öffentlichkeit, die dem Verein besonders in der unsicheren Zeit der Standortsuche zuteil wurde, die Kulturhungen nicht allzu lange warten lassen.

Bei der endgültigen Fertigstellung aber durften sich die Besucher auf einiges gefaßt machen. Für die Innengestaltung wurden Designer, wie die Düsseldorfer Designer-Gruppe „Kunstflug“ (Hauptgang), das Atelier Douzat (Café), der Grafik-Designer und Senatspreisträger Raimund Spierling (Mainstreet) sowie der Neusser Designer Jochen Usinger (kleine und große Halle) verpflichtet, die allesamt bei ihren Ideen Reminiszenzen an die alte Nutzung (Schlachthof) mit Verweisen auf die neue (Kultur) mischten.

Schließlich und endlich fand am 2. September 1995 der offizielle Eröffnungsakt des neuen Domizils bei Lämmergebüke vom Band und Konfettiregen statt. Oberbürgermeister Pützhofer, der schon die alte KuFa eröffnet hatte, war zugegen, um die neue Kulturfabrik auf ihren Weg zu neuen Ufern im Sinne des Konzeptes „KuFa 2000“ mit mehr jugendpflegerischer Arbeit zu schicken. Mit ihm taten das etwa 2 000 Besucher, die an jenem Samstagabend die neue Heimat „ihrer“ KuFa begutachteten.

Natürlich ist sie noch lange nicht fertig: Die Seminarräume im Obergeschoß zum Beispiel gilt es noch auszubauen, die Galerie könnte auch etwas Besseres als einen Betonboden vertragen, aber die KuFa ist weiterhin auf dem Weg, den sie vor nunmehr über 15 Jahren eingeschlagen hat. Sie hat ihre Aufs und Abs gehabt, Querelen von innen und Kritik jedweder Heftigkeit – von gegenstandslos bis berechtigt –, Schwierigkeiten genug und vieles mehr, aber trotz alledem ist sie den Krefeldern ans Herz gewachsen, denn wäre das nicht wirklich so, wäre sie schon lange nicht mehr hier.

Herbert Grönemeyer, die Fantastischen Vier, die Ärzte, Harald Schmidt, Hanns-Dieter Hüscher, Jan Garbarek, John McLaughlin, Wolf Biermann und so in etwa 300 andere Acts waren an der Dießemer Straße und in der Vorgängerhalle, und mit ihnen weit über eine halbe Million Zuschauer. Sie werden auch weiterhin in die Kulturfabrik strömen, weil es immer „ihre“ KuFa war und bleiben wird, denn noch immer sind es die Mitglieder, die das alles möglich machen. Und Mitglied werden, das kann ein jeder.

120 Jahre amtliche Lebensmittelkontrolle in Krefeld

Zur Geschichte des Chemischen Untersuchungsamtes – 3. Teil

von Matthias Plum und Friedrich Reinhold

Nach der Pensionierung von Herrn Dr. Ziesecke übergab mir am 1. April 1974 der Dezernent, Stadtdirektor Theo Fabel, die Leitung des Chemischen Untersuchungsamtes. Frau Ilse Zimoski, unsere Lebensmittelchemikerin, wurde stellvertretende Amtsleiterin.

Seit 1962, dem Beginn meiner Arbeit im Labor des Chemischen Untersuchungsamtes, war es meine Aufgabe, die Analytik auf modernem Niveau zu halten, und insbesondere die Lebensmittel- und Wasseranalytik zu intensivieren. Der Laborbetrieb ging in den alten Räumen Steinstraße 97 – 99 weiter. Nur das Erdgeschoß beider Häuser hatte festen, teilweise gefliesten Steinboden. Die Holzböden der Obergeschosse vibrierten beim Vorübergehen so stark, daß man empfindlichere Geräte wie Analysenwaagen dort nicht aufstellen konnte. Mit den gestiegenen Anforderungen und dem wachsenden Umfang der chemischen und physikalischen Analytik fehlte es an Raum. Das Amt platzte aus allen Nähten, und es mußte ein neuer Standort gesucht werden. Jedoch konnten mehrere Projekte aus Kostengründen nicht verwirklicht werden.

Das Jahr 1974 brachte dem Umweltbereich zusätzliche Arbeit. Im Kullgewässer an der alten Moerser Landstraße war 1973 ein auffälliges Fischsterben eingetreten. Untersuchungen ergaben, daß das Gewässer durch Schwefelsäure vergiftet war. Die Quelle der Verunreinigung wurde durch systematische Tests an Ort und Stelle ermittelt. Dabei erleichterte die zusätzliche Ausrüstung des Laborwagens die Arbeit. Die aufwendige Gewässersanierung wurde vorgeplant, konnte aber erst im Frühjahr 1974 in Angriff genommen werden. Zunächst aber wurde ein von Anglern errichteter Damm in Höhe des Busenpfades abgeräumt, damit von einer Baustelle eingeleitetes Wasser wieder nach Norden abfließen konnte. Durch diesen aus Sand, Plastikbahnen und einer darin vergrabenen alten Schusternähmaschine errichteten Damm konnte das stetig hineingepumpte Wasser nur in südlicher Richtung abfließen. Dabei nahm es mit Schwefelsäure angereichertes, stagnierendes Wasser mit sich, so daß es im südlichen Kullbereich zum Fischsterben kam. Niemand hatte, wie behauptet wurde, das Gewässer vergiftet. Es



Abb. 1. Der neue Leiter, Matthias Plum, bei seiner Amtseinführung

handelte sich, wie die Ermittlungen ergaben, um eine Altlast, denn aus Furcht vor anrückenden alliierten Streitkräften hatte man 1945 im Tanzsaal der Gaststätte „Auler“ gegenüber der Kull lagernde, militärisch aussehende Behälter in die Kull geworfen. Bei dem Inhalt der Fässer handelte es sich wahrscheinlich um Natriumhydrogensulfat, ein Mittel zur Neutralisation von Stickstofflost, einem chemischen Kampfstoff. Später wurden auch Abfall und Trümmerschutt dort verkippt. Die Behälter darunter vergaß man. Diese aber korrodierten, und ihr Inhalt reagierte mit dem Wasser. Dabei entstand Schwefelsäure, die sich zunächst nicht weiter im Gewässer verbreitete. Gleich nach meiner Amtsübernahme wurde mit der Gewässersanierung begonnen. Zuerst wurde der südliche Teil der Kull mit einer Sperre aus

eingeramten Pfählen und beiderseits befestigten Bohlen abgetrennt. Der Zwischenraum dort wurde mit zerschlagenem Kalkstein ausgefüllt. Das nun langsam nach Norden fließende, noch schwefelsaure Wasser wurde in dieser Barriere gleichzeitig neutralisiert. Freiwillige des Katastrophenschutzes erledigten zusammen mit unserer Umwelt- und Wasserabteilung unter der Leitung von Herrn Muhl vom Wasserlabor die Arbeiten. Dann begannen die Räumarbeiten am Parkplatz gegenüber der Gaststätte durch die Tiefbaufirma Thomas mit einem Bagger. Das ausgehobene Material wurde gesichtet, neutralisiert und auf die Schuttkippe gefahren. Danach kamen das technische Hilfswerk und der ABC-Zug im MHD (Malteser-Hilfsdienst) zum Neutralisieren des Gewässers zum Einsatz. Mit Motorwinden des Katastrophenschutzes wurde ein eigens dazu angefertigter Rechen durch die teilverlandete Kull gezogen. In die so entstandenen Schneisen wurde zur Neutralisation Kalk eingestreut. Dank der vielen, oft an die dreißig Helfer gingen die Arbeiten zügig innerhalb einer Woche zu Ende.

Kurz danach berichtete ein bekanntes Nachrichtenmagazin von einem Umweltskandal an der sogenannten Jopek-Kull im Norden Krefelds. Dieser Platz wurde längere Zeit bereits routinemäßig analytisch überprüft. Er war umzäunt und mit einem Tor verschlossen. Frau Zimoski übernahm die Leitung der Arbeiten. Das Gewässer und der mit einem Bagger ausgehobene Untergrund wurden untersucht. Nach drei Tagen intensiver analytischer Arbeit im Gelände und im Labor zeigte sich, daß kein Umweltschaden vorlag und die Sache von Reportern erfunden worden war. Das Magazin brachte trotz Aufforderung keine Stellungnahme dazu.

Bei der Lebensmittelkontrolle wurde 1974 über mehrere Wochen Frischfisch beanstandet, der auffällig mit Nematoden (Fadenwürmern) befallen war. Außerdem wurden bei Transportfirmen Wechseltransporte nachgewiesen. Mit nur für den Lebensmitteltransport vorgesehenen Tankwagen wurden im Wechsel auch Chemikalien transportiert. Bei dieser Kontrolle von Tankwagen durch die Zollbehörde in Uerdingen konnte auch verhindert werden, daß verdorbene, ekelere-



Abb. 2. Beim Einsatz an der Kull: Herr Muhl und seine Katastrophenschutz-Helfer

gende Rohfette weiter zu Margarine verarbeitet werden konnten. Unsere chemischen Untersuchungen wurden im Auftrag der Zollbehörde durchgeführt, die diese Tankfahrzeuge zur Untersuchung sicherstellte.

Während es 1975 auf dem Lebensmittelsektor routinemäßig ruhig zuging, wurde wieder ein Altschaden an einer stark frequentierten Billig-Tankstelle entdeckt. Der Untergrund war dort bis zu einer Tiefe von fünf bis sieben Metern mit Mineralöl-Produkten verunreinigt. Das Grundstück mußte schrittweise in Partien ausgebaggert werden, während der Tankbetrieb einige Wochen weiterlief. Es

kamen unglaubliche Zustände zum Vorschein. Da gab es zum Beispiel eine „Altölentsorgung“, die in einem offenen Inspektionsgraben mit einem dicken Rohr begann. Aber dieses führte nicht zur ordentlichen Entsorgung in einen gut erreichbaren dichten Tank, sondern in einen schräg im kiesigen Boden versenkten, offenen Wassertank, von dem aus das dunkle Altöl in den Untergrund lief. Außerdem wurde eine Menge defekter Tanks und Rohrleitungen, die einmal zu den Zapfsäulen geführt hatten, freigelegt und entfernt. Über diesen Rohrleitungen befand sich kein vor Fahrzeugdruck schützender Beton- oder anderer Belag. Nach dem Aus-

baggern und Wiederauffüllen des Grundstückes sowie dem fachgerechten Einbringen neuer Tanks und geschützter Leitungen wurden mehrere Absaugbrunnen mit Öl-Abscheidern installiert. Das Abpumpen über vier Jahre ermöglichte es auch, Mineralöl aus dem Untergrund der Umgebung der Tankstelle zu entfernen. Die Sache wurde mit einem Gerichtsverfahren abgeschlossen. Meine Fotos und Tagebuchnotizen dienten dabei zur Beweisführung. In der Folgezeit wurden systematisch an stillgelegten Tankstellen behördliche Untersuchungen des Bodens und, wenn notwendig, auch des Grundwassers vorgenommen.

Leider verließ uns 1977 Frau Zimoski, da sie zu ihrer Familie nach Mazedonien zog. Frau Regina Issele wurde ihre Nachfolgerin. Bei ihren zahlreichen Besichtigungen von Lebensmittel-Betrieben mußten häufig zu lange verwendete Frittierfette beanstandet werden. Zum Schönen von Hackfleisch wurde verbotswidrig Nitritpökelsalz verwendet. Bei Wurst fand man immer wieder zu hohe Fett- und Bindegewebsanteile. Die wiederholte Überprüfung der Vorratshaltung erwies sich ebenfalls als unumgänglich. Man entdeckte mit Maden befallene Packungen von Getreideprodukten und Schokolade. Bäckereien schnitten in den meisten Fällen bei der Besichtigung gut ab. Es gab aber auch bei einigen Betrieben Unsauberkeit an Geräten, verdorbene Teigreste, Schimmelbefall an Lattenrosten oder eingetrocknete Mäusekadaver in Regalen. Häufig verriet angesengte Arbeitstische und Zigarettenkippen am Boden das verbotene Rauchen in der Backstube. In diesen Fällen wurde das Ordnungsamt der Stadt eingeschaltet.

Bei der Gestaltung des Freizeitgeländes „Unten im Bruch“ wurden Auskiesungsbereiche, deren Wasseroberfläche nicht genutzt



Abb. 3 und 4. Die neue Bleibe: Haus Bismarckstraße 51; Vorderansicht und Hofansicht mit neuem Anbau

werden sollte, wiederverfüllt. Unser Umweltlabor prüfte das dazu angefahrne Material und gab es nur bei einwandfreiem Befund zum Kippen frei.

Das Amt nahm auch in jenem Jahr an der Vorbereitung und Ausführung von zwei Katastrophenschutzübungen am Niederrhein teil.

Zur Feststellung der Luftbelastung wurden an Verkehrsschwerpunkten im Stadtgebiet Kohlenmonoxid-Messungen in etwa 80 bis 100 cm Höhe über dem Boden durchgeführt. Kohlenmonoxid diente dabei als Kenngröße zur Erfassung der Luftverunreinigung durch Kraftfahrzeuge. Ein Kinderspielplatz am Südwall war so stark belastet, daß er aufgegeben werden mußte.

Dauermessungen von Kohlenmonoxid wurden auch notwendig, als städtische Mitarbeiter in Parterreräumen des Seidenweberhauses über Kopfschmerzen, Müdigkeit und Übelkeit klagten. Mir war bekannt, daß die Entlüftung der Tiefgarage sich dort in einem Schacht befand. Dieser Rohrschacht zeigte bei einer Besichtigung schon an der Außenseite deutliche Setzrisse. Da er von unten nicht zugänglich war, ließ ich ein türgroßes Loch in die Wand schlagen. Von dort aus war zu erkennen, daß sich die Verbindungsstellen der Abgas- und Zuluftleitungen am Mauerwerk mit den Setzrisse gelöst hatten. Die Luft im Schacht war infolgedessen mit Kohlenmonoxid aus der Tiefgarage belastet. Sie wurde mit der Frischluft in die Arbeitsräume geblasen. Spitzenwerte wurden in den Räumen gemessen, wenn nach einer Veranstaltung Fahrzeuge die Tiefgarage verließen. Das Hochbauamt ließ die Schäden beseitigen.

Bei der Suche nach einem neuen Standort wurde dem Amt bekannt, daß es am Bismarckplatz zwei ungenutzte alte Verwaltungsgebäude gab. Der beabsichtigte Verkauf und Abriß der Gebäude konnte verhindert werden. Dem Untersuchungsamt wurde die Übernahme des Hauses Bismarckstraße 51 zugesagt. In Zusammenarbeit mit dem Hochbauamt gelang es, das Haus so einzurichten, daß selbständige Untersuchungsbereiche für Wasser, Luft und Lebensmittel entstanden. Die ursprüngliche Innengestaltung des Hauses wurde dabei wiederhergestellt. Der äußere Anblick des Hauses blieb weitgehend unverändert. Nach Beendigung der Bauarbeiten konnte im Herbst 1979 der Umzug erfolgen. Um Kosten zu sparen, wurde die alte Einrichtung größtenteils wieder eingebaut. In etwa einem Monat war alles am neuen Platz wieder gebrauchsfähig und im Einsatz. Endlich hatte man mehr Platz zum Arbeiten als in den Häusern 97 und 99 an der Steinstraße.

In den Jahren 1980 und 1981 wurden in Kooperation mit dem Landesamt für Wasser und Abfall Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf,

toxikologische Untersuchungen in Gewässern und an Fischen durchgeführt. Eine über mehrere Jahre vom Gesundheitsamt festgestellte bakterielle Verunreinigung des Badebereiches am Römersee, deren Ursache rätselhaft erschien, konnte aufgeklärt wer-



Abb. 5 und 6. Bodenkundliche Sondierungen im Linner Mühlengraben und im Bereich der Kuhlen

den. Abwasser aus den sanitären Anlagen war über einen undichten Schacht ins Grundwasser gesickert und so in den See gelangt. Nach dem Einfüllen von mit Uranin grün gefärbtem Frischwasser in den Abwasserschacht konnte nach einiger Zeit am Badersee das angefarbte Wasser mit einer UV-Lampe nachgewiesen werden. Der See blieb aber auch nach Beseitigung der Verunreinigung als offizielles Freibad geschlossen.

Am Anfang der achtziger Jahre wurden bodenkundliche Sondierungen im Linner Mühlengraben bis an den Römersee vorgenommen. Es sollte festgestellt werden, ob bei Hochwasser im erweiterten Rheinhafen dort Wasser zum Versickern eingeleitet werden könnte. Der Bereich der stärksten Versickerung lag in der Höhe des Wasserwerks „In der Elt“. Dort war wohl in der Vergangenheit eine Tonschicht im Grabenuntergrund abgetragen oder eine Begradigung des Bachverlaufes vorgenommen worden. Zum Versuch wurde unbelastetes Kühlwasser von Betrieben im Hafengebiet in Richtung auf die Linner Burg eingeleitet. Es zeigte sich, daß bei Hochwasser im Hafen eine Versickerung im Mühlengraben möglich war. Auf Veranlassung der oberen Wasserbehörde durfte dort jedoch eine dauernde Einleitung nicht stattfinden. Das Kühlwasser mußte daher im Hafengebiet in Versickerungsbrunnen abgeleitet werden.

Im Bereich der Kuhlen bis an die nördliche Stadtgrenze wurden Längs- und Quersondierungen mit Bohrgeräten zur Ermittlung des jeweiligen Bodenprofils ausgeführt, weil man eine Entschlammung beabsichtigte, bei der die Wasser zurückhaltenden Bodenschichten nicht zerstört werden durften.

Im Grundwassereinzugsbereich der Uerdinger Wasserwerksbrunnen wurden hohe Anteile von Kohlenwasserstoffen, darunter auch chlorierte Kohlenwasserstoffe, gefunden. Darum konnten diese Brunnen nicht mehr genutzt werden.

Im Auftrag des Regierungspräsidenten Düsseldorf beteiligte sich das Chemische Untersuchungsamt an den Übungen im Katastrophenschutz und Zivilschutz durch die chemische und mikrobiologische Untersuchung des jeweiligen Rohwassers und der aufbereiteten Wässer der mobilen Trinkwasser-Aufbereitungsanlagen im Regierungsbezirk.

Im Jahr 1984 trat im Baggersee an der Burg Linn ein Fischsterben auf. Zugleich gab es ein Massenaufreten der roten Burgunderalge. Ein Zusammenhang beider Erscheinungen wurde angenommen, konnte aber nicht nachgewiesen werden. Der Wasserspiegel wurde mit einer sehr starken Druckpumpe von einem im See befindlichen Floß aus abgesenkt. Das hochgepumpte Wasser ergoß sich in großem Schwall in ein sumpfi-



Abb. 7. Weinskandal: mit oder ohne Glykol?

ges Teilstück des Mühlengrabens. Eine entsprechende Menge Grundwasser von niedrigerer Temperatur strömte in den See. Durch diese Temperaturabsenkung und den Wasseraustausch verschwanden die Algen. Die Feuerwehr unterstützte das Amt bei dieser Aktion wirksam in technischen Dingen.

Sehr hohe Nitratwerte, weit über den allgemein zu findenden 80 mg/l, wurden im Wasser privater Brunnen in Fischeln festgestellt. Die Ursache lag in der intensiven Bodennutzung durch gärtnerische und landwirtschaftliche Betriebe. Wenn, wie dort, durchlässige leichte Böden intensiv genutzt und gedüngt werden, können gelöste Substanzen leichter ins Grundwasser gelangen, so auch Düngeranteile, die den Nitratanteil des Grundwassers erhöhen. Es wurde den Eigentümern geraten, das Brunnenwasser auf keinen Fall als Trinkwasser zu nutzen.

Der „Weinskandal“ ging auch an Krefeld nicht spurlos vorüber. In den Monaten Juli bis November 1985 wurden im Amt insgesamt 253 Weine auf Diethylenglycol untersucht. Die Untersuchung wurde dünn-schichtchromatographisch durchgeführt bei einer unteren Nachweisgrenze von 100 mg/l. Die untersuchten Weine wurden uns größtenteils von Verbrauchern überbracht. Bei amtlichen Proben, die aus dem Einzelhandel gezogen wurden, erfolgte zusätzlich eine quantitative kapillar-gaschromatographische Bestimmung. Diese wurde freundlicherweise von den Kollegen des Chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Wuppertal durchgeführt. Von den 253 Proben waren 74, das sind 29,2%, positiv, konnten also als „Frostschutz-Auslese“ entlarvt werden.

1985 wurde in Hüls auf dem ehemaligen Gelände einer Lackfabrik am Reeperweg ein

alter Umweltschaden festgestellt. Die ersten Untersuchungen führte das Chemische Untersuchungsamt durch. Es handelte sich um zahlreiche Sondierungen im Untergrund. In den entnommenen Proben fanden sich starke Anteile von Lösemitteln, auch chlorierte Kohlenwasserstoffe. Das neu geschaffene Umweltamt übernahm mit Fremdfirmen die weiteren Maßnahmen.

Routinemäßig wurde die Gewässerüberwachung an der Freizeitanlage „Unten im Bruch“ und am Römersee durchgeführt. Dabei kam das amtselbige Schlauchboot zum Einsatz. Die Wasserproben-Fallsonde konnte so auch zur Probenentnahme in verschiedenen Gewässertiefen eingesetzt werden. Im Römersee zeigte sich in der Tiefe Faulschlamm und auffälliger Sauerstoffmangel.

Mit meiner Pensionierung im Dezember 1985 endete für mich eine Zeit, die reich war an interessanten Aufgaben und spannenden Erlebnissen. Es war auch eine Zeit harmonischer Zusammenarbeit mit den etwa 20 engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, denen ich hiermit noch einmal besonders danke.

(Matthias Plum)

*

Herr Plum ging im Dezember 1985 in den Ruhestand. Sein Sachverstand und sein großes Engagement in Fragen des Umweltschutzes hatten die Arbeitsschwerpunkte des Amtes stark geprägt, stießen aber in der politischen Führung der Stadt auf wenig Gegenliebe und auf eifersüchtiges Konkurrenzdenken bei dem 1984 gegründeten Umweltamt, das sich bald ein eigenes kleines Labor zulegte.

Eineinhalb Jahre blieb die Leiterstelle unbesetzt, investiert wurde nichts mehr. Die stellvertretende Leiterin, Frau Isselstein, hatte sich bereits in eine längere Familienpause begeben. Daß das Amt in dieser schwierigen Zeit überhaupt noch weiter arbeiten konnte, ist der Beharrlichkeit und dem Fleiß des kommissarischen Leiters, Herrn Diplomchemiker Johannes Kulka, und Frau Ursula Dieter, der zunächst nur als Aushilfe eingestellten Lebensmittelchemikerin, zu verdanken.

Herr Kulka, der das Amt so tapfer durch die amtsleiterlose Zeit geführt hatte, starb am 1. August 1990 plötzlich und für alle völlig unerwartet. Ein wichtiges, von ihm betreutes Arbeitsgebiet, die Untersuchung fester Umweltpollen, baute sein Nachfolger, Diplomchemiker Dr. Fietz, weiter aus.

Was der neue Leiter, Dr. Friedrich Reinhold, im Juni 1987 vorfand, war eine in großen Teilen museumsreife Geräteausstattung und ein marodes Gebäude mit bröckelnder Fassade, aber – und das ließ hoffen – gut ausgebildetes und immer noch hochmotiviertes Personal. Als Diplomchemiker mit Schwerpunkt Umweltanalytik legte er zunächst ein umfangreiches Investitionsprogramm auf, das auch weitgehend verwirklicht werden konnte. Den immer länger werdenden Stofflisten der Vorschriften zum Schutz des Trinkwassers, der Gewässer, des Bodens und der Luft, aber auch der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände und den immer mehr verschärften Grenzwerten konnte nur noch mit „High Tech“ beigekommen werden. Atomabsorptionsspektrometer, Plasma-Emissionsspektrometer, vollautomatische Gas- und Flüssigkeitschromatographen mit hochempfindlichen und substanzspezifischen Detektoren, Massenspektrometer und vieles mehr wurden nach und nach angeschafft.

Mit Elan arbeitete sich die Mitarbeiterschaft in die neuen Techniken ein, was sich bald auch im „Output“ des Amtes zeigte. Einige Beispiele aus den Jahresberichten beleuchten das bis 1995 immer noch sehr breite Aufgabenfeld des Amtes.

Lebensmittel

– In Olivenöl „extra vergine“ wurden Reste verbotener Extraktionsmittel (Tetrachlorethen) aufgespürt. Was kaltgepresst und jungfräulich rein sein sollte, war offenkundig mit minderwertigem Öl verpanscht worden, das mit den Methoden einer chemischen Reinigung aus den Preßrückständen extrahiert worden war.

– Ob Konservenfisch schon angegammelt war, bevor er in die Dose kam, blieb nun auch unter der schärfsten Senfsauce nicht mehr verborgen. Biogene Amine, deren Namen allein schon den Appetit verderben

konnten (Histamin, Cadaverin, Spermidin und andere) verrieten es.

- Traubenkernöl, das häufig noch über offenem Feuer ausgeschmolzen wird, enthielt das, was sonst dem Kettenraucher zum Verhängnis werden kann: Benzpyren und andere krebserregende Substanzen.

Trinkwasser

Pestizide, mit denen unsere Bauern ihre Erträge vor Schädlingen schützen, dürfen nicht ins Trinkwasser gelangen. Die Grenzwerte betragen 1 Zehnmilliardstel Gramm pro Liter, eine Konzentration, die man erhält, wenn man einen Teelöffel Salz auf 2 000 Tankwagen der Bahn verteilt. Mit der modernen Flüssigchromatographieanlage, der sich die neu eingestellte Lebensmittelchemikerin Jutta Kegel widmete, wurden die Wirkstoffe dennoch aufgespürt.

Einige Krefelder Brunnen enthielten Spuren der Unkrautvernichter Atrazin und Diuron.

Badeseen

Algen im Eifrather Badeseen nahmen überhand. Limnologische (gewässerkundliche) Untersuchungen führten zur Empfehlung, den Störenfrieden den Nährboden zu entziehen. Nach einer Entschlammung des Sees war alles wieder „klar“.

Abwasser

- Kuriose Ergebnisse auf der städtischen Kläranlage: Abwasser enthielt 1 Promille Alkohol. Angegorener Mais war die Ursache. Dieser führte nicht etwa zur Hochstimmung in den Belebungsbecken, sondern zu deren hoffnungsloser Überlastung – mit ein Grund für die spätere Erweiterung der Anlage.

- „Uerdinger sind den Gestank leid“, hieß es in einer Zeitungsmeldung – Anlaß für das Chemische Untersuchungsamt, den Ursachen nachzugehen. Acrylate, organische Säuren und vor allem giftiger Schwefelwasserstoff, der zudem Kanal- und Kläranlagenbauteile zerfraß, wurden ermittelt und auch deren Ermittler. Ein neues Pumpwerk, Kompostfilter und ein separater Kanal für hoch belastetes Abwasser schafften Abhilfe.

Schlamm

Naturschutz in den Niepkühlen, ein altes Krefelder Streitthema, doch welche Natur ist hier zu schützen, See oder Sumpf? Beides, hieß es, und man plante, einen Teil dieses malerischen Reliktes des alten Rheines auszubaggern. Doch wohin mit

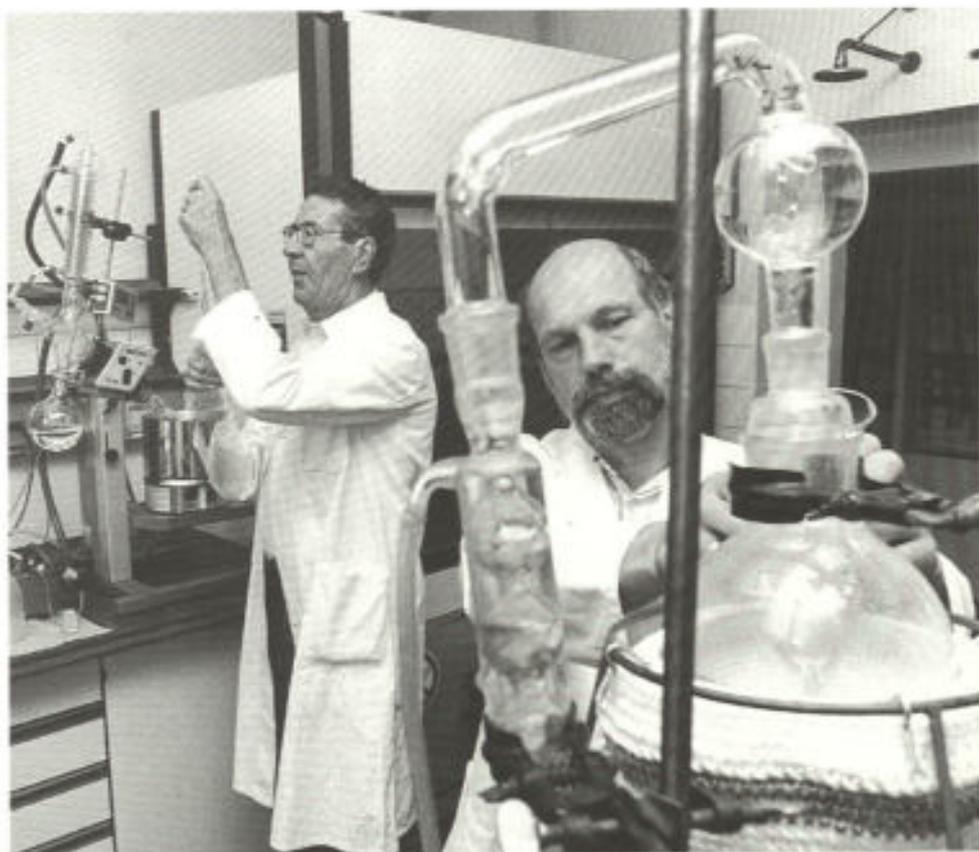


Abb. 8 und 9. Der „Chef“, Dr. Friedrich Reinhold, mit Herrn Albrecht und Frau Bechler bei der Arbeit im Lebensmittellabor



dem Schlamm? Die Analysen offenbarten schonungslos die Entsorgungssünden unserer Vorfahren. Blei, Chrom, Cyanid und andere Hinterlassenschaften machten die Pläne zunichte. Nun bleibt der Schlamm vorerst, wo er ist.

Boden

- In einer mit einem Diplomgeographen durchgeführten Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wurden 225 städtische Nutzflächen - Spielplätze, Sportanlagen, Kleingärten und landwirtschaftliche Flächen - auf Schwermetalle und krebserregende Stoffe (Polycyclen) untersucht. Fünf Spielplätze und drei Sportplätze mußten wegen überhöhter Blei- und Arsengehalte gesperrt werden, weitere folgten später.
- „Nebenbei“ wurden unter der Kleingartenanlage Fichtenbusch die Überreste einer alten Dachpappenfabrik gefunden. Hohe Polycyclenwerte im Oberboden führten auf die Spur. Aus den zur weiteren Untersuchung angelegten Schürftgräben tropften stinkende Teeröle. Die Anlage mußte teilweise gesperrt und saniert werden.

Abfall

- Die Ladung eines Schiffes, das im Hafen festgemacht hatte, sollten sich die Chemiker einmal etwas genauer ansehen. Ergebnis: Rückstände aus der Altöl-Aufbereitung mit hohen Gehalten an polychlorierten Biphenylen (PCB), bestimmt für eine Zementfabrik in Belgien.
- Schadstoffe wurden auch in Autoschredder-Schrott, Hüttenabfällen und Schlacken aufgespürt - teilweise mit gerichtlichen Folgen.
- Die Umwandlung von Auto-Parkstreifen in Grünflächen machte zahlreiche Untersuchungen des Aushubmaterials erforderlich.
- Im alten Bunker am Albrechtplatz wurden Reste eines Kampfstoff-Neutralisationsmittels gefunden, eine Hinterlassenschaft aus der Zeit, als das Chemische Untersuchungsamt noch „Kampfstoffuntersuchungsstelle“ war. Ein Kilo des Kampfstoffes Schwefelost (Gelbkreuz), das in jener Zeit nach Erzählungen früherer Mitarbeiter im seinerzeitigen Dienstgebäude in der Steinstraße für analytische Zwecke aufbewahrt worden war, wurde dagegen nie gefunden, obwohl man nach dem Auszug des Amtes im Jahr 1979 nicht nur das ganze Gebäude abgesucht, sondern sogar den Innenhof komplett umgegraben hatte. Außer ein paar Hundeskeletten, vermutlich Überbleibsel toxikologischer Untersuchungen, wurde jedoch nichts Bemerkenswertes zutage gefördert.



Abb. 10. Dezernent Müller von der Lebensmittelüberwachung bei der Bezirksregierung Düsseldorf überreicht Amtsleiter Dr. Friedrich Reinhold (rechts) und dem Beigeordneten der Stadt Krefeld, Hubert Pochwalla (Mitte), die Akkreditierungsurkunde.

Im Jahre 1993 sollte das bis dahin leerstehende Gebäude wieder zu Wohnzwecken genutzt werden. Um ganz sicherzugehen, machte Herr Dr. Reinhold ein geophysikalisches Institut ausfindig, das mittels Tiefenradar, einer in der Archäologie eingesetzten Methode zum Aufspüren von Hohlräumen, nochmals alle Wände untersuchte. Zu grausig war die Vorstellung, ein argloser Hausbewohner könnte beim Eindübeln seiner Schrankwand eine Katastrophe auslösen. Tatsächlich wurden ein paar kleinere Hohlräume entdeckt, die unter den wachsamen Augen eines Kampfstoffspürtrupps des Katastrophenschutzes geöffnet wurden, sich aber als harmlose Luftfugen herausstellten. Erst danach konnte man beruhigt an den Umbau gehen.

Material

- Giftige Holzschutzmittel in Wohnräumen sorgten Ende der achtziger Jahre für Aufregung in der Öffentlichkeit und Gerichtsprozesse gegen die Herstellerfirmen, Grund auch für das Chemische Untersuchungsamt, etliche Holzvertäfelungen und Tragebalken auf Pentachlorphenol und Lindan zu untersuchen.
- Welche Sargfolie zersetzt sich in den teils lehmigen Krefelder Friedhöfen am besten? Ölpapier, ergab eine Untersuchung von fünf verschiedenen Materialien.

Luft

- Das Schwefeldioxid-Meßprogramm des Landes Nordrhein-Westfalen wurde 1988 eingestellt. Damit entfiel für das Chemische Untersuchungsamt ein einträglicher Dauerauftrag. Geblieben war ein verkleinertes Staub-Meßgebiet, das bis heute beprobt wird.
- Innenräume wurden auf Formaldehyd, Lösemittel, PCB und die Ursachen schwarzer Wände untersucht, eine Erscheinung, die unter dem Namen „Rußteufel“ durch die Presse geisterte.

Und nicht zuletzt: Blutalkohol

- 3000 Blutproben waren es 1987. Heute bringt die Polizei immer noch rund 2000 pro Jahr von Krefelder und Viersener Trunkenbolden. Rekordwert: 5,2 Promille und fast schon tot. Das war selbst der „Bild“-Zeitung eine Meldung wert.

1995 setzte ein massiver Personalabbau ein. Altersbedingt freiwerdende Stellen wurden nicht wieder besetzt. Von 22 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern blieben noch 12. Die drohende Schließung des Amtes konnte nur durch eine Reduzierung der Aufgaben und eine Spezialisierung in der Lebensmittel- und Bedarfsgegenstände-Untersuchung abgewendet werden.



Hiermit wird bestätigt, daß das

CHEMISCHE UNTERSUCHUNGSAMT

DER STADT KREFELD

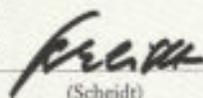
die Kriterien nach DIN EN 45001, ergänzt durch Standard-Arbeitsanweisungen und die Überwachung ihrer Einhaltung mittels Stichproben durch das Qualitätssicherungspersonal gemäß den Grundsätzen der OECD für die Gute Laborpraxis Nrn. 2 und 7 anwendet und damit die Anforderungen des Art. 3 (1) der Richtlinie 93/99/EWG des Rates über zusätzliche Maßnahmen im Bereich der amtlichen Lebensmittelüberwachung erfüllt.

Die Akkreditierung umfaßt die in der Anlage aufgeführten Untersuchungsbereiche und gilt

vom 03.11.1998 bis 02.11.2003.

Die Anlage ist Bestandteil dieser Urkunde und besteht aus 2 Seiten.




 (Scheidt)

Leiter der Anerkennungsstelle

Wiesbaden, den 04. November 1998

Registrier-Nr.: SAL - NRW - L 019.08.98

Unter anderem wurde der „Warenkorb“ zwischen den drei Chemischen Untersuchungsämtern Neuss, Nettetal-Kaldenkirchen und Krefeld aufgeteilt. Von 80 Warenobergruppen untersucht Krefeld heute nur noch 10, jedoch für die gesamte Region (Kreis Neuss, Stadt Mönchengladbach, Kreis Viersen und Stadt Krefeld) mit 1,1 Millionen Einwohnern.

Spezialisiert hat sich das Amt sozusagen auf Nichteßbares:

- Getränke,
- Bedarfsgegenstände,
- Kosmetische Mittel.

Säfte, Bier, Spirituosen, Cremes, Zahnpasta, Rasierwasser und die verschiedensten Dinge, mit denen Menschen sonst noch täglich umgehen, wie Kleidung, Spielzeug, Besteck, Geschirr, Schmuck und Verpackungsmaterial, kommen auf den Labortisch des Hauses. Größere Serien gleichartiger Proben und ein höherer Automatisierungsgrad machen es möglich, auch mit weniger Personal noch qualitativ hochwertige Analytik zu betreiben und die Ergebnisse fachgerecht zu beurteilen.

Eine wichtige Hürde für den Fortbestand des Amtes wurde 1998 genommen: die Akkreditierung bei der Staatlichen Anerkennungsstelle der Lebensmittelüberwachung. Im Zuge der Harmonisierungsbestrebungen im Europäischen Binnenmarkt fordert die EU-Kommission für alle Labors, die den Warenverkehr amtlich überwachen, den gleichen Qualitätsstandard. Hierzu wurde ein Qualitätssicherungssystem für die drei kooperierenden Chemischen Untersuchungsämter Neuss, Nettetal-Kaldenkirchen und Krefeld aufgebaut. Krefeld erhielt das begehrte Zertifikat am 4. November 1998 und besitzt damit erstmals in seiner 120jährigen Geschichte eine international gültige Anerkennung als amtliches Untersuchungslabor.

Demnächst also wird das Chemische Untersuchungsamt die zweite Jahrhundertwende erleben, und die Krefelder dürfen hoffen, daß ihnen ihre „Kontrollstation“, wie es im Jahre 1877 hieß, noch eine Weile erhalten bleibt.

(Friedrich Reinhold)

Abb. 11. Die Akkreditierungsurkunde

Studio B

Zugemauert in Papier
 sitz' ich friedlich hier
 an meinem Pult,
 Daran bin ich selber schuld,
 welche Huld.

Bücher, Ordner, Schiffe, Bilder,
 das kleine Studio immer wilder
 wie ein Wald,
 den ich bald
 vor lauter Bäumen nicht mehr seh',
 herrje!

Die Luft ist stickig vom Papier,
 welches allseits lagert hier,
 Doch will ich bleiben,
 mir die Zeit vertreiben,
 mit meinem Schreiben,
 allhier!

Werner Böcking

Der Krefelder Hauptbahnhof

Geschichte und Sanierung

von Lutz Mundhenk

1. Die Entwicklung bis zum Bau des Hauptbahnhofs

Der Krefelder Hauptbahnhof existiert in seinem heutigen Erscheinungsbild¹⁾ (s. Abb. 1) seit dem Jahre 1907. Seine Entwicklung bis dahin läßt sich wie folgt skizzieren:

„Am 7. Dezember 1835 wurde der Eisenbahnverkehr auf deutschem Boden mit der Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet“, berichtet Hans Biederbick. „Als erste Rheinische Eisenbahn begann am 20. Dezember 1838 die Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahngesellschaft mit der Strecke Düsseldorf - Erkrath ihren Dienst. Die Rheinische Eisenbahngesellschaft nahm am 2. August 1839 die Strecke Herbestal - Aachen - Köln in Betrieb“.

Am 2. Oktober 1845 erteilte der preußische König Friedrich Wilhelm IV. der ‚Ruhrort-Krefeld-Kreis Gladbacher Eisenbahngesellschaft‘ die Genehmigung zum Bau der ersten Eisenbahn im Raume Krefeld. Diese private Bahngesellschaft war dem Trend des damaligen Eisenbahn-Baubooms gefolgt und besaß schon im Februar 1844 ein Aktienkapital von 1,2 Millionen Talern.

Am 5. Oktober 1849 wurde der erste Krefelder Bahnhof in Betrieb genommen. Ein Bild aus seiner frühen Zeit existiert nicht mehr. Gleichzeitig wurde Krefeld in die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft einbezogen, deren Trasse das linksrheinische Hornberg mit Viersen verband und ab 1851 über Mönchengladbach bis nach Aachen führte.

1856 nahm die Rheinische Eisenbahngesellschaft die Direktverbindung Krefeld - Köln auf, 1863 auch Krefeld - Kleve. Hierfür wurde das Bahnhofsgebäude im Jahre 1855 erweitert, damit beide Gesellschaften (bis zu ihrer Verstaatlichung im Jahre 1880, nach der sie zusammen als ‚Königlich Preußische Staatsbahn‘ weitergeführt wurden) ihre Fahrgäste und ihre Züge in zwei getrennten Bahnhofsteilen, doch unter einem gemeinsamen Dach abfertigen konnten. Die Gleise nach Viersen verliefen südlich, die nach Kleve nördlich des Gebäudes, so daß man von einer bergisch-märkischen beziehungsweise einer rheinischen Seite auf dem Eisenbahngelände sprach. Das Bahnhofsgebäude geriet dadurch in eine Insellage, die damals ‚Inselperon‘ genannt wurde.

Meyer, Geschichte, Direction 1896

Meyer, Geschichte, Direction

Empfangsgebäude
auf
Bahnhof Krefeld

Ansicht der Nordseite

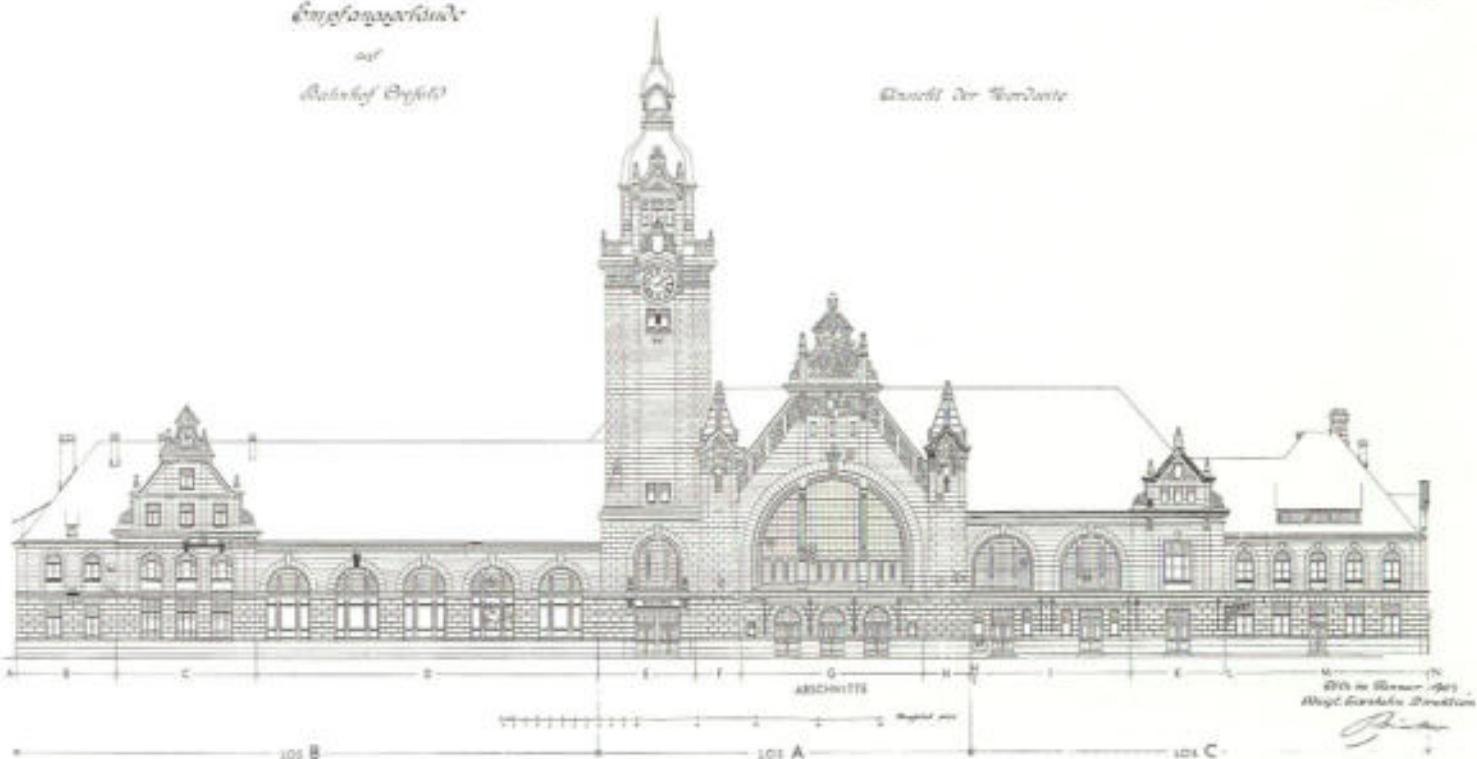


Abb. 1. Der Entwurf der Königlich Eisenbahn, Direction Cöln, für das Empfangsgebäude des Bahnhofs Krefeld; Ansicht der Nordseite; 1907

Beide Schienenstränge lagen zu ebener Erde. Daher war vom Ostwall her, der Krefelder Promenaden- und Hauptgeschäftsstraße, das Stationsgebäude ohne Überschreiten der Gleise der Rheinischen Bahn nicht zu erreichen. Diese Situation bereitete der Stadt bei schnell wachsender Größe (Krefeld war 1863 mit 52 706 Einwohnern größer als Düsseldorf; 1887 hatte es 100 000 Einwohner) und steigendem Verkehrsaufkommen immer mehr Schwierigkeiten. Man versuchte sie dadurch zu entschärfen, daß man 1871 für Fußgänger einen Tunnel vom Ostwall zum Bahnhofsgebäude herstellte. Der Tunnel blieb jedoch ein in vielen Belangen unzulänglicher Notbehelf. 1884 errichtete man eine Fußgängerüberführung an der Neusser Straße. Aber auch diese Lösung befriedigte nicht und konnte nur ein Provisorium sein. Die planmäßigen Züge und der Rangierbetrieb der Bahn behinderten in zunehmendem Maße den Verkehr der Fuhrwerke und Droschken. Die Neusser Straße war täglich bis zu vier Stunden durch die Bahnschranken gesperrt, auf der Gladbacher Straße war es ähnlich. Die Handelskammer-Berichte der späten achtziger und frühen neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts schilderten diese Mißstände immer deutlicher. Endlich, am 20. Dezember 1896, wurde zwischen Preußen und der Stadt Krefeld der Vertrag zum Bahnhofsneubau geschlossen. Im preußischen Staatshaushalt 1897/98 waren dann der Neubau des Bahnhofs Krefeld mit entsprechender Hebung der Gleise und Bahnsteige vorgesehen und die erste Rate von 800 000 Reichsmark bei Gesamtkosten von 8 150 000 Reichsmark genehmigt.

Diese Summe wurde damals als kostspieliges Projekt empfunden. Was den Preis so hoch getrieben hatte, war unter anderem die Notwendigkeit, auf einer weiten Strecke innerhalb des Stadtgebiets den Bahnkörper auf einen Damm zu legen und die Ausfallstraßen durch Unterführungen, insgesamt elf²⁾, zu überbrücken. Das Material für diesen Damm bestand aus Abraum der Moerser Zeche „Rheinpreußen“. Eine Diskussion über die Möglichkeit, die Straßen mit Viadukten zu überbrücken, ist nicht dokumentiert. Die Kastenform der Viadukte hätte sicherlich weniger Platz beansprucht als die Trapezform des Damms, doch wären nach Ansicht des Verfassers der Zeitaufwand und die Kosten beim Bau von Viadukten ungleich größer gewesen.

Noch im Jahre 1899 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Im Oktober 1902 wurde der neue Verschiebe- und Güterbahnhof an der Ritterstraße in Betrieb genommen. Ein Notbahnhof wurde in der heutigen Hansastraße errichtet und im Juli 1904 eröffnet. Sofort nach seiner Inbetriebnahme begann man, das alte Bahnhofsgebäude abzutragen. Anschließend wurde der Bau des neuen Empfangsgebäudes an derselben Stelle, an der das alte gestanden hatte – es wurde le-

diglich um etwa 15 Meter weiter stadtwärts gerückt, um Raum für die Errichtung eines Flankenbahnhofs zu gewinnen – in Angriff genommen. Nach 30 Monaten war es fertiggestellt: Am 3. Dezember 1907 wurde es in Betrieb genommen.

Ehe wir uns den Details des neuen Empfangsgebäudes widmen, sollen die wesentlichsten Geschehnisse seines inzwischen 90jährigen Daseins in wenigen Zeitsprüngen erwähnt werden. Von 1907 bis kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges konnte der Bahnhof – bis 1912 „Staatsbahnhof“, seit 1912 „Hauptbahnhof“ – seine Aufgaben ohne ernsthafte Schwierigkeiten erfüllen. Die zahlreichen Luftangriffe auf Krefeld überstand er unter Opfern und Zerstörungen, doch im Hinblick auf seine fast zentrale Lage relativ gut. Am 11. Januar 1945 erhielt der Bahnhof einen Bombenvolltreffer, der verheerende Schäden anrichtete, deren Beseitigung sich lange hinzog. Am 1. September 1950 war der Krefelder Bahnhof der erste in Nordrhein-Westfalen, der wieder einigermaßen instand gesetzt und mit einer überdachten Bahnsteighalle versehen war. Die vielen noch notwendigen Renovierungsarbeiten dauerten bis weit in die siebziger Jahre.

Mit Fahrplanwechsel am 27. Mai 1963 schlug die Eisenbahn im Raume Krefeld das Kapitel der Elektrifizierung auf: Der erste elektrisch betriebene Zug verließ den Krefelder Bahnhof; die Dampflok verschwand allmählich aus dem Eisenbahnbild.

„Wenn heute etwas im Zusammenhang mit dem Bahnhof die Gemüter der Krefelder bewegt, dann ist es seine Zugänglichkeit für den Autofahrer“, schrieb Hans Biederbick im Jahre 1987. Die Krefelder Bürger, die mit dem Auto den Bahnhof ansteuerten, mußten sich noch eine Zeitlang gedulden: Der Durchbruch nach Süden zur Schaffung eines Eingangs vom Südteil der Stadt her mit einem brauchbaren Angebot an Parkplätzen wurde erst im Jahre 1994 bewerkstelligt.

Im Jahre 1969 griff man die Idee des Fußgängertunnels als Zugang zum Hauptbahnhof vom Ostwall her wieder auf, berichtet Ernst Moritz Müller, langjähriges Mitglied des eingetragenen Vereins „Freunde der Eisenbahn Krefeld“ (siehe auch „Westdeutsche Zeitung“, Ausgabe Krefeld, vom 25. Juni 1969). Geplant wurde eine unterirdische Passage mit Pavillon, Tunnelgaststätte, Kiosken und Geschäften. Auch sollte dort die K-Bahn (die Krefelder Linie der Düsseldorfer Straßenbahn), vom Voltaplatz kommend und in der Hansastraße abtauchend, enden, doch dieses Projekt zerschlug sich schon während der frühen Bauphase der Fußgänger-Passage. Sechs Aufgänge wurden gebaut. Am 13. Dezember 1970 wurde der normale Straßenbahnverkehr und am 23. März 1971 der gesamte überirdische Verkehr wie-

der aufgenommen; die Geschäfte in der Passage wurden am 19. Juli 1971 eröffnet.

Im Laufe der Jahre ging das Interesse der Bevölkerung an der Passage drastisch zurück. Das hatte seinen Grund in der Forcierung des Baus des Hansa-Centrums – westlich im Anschluß an das Hansa-Hotel – 1983/84, durch das die Anreize des Tunnels ihren Sinn verloren. Die Geschäfte gaben auf, es steigerten sich Vandalismus und Verunreinigung, der Fußgängertunnel starb einen langsamen Tod. Am 12. Dezember 1996 (siehe „Westdeutsche Zeitung“, Ausgabe Krefeld, vom 13. Dezember 1996) wurde im Stadtparlament der Beschluß gefaßt, den Personenverkehr zwischen Ostwall und Hauptbahnhof überirdisch zu leiten. Die Aufgänge wurden geschlossen, „unter der Option der Wiedereröffnung bei Bedarf“.

Im Juli 1980 trat das Denkmalschutzgesetz für das Land Nordrhein-Westfalen in Kraft. In der Folgezeit forschten die rheinischen Denkmalschützer in den Städten der Region nach Bauwerken, die unter Denkmalschutz zu stellen wären. In Krefeld gehörte der Hauptbahnhof dazu; er wurde am 2. Dezember 1986 in die Denkmalliste der Stadt eingetragen.

2. Das Äußere des Empfangsgebäudes

Für das neue Empfangsgebäude kam der Entwurf von Regierungsbaurat Carl Blecker zur Ausführung, der auch die Arbeiten des ersten Bauabschnitts leitete. Ein Gegenentwurf des Krefelder Architekten Karl Buschhüter fand keine Berücksichtigung (s. Abb. 2). Die Frontseite des 113 Meter langen Gebäudes ist der Stadt zugewandt, sein Hauptportal (s. Abb. 3) liegt in der Mittelachse des Ostwalls. Der Portalbogen umspannt bei einer Höhe von 11 Metern das dreiteilige Portalfenster; darunter befinden sich drei Haupteingangstüren. Über dem Portalbogen begleiten Kletterrosen die Dachlinien bei ihrem Aufstieg. Unter einem kraftvollen Sims schwenken sie nach innen und rahmen das geviertelte Feld des preußischen Wappens ein. Darüber erhebt sich bis zu einer Höhe von 29 Metern der Portalgiebel. Das Giebelfeld enthält den preußischen Adler, der von steinerner Laubverzierung umgeben ist. Darüber befand sich ursprünglich das Wahrzeichen der Bahn, das geflügelte Rad.

Das Portalfenster wird von zwei Postamentpfeilern flankiert. Sie besitzen als Schmuck antikisierende Köpfe und sind von werksteinernen Pyramidenhauben überdeckt.

Östlich des Portals erhebt sich der 56 Meter hohe Uhrenturm mit oktagonalem Grundriß (s. Abb. 4). Man gelangt von der Frontseite hinein, indem man die Tür mit der Aufschrift

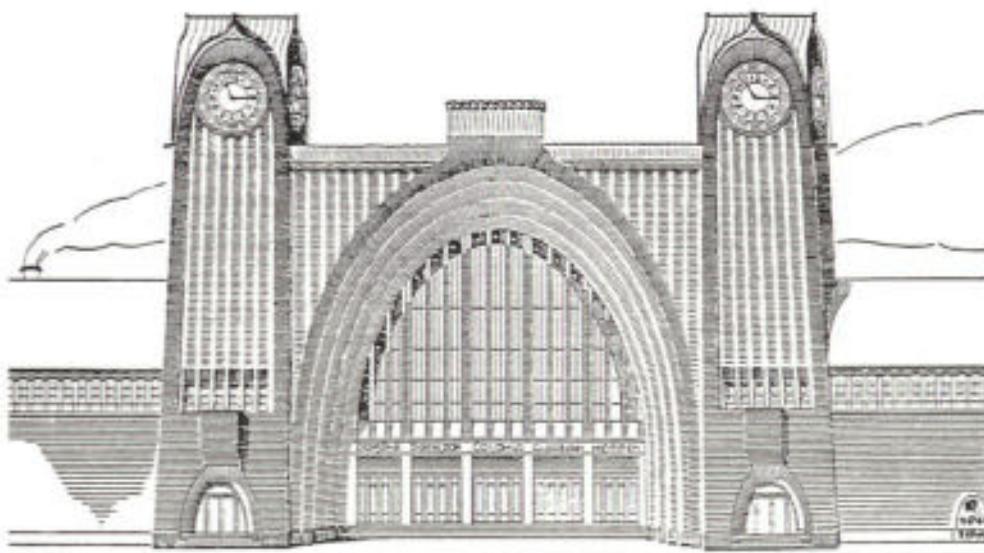


Abb. 2. Der Entwurf von Karl Buschhüter



Abb. 4. Der Uhrenturm



Abb. 3. Der Giebel des Hauptportals

„Ausgang“ benutzt. Er beherbergt die Turmuhr, deren Zifferblatt einen Durchmesser von 2,56 Meter aufweist. Er trägt eine im Sinne des Barock gestaltete ‚Schweizer Haube‘³⁾ mit Laterne. 160 Stufen führen zur offenen Aussichtsplattform, von der aus man einen hervorragenden Blick über Krefeld hat.

Ostwärts vom Uhrenturm schließt sich der Restaurationstrakt an. Der First seines Walmdachs ist mit 18 Metern fünf Meter niedriger als der des Haupttraktes. Seine Front ist durch fünf Bogenfenster gegliedert. Es folgt die damalige Gastronomen-Woh-

nung (heute verpachtet), die eigens übergiebelt ist (s. Abb. 5). Den Giebel ziert der Stadtheilige, St. Dionysius; er trägt den Kopf nicht, wie allgemein überliefert, unter dem Arm, sondern zwischen seinen Schultern.

Auf der anderen (westlichen) Seite des Portals setzt sich der Haupttrakt mit zwei Bogenfenstern über je einer Eingangstür fort. Seine Abschlußachse (Abschnitt K) ist übergiebelt. Den Schluß der Gesamtfrent bildet ein zurückgesetzter, 17 Meter langer Anbau (Abschnitt M). Seine Höhenabmessungen entsprechen zunächst denen des Restaura-



Abb. 5. Der Giebel über der ehemaligen Gastronomen-Wohnung

tionstrakts. Um rund 2 Meter steigt der Dachfirst dann an, um der Dachgaube genügend Raum zu lassen. Der Anbau wird heute vom Bahnhofsmanagement genutzt.

Geht man über den Abschluß des Anbaus hinaus nur wenige Meter nach Westen, steht man vor einer von zwei Jugendstil-Pfeilern flankierten, von Bossenquadrern überwölbten Einfahrt. Ursprünglich führte hinter dem vom Betrachter aus gesehen linken Pfeiler ein Treppenaufgang zum Bahnsteig 1. Er wurde am 22. März 1926 genutzt, als der Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg, Krefeld aus Anlaß der Beendigung der alliierten Besatzung besuchte. Die Örtlichkeit heißt seitdem Hindenburg-Bahnsteig. Der Treppenaufgang existiert nicht mehr. Heute wird der Raum von der Polizei genutzt.

Das Empfangsgebäude ruht auf seiner gesamten Länge auf einem 1 1/2 Meter hohen Sockel aus Niedermendiger Basaltlava. Im darüberliegenden Geschoß sind alle Gebäudeteile gleichermaßen mit grob gehauenen Bossenquadrern aus dunklem Sandstein versehen (so allerdings auch Ecken, Kanten und Bögen höher aufragender Teile). Ein durchgehendes Sims trennt dieses Geschoß vom nächsten, in dem die Zwischenfelder zwischen den Rundbögen der Fenster aus glattem, hellgetöntem Tuffstein hergestellt sind. Über den Eingangstüren des Haupttraktes befinden sich Glasvordächer. Sie ruhen auf Gußeisen-Konsolen (s. Abb. 6).



Abb. 6. Gußeisen-Konsole

Im Rahmen der Sanierung des Empfangsgebäudes wurde seine Fassade in den fünfziger und in den siebziger Jahren renoviert. Die aus Basaltlava (Sockel), Sand- und Tuffstein bestehenden Natursteine wurden mit Mineros-Material ausgebessert sowie durch Vierungen und neue Steine ergänzt. Die gesamte Ansichtsfläche wurde im Dampfverfahren gereinigt und die Oberfläche auf Kieselsäurebasis konserviert.

3. Das Innere des Empfangsgebäudes

Zentraler Raum im Innern des Empfangsgebäudes ist die fast quadratische, 18,5 Meter hohe Kuppelhalle. An der höchsten Stelle der Kuppel wölbt sich eine nochmals 1,2 Meter hohe Kuppelrundung, aus der sich ursprünglich ein Kronleuchter mit 4 Meter Durchmesser herabsenkte. Er ist seit den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges im Frühjahr 1945 verschollen.

Es wurde schon erwähnt, daß seit Beginn der fünfziger Jahre der Krefelder Hauptbahnhof einigermaßen instand gesetzt war. In den Jahren 1994 bis 1996 wurde das Empfangsgebäude von der Bahn AG renoviert. Das neue Inventar war kalkweiß, was mit dem Flair des Raumes nicht harmonisiert. Die abgetönte Verglasung der Bogenfenster dämpft das hereinflutende Tageslicht, so daß die Farbe der Wände, eigentlich gebrochenes Weiß, als helles Beige erscheint. Die Gurtbögen hatten ursprünglich eine braunrote Kassetten-Bemalung aufgewiesen; sie war nach der Zerstörung schmucklos übermalt worden. Nun stattete man die Gurtbögen – so auch die oben erwähnte Kuppelrundung (s. Abb. 7) – mit dezenten Schablonen-Malereien aus, wiederum in Braun-Rot, kontrastiert durch grüne Linien. Ein Rest mannshoher Marmorverkleidung – mit nassauischem Marmor von der Lahn – ist heute noch im Bereich der östlichen Seitenhalle vorhanden. Von dort gelangt man in die Bahnhofsgaststätte, wo sich früher Speise- und Wartesäle befanden, deren „Innengestaltung mit Hotels der höheren Klasse konkurrieren konnte“⁴⁾.

Den Zugang von der Empfangshalle zum Personentunnel überspannte seit den zwanziger Jahren ein dekoratives Glasbild, das Kunst und Werbung verband. Es war alten Berichten zufolge eine aus mehr als 5000 einzelnen bleigefärbten Antikgläsern zusammengesetzte „Farbensinfonie“. Die Auftraggeber waren die Rheinische Kunstseide AG, Krefeld, und die Hamburger Industriefirma Phrix, die bis in die siebziger Jahre in Krefeld eine Niederlassung hatte. Der Hülser Glasmaler Pitt van Treck hatte die Krefelder Silhouette nach einem Entwurf des Kölner Graphikers Hans Kirner dargestellt. Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Bild aus-

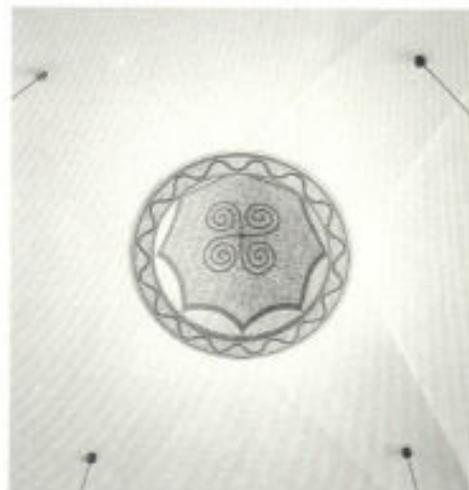


Abb. 7. Die Kuppelrundung

gebaut, sauberlich verpackt und weggestellt. Es tauchte nie wieder auf.

So wurde, als Abschluß der jüngsten Renovierung, im Mai 1996 auf der 8 x 5 Meter großen Fläche ein neues Buntglasfenster enthüllt (s. Abb. 8). Es stammt von dem Krefelder Glasmaler Hubert Spierling und stellt ein dreiteiliges Glasbild aus horizontalgeschichteten Streifen in wechselnd leuchtenden Farben dar. „Bewegung und Weite“ habe er sein Oeuvre genannt, erläuterte der Künstler dem Verfasser, doch auf einen Titel komme es ihm eigentlich nicht an. Es faszinierte ihn der Gedanke, daß Reisende einen bewußten oder unbewußten Eindruck mit auf die Reise nähmen. Die Ausführung des Kunstwerks lag bei der Kevelaerer Glasmalerei Derix.

Wenn der Reisende das Glasgemälde unterschritten hat, tut sich vor ihm der 150 Meter lange Personentunnel auf, der vom Aufgang zu Gleis 1 an ein Bogengewölbe besitzt. Im Bereich zwischen den Gleisen 1 und 2 befindet sich an den Wänden noch die Originalvertäfelung aus Meißner Platten (s. Abb. 9). Der Fußboden weist bis zum Bereich von Gleis 2 die Originalfliesen auf, dahinter folgen Ersatzfliesen. Am Anfang des Tunnels beginnt, rechts von der mittleren dunklen Fliesenreihe, ein pinkfarbener Streifen, der sich nach hinten erstreckt: Es ist eine Blindenspur mit rauher Oberfläche, die sich schnurgerade bis zum Südausgang fortsetzt.

Hinter dem Aufgang zu Gleis 5 befindet sich ein Empfangspavillon mit weißem Glasdach. In der Mitte des Pavillons steht eine Baumpflanze. Die Tunnelwände vom Pavillon bis zur Ausgangshalle sind belebt durch die Lichtschöpfung „Im Vorübergehen“ von Professor Günter Dohr, Krefeld, aus dem Jahre 1993. Dort begleitet weißes und farbiges Licht den Passanten (s. Abb. 10).



Abb. 8. Das Buntglasfenster „Bewegung und Weite“ von Hubert Spierling; 1996 erstellt

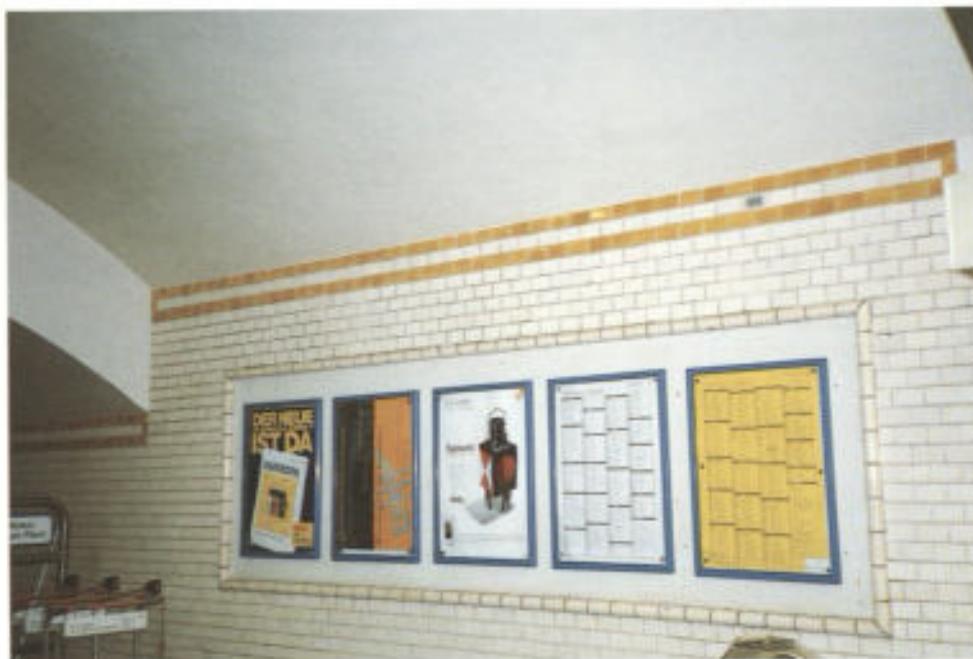


Abb. 9. Originalvertäfelung aus Meißner Platten im Personentunnel zwischen den Gleisen 1 und 2

Abb. 10. Die Lichtschöpfung „Im Vorübergehen“ von Professor Günter Dohr im Tunnelbereich vom Pavillon bis zur Ausgangshalle; 1993 erstellt



Den Abschluß des Personentunnels bildet das südliche Ausgangsgebäude, von der Ochtruper Firma Kramer und Schiergen errichtet und 1994 eröffnet. Das Gebäude ist überdacht mit einer Glasdachpyramide (s. Abb. 11 und 12). Der Zweckbau moderner Industriearchitektur steht nach Ansicht des Verfassers nicht im Widerspruch zum Stil des 90 Jahre älteren Empfangsgebäudes, beide ergänzen sich kontrastvoll. Zugang und Zufahrt zum Ausgangsgebäude von der Krefelder Südstadt her sind neu gestaltet worden.

Hat man den Bahnhof nach Süden verlassen, wendet sich nach rechts und folgt dem Bahndamm nach Westen, steht man bereits nach rund 40 Metern vor dem Eingang zum ehemaligen Gepäcktunnel, der unter sämtlichen Gleisen parallel zum Personentunnel verläuft und bei der ehemaligen Gepäckabfertigung endet. Der Tunnel ist funktionsfähig, wird aber wegen Mangels an Bedarf nicht genutzt. Als Schutz vor Mißbrauch und Vandalismus ist der Originalzugang zugemauert und mit einer Stahltür versehen.

An den Aufgängen zu sämtlichen Bahnsteigen befinden sich oben am Treppenabsatz im Jugendstildecor gehaltene gußeiserne Endposten der Sicherheitsgeländer. Auf Bahnsteig 1 steht ein gut gepflegtes und besterhaltenes Fachwerkhäuschen, ehemals eine Imbißhalle der Bahnhofsgaststätte. Die Krefelder Denkmalliste nennt es Wartehäuschen. Heute residiert dort der ‚Pro Bahn Fahrgastverband‘, der örtliche Ableger des Pro Bahn Regionalverbandes Niederrhein mit Sitz in Goch.

Ein weiteres ‚Wartehäuschen‘ aus Fachwerk befindet sich zwischen den Gleisen 4 und 5 auf einer Plattform über dem westlichen und östlichen Treppenaufgang (s. Abb. 13). Es diente ursprünglich dem Aufsichtsbeamten als Dienstraum; heute ist es ein Telefonhäuschen für den innerbetrieblichen Fernmeldebetrieb. Zu erkennen ist das gußeiserne Sicherheitsgeländer, darüber hinaus ein Teil des renovierungsbedürftigen Dachs des südlichen Hallenschiffs.

4. Die Bahnsteighalle

Die Bahnsteighalle des Krefelder Hauptbahnhofs wurde im Jahre 1907 von der Firma Dortmunder Brückenbau C. H. Jucho gebaut⁵⁾.

Vorhanden sind fünf Gleise, die mit drei Personen- und zwei Gepäcksteigen verbunden sind. Diese sind in ihrer Gesamtbreite von 59,6 Meter auf einer Länge von 102 Meter von einer dreischiffigen Halle überdacht. Das nördliche, auf der Seite des Empfangsgebäudes gelegene Schiff hat eine Stützweite von 15,7 Meter, das Mittelschiff von 24 Meter, das südliche von 19,9 Meter. Das Mittel-

schiff besteht aus einem Dreigelenkbogen mit Zugband. Die übrigen Schiffe sind als unterspannte Bogenbinder ausgebildet und auf das Mittelschiff statisch bestimmt gelagert. Die aus vorgefertigten Stahlteilen (Thomasstahl) und Stützen montierte Halle besitzt ein Bimsbetondach mit Eiseneinlagen und doppelter Papplage. Die Firste tragen Laternenaufbauten, die zwischen den jeweils vorletzten Bogenbindern liegen und mit Drahtglas abgedeckt sind. An den Seiten der Laternen sind feste Stabläden und am Giebel durchlaufende Dunsthauben angebracht.

Als Schutz gegen den seitlichen Wind erhielt das südliche Hallenschiff zur Krefelder Südstadt hin eine durchgehende Fensterwand, die nicht mehr vorhanden ist. Die Nordwand, ursprünglich Sichtschutz für die Wartesäle, ist noch vorhanden. Die westliche Hallenstirnseite hat eine Windschürze, die auf der Ostseite fehlt.

Die Aufstellung der Bahnsteighalle wurde unter schwierigen Bedingungen durchgeführt, denn die fünf unter dem neuen Dach verlaufenden Gleise blieben ständig in Betrieb. Mitte Juli 1907 begann man mit der Aufstellung der Mittelhalle; es folgten die Süd- und die Nordhalle (s. Abb. 14). Ab Mitte Oktober fand die Betonierung des Daches und die Glaseindeckung statt. Am 5. Dezember 1907 war die Bahnsteighalle fertiggestellt. Der Gesamtpreis für die Halle mit Einschluß der Beton- und Glaseindeckung belief sich auf 234 000 Reichsmark.

Was den Zustand der Bahnsteighalle angeht, so weist der Erläuterungsbericht der Bundesbahndirektion Köln (Abt. B 4308) vom 20. März 1992 auf die Hauptprüfung vom 29. März 1988 hin, die „einen erheblichen Unterhaltungsrückstand“ ergeben hatte. „In den vergangenen Jahren [sind] nur die notwendigsten Reparaturen zur Erhaltung der Verkehrs- und Betriebssicherheit durchgeführt“ worden. Der Bericht nennt unter anderen folgende Details:

- Korrosions- und Verwitterungserscheinungen beeinträchtigen zunehmend einzelne Bauglieder in ihrer Substanz und Standsicherheit.
- Die Karbonatisierung führt an den massiven Dachplatten aus bewehrtem Bimsbeton zu Abplatzungen; lose Betonteile müssen laufend beobachtet und notfalls abgeschlagen werden. Die mittlerweile stark eingefärbten Drahtglasscheiben der Oberlichter sind zum Teil gerissen und müssen laufend ausgewechselt werden.
- Die Stützenreihen A (Nord) und D (Süd) wurden aufgrund starker Abrostungen im Jahre 1989 vom Brückenbauhof Köln saniert und mit Querschnittsverstärkungen versehen.
- Ungefähr die Hälfte der senkrechten Abflußrohre wurde wegen des schlechten Zustands ausgewechselt.



Abb. 11. Die Glasdachpyramide von innen



Abb. 12. Die Glasdachpyramide von außen

Abb. 13. Das „Wartehäuschen“ aus Fachwerk zwischen den Gleisen 4 und 5





Abb. 14. Die Bahnsteighalle; Blick nach Osten; 1907

Soweit der Bericht. Die Reparaturbedürftigkeit der Bahnsteighalle ist für jeden Reisenden offenkundig (s. Abb. 15). Willi Maas vom Krefelder Bahnhofsmangement berichtet über den Einsatz von Bahnarbeitern, die, insbesondere nachts, zum Schutz der Reisenden marode Bauteile von Dach und Wänden herunterschlagen, ehe sie Schaden anrichten.

Spätestens seit dem Jahre 1989, wie im Archiv des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege, Brauweiler, festzustellen war, ist von einer Gesamtanierung (Bundesbahndirektion Köln - B 4308 lbb - 14, September 1989) die Rede. Hinweise auf Art und Umfang einer notwendigen, jedoch noch nicht terminierten Sanierungsaktion finden sich im bereits erwähnten Bericht von 1992:

Die denkmalpflegerischen Belange werden berücksichtigt. Der überwiegende Teil der stark abgenutzten Bauteile wird abgebrochen und durch neue, zeitgemäße Baustoffe ersetzt. Die wesentlichen tragenden Bauglieder (Binder, Stützen, Windverbände im Stützenbereich) bleiben erhalten und werden mit einem neuen Korrosionsschutz versehen. Die Dachhaut aus bewehrtem Bimsbeton wird durch Leichtbetonplatten (Fertigteile) ersetzt. Die Dachgauben erhalten neue Drahtglasscheiben. Voraussetzung für diese Aktion ist das Vorhandensein finanzieller Mittel.

Ein Artikel in der „Westdeutschen Zeitung“, Ausgabe Krefeld, vom 10. Oktober 1997 weiß zu berichten, daß die Bahnsteighalle ab Juli 1998 bis Ende 1999 in drei Bauabschnitten komplett wiederhergestellt wird. Der Bahnbetrieb geht während dieser Arbeiten weiter. Die Masse des Baumaterials wird mit der Bahn an- und abgefahren, belastet also das Bahnhofsumfeld nicht durch LKW-Verkehr.

Als finanzieller Aufwand für die Sanierung werden 14,1 Millionen DM veranschlagt. Diese Summe bestätigte dem Verfasser auch die Deutsche Bahn AG, Düsseldorf⁶⁾. Nicht in dieser Summe enthalten sind 275 000 DM für die fehlende Glaswand an der Südseite des südlichen Hallenschiffs. Sie soll eingesetzt werden, wenn ausreichende Mittel zur Verfügung stehen.

[Inzwischen, Herbst 1999, sind die Bauarbeiten im Gang; sie sollen bis August/September 2000 dauern.]



Abb. 15. Die Bahnsteighalle, Mittelschiff, heute; Blick nach Osten

Anmerkungen

¹⁾ Dieser Beitrag wurde im Jahre 1997 geschrieben. Er führt die Arbeit von Hans Biederbick: Zur Frühgeschichte der Eisenbahn im Krefelder Raum aus Anlaß der 80-Jahr-Feier des Hauptbahnhofs am 3. Dezember 1987, in: die Heimat, Krefelder Jahrbuch, 58, Krefeld 1987, fort.

Das „heutige Erscheinungsbild“ des Bahnhofs ist das vom Dezember 1997. Die Bauentwicklung an der Bahnhofshalle seit dem Frühjahr 1998 und diejenige im Vorfeld des Südausgangs sind nicht berücksichtigt.

Abb. 1 gibt den Bauzustand des Empfangsgebäudes nach dem Zweiten Weltkrieg wieder. Sie ist eine Abzeichnung des Original-Bauplans von 1907, an dem mehrere Retuschen vorgenommen wurden. Es fehlen:

- auf dem Dach des Gastronomietrakts, Abschnitt D, drei Erker;
- auf der Laterne des Turms die Wetterfahne, ohne die die in der Literatur angegebene Turmhöhe von 56 Meter nicht erreicht wird;
- das geflügelte Rad auf dem Giebel des Hauptportals, Abschnitt G;
- auf dem Dach des Haupttrakts, Abschnitt I, der Doppelpelker;
- der Giebel der Gaube auf dem Dach des Anbaus, Abschnitt M.

Ein Vergleich mit der von Biederbick verwandten Skizze auf Seite 67 des o. a. Berichts ist hilfreich.

²⁾ Die elf Unterführungen waren: 1. Niederbruchweg, 2. Dießener Straße, 3. Kronprinzenstraße, 4. Neusser Straße, 5. Gladbacher Straße, 6. Tannenstraße, 7. Roßstraße, 8. Nauenweg (Klever Linie), 9. Nauenweg (Gladbacher Linie), 10. Marktstraße, 11. St.-Toniser Straße.

³⁾ Hans-Peter Schwanke: Architekturführer Krefeld; Krefeld 1996.

⁴⁾ Schwanke: Architekturführer Krefeld. Der heutige Wartesaal ist mit dem von 1907 nicht im geringsten vergleichbar (Verf.).

⁵⁾ Karl Wildorf: Die neue Bahnsteighalle in Krefeld, in: Zeitschrift für Bauwesen; Berlin 1906.

⁶⁾ Die Unterredung fand am 15. Dezember 1997 bei der Deutschen Bahn AG, Geschäftsbereich Personenbahnhöfe, Niederlassung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, mit dem Leiter des Technikcenters statt.

Neue Linden auf dem südlichen Westwall

von Günter Janß

1. Die große Fäll-Aktion im Dezember 1997

Zorn und Empörung bemächtigten sich sehr vieler Krefelder, als die Tageszeitungen am 2. Dezember 1997 die Nachricht verbreiteten, daß vom folgenden Tage an auf dem Westwall zwischen Markt- und Lindenstraße

alle noch vorhandenen alten Bäume gefällt würden. Doch diese Unmutsäußerungen waren wohl weniger durch einsichtige Wahrnehmung der gegebenen Realität als durch wehmütige Erinnerungen an die einst herrli-

che Wohnstraße mit ihren dichtbelaubten schönen Bäumen geprägt. Die Abbildungen 1 und 2, beide vom selben Standpunkt und fast zur gleichen Jahreszeit aufgenommen, belegen den traurigen Niedergang des West-



Abb. 1. Die Linden des südlichen Westwalls an einem Sommertag des Jahres 1973



Abb. 2. Derselbe Aspekt im Jahre 1997

wall-Grüns. Das Grünflächenamt der Stadt mußte handeln, wenn das Image Krefelds als Stadt „der vier grünen Wälle“ keinen Schaden erleiden und eine inzwischen akut gewordene Gefährdung von Passanten und Fahrzeugen durch die ständig wachsende

Standunsicherheit der fast 100jährigen Bäume verhindert werden sollte.

Bereits vor 20 Jahren genügte die leichte Kollision eines Kleinlasters mit der Linde an der Ecke Dreikönigenstraße vor dem Haus

Westwall 47, um diese vom Wurzelstock abzudrehen und umzuwerfen, wie der Verfasser beobachten konnte¹⁾. Das Grünflächenamt pflanzte damals zwar sofort ein neues Bäumchen (Durchmesser des Stammes knapp 12 cm), aber es paßte nicht zu den alten großen Bäumen in seiner Umgebung, und es paßte auch nicht in die Kette der dann im Mai 1998 nach dem Kahlschlag gepflanzten neuen Linden²⁾. Darum wurde dieser Baum mit zwei oder drei anderen auf den Ostwall beziehungsweise an die Grenzstraße umgesetzt, weil dort inzwischen Lücken entstanden waren.

Für die vorzeitige Alterung der Westwall-Linden ist mit Sicherheit auch auf die allgemeine Luft- und Umweltverschmutzung im Innenstadtbereich hinzuweisen. Nicht übersehen werden aber darf, daß die Schäden an den Bäumen potenziert in Erscheinung traten, nachdem der Mittelstreifen des Westwalls in den siebziger Jahren asphaltiert worden war, um eine rationellere und damit kostengünstigere Reinigung der großen Marktfläche durch den Einsatz der schweren Wassersprüh- und Kehrfahrzeuge des Fuhrparks zu ermöglichen. In der Folge dieser Bodenversiegelung, die bis nahe an die Stämme reichte, gab es im Boden nicht mehr genügend Feuchtigkeit für ein gesundes Wachstum der Bäume. Die austrocknenden Stämme und Blätter wurden krank und von Schädlingen (Napfschildläusen) befallen. Meist schon im Juli begannen die Blätter zu kräuseln, zu welken und abzufallen. Die erstickenden Linden wehrten sich gegen den drohenden Tod, reckten sich besserer Luft, hellerem Licht und auch dem Regen entgegen, mit einem Wort: Sie schossen ‚geil‘ in die Höhe.

Das Grünflächenamt versuchte dem entgegenzuwirken, indem es die Baumscheiben am Boden vergrößern ließ. Stahlbügel wurden zum Schutz gegen weitere Beschädigungen durch auf dem Westwall parkende Fahrzeuge aufgestellt und die hochaufgeschossenen Äste der Baumkronen drastisch zurückgeschnitten, alles in der Hoffnung, daß die Linden noch einmal von unten neu ausschlagen würden (s. Abb. 3). Doch alles war vergeblich! Wenn der Westwall je wieder das einheitliche Erscheinungsbild einer ansehnlichen Allee zeigen sollte, gab es keinen anderen Weg, als alle alten Hybridlinden zu fällen (s. Abb. 4) und eine vollständige Neupflanzung zwischen Markt- und Lindenstraße vorzunehmen.

Am 4. Dezember sah es auf dem Westwall wie nach dem Durchzug eines Hurrikans aus (s. Abb. 5).

Sofort lebte die Frage wieder auf, ob dies nicht eine günstige Gelegenheit sei, nun unter dem Westwall eine große Tiefgarage zu bauen, damit von Westen ins ‚Oberzentrum Krefeld‘ mit PKW einführende Käufer leicht



Abb. 3. Sommer 1983: Immer mehr Linden wurden vom Grünflächenamt aus den Baumreihen herausgenommen. Von der mittleren Kette existierten 1997 nur noch die Bäume auf den Positionen 4/37, 39 und 57, in den Randketten fehlten mindestens zehn Bäume, weitere sechs Bäume waren schon früher nachgepflanzt worden.

Abb. 4. Kahlschlag auf dem Westwall am 3. Dezember 1997



und schnell einen Stellplatz für ihr Fahrzeug finden könnten. Doch die Anwohner, die den Einsturz ihrer alten Häuser durch eine derartig große Baumaßnahme befürchteten, die Marktbesucher und -besucher, die um die Zukunft des traditionsreichen Wochenmarktes bangten, die Verkehrsplaner, die schon riesige Autostaus auf den Zufahrtsstraßen entstehen sahen, die Liebhaber des historischen Krefelder Stadtbildes und viele mehr argumentierten heftig dagegen und setzten schließlich durch, daß Oberbürgermeister Dieter Pützhofen am 6. Mai entschied, keine Tiefgarage an dieser Stelle zu bauen.

2. Der Baumbestand und seine Erneuerungen

Schon Ende Mai 1998 waren 36 neue Linden gepflanzt. Leider werden gewiß noch zehn Jahre darüber hingehen, bis wieder ein einigermaßen üppiges Grün den südlichen Westwall schmücken wird.



Abb. 5. Ein Dokument der „großen Leere“ nach dem Wegschaffen der gefällten Bäume: Vorn rechts (Ecke Dreikönigenstraße) ist einer der wenigen verschont gebliebenen Bäume zu erkennen, die später auf den Ostwall beziehungsweise an die Grenzstraße umgesetzt wurden.

Tabelle 1

Baumbestand auf dem Westwall von der Liebfrauenkirche bis zum Südwall (Stand 1. Januar 1999)

Anzahl der Bäume pro Baumart

<i>Platanus acerifolia</i>	Gewöhnliche Platane	71
<i>Tilia cordata</i> „Glenleven“	Winterlinde	36
<i>Tilia vulgaris</i> „Pallida“	Kaiserlinde	26
<i>Tilia x intermedia</i>	Holländische Linde	7
<i>Tilia cordata</i>	Winterlinde	4
<i>Ginkgo biloba</i>	Ginkgobaum	3
<i>Acer pseudoplatanus</i>	Bergahorn	2
<i>Acer saccharinum</i> „Wieri“	Geschlitzter Silberahorn	2
<i>Aesculus x carnea</i> „Briotii“	Scharlachkastanie	2
<i>Fagus sylvatica</i> „Purpurea“	Blutbuche	2
<i>Liquidambar styraciflua</i>	Amberbaum	2
<i>Quercus robur</i>	Stieleiche	2
<i>Acer pseudoplatanus</i> „Leopoldii“	Weißbunte Sorte vom Berg-Ahorn	1
<i>Aesculus hippocastanum</i>	Roßkastanie	1
<i>Aesculus hippocastanum</i> „Baumannii“	Nichtfruchtende Roßkastanie	1
<i>Ailanthus altissima</i>	Götterbaum	1
<i>Betula pendula</i>	Sandbirke	1
<i>Catalpa bignonioides</i>	Gewöhnlicher Trompetenbaum	1
<i>Ilex aquifolium</i>	Stechpalme	1
<i>Tilia platyphyllos</i>	Sommerlinde	1
<i>Taxodium distichum</i>	Sumpfpypresse	1
insgesamt		168

Die ältesten Bäume des Westwalls stehen ganz im Süden auf der Rasenfläche vor dem Fichte-Gymnasium (Hausnummer 14). Es handelt sich um eine 22 m hohe Platane und um eine 13 m hohe Buche (Stammumfang in 1 m Höhe = 2,8 m³). Beide Bäume sind im Jahre 1850 gepflanzt worden. Eine zweite, weitaus stattlichere Buche befindet sich in der Nähe des 1997 restaurierten Brunnens

auf der Rückseite des Rathauses. Mit Sicherheit ist diese Buche der schönste Baum auf dem Westwall überhaupt, kräftig, schlank und majestätisch⁴. Sie wurde 1870 an diese Stelle gesetzt. Die höchsten Bäume des Westwalls sind nach dem Baumkataster der Stadt der gleichfalls ganz in der Nähe des schon genannten Brunnens stehende Ginkgobaum mit 24 m und die ebenfalls dort

zu findende Sumpfpypresse mit 23 m Höhe⁵, beide etwa 100 Jahre alt.

Nachpflanzungen größeren Umfangs sind für das Jahr 1928 zwischen Nord- und Gartenstraße zu verzeichnen. Die ursprünglich gepflanzten Ulmen waren an der Ulmen-Krankheit eingegangen und wurden durch Platanen ersetzt.

1997 ließ das Grünflächenamt diesen ganzen Abschnitt sanieren. Die Erde der Baumscheiben wurde aufgelockert und mit Langzeitdünger (Substratgemisch) versehen (s. Abb. 7), die Gehwege und die Kantsteine wurden in Ordnung gebracht. Zwischen Nord- und Gartenstraße zeigt der Westwall heute am schönsten seinen ursprünglich gewollten Allee-Charakter; der Besucher erlebt eine ruhige, geschlossene und gepflegte Anlage (s. Abb. 8). Leider nehmen viele Autofahrer nur wenig Rücksicht und verdichten durch Parken auf den eben hergerichteten Gehwegen des Mittelstreifens erneut den Boden und hindern so ein gesundes und ungestörtes Wachstum der Platanen.

Eine zweite, umfangreiche Erneuerung des Baumbestandes auf dem Westwall erfolgte mit 18 Kaiserlinden im Bereich zwischen Dionysius- und Blumenstraße (gegenwärtige Höhe der Bäume etwa 10 m). Von der Erstpflanzung im Jahr 1897 sind heute gerade noch sieben 14 bis 16 m hohe Winter- und Hollandlinden übrig. Weitere Ergänzungen erfolgten dort 1928, 1948, 1950, 1982, 1983, 1986 und 1988. Für das heute uneinheitliche Bild dieses Straßenabschnittes muß aber nicht nur auf die sehr unterschiedlichen

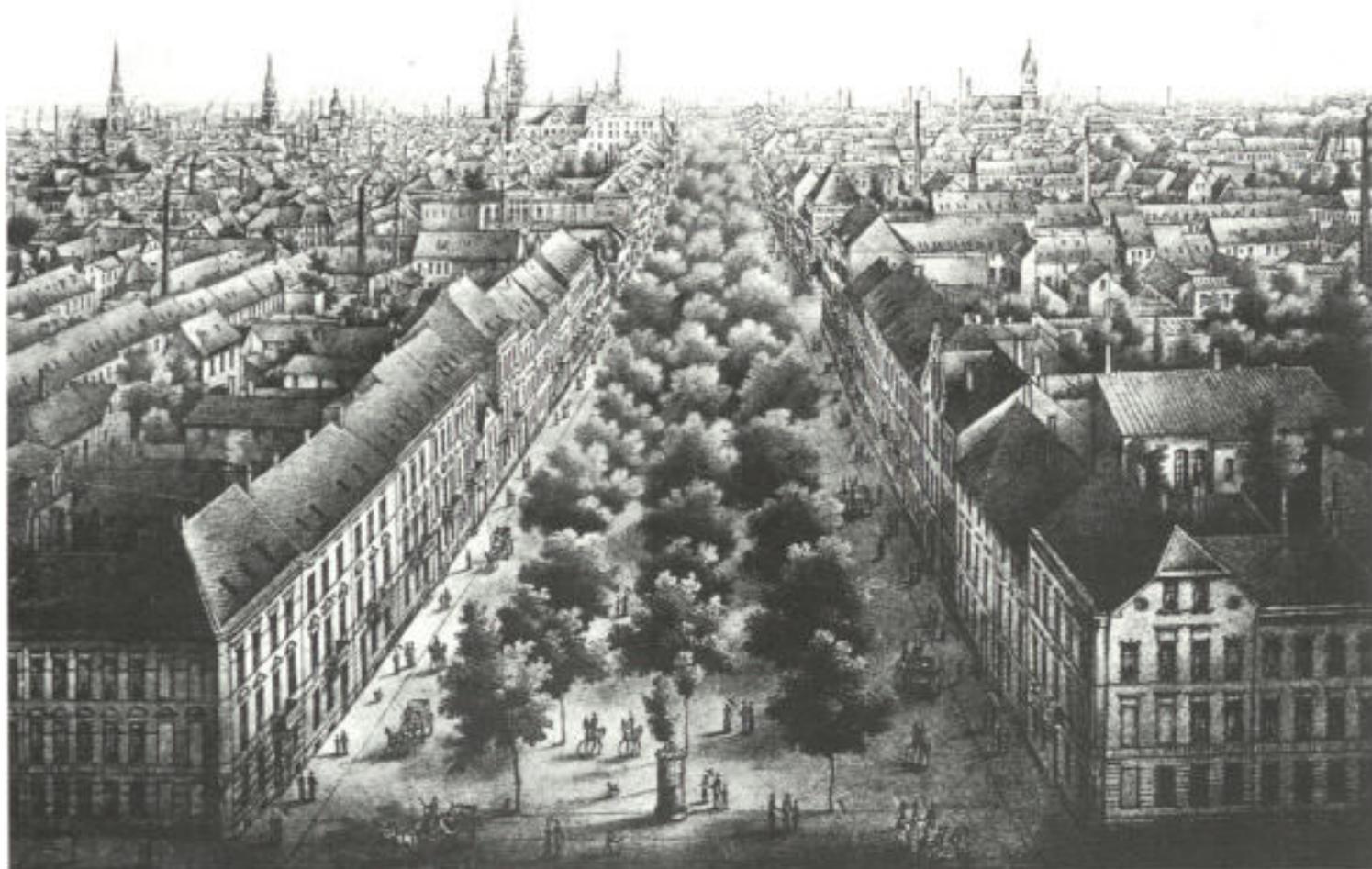


Abb. 6. Die alte Lithographie zeigt die ursprünglich in Dreierreihe gepflanzten Ulmen vom Turm der Liebfrauenkirche aus gesehen. Die mittlere Reihe wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg weggenommen, um einen freieren Blick von Süden aus auf die Kirche zu ermöglichen.

Abb. 7. Die letzten Schaufeln Erde werden im Mai 1998 auf die Baumscheiben der neugepflanzten Linden aufgebracht.



Abb. 8. 1954 hatte man vom Brunnen hinter dem Rathaus aus über die heranwachsenden Platanen diesen schönen Blick auf die Liebfrauenkirche.

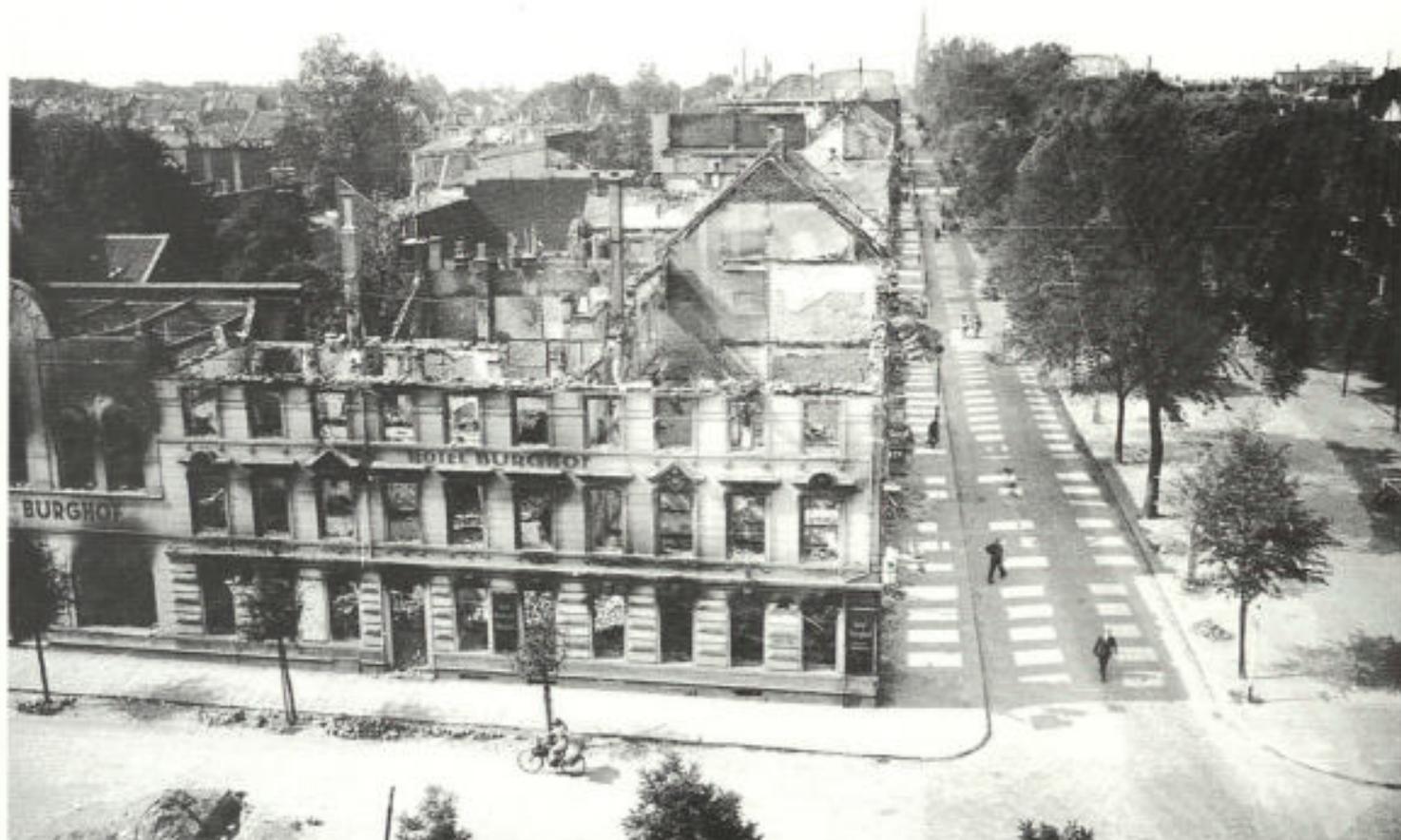


Abb. 9. Westliche Seite des Westwalls mit den in der Bombennacht vom 22./23. Juni 1943 ausgebrannten Häusern; Blick von der Blumenstraße nach Norden

Pflanzjahrgänge verwiesen werden, sondern besonders auch auf den Versuch, die Fluchtlinie der Allee zum Teil bis auf 50 cm an die Fahrbahn heranzuschieben. Auf diese Weise sollte mehr Raum für die auf dem Mittelstreifen des Westwalls parkenden Autos und den zweimal in der Woche stattfindenden Markt geschaffen werden. Warum die Linden in diesem Bereich in der beschriebenen Weise einzeln ersetzt werden mußten, erklärt sich leicht durch einen Blick auf Abbildung 9.

Die Hitze des Feuers in der Bombennacht vom 22./23. Juni 1943 hatte die den Häusern doch recht nahestehenden Bäume wesentlich mehr geschädigt als zunächst äußerlich wahrgenommen werden konnte. Und da die Bäume unterschiedliche Kräfte aufbringen konnten, um mit den bis ins Mark reichenden Schäden fertig zu werden, starb der eine früher, der andere später. Wie schön gerade das Erscheinungsbild dieses Westwall-Abschnittes zu Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen ist, zeigt Abbildung 10.



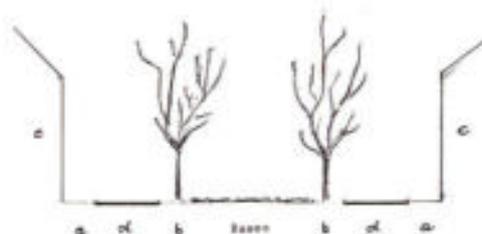
Abb. 10. Die aus dem Jahr 1901 stammende Postkarte zeigt dieselbe Westwall-Partie wie Abb. 9. Das dort erkennbare Hotel „Burghof“ an der Ecke Blumenstraße trug von 1883 bis 1904 den Namen des ersten Besitzers „Faßbender“.

Die letzte große Neupflanzung von 1998 erfolgte den Lieferangaben entsprechend mit ‚Stadtklima verträglicheren‘ Linden (36 *Tilia cordata* ‚Glenleven‘), wie schon oben berichtet, im Süden des Westwalls. Dieses Mal stehen die Bäume alle näher am Straßenrand, um den Park- und Marktbetrieb zu erleichtern. Die Abstände zwischen den einzelnen Stämmen wurden auf 13 m vergrößert, die von Asphalt freigehaltenen Baumscheiben auf 3 x 3 m erweitert und mit Schutzbügeln für die Bäume versehen (s. Abb. 11). Versuchsweise sind einige dieser Baumscheiben – ähnlich wie auf dem Ostwall – mit kleinen Eiben besetzt worden. Aber es zeigt sich, daß dies anders als dort nicht unbedingt als Vorteil gewertet werden kann, da sich bei der maschinellen Marktplatzreinigung Schmutzpapier und Plastikabfall in den Sträuchern verfangen und von Hand aufgelesen werden müssen.

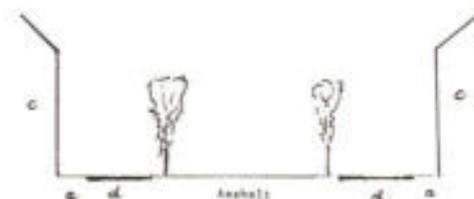
Durch den nun sehr ‚leeren‘ Mittelstreifen – man vergleiche dazu die Straßenprofile (Abb. 12) des Westwalls etwa in der Nähe der Wollstraße im Norden und der Dreikönigenstraße im Süden – drängt sich die Frage nach weiteren Gestaltungselementen für den südlichen Westwall auf. Im Gespräch⁶⁾ sind Hochbeete rund um die Bäume oder gußeiserne Gitter auf den Baumscheiben ähnlich denen auf der Rheinstraße, die Wiederherstellung des schwarz-weißen Mosaikpflasters auf der Marktplatzfläche und ein Austausch



Abb. 11. Zwischen den durch Kantsteine und Stahlbügel geschützten jungen Stämmen ist derzeit Parkgelegenheit für meist nur zwei Fahrzeuge.



Westwall (Höhe Wollstraße)



Westwall (Höhe Dreikönigenstraße)

- a plattierter Gehsteig
- b nichtplattierter Gehweg
- c Hausfronten
- d Fahrbahnen

Abb. 12. Vergleich der Straßenprofile

der gegenwärtig installierten Peitschenlampen gegen Laternen im historisierenden Stil am Fahrbandrand.

3. Planung und Anlage des Westwalls⁷⁾

Nach dem Ende der Franzosenzeit (bis 1814) übernahmen die Preußen die Regierungsgewalt im Rheinland und damit auch wieder in Krefeld. Sie monierten sehr bald das ‚wilde⁸⁾ und ungeordnete Bauen der Krefelder außen vor den Mauern der Stadt. Die Ursache für diesen Zustand war, daß es seit langem schon kein Bauland mehr innerhalb der Stadtmauern gab. Auch sahen die Bauwilligen keine Notwendigkeit mehr für die Existenz der Mauern und brachen sich darum vielfach die Steine für ihre Häuser aus dem alten, immer mehr zerbröckelnden Bauwerk⁹⁾ (s. Abb. 13).

Die Preußen forderten zur Abstellung der Mißstände eine Baupolizeiordnung und die Aufstellung eines der zukünftigen Entwicklung der stürmisch aufstrebenden Industriestadt Rechnung tragenden Bebauungsplanes¹¹⁾. Aus der Zusammenarbeit zwischen dem Geometer Goldammer und dem großen Baumeister von Vagedes erwuchs in zum Teil sehr harten Verhandlungen zwischen der Stadt Krefeld, der Regierung in Düsseldorf und den Ministerien in Berlin der die Stadt bis heute prägende Plan mit den vier Wällen (s. Abb. 14).

Vagedes erläuterte den Plan mit romantischen Worten, wie sie dem damaligen Zeitgeist entsprachen: „Diese Wälle am Rande der Stadt dienen lediglich der Trennung der Stadt vom flachen Lande. Sie leiten von der freien, nicht in architektonischen Zwang gefügten Natur über die gebundene, d. h. künstlich auf den Wällen angepflanzten Baumreihen hin zur architektonisch gegliederten Stadt“¹²⁾. Die Verfasser des Plans schlugen vor, die zur Finanzierung des Projektes notwendigen Mittel durch den gänzlichen Abbruch der inzwischen nicht mehr zeitgemäßen Mauer und den Verkauf der dadurch anfallenden Steine zu erwirtschaften und überschießende Gelder weiter für den Bau eines unterirdischen Abzugskanals¹³⁾ für die sich ständig innerhalb der Stadt aufstauenden Regen- und Kloakengewässer zu verwenden.

König Friedrich Wilhelm III. genehmigte den Goldammer-Vagedes-Plan am 27. Mai 1819.

Mit dem Bau der Wallanlagen wurde im Süden des Ostwalls begonnen. Aber die Arbeiten kamen nur sehr langsam vorwärts, denn auf dem für die Wälle vorgesehenen Gelände draußen vor den alten Stadtmauern hatten die Krefelder Bürger ihre Kleingärten, die reichen Fabrikanten ihre Parks und die evangelisch-reformierte Gemeinde ihren Friedhof, und kaum einer war auf Anrieb bereit, seine Parzellen an die Stadt zu verkaufen.



Abb. 13. Der ‚Piansturm‘¹⁰⁾ und ein Stück der zerbröckelnden Stadtmauer ziehen die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich. – Diorama aus der Weihnachtsdekoration des Kaufhauses Horten 1998

Am größten waren die Schwierigkeiten bei der Trassierung des Westwalls, weil dort die neue Fahrbahn nur knapp hinter dem erst 1791 bis 1794 gebauten Wohnhaus – im

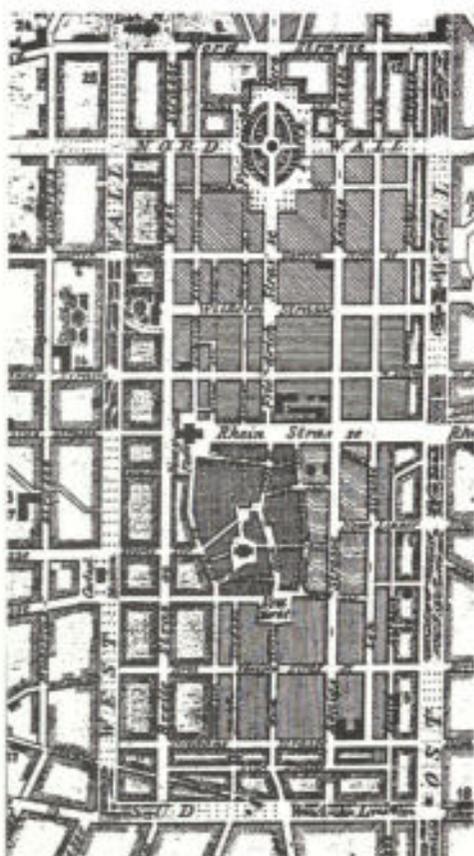


Abb. 14. Die Karte gibt den Stand der Verwirklichung des Vagedes-Plans bis zum Jahr 1910 wieder (Ausschnitt aus einem für die Krefelder Schulen herausgegebenen Stadtplan).

Volksmund „Schloß“ genannt – der Familie von der Leyen vorbeiführen und den neu angelegten, zum „Schloß“ gehörenden Park quer über sollte. Die Familie erhob immer wieder Einsprüche gegen die Planung, bis diese durch eine Kabinetts-Order¹⁴⁾ endgültig abgewiesen wurden. Schließlich kaufte die Stadt 1861 das „Schloß“ und benutzte es bis heute als Rathaus. Der Park wurde in den mittleren Grünstreifen des Westwalls integriert und in nördlicher Richtung bis zur Gartenstraße und nach Süden bis zur St.-Anton-Straße in besonderer Weise bepflanzt. Von den Bäumen des ehemaligen von der Leyenschen Gartens ist heute keiner mehr vorhanden. Auf die Anlage eines neuen Stadtgrabens wurde verzichtet, da die Stadt schon in den dreißiger Jahren über die Wälle hinauszuwachsen begann.

1827 gab es nach dem ältesten im Archiv der Stadt Krefeld erhaltenen Adreßbuch auf dem Terrain des späteren Westwalls unter anderem eine Häusergruppe mit der Bezeichnung „Vorstadt vor dem alten Brückchen“. Seit der napoleonischen Zeit waren alle Häuser Krefelds einfach durchnummeriert worden, und die vor dem Brückchen trugen die Nummern 1424 bis 1437. 1838 hatte es neue Nummern gegeben, und sowohl die vorgenannten Häuser als auch solche auf der Breite-, Dionysius-, Everts- und Grabenstraße waren unter der Nummer 265 registriert, die Häuser vor dem Brückchen mit den Unternehmern 7/15 bis 12/15. Seit 1844/45 erscheint der Westwall als eigener Straßenzug, auf dem die Hausnummern 26, 32, 35 und 64 belegt sind. Zehn Jahre später war unter der Nummer 14 die Provinzial-Gewerbe-Schule (heute Fichte-Gymnasium) und unter der Nummer 145 die Höhere-Töchter-Schule der Stadt errichtet. Insgesamt 87 Gebäude gab es zu jener Zeit schon auf dem Westwall, obwohl die endgültige Of-

fenlegung erst 1865 erfolgte. 1868 wurden schon 112 Häuser gezählt.

Die Bepflanzung der neuen Allee begann 1859 ganz im Norden mit Ulmen¹⁵⁾, weiter südlich folgten dann Ahorn, Eichen, Linden, Platanen und noch einmal Ulmen. Die Bäume wuchsen nur langsam heran, weshalb die Krefelder in den schneereichen Wintern der siebziger Jahre zum Schlittenfahren gern den Westwall aufsuchten¹⁶⁾, denn es gab dort noch viel Platz. Das war auch der Grund, die Himmelfahrts- und die Septembekirmes dorthin zu verlegen; die Fahrgeschäfte waren auf dem Karlsplatz nah und gut plaziert.

Der von Vagedes geplante Nordwall wurde wegen der damals schon zu weit fortgeschrittenen Bebauung des vorgesehenen Geländes nie gebaut. Zum „Nordwall“ wurde ersatzweise ein Stück der früheren Moersischen Straße erklärt und, wenn auch ohne Grünstreifen, so doch mit dem schönen Friedrichsplatz-Rondell, ausgebaut. Dies ist auch der Grund, weshalb das nördlichste Stück des Westwalls bis hin zur Liebfrauenkirche keine einsichtige städtebauliche Begründung erkennen läßt.

Mit Erstaunen wird wohl jeder, der sich mit der Krefelder Stadtentwicklung in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts beschäftigt, feststellen, daß der wohl schärfste Gegner des Goldammer-Vagedes-Plans, Friedrich Heinrich von der Leyen, genau den Begriff in die damalige Diskussion eingebracht hat, der den neuen Stadtgrundriß am besten charakterisiert: „oblongum“¹⁷⁾, das bedeutet „Rechteck“. Vielleicht hatte er mit dieser Wortfindung ganz unbewußt zum Ausdruck gebracht, daß auch er die Richtigkeit der Planungsidee im Grunde erkannte und innerlich bejahte.

Schriften

- Adreßbücher der Stadt Krefeld (1827 – 1900) im Stadtarchiv Krefeld.
- Baumkataster der Stadt Krefeld, Grünflächenamt.
- Brües, Eva, Die Denkmäler des Rheinlandes, hrsg. von R. Wesenberg u. A. Verbeek, Düsseldorf 1967.
- Buschbell, Gottfried, Geschichte der Stadt Krefeld, hrsg. von K. Heinzemann, Band II, Krefeld 1954.
- Claßen, Robert, Die Erweiterungen von 1692 – 1975. Eine historische Stadtgeographie. Quellen und Materialien zur Geschichte der Stadt Krefeld, in: Zum Beispiel: Krefeld, Bd. 3, Krefeld 1989.
- die Heimat, Krefelder Jahrbuch, hrsg. vom Verein für Heimatkunde in Krefeld, Jahrgänge 1, 7, 23, 30 – 32, 35, 46 – 50, 52, 58, 60 und 61, Krefeld.

Anmerkungen

- 1) April 1979.
- 2) Die 36 neugepflanzten Linden sind um 20 Jahre jünger und darum entsprechend kleiner.
- 3) Baumkataster Westwall 004/70947, Nrn. 20 und 22.
- 4) Ebenso Nr. 118.
- 5) Ebenso Nrn. 121 und 106.
- 6) „Westdeutsche Zeitung“, Ausgabe KR vom 13. und 23. Februar 1999.
- 7) Ausführliche Darstellungen zur Planung und Verwirklichung der vier Wälle wurden seit Jahrzehnten veröffentlicht (s. Schriften). Es werden darum hier nur wenige Einzelbelege genannt.
- 8) Buschbell II, S. 399.
- 9) Landrat Cappe an die Regierung in Düsseldorf am

12. Mai 1818 (Claßen, a.a.O., S. 250/1) und der Kostenvorschlag vom Juni 1821 (Claßen, S. 259/60).
- 10) Everstum(?).
- 11) Bevölkerungszahlen bei Buschbell II, S. 399.
- 12) Buschbell II, S. 405.
- 13) Bürgermeister Heydweiller am 12. Januar 1818 (Claßen, a.a.O., S. 248) und Bürgerinitiative vom 29. Juli 1839 (Claßen, a.a.O., S. 268).
- 14) Kabinettsorder vom 14. Februar 1824 (Claßen, a.a.O., S. 261).
- 15) Siehe weiter oben.
- 16) Marsfelder: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes – 1870er Jahre“ bei Claßen, a.a.O., S. 286 ff.
- 17) Friedrich Heinrich von der Leyen am 6. Januar 1818 in seinem Schreiben an die Regierung in Düsseldorf (Claßen, a.a.O., S. 88 u. 248).

Unwiederbringliche Zeiten (1923 – 1952)

Erinnerungen eines mittelmäßigen Krefelder Schülers

von Bruno J. Bachem

Vater, Jahrgang 1884, war 1923 als Wahlbeamter zum Stadtbaurat und Leiter des städtischen Hochbauamtes der Stadt Krefeld gewählt worden. Er zog als „möblierter Herr“ in ein Zimmer auf der Blumenstraße. Als die Eltern dann im Jahre 1924 heirateten, war die Inflation auf dem Höhepunkt, und sie begannen ihren gemeinsamen Hausstand im Anbau eines Hauses auf der Steckendorfer Straße. Krefeld stand damals noch unter belgischer Besatzung, und die Wohnungsnot war groß. So kam es, daß auch ein – nach damaliger Klassifikation – „höherer Beamter“ der Stadt Krefeld mit seiner Familie zunächst nur provisorisch untergebracht werden konnte. Mutter, Jahrgang 1896, brachte ihren Sohn aus erster Ehe, Hansjakob Westhofen, mit. Dessen Vater war, als sein Sohn gerade sechs Wochen alt war, 1918 an der damaligen Grippe-Epidemie verstorben. Mit Vater, der den ganzen Krieg 1914/18 mitgemacht hatte, kamen seine verwitwete Mutter und das alte Hausmädchen aus dem Haushalt von Vaters Eltern.

1925 kam ich zur Welt – zu Hause in der Wohnung, denn für die Kosten einer Geburt im Krankenhaus kamen damals die Krankenkassen nicht auf, Schwangerschaft und Entbindung waren ja keine Krankheit. 1927 zogen wir dann in die schöne und größere Wohnung auf der Bogenstraße um, in der wir bis 1956 blieben.

1928 kam Bruder Norbert – ebenso per Hausentbindung natürlich – zur Welt, die sich inzwischen insofern geändert hatte, als die Währungsstabilisierung und das Ende der Besatzungszeit eine allgemeine Blüte der Wirtschaft bewirkt hatten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang vielleicht, daß Vater einer der ersten katholischen „höheren Beamten“ im protestantisch-mennonitisch-preußischen Krefeld war. Als Katholik trat er der – katholischen – „Gesellschaft Erholung“ bei. Eines Tages wurde er dann auch Mitglied der protestantisch-liberal ausgerichteten „Gesellschaft Verein“. Er war als einer der Repräsentanten der Stadt zum Beitritt aufgefordert worden, und zwar in Kenntnis seiner Mitgliedschaft in der „Erholung“.

Dann kam die große Weltwirtschaftskrise, die den Beamten jedoch nur insoweit traf,



Abb. 1. Dr. Hans Bachem; 1949

als durch die Brüning'schen Notverordnungen Gehaltskürzungen verfügt wurden. Die sonstigen Arbeitnehmer traf es um so härter. Ich sehe noch deutlich vor mir, wie die Arbeitslosen überall herumstanden und morgens von Haus zu Haus gingen und um Arbeit fragten, zum Beispiel, ob Teppiche zu klopfen, Holz zu hacken oder Kohlen vom Keller nach oben zu schaffen seien. Im städtischen Schirnhof auf der Blumentalstraße war eine Suppenküche für die Armen eingerichtet, in der Mutter half. Die Erwerbslosenunterstützung war damals gering und kurz befristet, und sehr viele Familien waren in großer Not, wenn ihr Ernährer, wie es damals hieß, „abgebaut“ worden war.

Inzwischen war ich in den Kindergarten „gekommen“, der auf dem Jungfernenweg von Fräulein Jakobsen geleitet wurde. Sie „regierte“ mit einer, manchmal mit zwei Helferinnen so an die 65 Kinder. Ich habe diese Zeit als sehr schön in Erinnerung. Sie brach-

te mir den Kontakt zu einer ganzen Reihe von Spielkameraden, die zum Teil nicht nur Schul-, sondern richtige Freunde wurden. Einer von ihnen lebt noch, Heribert Bungart, ältester Sohn von Vaters bestem Freund, Professor Jakob Bungart, Chirurg und Chefarzt der Städtischen Krankenanstalten in Krefeld; er kam gegen Kriegsende in Gestapohaft um. Heriberts Schwester Irene wurde später die Frau meines Bruders Hansjakob.

Zwei Freunde sind noch besonders zu erwähnen: Hansgeorg und Horst. Hansgeorg wohnte auf der Bismarckstraße, Horst tauchte erst auf der Bildfläche auf, als ich schon im 3. Schuljahr war. Er kam – unüberhörbar – aus Köln, wo sein Vater Bankdirektor gewesen war. Er hatte den Bankdienst quittiert und in Krefeld ein jüdisches Geschäft gekauft, dessen Inhaber sein Vermögen für die Emigration liquidierte; dies war lange vor der Zeit, in der die Juden – zumindest in Krefeld – ernsthaft verfolgt und drangsaliert wurden. Er hat, wie ihm nach dem Krieg attestiert wurde, einen fairen Preis gezahlt. Horsts Vater betrieb das Geschäft („....., Seidenwaren und Samte, Großhandel“) in einem vornehmen Gebäude auf der Petersstraße. Es wurde 1943 ausgebombt, und Horsts Vater verlor, abgesehen von geringen Warenvorräten, die gerettet werden konnten, seine Existenz.

Die katholische Volksschule, in deren Bezirk wir damals wohnten, lag an der Steckendorfer Straße, der Schulhof war von der parallel verlaufenden Heyesgasse zugänglich. Unser im Flügelanbau liegender Klassenraum war so groß, daß alle Kinder, etwa 50 an der Zahl, in zwei- und viersitzigen Bänken darin Platz fanden. Der Fußboden bestand aus geölten schwarzen Bohlen, die einen ganz spezifischen Geruch ausströmten, den ich noch heute in der Nase habe. Mitten im Klassenraum stand ein großer schwarzer Kanonenofen, der mit Steinkohle und/oder Briketts beheizt wurde. Er entwickelte in seiner Nähe eine infernalische Hitze, während es an der zum Schulhof gelegenen Fensterseite viel zu kalt blieb. Überhaupt war der Anbau, in dem sich unsere Klasse befand, wohl so gut wie abbruchreif, denn als auf der Viktoriastraße aus mir nicht mehr erinnerlichen Gründen

das Gebäude der Realschule frei wurde, zogen wir mit der ganzen Schule in dessen relativ geradezu fürstliche Räume um. Ich war damals im 2. Schuljahr.

Während meiner Volksschulzeit war auch der Tag meiner Erstkommunion. Wir wurden sorgfältig und ausführlich vorbereitet durch Pastor Josef Michels (Pfarrer der St.-Elisabeth-Kirche am Viktoriaplatz; er wurde 1943 bei dem Versuch, sein durch Bombenangriff brennendes Pfarrhaus zumindest teilweise zu retten, von einem herabstürzenden Balken erschlagen; er liegt inmitten seiner Gemeinde in der nach dem Krieg von Vater wiederaufgebauten Kirche begraben). So nahte dann der große Tag der Erstkommunion heran. Die Verwandtschaft war bereits im Anmarsch, als ich morgens beim Zähneputzen einen Schluck Wasser trank. Da damals noch das absolute Nüchternheitsgebot von 12 Stunden vor dem Kommunizieren galt, wäre damit die ganze Veranstaltung geschmissen gewesen. Sie war es dann aber doch nicht: Vater kam auf die glorreiche Idee, Pastor Michels anzurufen, und dieser sagte nach kurzer Überlegung wie verbürgt: „Lassen Sie den Jungen ruhig mitgehen“, und alles war gerettet. Außer der eigentlichen Feier in der Kirche, die ich als schön und eindrucksvoll, aber auch als etwas lang in Erinnerung habe, sind mir noch die fürchterlichen, langen und mittels breiter Gummistrumpfbänder und Leibchen gehaltenen schwarzen Wollstrümpfe erinnerlich geblieben. Diese ganz und gar unmännlichen Kleidungsstücke gehörten aber unbedingt zu meinem Kommunionanzug, einem sogenannten „Kieler“, eine Mode, die wohl eine späte Auswirkung der Flottenbau-Propaganda des Kaiserreichs gewesen sein dürfte.

Mit Politik kamen wir damals, nämlich in der Vorschul- und Volksschulzeit, so gut wie nie in Berührung. So bestanden keinerlei Vorbehalte, wenn wir mit den Kindern der in der Nachbarschaft lebenden jüdischen Familien spielten (allerdings bestanden bei Evangelischen schon eher Vorbehalte gegenüber den Katholischen). Wohl fiel uns natürlich der mit der „Machtergreifung“ durch die Nazis am 30. Januar 1933 verbundene Rummel auf. Es wimmelte von braunen Uniformen und schwarz-weiß-roten sowie Hakenkreuz-Fahnen, und es war zu spüren, wie Vater, der Zentrumsmitglied war, zu den Braunen auf Distanz ging. Deutlich erinnere ich mich auch an die alles überschüttende Propagandawoge zur Volksabstimmung im März 1933. Überall wurde „Ja“ propagiert und entsprechende Anstecknadeln aggressiv verkauft.

Das „Ja“ wurde sogar von einem Flugzeug mit großen Buchstaben an den Himmel geschrieben. Auch wurde im Zusammenhang mit der Abstimmung des Saarlandes über dessen Verbleib bei Frankreich oder beim Deutschen Reich 1935 intensiv Propaganda gemacht; wir sangen in der Klasse auf



Abb. 2. Das Haus der Familie Bachem (Bogenstraße 5) vor dem Zweiten Weltkrieg

die Melodie: „Glückauf, der Steiger kommt ...“, „Deutsch ist die Saar“.

Nichts war dort von Begeisterung für den Nationalsozialismus zu verspüren, als ich auf das humanistische – später „Ernst Moritz Arndt“ – Gymnasium kam. Diese Penne stand – berechtigterweise – in dem Ruf, „schwarz“ und eine Schule der zukünftigen katholischen Theologen zu sein. Das wollten die Nazis natürlich ändern, und sie fanden

einen eifrigen Vollstrecker in dem Lehrer, der in Sexta und Quinta mein Klassenlehrer war. Er gab – als Oberschullehrer ohne Universitätsstudium – Rechnen und Sport. Sicherlich nicht zuletzt, um seine beruflichen Perspektiven zu verbessern, war er glühender Nazi und übte im Unterricht schamlosen Druck auf uns 62 Schüler in seiner Klasse aus, in das Jungvolk, die Abteilung der Hitlerjugend (HJ) für die 10- bis 14-jährigen, einzutreten. Vor versammelter Klasse befragte

er häufig jeden von uns einzeln, ob er schon Mitglied beim Jungvolk sei. Verneinte der Befragte, wurde er vor der Klassenöffentlichkeit nach den Gründen befragt. Bekam er zur Antwort, die Eltern seien dagegen, übte er direkten Druck auf die Eltern aus, die dann natürlich Schlimmes befürchten mußten. In der Turnhalle Gartenstraße, die wir benutzten, ließ er uns in Dreierreihen herummarschieren. Dabei mußten wir ein Lied singen, dessen Refrain lautete: „Parole, sie bleibe, die Juden schmeiß' raus“. Er ließ im Unterricht, auch beim Rechnen, keine Stunde aus, ohne für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) und das Dritte Reich Propaganda zu machen.

Traditionell trugen die Schüler (und Schülerinnen) der „höheren“ Schulen Schülmützen, an deren Farbe man die Klasse (Sexta, Quinta,...) und an deren Band man die Schule erkennen konnte. Gegen das Tragen der Schülmütze machte unser Ordinarius – gleichfalls im Unterricht – eindringlich Propaganda, denn alle Volksgenossen seien gleich, wir sollten nicht durch das Tragen der Schülmütze hervorkehren, daß wir – vermeintlich – etwas Besseres seien als die Volksschüler. So trug ich meine letzte Schülmütze nur noch bis in die ersten Monate der Quinta. Die Schülmützen waren bald aus dem Straßenbild verschwunden.

Anhören der stets endlos gebrüllten Führerreden war Pflicht. Zu diesem Zweck wurde auf der Bühne der Schulaula ein quäkender Volksempfänger aufgestellt, und wir hatten davor stundenlang still zu sitzen und zuzuhören. Nun war ich damals ziemlich „wibbelig“ und konnte nicht gut lange Zeit still sitzen. So fiel ich einmal, ich glaube, es war in Quinta, mit noch drei oder vier Mitschülern als Störenfried auf. Wir mußten nach der Führerrede vor die Klasse treten, und nach einer Einleitung, die uns auf eine Stufe mit Vaterlands- und Hochverrätern stellte, bekam jeder von uns vom Klassenlehrer persönlich zehn Hiebe mit dem Riedstock auf die ausgestreckt dahingehaltenen Handflächen. Abgesehen von der mit der Züchtigung gewollt verbundenen Entehrung taten die Schläge auch höllisch weh, und als einer meiner Mitdelinquenten vor Scham und Schmerz zu weinen begann, wurde er obendrein noch – sinngemäß – mit: „Das will einmal ein deutscher Mann werden“ vor versammelter Mannschaft verhöhnt. Die ganze Sache hat mich natürlich damals sehr gewurmt.

Im Unterricht befragte uns unser Ordinarius, und zwar immer wieder einzeln, ob wir zum Frühstück Butter und Ei gehabt hätten. Es folgte dann ein eindringlicher Vortrag, wir sollten keine Eier und keine Butter essen, beides werde gegen für die Wirtschaft dringlich benötigte Devisen aus Holland und Dänemark eingeführt. Eier brauche man sowieso nicht, und anstatt Butter könne man ja

unschwer auf – deutsche – Margarine ausweichen und so dem Volk nicht schaden.

Stets kam er mit dem Parteiabzeichen („Bonbon“) im Revers zur Schule, oft auch in seiner braunen SA-Uniform.¹⁾ 1939 wurde er aufgrund freiwilliger Meldung zur Wehrmacht eingezogen. Als er 1945 aus dem Krieg zurückkam, war er einer der ersten Lehrer an unserer Penne, die wieder unterrichten durften. Seine Kollegen, die zu Zeiten des Dritten Reichs gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren und dies manchmal diskret durchblicken ließen – sie mußten ja befürchten, von eifrigen Schülern denunziert zu werden –, mußten ein teils langwieriges Entnazifizierungsverfahren über sich ergehen lassen. Er ist nach dem Krieg – sicherlich ob seiner Verdienste – noch Studienrat geworden.

Mit etwa 10 Jahren wurde ich dann Mitglied beim „Deutschen Jungvolk in der Hitlerjugend“. Wenn das vielleicht damals auch noch nicht offizielle Verpflichtung war (einige Zeit später wurde eine entsprechende staatliche Pflicht eingeführt), fast die ganze Klasse tat es, und man wollte ja nicht hinter den Spiel- und Schulkameraden zurückstehen. Von da an waren wir eine Dekade lang, nämlich bis zum Beginn der Kriegsgefangenschaft, einer militärischen Erziehung unterworfen, zunächst als Kinder, dann als Jugendliche und schließlich als Soldaten. Beim „Jungvolk“ wechselten sich Exerzierdienst, Geländespiel und sogenannte Heimatabende ab, in denen immer wieder die Parteigeschichte durchgekaut wurde. Vornehmlich wurde uns auch alles Wissenswerte über Soldatentum und Kameradschaft beigebracht und besonders das Preußentum idealisiert.

Als wir dann, 14 Jahre alt, in die Hitlerjugend übernommen wurden, konnten wir schon ganz gut marschieren und exerzieren; wir hatten die Parteigeschichte bis zum Überdruß über uns ergehen lassen und waren insgesamt „völkisch“ abgerichtet und nationalsozialistisch indoktriniert, ohne daß wir das selbst so recht wußten. Solchermaßen gestärkt und moralisch aufgerüstet, sollten wir dann in dem letztlich prägenden Lebensabschnitt zwischen dem 14. Lebensjahr und dem Tag, an dem wir zum Reichsarbeitsdienst und dann zur Wehrmacht eingezogen wurden (theoretisch, wenn wir 18 Jahre alt geworden waren), zu richtigen nationalsozialistischen Volksgenossen so erzogen sein, daß „Führer befiehlt, wir folgen Dir“ uns in Fleisch und Blut übergegangen war.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre schien, vordergründig betrachtet, alles in Butter (wenn diese auch inzwischen im Zuge der Autarkie-Bemühungen schon knapp geworden war): „Die Schmach von Versailles“ war getilgt, die Wehrhoheit wiederhergestellt und das linksrheinische Reichsgebiet wieder

militärisch besetzt, ohne daß die Alliierten außer schwachen Protesten auch nur einen Finger gerührt hätten.

Immer wieder wurde uns durch die Propaganda eingeblutet: Wäre 1918 nicht „die Heimat“ „der Front“ mit einem „Dolchstoß in den Rücken gefallen“, wäre der Krieg nicht mit seinen schmachvollen Folgen verlorengegangen. Der Führer aber habe innerhalb eines halben Jahrzehnts die ganze Schmach getilgt und Deutschlands Ehre wiederhergestellt, zumal zuerst die „Deutsche Ostmark“ – die Republik Österreich – „heim ins Reich“ geholt werden konnte und dann das Sudetenland, jeweils unter begeisterter Zustimmung der „Heimgeholten“ und der ganzen Bevölkerung. Blieben noch Hinterpommern, Westpreußen und Teile von Oberschlesien, Gebiete, die nach dem Krieg an Polen gefallen waren. Es lebten dort Polen und Deutsche.

Da war aber auch eine Reihe von Ungeheimtheiten, die uns nachdenklich machten.

Vater wurde 1935 nach Ablauf seiner ersten 12jährigen Amtsperiode von der inzwischen strikt nationalsozialistischen Stadt Krefeld in Pension geschickt, ein unter normalen Umständen völlig ungebräuchliches Verfahren, bürdete sich so doch die Stadt Krefeld nicht nur die Pensionszahlungen für den Ausscheidenden, sondern auch das Gehalt für den – natürlich linientreuen – Nachfolger auf. Vater hatte sich aber geweigert, der NSDAP beizutreten, und galt daher als politisch unzuverlässig. Der Schock im Elternhaus war groß, nicht zuletzt, weil bei drei Kindern in der Ausbildung die nach nur 12 Dienstjahren fällige Pension recht gering war. Sie betrug etwa 600,- Mark pro Monat, wenn ich das noch richtig in Erinnerung habe.

Dann wurde die systematische Hetzpropaganda gegen „die Juden“ unüberhör- und sehbar. Juden und jüdische Geschäfte wurden immer mehr verdrängt und die jüdischen Familien zur Emigration „veranlaßt“. Am 9. November 1938 ereignete sich dann die „Reichskristallnacht“; die Krefelder, die Uerdinger und die Linner Synagoge sowie ein jüdisches Speiselokal auf dem Bleichpfad wurden niedergebrannt, Privathäuser, wie beispielsweise das in unserem Häuserblock gelegene Haus Oppenheimer mit seiner Ostasien-Sammlung, geplündert und verwüstet und ein Sturm der Hetze entfesselt. Ich habe auf dem Schulweg die Brände in Krefeld gesehen. Das Thema war aber damals ebenso wie das von Vaters Pensionierung zu Hause tabu, damit niemand aus unserer Familie durch unvorsichtiges Reden, besonders von uns Kindern, gefährdet wurde.

Wir bemerkten auch Veränderungen, die nicht mehr zu übersehen waren, deren Sinn wir uns aber zunächst überhaupt nicht erklären konnten: In steigendem Maße wurden

jetzt auch die Kirchen mit nicht unbeträchtlichem Propaganda-Aufwand angegriffen. Meldungen über angebliche oder tatsächliche Verfehlungen von Mitgliedern des Klerus – zumeist „sittlicher“ Art – wurden maßlos hochgespielt und als ebenso typisch für die Kirchen ausgeschlachtet wie angebliche Ritualmorde als typisch für die Juden. Als ich auf der Unter- oder Obertertia war, wurde der Religionsunterricht an den Schulen, also auch bei uns, verboten. Er durfte lediglich noch in kircheneigenen Räumen erteilt werden. Dies war schon organisatorisch nicht ganz einfach: Die nächtlichen Fliegerangriffe häuften sich, so daß wir chronisch übermüdet und außerhalb des regulären Schulunterrichts nur eingeschränkt aufnahmefähig waren. An den Mittwoch- und Samstagmorgens, zur Gottesdienstzeit natürlich, war HJ-Dienst, dazu mindestens zweimal pro Woche Modellbau- beziehungsweise Flugzeugbauunterricht; was blieb da noch viel übrig? Gleichwohl gelang es den Kirchen, den außerschulischen Religionsunterricht einigermaßen zu gewährleisten. Für uns „höhere“ Schüler fand er in einem nicht sehr großen Saal auf dem Grundstück des Caritasverbandes in der Schneiderstraße statt. Erteilt wurde der Unterricht von dem jungen damaligen Studienassessor Dr. Rudolf Besouw, der, später Studiendirektor und Monsignore, noch als über 90jähriger aktiv als Seelsorger tätig war; er hat sich große Verdienste erworben.

Für Freizeit blieb immer weniger Raum.

Zur Familie meines Freundes Horst, die ein herrschaftliches Einfamilienhaus auf dem Bismarckplatz bewohnte, war der Weg nicht weit, zudem sahen wir uns ja täglich auf dem Schulweg und in der Schule, denn Horst und seine beiden jüngeren Brüder gingen auch auf das Arndt-Gymnasium. Schwieriger war es da schon mit Hansgeorg, denn er war in den Forstwald verzogen, stramme 15 Fahrrad-Minuten von der Bogenstraße aus gerechnet. Hinzu kam, daß er auf das jetzige „Gymnasium am Moltkeplatz“ ging, damals nach den beiden Krefelder Pour-le-Merite-Fliegern „Schäfer-Voss-Schule“ benannt (Zur Verleihung der Namen an die beiden Gymnasien und die Oberrealschule kam es übrigens damals, weil „völkische“ Namen den Schülern Vorbildfunktionen bieten sollten. „Arndt“ hatte erfreulicherweise ebenso wie „Fichte“ weniger mit Krieg als mit Freiheit zu tun; das Lyzeum, heute Ricarda-Huch-Gymnasium, wurde damals in „Karin-Göring-Schule“ umbenannt). Hansgeorg und ich hatten trotz unserer verschiedenen Schulen aber völlig gleichlaufende Interessen, und wir verstanden uns auch ohne Worte. Ich bin sehr oft bei ihm im Forstwald gewesen, auch über Nacht; seine Familie bewohnte dort auf einem mehrere tausend m² großen, teils mit großen alten Bäumen bestandenen Grundstück ein zweistöckiges geräumiges Holzhaus, und wir absolvierten

dort vom reinen Fahrradfahren auf holprigen Waldwegen über den Bau von Baumhäusern bis zur Anlage eines Erdunterstandes mit offener Feuerung alles, was richtige Jungen so zwischen 10 und 15 Jahren zu unternehmen pflegen. Nachmittags fielen wir wie die Wilden über den Brotschrank von Hansgeorgs Mutter her – immerhin war auch Brot nach Kriegsbeginn streng bewirtschaftet – und aßen Grahambrot mit Rübenkraut in Mengen. War das Wetter schlecht, bauten wir mit steigender Raffinesse mit unseren Märklin-Metallbaukästen. Wir bauten alle uns bekanntwerdenden Radaufhängungskonstruktionen funktionsfähig nach und scheuten uns nicht, uns zum Studium der Technik unter an der Straße geparkte Fahrzeuge zu legen, um deren Unterseite zu betrachten. Einmal haben wir unser Märklin-Material zusammengelegt und den Vierachs-Panzerspähwagen der Wehrmacht nachgebaut, ein mächtiges Trumm mit acht einzeln aufgehängten, abgefederten und gelenkten Rädern. Das Ganze war mit einem allerdings viel zu schwachen Federmotor angetrieben und mittels einer 1 m langen biegsamen Welle so ferngelenkt, daß die Lenkungen vom „Fahrer“ im aufrechten Gang betätigt werden konnte.

Das alles war aber vergleichsweise noch Kinderkram. Schwerpunkt unserer gemeinsamen Interessen war nämlich alles geworden, was mit Luftfahrt und Fliegen zusammenhing. Den Anstoß hierzu hat bei mir wohl folgendes gegeben: Wenn ich – im ersten oder am Anfang des zweiten Schuljahres – von der Schule Steckendorfer Straße nach Hause zur Bogenstraße ging, kam ich, den „nächsten“ Umweg einschlagend, auf der Wiedstraße an einer Schlosserwerkstatt vorbei, die sich unter anderem auch mit der Reparatur von Autos und Treckern befaßte. Ich schlich mich dann auf den Hof der Schlosserei bis an das Werkstatttor, bis eines schönen Tages auf dem Hof ein veritables Flugzeug, natürlich ohne Tragflächen, stand. Die Luftschraube war abmontiert, und es wurde mit mäßiger Intensität am Rumpf und an dem unverkleideten Sternmotor gearbeitet. Ich erinnere mich noch deutlich an das Firmenlogo auf dem Motor, nämlich dasjenige von Siemens & Halske. Eines Tages, als ich wieder zur Werkstatt kam, war da ein lebhafter Herr mit sportlicher Kleidung und Knickerbockerhose, der eine Zigarre rauchte. Der amüsierte sich sichtlich über mein Interesse und erklärte mir seinen Vogel. Meine Besuche in der Werkstatt erfolgten jetzt täglich, und den Herrn mit den Knickerbockern, den der Werkstattinhaber Hannen „Ernst“ nannte, nannte ich folglich zu dessen Schmunzeln „Onkel Ernst“. Leider wurde das Flugzeug dann doch irgendwann fertig und sicherlich zum Bockumer Flugplatz gebracht. „Onkel Ernst“ war kein anderer als der ehemalige Jagdflieger und Kunstflugmeister Ernst Udet, der später als Generaloberst und Generalluftzeugmeister in den

Selbstmord getrieben wurde. Ich habe ihn auf Bildern wiedererkannt.

Hansgeorg hatte ein großes, reich bebildertes Buch mit allen Flugzeugtypen der Luftwaffe, und irgendwann begannen wir mit dem Flugmodellbau. Wir waren, so oft wir konnten, am Bockumer Flugplatz, auf dem inzwischen eine Ausbildungseinheit der Luftwaffe mit leichten und auch mehrmotorigen Maschinen von morgens bis abends schulte, das heißt: Ständig starteten und landeten Flugzeuge. Als wir dann 14 Jahre alt waren und zur HJ kamen, meldeten wir uns natürlich zur Flieger-HJ, denn wir wollten ja so bald wie irgend möglich zum Fliegen kommen, und dorthin führte nur der Weg über die Flieger-HJ. Vor dem Fliegen mußten viele Pflicht-Segelflugzeugbaustunden abgeleistet werden, und zwar in den Räumen der Deutschen Reichspost auf dem Jungferweg. Der Leiter war ein Tischlermeister, dessen Spitzname „Kaltleim“ war, nach dem beim Segelflugzeugbau verwendeten Bindemittel – damals. Als wir dann genügend Baustunden zusammenhatten (Hansgeorg war 1/2 Jahr älter als ich und in einer anderen Baugruppe), wurde es mit dem Fliegen ernst, und die Fliegertauglichkeitsprüfung rückte bedrohlich näher – bedrohlich, weil ich irgendwie wußte, daß ich farbenblind war und damit fliegeruntauglich. Nun, mit Gottes Hilfe gelang es mir, vor der fliegerärztlichen Untersuchung das Heft, in dem sich zur Überprüfung der Farbtüchtigkeit zahlreiche postkartengroße, aus vielen Farbpunkten zusammengesetzte Bilder- oder Zahlenkarten befanden, so lange einsehen zu können, daß ich es auswendig lernen konnte. So fiel meine Farbenblindheit nicht auf, und ich wurde für fliegertauglich befunden.

Im Frühjahr 1941, ich war also gerade 15 1/2 Jahre alt, wurde ich dann während des laufenden Schuljahres (die fliegerische Ausbildung der Jugend war wichtiger als die schulische) zum „Fliegerlager“ nach Schaephuysen einberufen; Proteste der Eltern fruchteten nichts. Wir, darunter zwei meiner Klassenkameraden, die beide gefallen sind, waren in der Stendener Windmühle, einer Jugendherberge, untergebracht. Nun, mit dem praktischen Fliegen auf dem Schulgleiter SG 38 klappte es vorzüglich. Ich legte den längsten Prüfungsflug für die A-Prüfung hin und noch einige weitere saubere Flüge. Dann waren die drei Wochen um, und die Schule hatte mich wieder. Mein A-Abzeichen (eine silberne Schwinde auf blauem Grund) war mein ganzer Stolz, auch mein Flugbuch, in dem alle meine Flüge vom Fluglehrer genauestens eingetragen waren; ich trug es fast immer bei mir, man konnte ja nie wissen. Ich hütete es wie meinen Augapfel (bis man es mit allen meinen Papieren in der Gefangenschaft verbrannte).

Einige Zeit später stand dann tatsächlich die Einberufung zum Lehrgang für die B- und C-

Prüfung an, den Hansgeorg schon mit Erfolg absolviert hatte. Vorher war eine jetzt verschärfte Fliegertauglichkeitsprüfung zu bestehen, bei der wir auch in einer Unterdruckkammer auf dem Bockumer Flugplatz auf Höhentauglichkeit überprüft wurden. Alles lief bestens, und als ich schon glaubte, durch die Prüfung durchzusein, wurde unerwarteterweise „schnell“ nochmals auf Farb-



Abb. 3 und 4. Bruno Bachem als Angehöriger des Reichsarbeitsdienstes (oben) und Soldat in einer Flak-Batterie (unten); 1943/44

tüchtigkeit untersucht. Da der Arzt dabei aber ein anderes Heft mit Farbkarten benutzte als dasjenige, das ich auswendig gelernt hatte, fiel ich durch, und zwar paucis trompetibusque, denn ich konnte nicht eine einzige der Farbkarten lesen.

Aus der Traum vom Fliegen. Was nun?

Zur Funkerei gehen, um später Bordfunker zu werden, mochte ich nicht; das Morsen und insbesondere die Elektrotechnik allgemein waren nicht mein Fall. Eine Modellbau-einheit kam innerhalb der Krefelder HJ nicht in Gang, und ich hatte auch keine Lust mehr, mich weiter am Segelflugzeugbau zu beteiligen, wo ich doch nicht mehr fliegen durfte. So entschied ich mich – wie es durchaus legal war – für die Reiter-HJ. Diese wurde geführt von meinem Klassenkameraden Hans-Friedrich Rohland, mit dem ich schon in der Klasse näheren Konnex hatte. Er stammte aus einem streng protestantischen Elternhaus, das national und im guten Sinne preußisch war. Fidi, wie er genannt wurde, war ein durch und durch idealistischer Junge. Sein Vater war Direktor der Deutschen Edelstahlwerke AG in Krefeld. Im Zuge der Aufrüstung wurde er zum Wehrwirtschaftsführer ernannt und dann im zweiten Kriegsjahr zum Baufragten des Rüstungsministers – zunächst Dr. Todt, dann Speer – für die gesamte Panzerproduktion. Er handelte sich dabei den Spitznamen „Panzerdiktator“ ein. Rohlands wohnten in einer bescheidenen Villa am Vluynner Platz, einer Werkswohnung. Als dann die Tanzstunde anstand und nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad²) alle „öffentlichen Tanzlustbarkeiten“ verboten waren, wichen wir vom Unterrichtsraum der Tanzschule Helfer auf dem Ostwall in die Wohnungen der Teilnehmer aus. (Unser Schlußball fand übrigens in den damals noch unzerstörten Räumen der „Gesellschaft Verein“ auf dem Ostwall statt, unterbrochen von einem Fliegeralarm.)

So war ich also jetzt unter Fidis Kommando in der Reiter-HJ. Der Haken an der Geschichte war, daß diese nicht über Pferde verfügte. Deshalb beschränkte sich unsere „dienstliche“ Ausbildung darauf, an langen Tischen das Fahren (von Pferdegespannen) zu üben. Diese Tische hatten vor jedem Sitzplatz zwei große Ösen, durch die ein dünner Riemen lief, der an dem zum Sitzplatz gewandten Ende Zügel und am Ende unter dem Tisch zwei Sandsäckchen trug, durch deren Gewicht der Druck des Pferdes gegen das Zaumzeug simuliert wurde. Dazu hatten wir in der rechten Hand eine längere Gerte, die die Peitsche darstellte. Um zum Reiten zu kommen, empfahl man uns einen der privaten Reitställe, und so lernte ich im Reitstall Wellpott am Breiten Dyk unter freudiger Zustimmung der Eltern reiten. Sie waren froh, daß ich von der gefährlichen Fliegerei ab war.

Eine Episode, die sich damals ereignete und für die damalige Zeit bezeichnend ist, fällt mir gerade noch ein: Eines Abends hatte sich für einen unserer Fahr-Trockenübungs-abende Vater Rohland zu einem Referat angesagt. Natürlich stand der Wehrwirtschaftsführer und Generalbevollmächtigte für die Panzerproduktion des Großdeutschen Reiches dem Rang nach turmhoch über dem Führer der Reiter-HJ-Gefolgschaft in Krefeld. Als dann Vater Rohland in unserem Übungsraum erschien – bemerkenswerterweise ohne jegliches Gefolge –, kommandierte Fidi: „Achtung“; wir schnellten in „Hab-Acht“-Stellung hoch, und Fidi meldete, wie vorgeschrieben mit „Deutschem Gruß“ (also dem waagrecht emporgereckten rechten Arm): „Mein Vater, ich melde Dir die Reitergefolgschaft...“. Es wurde dann aber keineswegs steif, sondern recht interessant.

Damit habe ich aber dem Gang der Ereignisse vorgegriffen. In den Jahren 1938/39 steuerte die politische Entwicklung unaufhaltsam auf einen Krieg zu, es sei denn, die Welt nahm die Ausdehnung Deutschlands nach Osten weiter widerspruchslos hin. Als sich schon Meldungen über Greuelthaten der Polen gegenüber der deutschen Minderheit in Oberschlesien oder Westpreußen verdichteten, kam der Hitler-Stalin-Pakt von 1939, von dem ich in einem privaten Ferienlager im Spessart erfuhr. Er erschreckte uns geradezu und machte uns ziemlich kopfscheu, waren doch Nationalsozialismus und Bolschewismus bislang wie Feuer und Wasser. Als einige Tage später dann die Meldung kam, reguläres polnisches Militär habe den Reichssender Gleiwitz überfallen (Was wir damals natürlich nicht wußten: Der Überfall wurde von in polnische Uniform gesteckten SS-Leuten³) als Provokation ausgeführt.), erschien es uns als „gerechter Krieg“, als Hitler vor dem Reichstag am 1. September 1939 erklärte: „Ab heute morgen 5.35 Uhr wird zurückgeschossen“. Wir verfolgten diese Rede zu mehreren Jungen auf dem Zimmer unseres gemeinsamen Freundes Klaus, und als dann das Deutschlandlied gespielt wurde, wiederholte einer von uns den Vers „...wenn es stets zum Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält“, also in Anspielung auf die „Dolchstoßlegende“.

Das gewohnte Leben ging zunächst weiter, wenn auch mit strikter Verdunklung (bis hin zu unserer Fahrradbeleuchtung), an die wir aber schon durch viele Übungen gewöhnt waren, und mit Lebensmittelkarten, deren Notwendigkeit wir einsahen, um, wie es offiziell hieß, dunklen Elementen wie Schiebern und Hamsterern keine Chance zu geben. Insgeheim waren wir „Luftfahrtspezialisten“ aber wegen möglicher Luftangriffe besorgt. Außer Flugblattabwürfen und einem mit einer vernichtenden Niederlage für das angreifende britische Bomber Command zurückgeschlagenen Angriff auf die Deutsche Bucht ereignete sich aber nichts, abgesehen

von einigen gegenseitigen Aufklärungsflügen. Bis zum 10. Mai 1940 fand im Westen auch zu Lande nur der als „phoney war“ bezeichnete Zustand gelegentlicher Aufklärungsunternehmungen und Nadelstiche statt.

Vater, der sich inzwischen als freischaffender Architekt eine schöne Praxis aufgebaut hatte, wurde noch im September 1939 aus seiner Tätigkeit heraus für das Marinebauamt Wilhelmshaven dienstverpflichtet und 1940, nachdem er schon den ganzen Krieg 1914/18 mitgemacht hatte, wieder Soldat. Ende 1942 wurde er entlassen. Weil seine Truppe in sechs Wochen in Moskau sein sollte, und dies sei für Vater in seinem Alter zu anstrengend, wie ihm sein Kommandeur einen Tag vor Beginn des Rußland-Feldzuges vor Brest-Litowsk eröffnete, wurde er zu seinem Heimattruppenteil zurückgeschickt. Er wurde nach seiner Entlassung aus der Wehrmacht dann für die Errichtung von Luftschutzbunkern dienstverpflichtet.

Zum Spielen, Radfahren und Modellbauen blieb immer weniger Zeit. Die Schule trat mehr und mehr in den Hintergrund, die nächtlichen Fliegeralarme häuften sich, und wir mußten von etwa 1942 an wegen Fliegeralarms fast jede Nacht den Luftschutzkeller aufsuchen.

Das Ende der Schulzeit rückte immer näher. Unsere Klassenkameraden, die dem Geburtsjahrgang 1924 angehörten, waren im Frühherbst 1942 bereits nach dem Notabitur eingezogen worden (und mußten nach dem Krieg wieder zurück auf die Schulbank, um ein ordnungsgemäßes Abitur nachholen zu können). Mir war natürlich sehr daran gelegen, vor meiner Einberufung zum Militärdienst noch die Abiturprüfung ablegen zu können. Die mündliche Abiturprüfung fand dann – gerade noch rechtzeitig – am 15. März 1943 statt; am 15. April 1943 mußte ich einrücken und kam zur Flak.

Am 9. November 1945 wurde ich in Frankfurt/Oder aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und stand bei hereinbrechender Dunkelheit und Nieselregen auf der Straße. Übergangen sei, wie ich nach Berlin kam. Ich gelangte jedenfalls nach einem 12tägigen Krankenhausaufenthalt im US-amerikanischen Sektor Berlins in den britischen Sektor nach Staaken. Von Staaken aus ging es dann, von der Royal Army mit Wolledecke und etwas Verpflegung ausgestattet, per Bahn nach Hannover und von dort per LKW über das völlig zerstörte Wesel nach Weeze. Dort auf dem Sportplatz wurden wir – diesmal endgültig – entlassen. Ich stand wieder einmal bei hereinbrechender Dunkelheit und Nieselregen auf der Straße, dieses Mal aber, wie mir plötzlich aufging, richtig frei.

Wie kommt man nun von Weeze nach Krefeld? Mir fiel die Eisenbahn von Krefeld nach

Kleve ein, und siehe da, am Bahnhof eingetroffen, kam alsbald ein Zug, der nach Krefeld fuhr. Als ich dort auf den Bahnhofsvorplatz trat, sahen die Zerstörungen gar nicht so schlimm aus. Ich ging den Ostwall entlang in Richtung Rheinstraße. Da nahmen die Zerstörungen rapide zu, erst recht auf der Rheinstraße selbst. In Richtung Dionysiuskirche wie auch in Richtung Uerdingen lagen meterhoch die Trümmer auf der Straße, die mehr oder weniger nur ein Trampelpfad war. Wenn das so weitergeht, dachte ich bei mir, mußt du wohl zuerst einmal festzustellen versuchen, ob von der Familie überhaupt noch jemand lebt, und wenn ja, wo. Als ich dann in die Von-Beckerath-Straße einbog, standen die Straßenbahnschienen bizarr verbogen hoch in die Luft. Bürgersteig und Fahrbahn des Von-Beckerath-Platzes waren von einem 3 m hohen Schuttberg bedeckt, über den man auf einem Fußpfad kraxeln mußte. Aber: Ich sah noch auf der verputzten Fassade des unserm Haus gegenüberliegenden Eckhauses an der Bogenstraße den Widerschein eines Lichtes. Das konnte nur von unserem Haus stammen, und wenn dort oben Licht war, mußte von dem Haus darunter ja noch etwas stehen. So war es dann auch. In der Mansarde, in meinem Zimmer, brannte Licht. Ich klingelte an der vertrauten Haustür. Diese öffnete sich per Türdrücker (Daß so etwas überhaupt noch funktionieren konnte!), und Mutter fragte vom Treppenabsatz der ersten Etage, in der unsere Wohnung lag: „Norbert?“. Ich antwortete: „Nein“. Dann Mutter: „Hansjakob?“. Ich wiederum: „Nein“. Dann einen Augenblick nichts und dann: „Bruno!“. Ehe ich die Treppe hinaufgegangen war, hatte ich so schon realisieren können, daß meine beiden Brüder offensichtlich schon aus dem Krieg nach Hause gekommen waren. Vater, der oben in der Mansarde gesessen hatte, kam natürlich hinzu, und die allseitige Freude und Erleichterung waren groß. Ich wurde in die Badewanne gesteckt, bekam Unterzeug (ich hatte die meiste Zeit der Gefangenschaft keines mehr besessen.) und meine noch aus der Schulzeit stammende einzige Zivilhose. Mutter kratzte die letzten Vorräte zusammen, und es gab eine anständige Pfanne Bratkartoffeln.

Inzwischen war die Nachricht von meiner Rückkehr – unser Telefon funktionierte tatsächlich noch immer oder schon wieder – überall hin verbreitet worden, und von allen Seiten kamen – natürlich hochwillkommene – Lebensmittelspenden, besonders von Mutters Bruder Peter aus Bergisch-Gladbach, und Mutter fuhr alsbald zu ihrer Schwägerin aus erster Ehe nach Kirchtroisdorf zum Hamstern. Aber nachdem ich es nun bis nach Hause geschafft hatte, war es aus mit meinem Stehvermögen. Ich wog noch 42 kg, und Kopf, Arm- und Kniegelenke waren ödematisch geschwollen, und so konnte ich tagelang vor Schwäche nicht aus dem Bett und hinterher wochenlang nur am Stock

gehen, denn meine dick geschwollenen Knie- und Fußgelenke funktionierten plötzlich nicht mehr. Auch machten sich die Folgen eines 12stündigen Bades in der teils zusammengebrochenen ukrainischen Kohlengrube mit dem dadurch bedingten Wasserstau mit ziemlich starken rheumatischen Schmerzen in den Bein-, Arm- und Schultergelenken unbeliebt. Die Hauptsache aber war: Ich war wieder zu Hause.

Das Haus, in dem wir seit 1927 die erste Etage bewohnten, war das einzige im ganzen Häuserblock noch bewohnbare und bewohnte Gebäude. Es war von meist völlig unpassierbaren Trümmerhaufen umgeben. Der erwähnte Mansardenraum war zum Familienwohnzimmer avanciert, denn nur er und die in der ersten Etage liegende Küche waren beheizbar. Die Zentralheizung konnte nämlich mangels Koks nicht betrieben werden. Für den Küchenherd und den in der Mansarde stehenden OT-Ofen (so benannt nach der „Organisation Todt“ im Dritten Reich, der riesigen Baugruppe für den Bau des Westwalls und schließlich des Atlantikwalls) holten wir aus dem Kohlenkeller des völlig zerstörten Nachbarhauses in der Annahme des Einverständnisses der unbekannteren Erben der in ihrem Haus erschlagenen Nachbarn unter Lebensgefahr eimerweise Koks. So konnten wir notdürftig über den Winter kommen. In der auch nur unter Lebensgefahr begehbaren Waschküche des Nachbarhauses, zur Gartenseite hin gelegen, hatten die Eltern einen Hühnerstall mit Auslauf in den Nachbargarten eingerichtet. Einige Hühner und einen Hahn hatte Mutter als Küken von ihrer Schwägerin aus Kirchtroisdorf erhalten, auch hin und wieder etwas Futter. Für Vater war es ein großes Erfolgserlebnis, wenn er von der allmorgendlichen Inspektion des Hühnerstalles mit einem oder gar zwei Eiern zurückkehren konnte. Die Trümmer um uns herum waren natürlich ein idealer Lebensraum für allerlei Ungeziefer, nicht zuletzt deswegen, weil in den meist nicht vollständig eingestürzten Kellern noch Vorräte lagen. Besonders Ratten und Mäuse waren reichlich vorhanden, und deshalb war eine Katze für uns geradezu überlebensnotwendig.

Am ersten Weihnachtsfest seit meiner Rückkehr fand die Christmette im Heizungskeller unter der Sakristei der Elisabethkirche, unserer Pfarrkirche, statt. Dort war auf Vaters Vorschlag eine Notkirche eingerichtet worden, denn die Kirche selbst war völlig zerstört. Es war das erste Mal seit Jahren, daß ich wieder zur Kirche gehen konnte, einmal abgesehen von einem evangelischen Gottesdienst im Krankenhaus in Berlin, der mich sehr bewegt hatte. Die Eltern wußten übrigens, daß ich noch am Leben war, bevor ich zurückkam. Ich hatte von Berlin aus auf gut Glück per Postkarte meine baldige Heimkehr angekündigt. Die Eltern fanden die Postkarte im Briefkasten, als sie vom Seelenamt für



Abb. 5 und 6. Blick über den Von-Beckerath-Platz; links im Hintergrund das alte Straßenbahn-Depot, rechts die Häusergruppe am Anfang der Bogenstraße; 1949

meinen gefallenen Klassenkameraden Hermann-Josef Stepkes nach Hause kamen. Er war derjenige, den unser Ordinarius in Sexta und Quinta am meisten schikaniert und drangsaliert hatte, in die HJ einzutreten. Sein Vater, Dr. Johannes Stepkes, war von den Nazis als Bürgermeister von Kleve aus dem Amt gedrängt und dann als Anwalt in Krefeld heftig behindert und schikaniert worden. Er war inzwischen von der britischen Militärregierung als Oberbürgermeister eingesetzt und nach Einführung der kommunalen Doppelspitze als Oberstadtdirektor bestätigt worden.

Als Vater mich dann nach einiger Zeit fragte, was ich nun beruflich vorhabe, kam meine Antwort wie aus der Pistole geschossen, und das hatte eine Vorgeschichte aus der Kriegsgefangenenzeit: Ich war nicht nur beim Tragen von Mehlensäcken in die nahe unserem Lager gelegene Brotfabrik, sondern auch bei anderen Gelegenheiten von der „Lagerpolizei“ geschlagen worden, und zwar grundlos und willkürlich. Die Lagerpolizei bestand aus von dem sowjetischen Lagerkommandanten als solche eingesetzten Kriegsgefangenen, Rumänen, Montenegriener, Serben und andere mehr. Eines Tages, kurz bevor wir zur Arbeit im Schacht eingesetzt waren, mußten wir unweit des Lagertores irgendwelche Ausschachtungsarbeiten ausführen. Der Boden war mit Steinen durchsetzt, und die Arbeit war so schwer, daß ich oft innehalten mußte, um neue Kräfte zu sammeln. Der aufsichtsführende „Brigadier“,

wie die Vorarbeiter hießen, die nicht mitzuarbeiten brauchten, war Mitglied der Lagerpolizei. Dieser Brigadier hat mich an diesem Tage mehrmals geschlagen, und zwar mit dem Stiel meiner Schaufel. Da kam mir mein ganzes Dortsein, verbunden mit den Schlägen, plötzlich so überwältigend ungerecht vor, daß ich mir, sollte ich je nach Hause zurückkehren, vornahm, wie mein Bruder Hansjakob Jura zu studieren, um danach beruflich vielleicht etwas zur Herstellung von Gerechtigkeit beitragen zu können. Vater war erleichtert, als ich seine Frage so prompt beantwortete.

Es war allerdings nicht ganz einfach, zum Studium zu kommen. Die ganze Generation der Kriegsteilnehmer drängte in die stark zerstörten Universitäten. Köln und Bonn hatten keinen Platz für mich, und so wurde ich – etwa im Mai 1946 – von der Militärregierung zum Flaschenspülen in den Bierverlag Roelofsen auf der Hülser Straße kommandiert, denn es war Arbeitspflicht für alle angeordnet. Das gefiel weder Vater noch mir, und er erwähnte dies gegenüber dem damaligen Landgerichtspräsidenten Dr. Ernst Meyer, mit dem er gut bekannt war. Dr. Meyer war seinerzeit der „Justizminister des linken Niederrheins“. Er hatte, da faktisch noch keine Möglichkeit bestand, vom rechtsrheinischen Düsseldorf in das Linksrheinische zu gelangen, und auch die Tendenz dahin ging, das linke Rheinufer vom restlichen Reich abzutrennen, für die linksrheinische Justiz „plein pouvoir“. Dr. Meyer hatte sofort die

Lösung parat: Meine an sich während des Studiums zu absolvierende „informatische Beschäftigung beim Amtsgericht“ wurde vorgezogen, und ich erhielt nicht nur Anteil an der Sonderverpflegung für die Angehörigen der Justizbehörden, sondern ich lernte sie auch alle persönlich kennen, was mir in späteren Jahren beruflich nicht eben geschadet hat.

Zum Studium kam ich schließlich nach Mainz. Die stark zerstörte Stadt lag in der vom anderen Deutschland hermetisch abgeriegelten französischen Besatzungszone. Ein früherer Hausmitbewohner, Dr. Karl Schramm, Dramaturg am Stadttheater in Krefeld, war 1943 in die gleiche Position in seine Geburtsstadt Mainz gewechselt. Als wir hörten, daß die Franzosen in Mainz eine Universitätsstadt errichteten (im Zuge der von ihnen betriebenen Abtrennung der Rheinlande und deren Verselbständigung als Pufferstaat), ergab eine Kontaktaufnahme mit Dr. Schramm, daß er gerade den Verwaltungsbeamten seines Theaters als Leiter der Universitätsverwaltung hatte abgeben müssen. Jetzt war der Studienplatz schnell beschafft, und ich zog am 31. Oktober 1946 mit einem großen Koffer und immer noch mit dem als Kleiderspende im Berliner Krankenhaus empfangenen schwarzen Mantel mit Samtkragen und den zwei Nummern zu großen orthopädischen Schuhen eines in dem Krankenhaus verstorbenen alten Mannes nach Mainz. Am 31. Oktober 1946 lief auch mein Passierschein für den Übertritt

von der britischen in die französische Zone ab, für dessen Ausstellung Dr. Schramm gegenüber den Franzosen für mich bürgen mußte. So stand ich wieder einmal bei Kälte und Nieselregen ohne Bleibe auf der Straße, diesmal vor dem in Trümmern liegenden Mainzer Bahnhof. Eine Rückkehr wäre unmöglich gewesen, da ja mein Passierschein mit diesem Tage abließ.

Ich will versuchen, nicht mehr all das aufgenommen zu lassen, was die lustige Studenzeit ausmachte: keine Bücher, kein Papier, kein Bleistift; die Universität, eine ehemalige Flakkaserne, ungeheizt und mit zum Teil zerbrochenen Fenstern; Stehplatz im Hörsaal, 1/2 Stunde Straßenbahn von Mombach zur Universität und zurück, 1000 g Brot pro Woche, Kartoffel- und sonstige Lebensmittelmarken gerade genug, um vielleicht zwei- bis dreimal pro Woche in einer Gaststätte irgendein Süppchen essen zu können, nicht die geringste Möglichkeit zum Besorgen von etwas Zusatzverpflegung: Ich war nach einem Monat mit meinen Lebensmittelmarken, die für drei Monate zu reichen hatten, komplett pleite und ich wußte buchstäblich nicht, was ich essen sollte. Auf

jeden Fall wollte ich Weihnachten zu Hause sein, aber mein Passierschein war ja abgelaufen, und da ich mich – pflichtgemäß – in Mainz gemeldet hatte, konnte ich auch keinen wichtigen Grund vorbringen, der mir einen neuen Passierschein ermöglicht hätte. Was tut der angehende Jurist in einem solchen Falle? Ich habe – strafbare Urkundenfälschung – das Ablaufdatum meines Passierscheins geändert, bin aber zum Nutzen des deutschen Rechtslebens damit nicht aufgefallen.

Vater war wieder als Architekt tätig; er baute unter anderem auch eine ganze Reihe zerstörter Kirchen wieder auf, beispielsweise St. Peter in Uerdingen und unsere Pfarrkirche St. Elisabeth am Viktoriaplatz. Da keine Pläne von den ursprünglichen Bauten mehr existierten, mußte er jeweils den gesamten Baukörper neu aufmessen, zum Teil in 25 m Höhe auf der Mauerkrone des Kirchenschiffs. Er arbeitete mit Begeisterung von früh bis spät, wobei ihm, die Statik selbst berechnend, anstelle der heute verfügbaren Computer nur eine kleine mechanische Handrechenmaschine und sein Rechenschieber zur Verfügung standen. Nur bei der

technisch komplexen Umwandlung der ursprünglich zweischiffigen Elisabethkirche mit Gewölbe in eine einschiffige mit flacher freitragender Decke zog er Professor Pirlet von der Technischen Hochschule Aachen beratend hinzu. Nach dessen Überprüfung wurde alles so ausgeführt, wie Vater es berechnet hatte.

Nach dem Sommersemester 1949 wechselte ich nach Köln, denn dann konnte ich zu Hause in Krefeld wohnen, ohne daß Mehrkosten entstanden. Ich setzte mich nun nach all den Hungerjahren ziemlich auf die Hinterbeine und hatte schließlich Ende 1951 die 1. juristische Staatsprüfung geschafft. Meine Referendarzeit begann am 2. Januar 1952 beim inzwischen schon längst aufgelösten Amtsgericht Uerdingen.

Anmerkungen

1) SA = Sturmabteilung

2) heute Wolgograd

3) SS = Schutzstaffel

Ein Sechzehnjähriger erlebt auf dem Ostwall das Kriegsende

von Norbert Rutten

Noch am Nachmittag des 1. März war ich mit dem Fahrrad nach St. Tönis gefahren, wo ich bei Teilmanns auf Grundhof ein paar „Naturalien“ für unsere Familie abholen sollte. Von Westen her, aus Richtung Süchteln – Vorst, hörte man Maschinengewehr-Feuer. Die auf dem Hof einquartierten deutschen Soldaten regte das nicht sonderlich auf. Sie erhofften sich ein baldiges und glimpfliches Kriegsende, schien mir. Auf dem Rückweg kam ich am Sportplatz vorbei, an dessen Einfriedung einige Kriegsgefangene in jugoslawischen Uniformen sich scheu herumdrückten. Sie erhofften wohl dasselbe. Wo sie herkamen, wurde mir klar, als ich dann auf der Straße nach Krefeld an einem wahren Heerwurm entlangfuhr: Hunderte von Kriegsgefangenen in den Uniformen verschiedener Armeen, auch sogenannte „Fremdarbeiter“ und „Fremdarbeiterinnen“ in Zivil, die alle – eskortiert von Bewaffneten – ostwärts nach Krefeld und in Richtung Rheinbrücke gingen.

Am Abend desselben Tages gegen 22.00 Uhr, wir hörten gerade mit der gebotenen Vorsicht die Nachrichten von BBC London, schreckten uns ganz ungewohnte Detonationen auf. Das waren keine Bomben! Das

mußte Artillerie sein! Es wurde dann kein Trommelfeuer daraus, blieb eher Störfeuer, hielt aber wohl die Nacht hindurch an. Wir hatten noch ein paar wichtige Dinge in den Luftschutzkeller geschafft, vor allem unser Radio, Marke Telefunken, mit guter Kurzwele besonders geeignet zum Empfang der verbotenen „Feindsender“, und verbrachten dann die Nacht dort einigermaßen ruhig. Wir waren schließlich Schlimmeres gewöhnt.

Am Morgen des 2. März wagten wir uns kaum nach draußen. Der Beschuß hatte fast aufgehört. Ein bis dahin unbeschädigtes Haus auf dem Ostwall uns schräg gegenüber hatte die gesamte Straßenfassade verloren, wohl durch eine Granate, die von Westen durch ein Fenster gekommen war, denn alle Zimmer samt Einrichtung waren im übrigen fast unbeschädigt und standen offen jetzt wie bei einem Puppenhaus. Im Süden, hinter dem Hauptbahnhof, sah man von unserer Haustür aus ständig ein kleines Flugzeug hin und her fliegen (oder waren es mehrere?): amerikanische Artilleriebeobachter.

Herr Schomaker, der auf dem Ostwall ein paar Häuser weiter jenseits der Schwertstraße wohnte, war früh zur Peterstraße ge-

gangen, um nach der Firma Gebhard & Schroeder zu schauen, bei der er als Hausmeister angestellt war. Durch eine Granate verlor er ein Bein. Das erfuhr ich aber erst viel später. Wir im Haus Ostwall 47 – das heißt meine Eltern, Bürovorsteher Josef Warzelhan und Frau Käthe von der zweiten Etage, eine Tante, die mit der K-Bahn¹⁾ aus Düsseldorf gekommen und nicht rechtzeitig mehr zurückgefahren war, mein jüngerer Bruder Paul und ich – blieben an diesem Tag eher ‚häuslich‘ und vertrauten nächst Gott der Stabilität unseres tonnengewölbten Luftschutzkellers. Meine Schwester Irmgard hingegen, deren frisch Verlobter, ein Oberarzt d. R. (der Reserve), gerade erst zu seiner Truppe zurückgefahren war, zog es vor, im Bunker am Albrechtplatz Schutz zu suchen.

Inzwischen war es ruhig geworden an diesem 2. März. Irgendwann bin ich dann auch einmal durch den Bahnhofsbunker gegangen, um den einen oder anderen Bekannten zu sehen. Dabei fiel mir auf, daß sich dort eine ganze Anzahl wohl kriegsmüder Soldaten unter die Zivilisten gemischt hatte. Zusammen mit meinem Bruder ging ich dann nachmittags noch einmal nach draußen.

Man hörte jetzt MG(Maschinengewehr)-Feuer aus Richtung Kölner oder Gladbacher Straße, und in den Anlagen des Ostwalls war zwischen Südwall und Schwertstraße nördlich der Straßenkreuzung ein schwerer deutscher Panzer in Stellung gegangen. Sein Geschütz war auf den Bahnhof gerichtet, konnte aber auch den Südwall bestreichen. Ein zweiter Panzer gleichen Kalibers hatte in

der Schwertstraße Stellung bezogen, und zwar hinter den fast die halbe Straße bedeckenden Trümmern des am 11. Januar 1945 zerstörten²⁾ Eckhauses Ostwall 49A. Sein Geschütz war nach Westen gerichtet. Notfalls sollten beide Panzer einander wohl Feuerschutz geben. Auf der Schwertstraße unterhielten wir uns mit der Besatzung, die zum Teil abgessen war. Einer schleppte

gerade aus der nahen Tabakgroßhandlung Krichel, Südwall, ein paar große Pakete Zigaretten herbei und reichte sie zum Turm hinauf. „Organisieren“ hieß das damals.

Auf dem Ostwall gingen auf unserer Straßenseite Soldaten, ganz junge Burschen mit leichten Waffen, in luftwaffengrauen Uniformröcken und feldgrauen Hosen in Linie



Abb. 1. Haus Ostwall 47 – erbaut circa 1850/60³⁾ –, 1926 gekauft durch Rechtsanwalt Dr. jur. Paul Rutten (†1949), der im Unterhaus links seine Anwaltspraxis betrieb; hier der Zustand des Hauses circa Sommer 1944. Unter dem Schild rechts der Haustür ein kleines Emailleschild, das den damaligen ‚Hoheitsadler‘ mit Schwert und Waage zeigte und darunter die Aufschrift ‚Mitglied im NS-Rechtswahrbund‘ einem der vielen damals ‚gleichgeschalteten‘ Berufsverbände. Die in der Mitte der halbrunden Oberlichtfenster senkrecht aufgeklebten schwarzen Papierstreifen dienten mit den von innen darüberklappbaren Blenden der Luftschutzverdunkelung. Im Nachbarhaus Ostwall 45 (rechts), früher jüdisches Eigentum (Leven) mit Ladenlokal und Schaufenster, war in der Zeit ihrer Entrechtung vorübergehend die jüdische Volksschule untergebracht gewesen. Später bestand dort die Fahrradhandlung Wilhelm Kohl. Beim Luftangriff vom 21./22. Juni 1943, bei dem wir dank unserer Löschwasservorräte die Flammen hatten abwehren können, wurden Dach und zweites Obergeschoß von Nr. 45 durch Brandbomben zerstört, wie auf dem Foto zu erkennen ist. Doch dann mit Notdach versehen, blieb das Haus bewohnbar. Die Mülltonnen wurden während des Krieges aus Mangel an Arbeitskräften nicht mehr bis in den Hof gebracht und von dort abgeholt, sondern standen – wie ebenfalls hier erkennbar – vor jedem Haus auf dem Bürgersteig, wo sie ab Herbst 1943 dann immer wieder von hungrigen italienischen Kriegsgefangenen durchsucht wurden. Ihnen direkt etwas zu geben, war verboten. Aber viele legten damals Eßbares, sogar Kartoffelschalen, sauber verpackt ganz oben in die Tonne⁶⁾. Von den vier Kellerlöchern sind zwei ganz zugemauert, zwei blieben für den Kokseiwurf zum Teil offen, waren aber durch einen mit Sand befüllbaren Holzkasten geschützt, von denen einer ganz links noch zu sehen ist⁷⁾. Links von der Haustür Nr. 47 erkennt man zwischen den beiden Fensterbänken den Buchstaben H in roter Farbe, ein Hinweis auf die Lage des Luftschutzraumes, in diesem Fall: ‚In der linken Hälfte des Hauses HINTEN.‘ – Im Frühjahr 1939 hatte man dort an einem Sonntagmorgen unterhalb der Fensterbänke, und zwar links und rechts von der Haustür, in roter Farbe lesen können: ‚Judenfreund Rutten, lege dein Mandat nieder‘⁸⁾.

hintereinander an den Hauswänden entlang auf den Bahnhof zu. Ihnen entgegen kam ein Kradfahrer³⁾, und von dessen Soziussitz herab redete ein Offizier auf einen im Beiwagen sitzenden gefangenen US-Soldaten ein, versuchte wahrscheinlich ihn zu verhören. Der aber, mit Bürstenhaarschnitt und unbewegter Miene, hielt den Mund, wie mir schien.

Vom Südwall her tauchten zwei khakifarbene Uniformierte auf, die extrem lange Gewehre trugen. Einer von der Panzerbesatzung hob sofort das Glas an die Augen – und gab Entwarnung. Es waren OT (Organisation Todt = Technisches Hilfswerk)-Leute, ausgerüstet mit irgendwelchen Beutewaffen und -stahlhelmen. Unsere Schwertstraße war an diesem Nachmittag eine frequentierte Rückzugstraße Richtung Osten geworden, auch für zwei Infanteristen, die bald danach mit einem großen Pferd kamen, das ein kleines Infanteriegeschütz zog. Und immer wieder dieselbe Frage: „Geht es hier zur Rheinbrücke?“ Schließlich erschien ein paar Frauen aus den umliegenden Häusern und forderten die Panzerbesatzung ganz unverblümt auf, sich doch ebenfalls nach Osten abzusetzen: „Sonst schießen uns die Amis auch das hier noch zusammen!“ „Nichts zu machen“, war die Antwort. „Wir haben unsere Befehle.“

Das Infanteriefeuer aus Richtung Kölner Straße, Deutscher Ring, Gladbacher Straße wurde immer heftiger, kam immer näher, und wir verzogen uns wieder in unseren Luftschutzkeller. Der lag hinten zum Hof hin. Wie damals vorgeschrieben, war seine Lage für den Fall einer Verschüttung der Bewohner kenntlich gemacht durch ein auf die Hauswand aufgemaltes rotes H. Zwei der Kellerlöcher an der Straße waren nicht ganz zugemauert, und als ich wieder einmal dort im Heizungskeller „Horchposten“ bezogen hatte, hörte ich draußen laufen, hörte ich jemanden in unseren Hauseingang springen, – dann von dort aus das Schießen einer Maschinenpistole. Ich berichtete es den anderen hinten im Schutzraum und ging später wieder nach vorn. Diesmal blieb alles ruhig. Darum wagte ich mich sogar nach oben, öffnete vorsichtig und nur einen Spalt weit den Blendladen eines der Straßenfenster und schaute durch den schon seit dem Luftangriff vom 11. Januar glaslosen Fensterrahmen hinaus: Soldaten gingen auf der gegenüberliegenden Fahrbahn, doch es war schon zu dunkel, um Uniform und Bewaffnung noch erkennen zu können. Geraume Zeit später wagte ich mich sogar bis vor die Haustür und blieb im Hauseingang stehen. Es war still jetzt. Auf dem Ostwall war etwa in Höhe der Neuen Linner Straße ein Feuerschein⁴⁾ zu sehen und in diesem Licht die Silhouette eines Panzers, dessen Geschützrohr nach Westen zeigte.

Mein Bruder übernahm es nun, unserer Schwester Verpflegung in den Bunker am

Albrechtplatz zu bringen. An der Ecke Schwertstraße wurde er von deutschen Soldaten aufgehalten, durfte dann aber passieren. Einer von den Landsern, in der Dunkelheit kaum zu erkennen, kam bis zu mir an die Haustür und meinte: „Wo mag der Ami bloß sein? Wohl wieder abgehauen, was?“ Danach schoß ein Maschinengewehr mit Leuchtspurnmunition von der Schwertstraße aus in den Südwall hinein. Ich ging wieder in den Keller zu den anderen. Die Nacht blieb ruhig.

Am Morgen des 3. März hörten wir durch den „Durchbruch“ aus dem Nachbarkeller Ostwall 49 Schritte und Stimmen. Es waren die beiden zwangsverpflichteten Büromaschinenmechaniker aus den Niederlanden, die nebenan im Haus der Firma Schröter & Küsters arbeiteten und wohnten. Sie waren schon auf der Straße gewesen und berichteten uns unter anderem, sie hätten auch einen deutschen Verwundeten irgendwo liegen gesehen und mit ihm gesprochen.

Als ich dann selber nach draußen ging, „um die Lage zu peilen“, sah ich gleich vorn auf dem Südwall viele Leute Schlange stehen. Tabak-Krichel verkaufte aus seinen Lagerbeständen – wohl um weiteren Plünderungen zuvorzukommen. Einige der Leute dort wußten: „Die Amis sind hinten beim Hotel Stadt Geldern“, – Ja, dort, Ecke Gerberstraße, hatten sie offensichtlich schon Quartier gemacht. Einige ließen ihre Beine aus Fenstern des ersten Stockwerks baumeln. Und immer neue Jeeps fuhren vor und parkten in immer länger werdender Reihe zwischen den beiden Fahrbahnen des Südwalls. Oft saß nur ein einziger G.I. (Government Issue = US-amerikanischer Soldat) darin, und ein alter Krefelder, der das mitansah, konnte es einfach nicht fassen: „Kiek dich dat aan! – Be denne hät jedder-iene sen eijen Auto!“

Anschließend zurück zum Ostwall – und dann Richtung HansaHaus: Am linken Fahrbahnrand stand kurz vor der Hansasträße ein schwarz-weißes DKW-Kabriolet, gut erhalten und wohl mangels Treibstoff verlassen. Das Verdeck hatte man wahrscheinlich wegen der besseren Sicht gegen Tieffliegergefahr unterwegs trotz der kühlen Witterung zurückgeklappt. So konnte ich im Vorbeigehen im hinteren Fußraum einen feldgrauen Militärmantel liegen sehen. Vor dem HansaHaus dann die ersten deutschen Kriegsgefangenen, ein zusammengewürfelter Haufen. Andere wurden noch aus dem Bahnhofsbunker herausgeholt. Einer schien ein Urlauber zu sein, den die Front hier überrollt hatte. Frau und Kind begleiteten ihn zur Sammelstelle. Einen niedergeschlagenen Eindruck machten die „prisoners of war“ keineswegs. Doch war es einem von ihnen „fies kalt“, denn er trug nur einen kurzen schwarzen Panzerfahrerblouson zur feldgrauen Hose. Ich versprach ihm, einen Mantel zu holen, den ich eben gesehen hätte. Doch genau in

diesem Moment kam eine Kolonne US-amerikanischer Sherman-Panzer in ‚Kiellinie‘ auf den Hauptbahnhof zugefahren, von denen einer plötzlich ausscherte, aus purem Mutwillen den schwarz-weißen DKW überrollte und sich dann wieder einordnete. Aus dem zusammengedrückten Autoblech konnte ich den Mantel aber unversehrt bergen und durfte ihn nach einer kurzen Kontrolle durch die Wachtposten dem Mann überreichen. Und er paßte ihm!

Dieser 3. März 1945 war ein Samstag, ein Sabbat, Tag des Aufatmens für viele. Und ganz nebenbei war auch das Verfahren nun hinfällig geworden, das erst einige Wochen vorher jemand gegen meinen Vater noch in Gang gesetzt hatte wegen Verweigerung des Hitlergrüßes im Gebäude des Landgerichts Krefeld.

Anmerkungen

1) Die Endhaltestelle war seit dem Luftangriff vom 11. Januar 1945 beim damaligen Depot der Rheinischen Bahngesellschaft an der Voltastraße.

2) Durch eine 10-Zentner-Bombe, die nicht detoniert war, sondern als ‚Blindgänger‘ der Länge nach aufgeplatzt im leichtgelblichen ‚Hagelzucker‘ ihres Explosivstoffes nun auf dem Schwertstraßenpflaster lag

3) War man vielleicht auf dem Weg zum Gefechtsstand des Kampfkommandanten, der vormittags gegen 10.30 Uhr von der Adolf-von-Nassau-Kaserne (heute: an der Kempener Aälee) zum Telegraphenamt Mörsersstraße 7/9 verlegt worden war? Siehe Müller, Carl: Krefeld in den letzten Monaten des zweiten Weltkriegs, in: Die Heimat, Jg. 25, Krefeld 1954, S. 260.

4) Auf dem Ostwall in der Höhe der Alten Linner Straße verbrannte mit zwei Insassen – von Schüssen durchsiebt – ein Renault-PKW mit Wehrmachtskennzeichen.

5) Siehe Brües, Eva: Denkmäler des Rheinlands, Bd. 12, Krefeld 1, Stadtmittler: Düsseldorf 1967, S. 58.

6) Dr. Klaus Hens (†1997), 1940 in Rom zum Priester geweiht, damals Kaplan an St. Elisabeth, hatte uns beigebracht, den Suchenden zu sagen: „Ecco, vede in questa botta là!“ (Schau in diese Tonne da.). – Eigentlich hatten diese Italiener nicht einmal den rechtlichen Status von Kriegsgefangenen. Nach der Absetzung Mussolinis durch den italienischen König Ende Juli und dem Ausscheiden Italiens aus dem Krieg Anfang September 1943 hatten die deutschen Streitkräfte große Teile der italienischen Armee entwaffnet. Diese 500.000 bis 600.000 in Lagern internierten und zur Zwangsarbeit auch in Deutschland Eingesetzten wurden auf Hitlers Weisung als „Militärinternierte“ bezeichnet. Als „Verräter“ sollte ihnen so zur Strafe sogar die Betreuung durch das internationale Rote Kreuz verwehrt werden (siehe Schreiber, G.: Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943 – 1945, München 1990, – zitiert in: Grosse/Troutmann: Italien verstehen, Darmstadt 1997, S. 292).

7) Kurz vor Kriegsende hatte sich jemand im Schutz der Dunkelheit dort noch durch Einwurf seines Brauhemdes erleichtert.

8) Mein Bruder und ich sahen die Schmiererei, als wir das Haus verließen, um zur 9-Uhr-Kindermesse in die Stephanskirche zu gehen. Malermeister Jakob Oilmann, Luisenstraße 68, hat dann im Laufe des Vormittags mit einem Lösungsmittel die Schrift abgewaschen, während der Vater dabei stand und sich mit ihm unterhielt. Eine leichte Verfärbung der Hausfront blieb aber noch lange sichtbar.

Zur Geschichte der Familie Bruckmann in Krefeld

von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus

Henriette Pam, geborene Bruckmann, feierte am 9. Dezember 1998 ihren 92. Geburtstag. Sie ist somit die älteste in Krefeld geborene und nach der Emigration wieder in ihre Vaterstadt zurückgekehrte jüdische Einwohnerin. Dies war Anlaß, auf der Grundlage ihrer beeindruckenden Lebensgeschichte der Geschichte ihrer Familie nachzugehen.

Die Anfänge

Der Ursprung der am Niederrhein weitverbreiteten und in Krefeld als Textilkaufleute zu Ansehen gelangten jüdischen Familie Bruckmann lag zu Beginn des letzten Jahrhunderts in Xanten¹⁾.

Dort lebten zu jener Zeit der aus Wartenstein im Märkischen stammende jüdische Metzger und Handelsmann Abraham Seligmann und seine Ehefrau Geidel Judith. Das Ehepaar hatte zwei Söhne, den 1801 geborenen Seligmann Abraham sowie den 1806 geborenen Samuel Abraham²⁾. Nach dem kaiserlichen Dekret Napoleons vom 20. Juli 1808 wurden die Juden zur Annahme beständiger Familiennamen angehalten, was eine Bedingung zur Erlangung ihrer Gleichstellung war³⁾. Infolge dessen nahm Abraham Seligmann den Familiennamen „Bruckmann“ an, angeblich, weil sein Wohnhaus an der Bruckstraße stand. Der ältere Sohn erhielt den Namen Bernhard, der jüngere Sohn wurde Ludwig genannt. Abraham Bruckmann starb im Jahre 1816. Während Bernhard zunächst in Xanten blieb und wohl das Geschäft des Vaters übernahm, kam Ludwig in den 1830er Jahren nach Krefeld, wo er, ab 1838 in den Adreßbüchern erscheinend, zunächst im Haus Lohstraße 615, dann zuletzt im Haus Lindenstraße 23 der Familientradition folgend als Metzger tätig war.

Die Nachfahren Ludwig Bruckmanns

Verheiratet war Ludwig Bruckmann mit der 1813 in Adorf geborenen Walburga Salm. Insgesamt hatte das Ehepaar sieben Kinder, den 1842 geborenen Siegmund, den 1843

geborenen Salomon, die 1846 geborene Karoline, die 1848 geborene Sara, den 1849 geborenen Abraham, die 1851 geborene Regina sowie den 1853 geborenen Leopold. Hinzu kamen zwei Adoptivkinder, die 1832 geborene Susanne Loeser und ihr 1834 geborener Bruder Lazarus, der später den Namen Bruckmann annahm. 1860 wurde der jüngste Sohn Ludwig Bruckmanns, David, geboren. Seine Mutter war die bereits genannte Susanne Loeser. Ab dem Jahre 1888 durfte David den Familiennamen Bruckmann führen.

Die ältesten Söhne ergriffen alle das Metzgerhandwerk. Salomon führte den Laden nach dem Tode des Vaters im Jahre 1870 an der Lohstraße weiter⁴⁾. Demgegenüber war der jüngste Sohn David der erste aus der Familie, der in der Seidenbranche tätig wurde. Nach dem Besuch der Realschule und einer Tätigkeit als „Commis“ (kaufmännischer Angestellter) eröffnete er laut Adreßbuch 1889 als Agent in Seidenwaren eine Firma im Haus St.-Anton-Straße 128. Aus den Verzeichnissen der Kommunalsteuerpflichtigen wird ersichtlich, daß dieser Schritt durchaus erfolgversprechend gewesen war. In der Umlage für das Jahr 1891/92 wird David mit einem Einkommen von über 2 100 bis 2 400 Mark in der Nr. 10 des Tarifs geführt, während seine als Metzger tätigen Brüder ein wesentlich geringeres Einkommen zu verzeichnen hatten⁵⁾. Später, ab dem 1. April 1913, waren die Geschäftsräume im Haus Von-Beckerath-Straße 7 untergebracht. Im September 1900 war der Kaufmann Moritz Levy als „Compagnon“ in die Firma eingetreten⁶⁾.

David Bruckmann verstarb 1922. Seine Witwe Johanna, geborene Frankfurt, heiratete Moritz Levy und führte nach dessen Tod im Jahre 1932 das Geschäft alleine weiter, bis sie es im Zuge der antisemitischen Maßnahmen nach dem Novemberpogrom 1938 aufgeben mußte⁷⁾. 74jährig wurde sie im Juli 1942 deportiert und kam in einem Lager ums Leben⁸⁾. Margot Hanten, eine Urenkelin Karoline Bruckmanns, erinnert sich, daß die Firma ihrer Tante an der Von-Beckerath-Straße noch bis zuletzt floriert haben soll. Da Johanna Levy vermögend war, sei häufiger die SA vor dem Geschäft aufmarschiert. Eine

wertvolle Gemäldesammlung wurde später, so Frau Hanten, vor der Deportation Johanna Levys beschlagnahmt. Es spricht für das hohe Ansehen Johanna Levys, daß sie längere Zeit, bis zum Jahre 1937, Vorsitzende des Krefelder Israelitischen Frauenvereins war. Zugleich war sie im Kuratorium für israelitische Krankenschwestern tätig⁹⁾.

Möglicherweise angespornt durch den geschäftlichen Erfolg ihres Onkels, gründeten mehrere Enkel Ludwig Bruckmanns Firmen in der Seidenbranche. Als erster eröffnete der 1879 geborene Samuel Bruckmann, ein Sohn Abraham Bruckmanns, 1913 zusammen mit seinem Partner Hermann Davids eine Seidenwarengroßhandlung im Haus Hochstraße 2 - 4. Samuel Bruckmann, im Ersten Weltkrieg Soldat, war übrigens im Oktober 1914 einer der ersten Krefelder, der das „Eiserne Kreuz“ erhielt¹⁰⁾.

Nach dem Krieg, im Januar 1920, eröffnete Samuel Bruckmann ein neues Geschäft, die Samt- und Seidengroßhandlung „Bruckmann und Straus“ im Haus Hochstraße 93¹¹⁾.

Mitgesellschafterin war eine Schwester seiner Mutter, die 1868 in Millingen geborene Sabine Straus. 1922 verließ Frau Straus die Firma. An ihre Stelle trat Samuels Bruder Alfred. Nach dessen Tod führte Samuel das Geschäft ab 1936 alleine weiter. Sein Sohn Kurt erhielt im September 1937 Gesamtprokura. Zu diesem Zeitpunkt weilte Kurt Bruckmann bereits seit einem Jahr in London, wo er für das Exportgeschäft der Firma tätig war¹²⁾. Laut Nachrichtendienst der Industrie- und Handelskammer Krefeld vom 1. April 1939 wurde das Geschäft dann, wohl im Zuge der „Arisierungen“, von dem Kaufmann Anton Franz Kirsten übernommen. Zum 1. Februar 1940 wurde die Firma Bruckmann & Straus von Amts wegen gelöscht¹³⁾.

Sabine Straus wurde 74jährig im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 7. November desselben Jahres umkam. Samuel Bruckmann und seiner Frau Henriette, geborene Meyer, gelang im Februar 1939 die Auswanderung nach Großbritannien zu ihrem Sohn Kurt. Im August 1941 wurde Samuel Bruckmann, seiner Frau Henriette und

dem Sohn Kurt die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt¹⁴). Wie bei den meisten anderen emigrierten Juden wurde dazu formal die Mitgliedschaft in der jüdischen Loge UOBB (B'nai B'rith) als Vorwand benutzt. Die Aberkennung der Staatsbürgerschaft war pro forma notwendig, um die meist auf Sperrkonten deponierten Vermögen der Emigranten beschlagnahmen zu können¹⁵). Laut Schreiben des Vermögensverwalters von Samuel Bruckmann, Carl Knipscher, an die Gestapo (= Geheime Staatspolizei) in Krefeld vom 10. Mai 1941 besaß Bruckmann zu diesem Zeitpunkt bei der Deutschen Bank in Krefeld noch ein Bankguthaben von rund 85 000 RM. Direkt betroffen von der Vermögensbeschlagnahme waren die noch in Krefeld lebenden Schwestern Samuel Bruckmanns, Clara Bruckmann und Sabine, verheiratete Schaumburger, die monatlich mit jeweils 200 RM aus dem Konto unterstützt wurden. Ihr Antrag an die Gestapo, die Unterstützungsbeträge von der Sicherstellung des Kontos auszunehmen, wurde abschlägig beschieden, da keine Unterstützungsbedürftigkeit vorliege. Clara, die erblindet war, hatte laut Aufstellung der Gestapo noch ein Guthaben von 4 000 RM. Sabine Schaumburger, ihr Mann Siegmund und ihre zwei Kinder Grete und Hans hatten noch ein Guthaben von 1 600 RM, ein Geschenk Samuels, das für die Ausreise bestimmt gewesen war.

Die Familie Schaumburger wurde im Dezember 1941 nach Riga deportiert, Clara Bruckmann im Juli 1942 nach Theresienstadt. Alle wurden Opfer des Judenmords.

Samuel Bruckmann gelang es, sich eine neue Existenz als Spielwarengroßhändler zu schaffen¹⁶). Er verstarb 1961 in London, seine Frau dortselbst im Jahre 1984. Kurt Bruckmann starb 1981 in London, seine Kinder Jennifer und Jonathan leben heute mit ihren Familien in Israel¹⁷).

Die Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg war für Geschäftsgründungen in der Seidenbranche anscheinend nicht ungünstig. Neben den bereits genannten Firmen führt das Krefelder Adreßbuch des Jahres 1920 gleich drei weitere Firmen auf, deren Inhaber der Familie Bruckmann entstammten.

Das bedeutendste Unternehmen war wohl die Seidenwarenhandlung von Albrecht Bruckmann und seinem Bruder Ludwig im Haus Südwall 61, vielen Krefeldern noch als „Seidenbruckmann“ in Erinnerung. Albrecht Bruckmann, geboren 1883 als Sohn Salomon Bruckmanns, betrieb das Geschäft ab dem Jahre 1925 zusammen mit seinem älteren, 1880 geborenen Bruder Ludwig. Letzterer hatte 1920 eine eigene Seidenwaren-Großhandlung eröffnet, die er dann aufgab, als er in die Firma seines Bruders eintrat. Möglicherweise bedingt durch die Weltwirtschaftskrise, geriet das Geschäft im Jahre

1930 in Schwierigkeiten, ein drohender Konkurs konnte aber abgewendet werden¹⁸). Endgültig erlosch die Firma im August 1939¹⁹).

Albrecht Bruckmann, verheiratet mit der 1892 in Warschau geborenen Miriam Eisner, reiste zunächst im Juni 1933 mit seiner Frau und den drei Kindern Anita, Rudolf und Jenny nach Kopenhagen aus. Zuvor war er aus dem Geschäft ausgetreten, dessen alleiniger Inhaber ab dem 12. Juli 1932 sein Bruder Ludwig war²⁰). Albrechts Sohn Rudolf starb im Februar 1934 in Kopenhagen, die Familie kehrte danach im Juni 1934 wieder nach Krefeld zurück. Im Zuge der Verhaftungswelle nach der sogenannten Kristallnacht wurde auch Albrecht Bruckmann am 10. November 1938 festgenommen und im Krefelder Polizeigefängnis inhaftiert²¹). Seine vergleichsweise schnelle Entlassung am 19. November ist möglicherweise darauf zurückzuführen, daß auf der von der Gestapo ausgefüllten Verhaftungsmittteilung vermerkt wurde, daß Albrecht Bruckmann „Jüdischer Frontkämpfer“ gewesen war.

Zuletzt wohnten Albrecht Bruckmann und seine Familie im Haus Gerberstraße 33, einem sogenannten Judenhaus. Darunter verstand man Häuser, in denen Juden im Zuge der Vorbereitungen der Deportationen zusammengedungen wurden, um sie besser kontrollieren zu können²²). Das Haus Gerberstraße 33 hatte vor der Enteignung dem jüdischen Kaufmann Moritz Frank gehört. Dessen Tochter Ruth Frank kann sich noch der Familie Bruckmann entsinnen, die dort bis zu ihrer Deportation nach Riga am 11. Dezember 1941 in zwei kleinen Zimmern lebte. Albrecht Bruckmann, seine Frau Miriam sowie die Tochter Anita gelten als verschollen.

Kurz vor seiner Deportation mußte Albrecht Bruckmann, wie alle Betroffenen, folgendes Formular unterzeichnen: „Mir ist eröffnet worden, daß das in meinem Besitz befindliche Vermögen – und das Vermögen meiner Familienangehörigen – auf Grund der Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 (RGBl I S. 83) mit sofortiger Wirkung beschlagnahmt und sichergestellt ist. Mir ist bekannt, daß ich bei nachgewiesenen Vermögensverschiebungen mit schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen zu rechnen habe“²³). Diese Maßnahme stand in Verbindung mit der Beschlagnahme der Konten emigrierter Juden und bedeutete de facto, daß sämtliche noch in Deutschland greifbaren Vermögenswerte jüdischer Bürger dem Staat verfielen.

Ludwig Bruckmann, der in einer „Mischehe“ mit der Nichtjüdin Henriette Fabian verheiratet war, wurde erst im September 1944 deportiert. Die vergleichsweise späte Deportation jüdischer „Mischehepartner“ war auf die Befürchtung der nationalsozialistischen Machthaber zurückzuführen, daß es bei einer Deportation dieses Personenkreises zu Unruhen unter der nichtjüdischen Verwandtschaft der Betroffenen kommen könnte. Ziel des Transports im September 1944 war ebenfalls das Lager Theresienstadt. Auf dem Weg dorthin verstarb Ludwig Bruckmann jedoch in Berlin.

Ernst Simon und Walther Bruckmann, Söhne Leopold Bruckmanns, waren Inhaber der Seidenwaren-Großhandlung „Gebrüder Bruckmann“ im Haus Roßstraße 181. Die Firma wurde am 15. März 1920 gegründet²⁴). 1921 trat Ernst Simon Bruckmann aus der Firma aus, 1927 wurde dann ein Vergleichsverfahren eröffnet und das Geschäft aufgelöst.

Abb. 1. Geschäftsanzeige der Samt- und Seidenwarenhandlung „Geschwister Bruckmann“, 1927

<p style="font-size: 2em; font-weight: bold; margin: 0;">Seidenstoffe Samte</p> <p style="font-size: 1.2em; margin: 0;">Stets Eingang entzückender Neuheiten zu bekannt billigen Preisen u. guten Qualitäten</p>	<p style="font-size: 3em; font-weight: bold; margin: 0;">Geschw. Bruckmann</p> <hr style="border: 1px solid black;"/> <p style="font-size: 1.5em; margin: 0;">SPEZIALHAUS für Seidenstoffe und Samte</p> <hr style="border: 1px solid black;"/> <p style="font-size: 1.5em; margin: 0;">nur Südwall 34, an der Neuberstraße</p>
--	---

1889 geboren, war Ernst Simon schon 1913 von Krefeld nach Berlin gezogen. Er starb 1967 in Montevideo/Uruguay²⁵). Sein 1891 geborener Bruder Walther zog 1937 mit seiner Tochter Lieselotte zunächst nach Berlin, später nach Köln, wo sein Cousin Max Bruckmann, ein Sohn Abraham Bruckmanns, lebte. Lotte und Max Bruckmann wurden später nach Lodz deportiert, Walther Bruckmann nach Auschwitz. Alle drei gelten als verschollen²⁶).

Inhaber der Samt- und Seidenwarengroßhandlung „Spezialhaus für Samt- und Seidenstoffe – Geschwister Bruckmann“ waren der 1892 geborene Richard Bruckmann sowie seine Schwestern Olga, geboren 1879, Thekla, geboren 1890, und Elfriede, geboren 1894²⁷). Wie Albrecht und Ludwig Bruckmann waren sie Kinder von Salomon Bruckmann. Richard zog sich aus dem im März 1919 gegründeten Geschäft zurück und rief ein eigenes Unternehmen ins Leben. 1931 wanderte er nach Palästina aus. An seine Stelle trat 1923 der 1894 geborene Bruder Leopold, der zunächst als Viehhändler gearbeitet hatte. Nach wechselnden Adressen erscheint das Unternehmen „Geschwister Bruckmann“ ab dem Jahre 1927 unter derselben Anschrift wie die „Seidenbruckmanns“, Südwall 34. Im selben Jahr war auch Leopold aus der Firma ausgeschieden. Er verstarb im Oktober 1938 in Krefeld. Seinem 1920 geborenen Sohn Günther gelang im März 1939 die Ausreise nach England. Leopold Bruckmanns Ehefrau Bertha, geborene Sanders, war von 1926 bis zum Jahre 1937 in der Heil- und Pflegeanstalt Dreifaltigkeitskloster untergebracht. Ihr weiteres Schicksal ist ungeklärt. Möglicherweise wurde sie ein Opfer der nationalsozialistischen Euthanasie-Maßnahmen.

Am 6. April 1939 wurde die Firma „Geschwister Bruckmann“ von Amts wegen gelöscht²⁸). Das Geschäft selbst wurde, wie die bereits erwähnte Samt- und Seidenwarengroßhandlung „Bruckmann und Straus“, von dem aus Köln stammenden Kaufmann Anton Franz Kirsten übernommen²⁹). Den jüdischen Beschäftigten, die im Hause tätig gewesen waren, wurde aber nicht gekündigt³⁰). Dies war kein Einzelfall. Bei mehreren „Arisierungen“ in Krefeld blieben sogar die ehemaligen jüdischen Firmeninhaber weiter im Betrieb, nun als Angestellte. Möglicherweise gaben bei Kirsten menschenfreundliche Erwägungen den Ausschlag. In den meisten vergleichbaren Fällen kann man jedoch davon ausgehen, daß die neuen Eigentümer in der ersten Zeit lediglich auf die Kenntnisse des Personals und der alten Eigentümer zurückgreifen wollten, die dann auch in der Folge nach einer gewissen Zeitspanne entlassen wurden.

Olga, Thekla und Elfriede Bruckmann, die zuletzt mit ihrem Bruder im elterlichen Haus Hülser Straße 404 gewohnt hatten, wurden



Abb. 2. Pauline, Selma und Lisette Bruckmann (von links nach rechts); um 1890

Abb. 3. Lisette und Siegfried Bruckmann; um 1905



im April 1942 nach Izbica deportiert. Diesen Transport hat keiner der Deportierten überlebt.

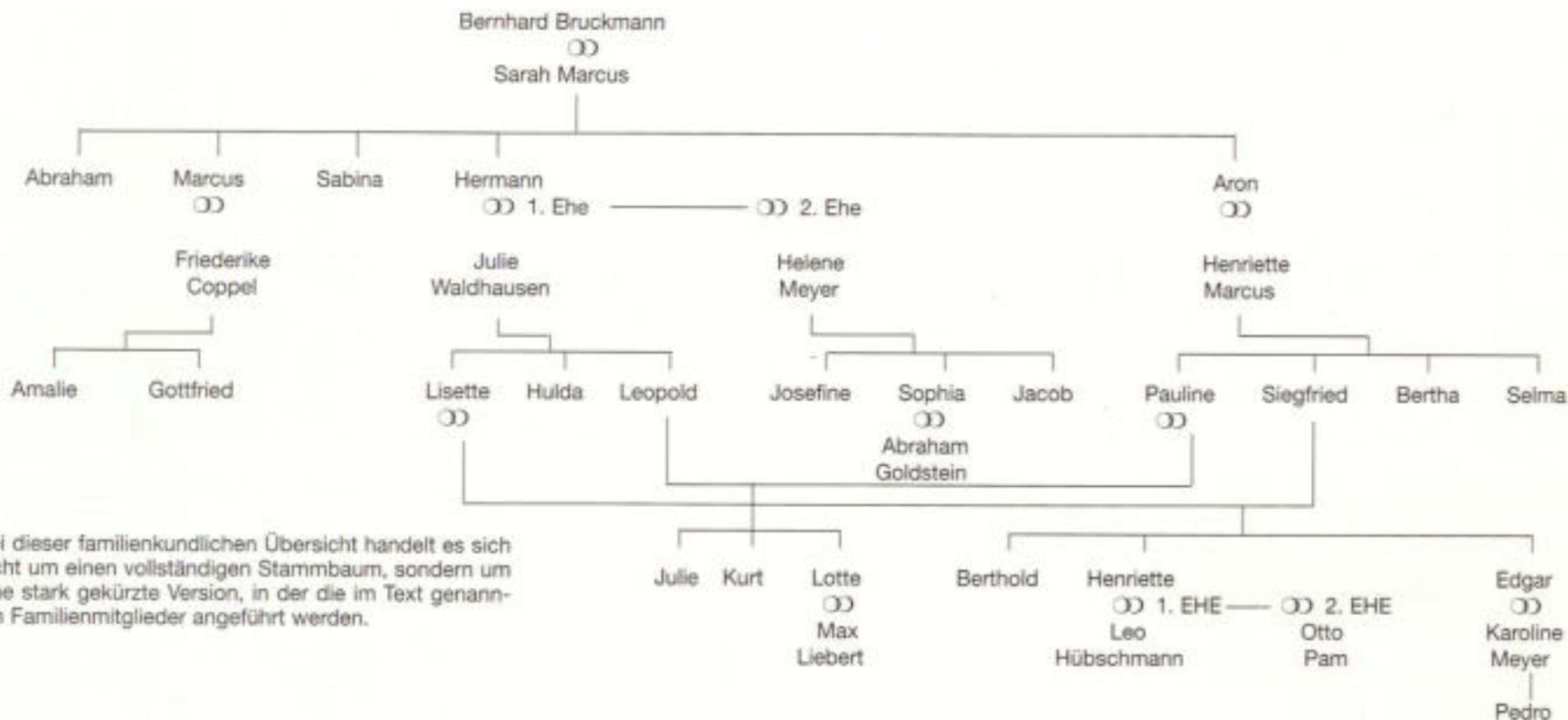
Die Nachfahren Bernhard Bruckmanns

Während Ludwig Bruckmann also schon relativ früh nach Krefeld gekommen war und seine Nachkommen sich bald als mehr oder weniger wohlhabende Geschäftsleute etablierten, blieb sein Bruder Bernhard in Xanten, wo er das Metzgereigeschäft seines Vaters übernahm und im Jahre 1870 verstarb.

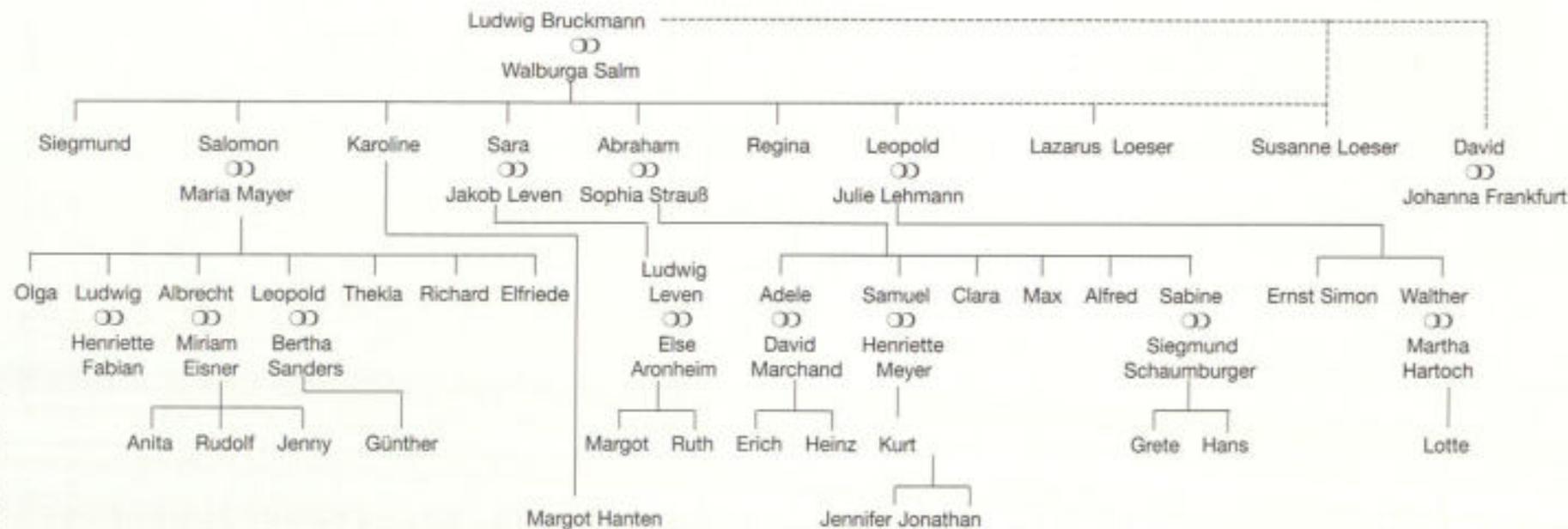
Bernhard und seine Ehefrau Sarah, geborene Marcus, hatten fünf Kinder, den 1825 geborenen Abraham, den 1831 geborenen Marcus, die 1833 geborene Sabina, den 1835 geborenen Hermann und den 1840 geborenen Aron. Marcus, von Beruf Bäcker, und Hermann, von Beruf Metzger, zogen um 1850 nach Goch. Der jüngste Sohn Aron, verheiratet mit der 1837 in Rees geborenen Henriette Marcus, ging jedoch nach Krefeld, wo 1870 die älteste Tochter Pauline zur Welt kam. 1872 wurde der Sohn Siegfried geboren, 1873 die Tochter Bertha und 1877 die Tochter Selma. Aron Bruckmann war zunächst als Hausierer tätig, kurz nach der Jahrhundertwende eröffnete er dann im Haus Lindenstraße 88 ein Kurzwarengeschäft.

Während die Töchter Bertha und Selma ledig blieben, heiratete die älteste Tochter Pauline am 22. Mai 1902 ihren Vetter Leopold Bruckmann, einen Sohn Hermann Bruckmanns aus dessen erster Ehe mit Julie Waldhausen. Hermann Bruckmann war um 1880 mit seiner Familie aus Goch nach Krefeld gezogen, zusammen mit seiner 1868 geborenen Tochter Lisette, der 1869 geborenen Hulda und dem 1871 geborenen Sohn Leopold. Aus seiner zweiten Ehe mit Helene Meyer hatte Hermann Bruckmann drei Kinder. Die 1875 geborene älteste Tochter Josefine, von Beruf Haushälterin, blieb unverheiratet und kam 1909 aus einer Stellung in Gelsenkirchen nach Krefeld. Die 1876 geborene Sophia heiratete 1907 den aus Krefeld gebürtigen Abraham Goldstein und zog mit ihrem Ehemann zuerst nach Kempen, dann nach Mönchengladbach, wo ihr Mann eine gutgehende Zuckerwarenfabrik eröffnete³¹). Der 1878 geborene Sohn Jakob ging nach Dortmund, wo er heiratete und sich als Kaufmann niederließ.

Am 22. Mai 1902 gab es in Krefeld eine Doppelhochzeit. Neben der oben erwähnten Vermählung heiratete Paulines Bruder Siegfried, der einzige Sohn Aron Bruckmanns, seine Cousine Lisette, die älteste Tochter seines Onkels Hermann aus dessen erster Ehe mit Julie Waldhausen und Schwester Leopolds. Siegfried und Lisette wohnten zunächst im selben Haus wie Aron Bruckmann. Wahr-



Bei dieser familienkundlichen Übersicht handelt es sich nicht um einen vollständigen Stammbaum, sondern um eine stark gekürzte Version, in der die im Text genannten Familienmitglieder angeführt werden.



Bei dieser familienkundlichen Übersicht handelt es sich nicht um einen vollständigen Stammbaum, sondern um eine stark gekürzte Version, in der die im Text genannten Familienmitglieder angeführt werden.

scheinlich erlernte Siegfried den Kaufmannsberuf bei seinem Vater. Aus den Eintragungen in den Krefelder Adreßbüchern kann man schließen, daß Aron Bruckmann sich nach der Heirat seiner beiden Kinder aus dem Geschäft zurückzog und Sohn und Schwiegersohn ab 1902 das Kurzwarengeschäft übernahmen. Bis zum Jahre 1901/02 erscheinen sie in den Adreßbüchern mit der Berufsbezeichnung „Commis“, danach als Kurzwarenhändler. Im Jahre 1905 zogen Aron Bruckmann und seine Kinder in das Haus Evertsstraße 36, in dem das Kurzwarengeschäft weitergeführt wurde. Leopold Bruckmann und seine Familie zogen im selben Jahr gleichfalls in das Haus Evertsstraße 36. Am 13. März 1903 war die Tochter Julie geboren worden, am 27. April 1904 der Sohn Kurt. Die jüngste Tochter Lotte kam am 19. August 1912 zur Welt.

Henriette Bruckmanns Schul- und Lehrzeit

Siegfried Bruckmann und seine Frau Lisette hatten ebenfalls drei Kinder. Der älteste Sohn Berthold wurde am 25. Juni 1903 geboren, die Tochter Henriette am 6. Dezember 1906 und der jüngste Sohn Edgar am 17. Oktober 1908³²⁾.

Henriette Bruckmann und ihre Brüder wuchsen in einer gutbürgerlichen Umgebung auf.



Abb. 4. Berthold Bruckmann; um 1910



Abb. 5. Henriette Pam; um 1910

Die Familie war sehr religiös, der Haushalt wurde streng koscher geführt. Freundschaften und Bekanntschaften pflegten die Eltern fast nur innerhalb der jüdischen Gemeinde, in der der Vater auch lange Jahre als Schriftführer tätig war. Die Kinder besuchten zunächst die jüdische Volksschule an der St.-Anton-Straße. Ihr Lehrer war der bekannte Pädagoge Nathan Alexander. Danach wechselten die Brüder auf ein Gymnasium, Henriette besuchte im Anschluß an die Volksschule die Mädchenberufsschule am Nordwall 25. Sie erinnert sich, daß weder sie noch ihre Brüder während der Schulzeit Probleme mit Lehrern oder Mitschülern hatten, weil sie Juden waren. Vielmehr gehörten zu ihren Freundeskreisen auch Nichtjuden. Eine enge Freundin Henriette Bruckmanns war zum Beispiel Hermine Dittmann, deren Vater lange Jahre in der Gesellschaft „Verein“ als Ökonom tätig war. Der sich ab Ende der zwanziger Jahre auch in Krefeld bemerkbar machende Antisemitismus trat in ihrem Bekanntenkreis also noch nicht in Erscheinung. Erst nach 1933 zogen sich nichtjüdische Bekannte, wahrscheinlich aus Angst vor Unannehmlichkeiten, mehr und mehr zurück.

Enge Verbindung bestand zu den nicht in Krefeld ansässigen Verwandten. Frau Pam erinnert sich, daß sie in ihrer Jugend oftmals mit der Bahn nach Goch zu Gottfried Bruckmann und seiner Frau Karoline reiste. Gottfried Bruckmann hatte in Goch die koschere Bäckerei seines Vaters Marcus übernommen. Seine Matzen wurden weit über die Grenzen der kleinen Stadt am Niederrhein hinaus geschätzt. Besonders Karoline Bruckmann, so Frau Pam, war sehr religiös. Als sichtbares Zeichen hierfür trug sie einen „Shejtetl“³³⁾. Aus diesem Grund kam es im Gocher Zweig der Familie auch zu Verstimmungen, als eine Schwester Gottfrieds einen

katholischen Zöllner aus Kleve heiratete. Ab 1908 wohnte diese Familie, Friedrich und Amalie Schmitz, mit ihren neun Töchtern in Krefeld, wo Henriette sie häufiger besuchte. Auch zur Familie Jakob Bruckmann in Dortmund bestand eine enge Verbindung.

Am 26. März 1921 verstarb Lisette Bruckmann, die Ehefrau Siegfried Bruckmanns. Ihr Grab befindet sich auf dem neuen jüdischen Friedhof in Krefeld. Von 1923 bis 1926 lebte Henriette in Rheydt bei der Familie Marcus. Frau Marcus war eine Cousine Siegfried Bruckmanns, ihr Mann war ein wohlhabender Getreidehändler. In der Familie Marcus erlernte Henriette Kochen und andere hauswirtschaftliche Fertigkeiten. Ihre Mutter hatte aus dem gleichen Grund vor ihrer Heirat eine Zeitlang in Zwolle in den Niederlanden gearbeitet.

Im August 1926 kehrte Henriette Bruckmann wieder nach Krefeld zurück, und zwar in das Haus Mariannenstraße 46. Aron Bruckmann, ihr Großvater, war am 2. Mai 1924 verstorben. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er im Haus Evertsstraße ein Partiewarengeschäft eröffnet, das nach seinem Tod erlosch. Partiewaren sind unmodern oder unansehnlich gewordene Warenbestände, besonders im Textilhandel, die zu niedrigen Preisen abgesetzt werden³⁴⁾. Siegfried und Leopold Bruckmann waren von da ab als Kaufleute in der Textilbranche tätig. Im August 1926 zogen sie mit ihren Familien in die Mariannen-



Abb. 6. Henriette Pam mit ihren Freundinnen Edith Hirsch und Hilde Moses (von links nach rechts) auf dem Hülser Berg; Sommer 1928



Abb. 7. Aufnahme anlässlich des 60. Geburtstages von Siegfried Bruckmann im Haus Mariannenstraße 46. Das Foto zeigt (von links nach rechts) Julie, Kurt, Josefine, Leopold, Siegfried, Bertha und Berthold Bruckmann; 1932.

straße. Dort eröffnete Siegfried Bruckmann einen Großhandel für Textilwaren, hauptsächlich Feintücher, der im Erdgeschoß des Hauses untergebracht war. Der Geschäftsverlauf entwickelte sich so günstig, daß Siegfried Bruckmann einen Opel erwerben

konnte, der von seinem Sohn Edgar, der im Geschäft mitarbeitete, gefahren wurde.

Neben den Familien lebten im Haus Mariannenstraße 46 noch Bertha und Selma Bruckmann, die unverheirateten Schwestern Siegfrieds,

sowie Josefine und Hulda, die unverheirateten Schwestern Leopolds. Die Tanten Henriettes waren nicht mehr berufstätig, sie versorgten den Haushalt.

Nach ihrer Rückkehr in ihre Heimatstadt absolvierte Henriette Bruckmann eine Lehre als Schneiderin im Geschäft von Else Aronheim, Damengarderobe. Die Lehrstelle hatte ihr Vater vermittelt, denn bei den Geschäftsinhabern handelte es sich um weitläufige Verwandtschaft. Ludwig Leven, Ehemann von Else Aronheim und Geschäftsführer der Firma, war ein Sohn von Jakob Leven und dessen Ehefrau Sara, einer Tochter von Ludwig Bruckmann. Nach ihrer Lehrzeit blieb Henriette im Geschäft, das im Haus Luisenplatz 3 – 5 lag. Sie arbeitete nun als Volontärin im Atelier.

„Else Aronheim, Damenkonfektion“ war zur damaligen Zeit die erste Adresse für Damenkleidung am Ort, aber auch weit darüber hinaus. In der Blütezeit des Unternehmens waren dort rund 35 bis 40 Näherinnen und vier Verkäuferinnen sowie mehrere Mannequins beschäftigt. Nach 1933 hielt sich das Geschäft zunächst, und zwar so gut, daß Ludwig Leven und seine Gattin 1934 das Haus Carl-Wilhelm-Straße 16 erwarben und dort den Betrieb weiterführten. Laut Frau Pam standen jedoch zeitweise SA-Männer vor dem Haus und versuchten, Kundinnen vom Betreten des Ladenlokals abzuhalten, zunächst jedoch mit wenig Erfolg. Dies führte wohl dazu, daß in der antisemitischen Hetzzeitung „Der Stürmer“ die Damenschneiderei Aronheim mehrere Male erwähnt



Abb. 8. Henriette Pam und ihr Vater Siegfried mit dem Automobil der Familie in der Mariannenstraße; um 1935



Abb. 9. Henriette Pam (rechts) und zwei Angestellte im Atelier von Else Aronheim am Luisenplatz; um 1930

wurde, weil dort noch „arische“ Kundschaft ein- und ausging. Im Heft 18, Jahrgang 1938, erschien eine Liste mit 39 namentlich genannten Frauen, die noch im Konfektionshaus einkauften. Auf dieser Liste findet man so bekannte Namen wie Oetker, Mühlhens und Stockhausen. Kurz nach dieser Kampagne waren Elise Aronheim und ihr Ehemann gezwungen, das Geschäft aufzugeben. Im Januar 1939 emigrierten sie und ihre Tochter Ruth nach Ceylon, wohin ihre älteste Tochter Margot bereits im März 1937, nach ihrer Heirat, ausgewandert war.

Henriette Bruckmanns erste Ehe

Henriette Bruckmann hatte derweil am 8. Juni 1937 den Kaufmann Leo (Leib) Hübschmann aus Moers geheiratet. Leo Hübschmann entstammte einer ostjüdischen Familie. Am 23. Oktober 1904 in Nadworna in Polen geboren, besaßen er, seine Eltern und seine Geschwister die polnische Staatsangehörigkeit.

Leo Hübschmanns Eltern, der 1877 geborene Wolf Hübschmann und seine Ehefrau Toni, geborene Tanne, waren mit ihren Kindern zu Beginn des Jahres 1914 von Bocholt nach Moers gezogen³⁵). Dort eröffnete Wolf Hübschmann ein Manufakturwarengeschäft. Nachdem er sein Geschäft in Moers weit unter Wert verkauft hatte, zog die Familie mit den Kindern Leo, Erna und Moses 1936 nach Krefeld in das Haus Uerdinger Straße 250. Sie hofften, in der größeren Stadt friedlicher leben zu können. Dies stellte sich dann allerdings als Trugschluß heraus.



Abb. 10. Henriette Pam und ihr erster Ehemann Leo Hübschmann; 1937

Das junge Ehepaar Leo und Henriette Hübschmann wohnte nach der Heirat für eine kurze Zeit im Haus St.-Anton-Straße 136. Dies ist unweit der Adresse, an der Frau Pam heute ihren Lebensabend verbringt. Da sich die Situation in Deutschland für die jüdische Bevölkerung dramatisch zuspitzte und besonders die sogenannten Ostjuden Ziel der antisemitischen Propaganda waren, kamen der strenggläubige Wolf Hübschmann und seine Frau überein, nach Palästina auszuwandern. Ihr Sohn Leo und seine Ehefrau schlossen sich ihnen an. Zuvor waren schon Freundinnen, Bekannte und Verwandte Henriettes ausgewandert, so ihre Jugendfreundin Elise Spiegel, die im September 1935 nach Argentinien ging, und ihr Cousin Walther Bruckmann aus Dortmund, der nach Südafrika emigriert war.

„Daß es besser würde, haben wir nicht geglaubt; daß es schlechter wurde, haben wir dann festgestellt!“ So beschreibt Frau Pam heute die damalige Situation und die Gründe, warum sie und ihr Gatte Deutschland verließen.

Die Familie Hübschmann reiste zunächst nach Paris, wo Leos Schwester Vita mit ihrem Ehemann Elias Lehrer und der 1929 geborenen Tochter Rosie wohnte. Über Marseille ging es dann mit dem Schiff nach Palästina. Dort war das Leben für die Neueinwanderer anfangs nicht leicht. Neben den Sorgen um die eigene Existenz beunruhigte das ungewisse Schicksal der Daheimgebliebenen. Hinzu kam die politisch unsichere Lage in Palästina, obwohl die Auseinandersetzungen mit den Arabern zum damaligen Zeitpunkt noch nicht eskaliert waren. Henriette Hübschmann arbeitete in Tel Aviv als Schneiderin, ihr Mann war als Kaufmann tätig. Kontakt zu anderen, ebenfalls emigrierten Krefelder Juden hatten sie nicht.

Emigration

Die Wahl Palästinas als Emigrationsziel stand, so Frau Pam, nicht in Zusammenhang mit dem Engagement ihres älteren Bruders Berthold für die Idee des Zionismus. Berthold Bruckmann hatte nach dem Besuch des Arndt-Gymnasiums eine Lehre beim „A. Schaaffhausen'schen Bankverein“ an der Königstraße absolviert und blieb auch dort angestellt, bis die Filiale in Krefeld zu Beginn der dreißiger Jahre geschlossen wurde. Danach war er noch einige Zeit im Bankgewerbe tätig, bis er aufgrund seiner jüdischen Abstammung seine Stelle verlor. Nach einem Bericht des Sicherheitsdienstes (SD) vom September 1936 gehörten der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, Ortsgruppe Krefeld, 53 Mitglieder an. Ihr Leiter war Berthold Bruckmann³⁶). Die Zionistische Vereinigung wurde im Juli 1939 verboten. Noch vor diesem Verbot waren Berthold und seine Cousine Julie Bruckmann nach

Richborough/Kent, in England, ausgewandert. Ab Januar 1939 waren dort über einen Zeitraum von 18 Monaten etwa 5 000 emigrierte Juden untergebracht. Teilweise waren sie aus Konzentrationslagern entlassen worden, teilweise hatten die Nationalsozialisten auf ihre Inhaftierung verzichtet, unter der Bedingung, daß sie Deutschland sofort verließen. Das britische Innenministerium hatte ihnen ein Gruppeneinreisevisum ausgestellt und auf die üblichen Paßvorschriften und Einzelgenehmigungen verzichtet³⁷). Ob dies jedoch für Berthold und Julie Bruckmann zutrifft, ist nicht bekannt. Möglicherweise planten sie eine Weiterreise nach Palästina. Diese war zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht mehr ohne weiteres möglich, da die Einreisemöglichkeiten durch die britischen Behörden stark eingeschränkt worden waren.

Nach einem kurzen Aufenthalt in England reisten Berthold und Julie in die Vereinigten Staaten weiter. Berthold heiratete dort und arbeitete bis zu seinem Tode im Jahre 1955 in einer Bank. Julie Bruckmann heiratete ebenfalls und ging später, nach dem Tode ihres Mannes Ignaz Folkmann, nach Südafrika zu ihrer Schwester Lotte, die dort bereits seit dem Jahre 1937 mit ihrem Ehemann Max Liebert lebte.

Edgar Bruckmann, der jüngere Bruder Henriettes, hatte sich ebenfalls zur Emigration entschlossen. Ihm und seiner Verlobten, der 1908 in Köln geborenen und nun bei ihren Eltern in Neuss wohnenden Karoline Mayer, war ein noch bewegteres Schicksal bestimmt³⁸).

Wie viele andere ausreisewillige jüdische Männer hatte Edgar Bruckmann eine landwirtschaftliche Lehre absolviert, und zwar vom 2. Juni 1939 bis zum 25. Januar 1940 auf dem Landwerk Neuendorf über Fürstenwalde (Spree). Der Internatsleiter schrieb in seinem Zeugnis vom 25. Januar 1940: „Bruckmann ist in allen Zweigen des Betriebes beschäftigt worden. Dank seines sportlich durchtrainierten Körpers fiel ihm keine Arbeit schwer. Seine Leistungen im Kuh- und Pferdestall waren gut. Stets zeigte er größtes Interesse. Nach einigen Monaten erhielt er dank seiner Kenntnisse und seiner Umsicht die Führung des Forstlagers Wulkow bei Hangelsberg übertragen. Auch hier war seine Führung vorbildlich und verstand er es, die ihm unterstellten Leute in Ordnung zu halten und fachgemäß umzuschulen. Sein Austritt erfolgte auf eigenen Wunsch, um auszuwandern. Wir wünschen ihm für die Zukunft das Beste“.

Zunächst hatten Edgar und seine Verlobte geplant, in die USA zu emigrieren. Nach vielfältigen Bemühungen gelangten sie in den Besitz der dafür notwendigen Papiere. Die vom amerikanischen Generalkonsulat in Stuttgart am 11. Dezember 1939 ausgestellten Einreiseunterlagen waren für ein Jahr

gültig. Zunächst schien es auch so, als ob die Frist der Gültigkeitsdauer für die Reise ausreichen würde. Da mittlerweile aber der Krieg ausgebrochen war, konnte der bislang für Reisen in die USA gebräuchliche Ausrei-

seweg über die westeuropäischen Staaten nicht mehr oder nur noch unter Schwierigkeiten benutzt werden. Ein im Juli 1939 ausgestellt britisches Visum war auf diese Weise unbrauchbar geworden. Edgar und

Karoline Meyer, die am 19. Januar 1940 in Krefeld geheiratet hatten, beschlossen deswegen, mit dem Transsibirien-Express über die Sowjetunion und dann über Japan in die USA zu gelangen. Der im August 1939 abgeschlossene Hitler – Stalin Pakt und die damit verbundene kurzzeitige Annäherung der beiden Diktaturen machte dies damals möglich.

Auch für diese Reiseroute war die Beschaffung diverser Papiere notwendig. Neben den Visa mehrerer Staaten mußten auch die verschiedensten Bescheinigungen von deutschen Behörden beschafft werden: Führungszeugnisse, Leumundszeugnisse zur Erlangung des Sichtvermerks eines ausländischen Konsulats, einen Ausschließungschein der Wehrmacht für Edgar, Aufenthaltsbescheinigungen, Zeugnisse, Devisenbescheinigungen, Geburtsurkunden und anderes mehr. Bis zu ihrer Ausreise beschafften sich Edgar und Karoline folgende Visa, die für ihre Reise unbedingt erforderlich waren: am 4. Juli 1940 in Hamburg Transitvisa für Japan und Mandschuko, letzteres ein damals unter japanischem Einfluß stehender Marionettenstaat in Nordostchina, am 17. Juli in Berlin ein Transitvisum für die Sowjetunion, am 18. Juli in Berlin Transitvisa für Litauen und Lettland.

Am 13. Juli 1940 teilten sie Verwandten, die in Buenos Aires/Argentinien lebten, auf einer Postkarte aus Berlin die geplante Reiseroute mit: „[...] Jetzt stehen wir kurz vor unserer Auswanderung nach USA. Wir haben schon von all' den Lieben Abschied genommen und fliegen Mittwoch von Königsberg nach Moskau. Von dort geht es per Zug über Japan weiter. Am 31. 7. fahren wir per Schiff über Yokohama nach San Francisco. Habt ihr unsere letzte Karte erhalten, mit der wir Euch gebeten hatten, für uns etwas Bordgeld an die Nippon Kaisha Linie nach Kobe zu senden? Sollte das Geld noch nicht überwiesen sein, dann sendet uns doch bitte etwas telegrafisch an das offizielle japanische Reisebüro in Kobe „Japan Tourist Bureau“. Wir wären Euch sehr dankbar, da wir ohne dieses Geld Schwierigkeiten hätten. Der Aufenthalt in Kobe und Yokohama muß von uns bezahlt werden. Sobald wir Gelegenheit haben, werden wir Euch wieder schreiben [...]“.

Von Beginn an kam es bei der Reise zu Verzögerungen. Edgar und Karoline konnten nicht wie geplant mit dem Flugzeug nach Moskau gelangen, sie mußten die Bahn benutzen. Am 18. Juli reisten sie von Berlin ab, am folgenden Tag erfolgte die Ausreise über den Grenzbahnhof Eydtkau (Eydtkuhnen) in Ostpreußen. Über Litauen und Lettland ging es nach Moskau, wobei die Unsicherheit ihrer damaligen Lage deutlich wird, wenn man sich vor Augen hält, daß nur kurze Zeit später, Anfang August 1940, die baltischen Staaten von der Roten Armee besetzt wurden. Das nächste Lebenszeichen von Edgar und Karoline war eine Karte an die Verwand-

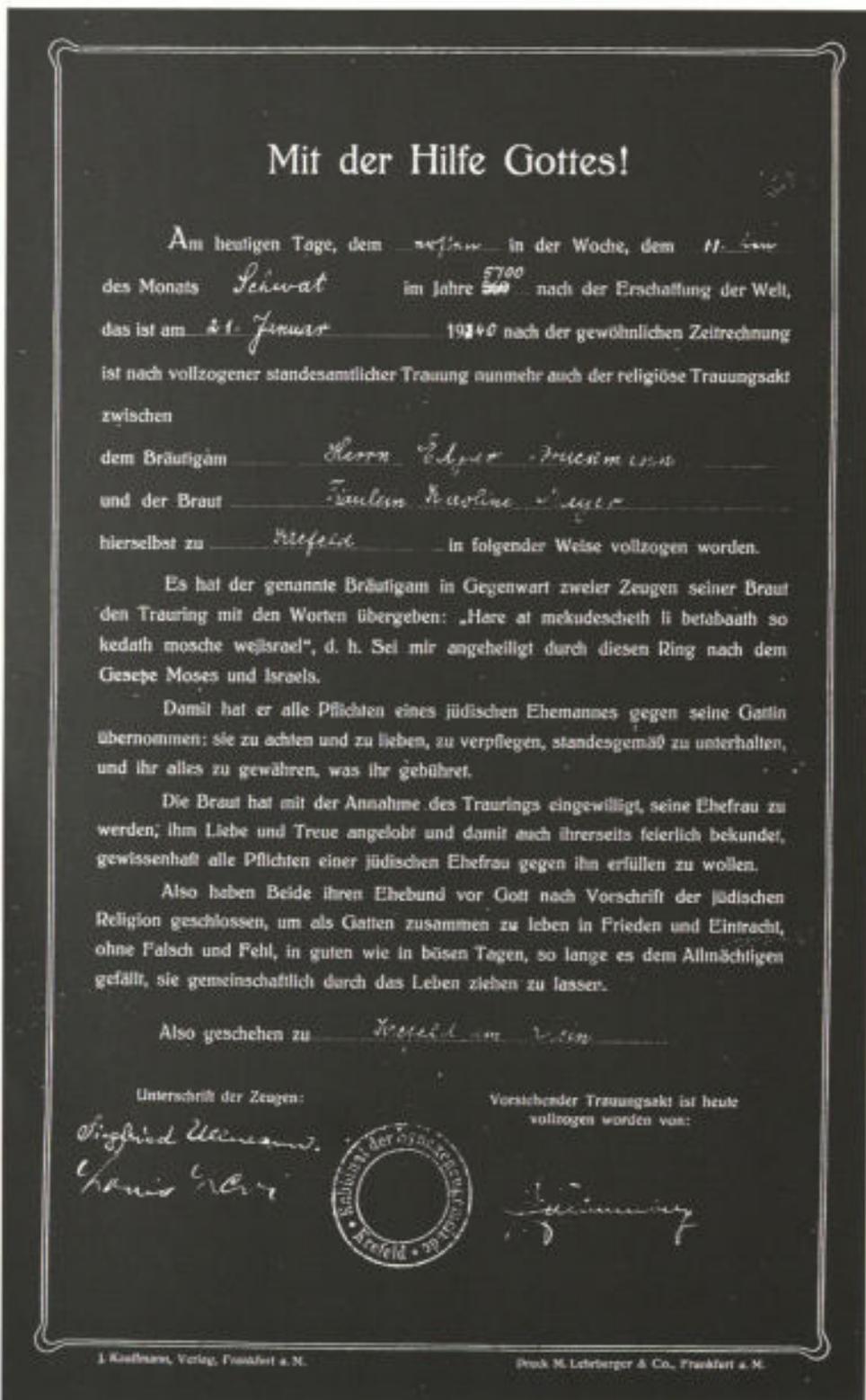


Abb. 11. Heiratsurkunde der jüdischen Gemeinde Krefeld für Edgar und Karoline Bruckmann; Januar 1940

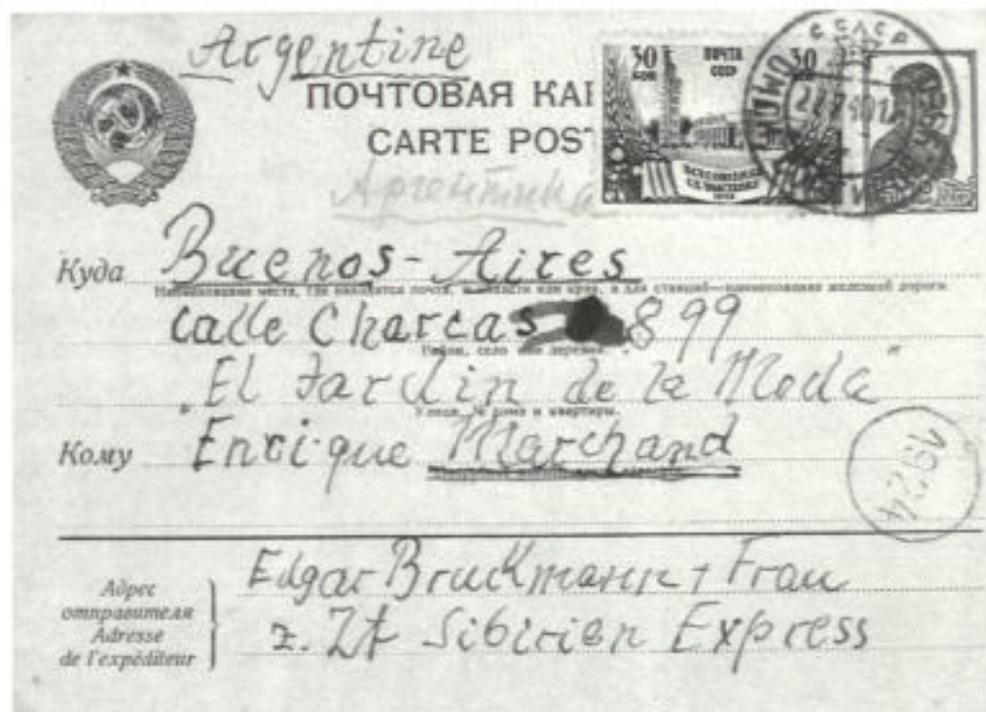


Abb. 12. Karte von Edgar Bruckmann und seiner Ehefrau Karoline aus dem Transsibirien-Express an die Verwandten in Argentinien; Juli 1940



Abb. 13. Edgar, Pedro und Karoline Bruckmann; 1957

ten in Buenos Aires, geschrieben am 23. Juli. Edgar berichtet darin, daß ihre Koffer, die sie in Berlin aufgegeben hatten, noch nicht in Moskau angekommen waren. Dies bedeutete, daß sie mit dem wenigen, was sie bei sich hatten, die Weiterreise antreten mußten.

Wie bereits geschildert, war geplant, am 31. Juli von Yokohama aus mit einem japanischen Schiff nach San Francisco zu fahren. Durch die verschiedensten Unvorhersehbarkeiten bedingt, trafen Edgar und Karoline jedoch so spät in Japan ein, daß ihr Schiff schon ausgelaufen war. Eine Möglichkeit zur rechtzeitigen Weiterreise in die USA vor Ablauf der Gültigkeit des Einreisevisums bestand vorerst nicht. Dies bedeutete, daß das Visum für die USA praktisch wertlos war. Auch hatten ihre Verwandten das erbetene Geld nicht überweisen können. Edgar und Karoline waren also mittellos in Kobe gestrandet. Um den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verdienen, schlug sich Edgar mit kleinen Handelsgeschäften durch.

Zwischenzeitlich bemühten sie sich, ein neues Exilland zu finden, das sie aufnehmen würde. Mehrere Verwandte hatten, wie bereits erwähnt, in Argentinien Zuflucht gefunden, so Heinz und Erich Marchand, Söhne von David Marchand und seiner Frau Adele, einer Tochter von Abraham Bruckmann. Deswegen lag es nahe, nach Argentinien weiterzureisen. Argentinien hatte jedoch schon vor dem Krieg eine Politik der „geschlossenen Grenze“ gerade für jüdische

Flüchtlinge betrieben, die nach Kriegsausbruch noch verschärft wurde³⁹. Fast allen Betroffenen wurde die Einreise verweigert, so auch Edgar und Karoline.

Endlich erhielten sie jedoch im November 1940 vom Konsul des südamerikanischen Staates Paraguay ein Einreisevisum. Nach einer mehrmonatigen Schiffsreise in Buenos Aires angekommen, mußten sie jedoch feststellen, daß auch das Visum für Paraguay mittlerweile abgelaufen war. Die Weiterreise war ihnen also versperrt. Edgar und Karoline Bruckmann wurden in ein Internierungslager eingewiesen, in dem sie ein Jahr verbleiben mußten. Die Familie Marchand konnte ihnen in dieser Situation nicht behilflich sein. Erst der jüdischen Hilfsorganisation „Joint“ gelang es im März 1942, die Ausreise aller in Argentinien internierten jüdischen Flüchtlinge nach Uruguay in die Wege zu leiten. Edgar und Karoline Bruckmann ließen sich in Montevideo nieder, wo ihr Sohn Pedro 1943 zur Welt kam. Karoline Bruckmann verstarb dort am 21. Januar 1978, Edgar Bruckmann am 29. November 1979.

Erste Deportationen

Nach der Ausreise seiner Kinder blieb Siegfried Bruckmann in Krefeld. Eine Emigration kam für ihn wie für so viele deutsche Juden seiner Generation nicht in Frage. Mit seinen

Kindern blieb er weiter in brieflichem Kontakt. Auch sein Schwager Leopold konnte sich nicht zur Auswanderung entschließen. Seine Töchter Julie und Lotte waren emigriert, allein der Sohn Kurt wollte seine Eltern nicht verlassen. Er war denn auch der erste aus dem engeren Familienkreis, der in den Osten deportiert wurde. Am 11. Dezember 1941 wurde Kurt Bruckmann zusammen mit 143 anderen Krefelder Juden, darunter sieben Verwandten aus der Ludwig Bruckmannschen Linie, nach Riga verschleppt. Seitdem gilt er als verschollen.

Zeitzeugen berichten, daß die in Krefeld verbliebenen jüdischen Einwohner nach den ersten Deportationen noch näher zusammenrückten, voller Angst um ihr weiteres Schicksal.

Aus den erhalten gebliebenen Postkarten, die Siegfried Bruckmann an die Verwandten in Südamerika geschrieben hat, geht hervor, daß er zuletzt wohl den engsten Kontakt mit den Bruckmannschen Verwandten hatte, die an der Inrather Straße wohnten (den in Krefeld verbliebenen Kindern Abraham Bruckmanns), vor allem mit der bereits erwähnten Clara Bruckmann. Des weiteren machen seine Karten deutlich, daß die Zurückgebliebenen sehr stark darunter litten, daß die Verbindungen innerhalb der Familien durch die Emigration so vieler Verwandter zerrissen wurden. Vielfach wußte man nicht, wohin es Familienangehörige bei der Auswanderung verschlagen hatte, ob sie überhaupt noch

lebten. Hinzu kamen die ersten Deportationen, über die man aber in den Mitteilungen an die emigrierten Verwandten natürlich nichts oder nur in verschlüsselter Form berichten durfte.

Der „Altentransport“ 1942

Das Ende kam für Siegfried Bruckmann und die Seinen mit dem sogenannten Altentransport am 25. Juli 1942. „Wir verreisen alle nach Theresienstadt“, so hieß es in seinem letzten Lebenszeichen an die Tochter Henriette in Palästina. Was dies bedeutete, war den Empfängern der Nachricht zum damaligen Zeitpunkt bereits bekannt.

Aber nicht nur Siegfried Bruckmann wurde am 25. Juli 1942 deportiert, sondern die gesamte damals im Haus Mariannenstraße 46 lebende Verwandtschaft Frau Pams, also außer ihrem Vater Siegfried noch Leopold Bruckmann und seine Gattin Pauline sowie die vier Tanten Bertha, Selma, Hulda und Josefina. Die sieben alten Leute mußten zusammen mit über zweihundert anderen Krefelder Juden den Zug besteigen. Erster Zielort war das Lager Theresienstadt. Dort verstarb Selma Bruckmann im Januar 1943, 65 Jahre alt. Ihre Schwester Pauline starb ein Jahr später, ebenfalls in Theresienstadt. Sie war 73 Jahre alt. Paulines Ehemann Leopold war wohl als Folge der inhumanen Lebensbedingungen bereits im November 1942 71-jährig in Theresienstadt verstorben. Die 72-jährige Hulda Bruckmann wurde am 21. September 1942 von Theresienstadt nach Treblinka verbracht. Fünf Tage später folgten ihr Siegfried Bruckmann und ihre 67-jährige Halbschwester Josefina⁴⁰). Der 70-jährige Vater Henriette Pams und seine Cousinen wurden mit hoher Wahrscheinlichkeit sofort nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet. Von den insgesamt 4 000 Personen dieser beiden Treblinka-Transporte hat niemand überlebt. Bertha Bruckmann, 70 Jahre alt, wurde am 15. Mai 1944 zusammen mit 2 503 anderen Juden von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert. Diesen Transport überlebten 120 Personen, Bertha Bruckmann war nicht unter ihnen⁴¹).

Im nachhinein ist es ein beeindruckender Umstand, daß viele Angehörige der Familie Bruckmann jahrelang im Haus Mariannenstraße 46 zusammen wohnten und schließlich im Alter gemeinsam von dort aus in den Tod gehen mußten.

Das „Judenhaus“ Mariannenstraße 46

Das Thema der „Judenhäuser“ ist bereits kurz gestreift worden. Am Beispiel des Schicksals der Einwohner des Hauses Mariannenstraße 46 soll aber noch einmal ver-

deutlicht werden, was darunter im einzelnen zu verstehen war.

Die Gestapo-Leitstelle Düsseldorf hatte im Sommer 1941 angeordnet, daß von diesem Zeitpunkt an stärker als bisher mehrere jüdische Familien in eine Wohnung zusammengelegt werden sollten. Die Anordnung sah dabei sogar vor, daß den Juden nur die ungesundensten und schlechtesten Wohnungen belassen bleiben sollten, wobei jedoch die geltenden sanitären Vorschriften zu beachten seien und darauf Rücksicht genommen werden sollte, daß die Wohnungen beziehungsweise Häuser nicht alle nebeneinander lagen, um eine Ghettoisierung zu vermeiden.

Die genaue Zahl der „Judenhäuser“ in Krefeld läßt sich nur schwer ermitteln. Insgesamt nennt Dieter Hangebruch sieben Adressen: Südwall 11, Südwall 17, Neusser Straße 36 – 38, Hubertusstraße 68, Dreikönigenstraße 16, Dreikönigenstraße 28 sowie Mariannenstraße 36⁴²). Diese Häuser hatten ehemals jüdische Eigentümer gehabt. Darüber hinaus zeigt das Beispiel Mariannenstraße 46 aber, daß auch Häuser nichtjüdischer Eigentümer aufgrund der behördlich gewollten Zusammenlegung zu „Judenhäusern“ werden konnten. Das Haus Marian-



Abb. 14. Rosie Lehrer, Nichte von Leo Hübschmann, im Sommer 1934 in Bad Ems. Auch sie und ihre Eltern wurden Opfer des Judenmords.

nenstraße 46 gehörte in der damaligen Zeit einer Lehrerin und deren Schwester, die an der Schlageterallee (heute Friedrich-Ebert-Straße) wohnten⁴³). In dem Zeitraum zwischen der sogenannten Kristallnacht im November 1938 und dem sogenannten Altentransport nach Theresienstadt im Juli 1942 zogen weitere 14 Juden in das Haus. Ob ihnen die neue Unterkunft von der jüdischen Gemeinde vermittelt wurde, ob sie von der Gestapo angewiesen wurden oder ob sie aus eigener Initiative den Weg in das Haus Mariannenstraße gefunden haben, ist bei den meisten nicht bekannt.

Zwei der Zuzügler wohnten dort nur kurze Zeit: Dem 15-jährigen Gert Frankfurt wurde durch die Hilfe jüdischer Organisationen einen Monat vor Kriegsausbruch die Ausreise nach England ermöglicht. Der 56-jährigen Karoline Kleestadt gelang noch im November 1941 die Emigration. Über Portugal und Kuba erreichte sie schließlich Chicago.

Die verbliebenen Hausbewohner hatten das gleiche Schicksal wie die Familie Bruckmann. Gert Frankfurts Eltern, Karl und Hedwig Frankfurt, wurden im Oktober 1941 nach Litzmannstadt (Lodz) deportiert, wo sich ihre Spur verliert. Die Familie Frankfurt war als erste kurz nach dem Novemberpogrom 1938 in das bis dahin allein von den Bruckmanns bewohnte Haus gezogen. Siegfried Bruckmann war mit der Familie Frankfurt bekannt und hatte ihnen ein Obdach angeboten. Als nächste wurden dann, nach der Deportation Kurt Bruckmanns, Julius und Elisabeth Nussbaum im April 1942 nach Izbica verschleppt. Sie wurden im Jahre 1949 für tot erklärt.

Neben den sieben im Hause lebenden Mitgliedern der Familie Bruckmann sollten am 25. Juli 1942 auch die restlichen sechs noch im Haus Mariannenstraße 46 wohnenden jüdischen Bewohner nach Theresienstadt deportiert werden. Während die älteren Damen Herta Mirabeau, Rosa Rosenzweig und Amalie Spier verschleppt wurden und später im Osten umkamen, wählten der 63-jährige Max Rosenfeld, seine 65-jährige Ehefrau Helene, geborene Leviticus, und deren 75-jährige Schwester Henriette Leviticus vor dem Abtransport den Freitod. Sie nahmen Schlaftabletten ein, Henriette Leviticus vergiftete sich außerdem durch das Einatmen von Leuchtgas. Die drei wurden gefunden und in die Städtischen Krankenanstalten eingeliefert, wo Helene Rosenfeld und ihre Schwester am 29. Juli und Max Rosenfeld am 30. Juli verstarben⁴⁴).

Ende Juli 1942 stand das dreigeschossige Haus leer. Achtzehn seiner Bewohner fanden in Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik den Tod. Erst Anfang November 1942 zogen drei Familien in die bis dahin verwaist gebliebenen Wohnungen.



Abb. 15. Otto Pam beim Oblatenbacken in seiner Firma in Nahariya/Israel; um 1955



Abb. 16. Otto und Henriette Pam in Israel; um 1955

Rückkehr nach Krefeld

Kurz nach Kriegsende verstarb in Israel Leo Hübschmann. Auch seine Familie hatte schwer unter der Judenverfolgung gelitten. Hans Hübschmann, sein ältester Bruder, war in Frankreich verhaftet und dann deportiert worden. Das gleiche Schicksal erlitten die Schwester Vita, ihr Mann und die Tochter Rosie. Die Brüder Moses und Adolf überlebten in den USA, die Schwester Erna war 1939 in Köln eines natürlichen Todes gestorben⁴⁵).

Henriette Hübschmann heiratete einige Zeit darauf im Februar 1951 in zweiter Ehe den aus Böhmen stammenden Otto Pam. Am 3. Februar 1901 in Abtsdorf geboren, entstammte er einer alteingesessenen Kaufmannsfamilie und war dort vor dem Krieg Besitzer einer größeren Fabrik für Hülsen und Spulen gewesen. Otto Pams erste Ehefrau wurde ein Opfer des Judenmords, er selber überlebte mehrere Konzentrationslager. Nach der Befreiung mußte er dann mit ansehen, wie seine Fabrik nach der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei verstaatlicht wurde. Otto Pam entschloß sich daraufhin im Jahre 1949 zur Emigration nach Israel. Um dort seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, erlernte er vor seiner Abreise das Oblatenbäckerhandwerk. Nach seiner Heirat gründeten er und seine Frau in Nahariya die Oblatenbäckerei „Pamco“. Dies war die erste Firma in Israel, die Karlsbader Oblaten nach Originalrezepten, dem nahöstlichen Klima angepaßt, herstellte. Mit der Zeit erreichte das Unternehmen einen beachtlichen Umsatz. Die in Blechdosen zu zehn Stück

verpackten Oblaten waren als Geschenke aus Nahariya sehr gefragt und wurden sogar in mehrere Länder exportiert. Hinzu kam später auch die Produktion von Spezialwaffeln für Eis.

Im Jahre 1957 entschlossen sich Otto Pam und seine Frau zur Rückkehr nach Europa. Ihre erste Station war Frankreich, wo Ge-

schwister von Otto Pam lebten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris zogen sie nach Düsseldorf und von dort aus im Juni 1957 nach Krefeld, wie es Henriette Pams Wünschen entsprach. Sie wollte in ihre alte Heimatstadt zurückkehren.

In Krefeld gründeten Otto und Henriette Pam 1959 zusammen mit einem Partner die Firma



Abb. 17. Das Sortiment der Firma „Pa-La“ auf der Messe in Frankfurt a. M.; um 1970

„Pa-La Kunstwerkstätten“, in der nach Entwürfen von Frau Pam kostbare Decken und Kissenbezüge hergestellt wurden⁶⁰). Das Geschäft entwickelte sich gut und beschäftigte zuletzt rund drei Dutzend Angestellte. „Pa-La“ belieferte unter anderen exklusiv die Kaufhof-Warenhäuser. In einer Würdigung Otto Pams zu seinem 65. Geburtstag hieß es: „Durch die stetig steigende Verfeinerung der

Wohnkultur und die dadurch bedingten höheren Ansprüche in der Heim- und Wohngestaltung entwickelte sich das Unternehmen zu dem heute in der Bundesrepublik bekannten und in Fachkreisen geschätzten Kunsthandwerk-Betrieb. Dem Jubilar kommt das fachliche Können und die künstlerische Begabung seiner Gattin sehr zugute, so daß die Pa-La-Kunstwerkstätten als Nouveauté

Firma weit über die Grenzen der Bundesrepublik bekannt und vor allem für den deutschen Markt maßgeblich sind⁶¹).

Nach dem Tod Otto Pams am 4. Februar 1972 verkaufte Henriette Pam die Firma, die zuletzt im Haus Dionysiusstraße 113 ansässig gewesen war. Hochbetagt konnte Frau Pam am 9. Dezember 1998 den 92. Geburtstag in ihrer Heimatstadt begehen.

Anmerkungen

1) Die Textpassagen zur Frühgeschichte der Familie Bruckmann beruhen zu einem Großteil auf einer Stammtafel der Familie Ludwig Bruckmann, die der pensionierte Lehrer der jüdischen Volksschule in Krefeld, Josef Marx, im Jahre 1936 erstellt hat, sowie auf Forschungsergebnissen von Klaus H. S. Schulte. Sie wurden uns von Frau Friedel David aus Paarp/Schweden übermittelt, die ebenfalls wichtige Informationen zur Geschichte der Familie Bruckmann in ihrem Werk „The Family Tree of Israel and Henriette Straus and their 10 Children of Milingen“ gesammelt hat. Wir bedanken uns bei den Genannten sowie bei Herbert Schürmann, Emmerich, der uns nicht nur mit wichtigen Hinweisen weiterhalf, sondern auch den Kontakt zu Frau David herstellte. Ein weiterer Dank gilt Frau Markard-Klabunde vom Standesamt in Krefeld sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs Krefeld, namentlich Katrin Hufschmidt und Michael van Uem sowie insbesondere Dieter Hangebruch, dessen Studie „Emigriert – Deportiert. Das Schicksal der Juden in Krefeld zwischen 1933 und 1945“ (in: Krefelder Juden. Mit Beiträgen von Eleonore Stockhausen, Klaus H. S. Schulte, Dieter Hangebruch, Josef Lichtenberg, Bonn 1981 [= Krefelder Studien, Bd. 2], S. 137 – 412) grundlegend für die Beschäftigung mit der NS-Zeit in Krefeld ist.

2) Mitteilung des Standesamtes Xanten.

3) Vgl. Jörg Engelbrecht: Die französische Judenpolitik und Judengesetzgebung im Rheinland, in: Geschichte der Juden im Kreis Viersen, Viersen 1991 (Schriftenreihe des Kreises Viersen, Bd. 38), S. 39 – 49, S. 45.

4) Die Mutter Walburga war 1869 verstorben.

5) Verzeichniß der Communalsteuerpflichtigen der Oberbürgermeisterei Krefeld, Umlage pro 1891/92, Krefeld 1891.

6) Stadtarchiv Krefeld, Bestand verfilmte Handelsregister des Amtsgerichts Krefeld; Handelsregister Nr. 173.

7) Löschung laut Handelsregister-Eintragung am 10. Juni 1939.

8) Die Passagen über die Schicksale der jüdischen Einwohner Krefelds während der NS-Zeit beruhen, falls nicht anders vermerkt, auf der im Stadtarchiv Krefeld aufbewahrten Meldkartei sowie auf den Forschungsergebnissen von Dieter Hangebruch.

9) Krefelder Adreßbuch 1929.

10) Information von Frau David.

11) Handelsregister Nr. 2550.

12) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf (im folgenden NWHASTAD), RW 58/434.

13) Handelsregister Nr. 4661.

14) NWHASTAD RW/TA, 58/7786.

15) Vgl. Uwe Dietrich Adam: Judenpolitik im Dritten Reich, Düsseldorf 1972, S. 292 ff.

16) Information von Ingrid Schupetta, Krefeld.

17) Information von Herbert Schürmann.

18) Handelsregister Nr. 2669.

19) Ebd.

20) Ebd.

21) NWHASTAD RW 58/26151.

22) Vgl. H. G. Adler: Der verwalte Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 44; Angela Schwarz: Von den Wohnstätten zu den „Judenhäusern“, in: Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im 3. Reich, hrsg. v. Angelika Ebbinghaus u. Karsten Linne, Hamburg 1997, S. 232 – 246.

23) NWHASTAD R, 58/26151.

24) Handelsregister Nr. 2569.

25) Information von Herbert Schürmann.

26) Vgl. Die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Köln: Gedenkbuch. Redaktion NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Köln, Weimar, Wien 1995, S. 65 f. Laut Serge Klarfelds „Le Memorial de la Deportation des Juifs de France“, Paris 1978, wurde Walther Bruckmann mit dem Transport Nr. 17 vom 10. August 1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert. Diesen Transport überlebte nur eine einzige Person von 997 Deportierten.

27) Handelsregister Nr. 2299.

28) Handelsregister Nr. 4606.

29) Handelsregister Nr. 5245.

30) Information von Lise Ferber, Krefeld, deren Mann Kurt als Angestellter in der Firma tätig war.

31) Günter Erckens: Juden in Mönchengladbach. Jüdisches Leben in den früheren Gemeinden M.Gladbach, Rheydtt, Odankirchen, Giesenkirchen-Schelsen, Rheindahlen, Wickrath und Wanlo, Mönchengladbach 1989, S. 508.

32) Grundlage für die Lebensgeschichte Henriette Pams waren mehrere Gespräche, die wir im Laufe des Jahres 1998 mit ihr führen konnten. Hinzu kamen Fotos und Familiendokumente, die uns Frau Pam freundlicherweise zur Verfügung stellte.

33) Das Bedecken des Haars war bei den jüdischen Frauen eine alte Sitte. In der Neuzeit entstand in Osteuropa der in orthodoxen Kreisen geübte Brauch, Frauen bei der Hochzeit kahlscheren und sie dann eine Perücke (jiddisch: Sheitel) tragen zu lassen. Vgl. hierzu: Johann Maler, Peter Schäfer: Kleines Lexikon des Judentums, Konstanz, Stuttgart 1981, S. 127.

34) Vgl. Brockhaus-Enzyklopädie, Bd. 14, Wiesbaden 1972, S. 269.

35) Vgl. Brigitte Wirsbitzky: Geschichte der Moerser Juden nach 1933 (hrsg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Moers e.V.), Moers 1992, S. 141. Wir danken Herrn Eikachen von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Moers für zusätzliche Informationen über das Schicksal der Familie Hübschmann. Daniel Philipp übersetzte freundlicherweise die Dokumente.

36) Vgl. Hangebruch, S. 192.

37) Vgl. Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, hrsg. von Eberhard Jäckel, Peter Longerich, Julius H. Schoeps, Berlin 1993, Bd. 1, S. 578 f.

38) Für die Informationen über das Schicksal seiner Eltern danken die Autoren Herrn Pedro Bruckmann, Montevideo, der bei seinem Besuch in Krefeld im November 1998 zahlreiche Familiendokumente zur Verfügung stellte, auf die sich die nachfolgenden Textpassagen beziehen.

39) Vgl. Enzyklopädie des Holocaust, Bd. 1, S. 77.

40) Originaldokumente dieses Transports im Staatsarchiv Prag, mitgeteilt von Ingrid Schupetta.

41) Vgl. Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939 – 1945, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 775.

42) Vgl. Hangebruch, S. 234 f.

43) Das Haus Mariannenstraße 46 war um das Jahr 1875 errichtet worden. Erste Bewohner waren der Seidenhändler Friedrich Weydmann, seine Frau Maria und seine Mutter Caroline Weydmann, die Witwe des mennonitischen Predigers Leonhard Weydmann.

44) Information des Standesamtes Krefeld-Mitte.

45) Vgl. Wirsbitzky, S. 141.

46) Handelsregister Nr. 6209.

47) Zeitschriftenausschnitt ohne Quellenangabe; Privatbesitz Frau Pam.

Ein Arndt-Gymnasiast erinnert sich an die letzten Kriegsjahre (1940 – 1945)

von Otto Hambüchen

Zu dritt wurden wir von der Volksschule 27, die damals im Volksmund nach dem heiligen Josef einfach „Josefschule“ genannt wurde, umgeschult in eine „höhere Schule“, das humanistische Gymnasium an der Dionysiusstraße. Lästernde Mitschüler nannten unsere neue Schule „Pastorenfabrik“, worauf wir das heutige Fichte-Gymnasium am Westwall „Klempneranstalt“ titulierte, womit natürlich nichts gegen den ehrenwerten Beruf eines Klempners gesagt werden sollte. Unsere neue Schule hatte auch noch einen vornehmeren Namen: Sie hieß nämlich offiziell damals „Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium“. Warum wurde ohne geographische oder historische Bezüge ein Krefelder Gymnasium auf diesen Namen getauft? Zwar waren wir noch viel besser dran als etwa das Lyzeum an der Moerser Straße, das plötzlich „Karin-Göring-Schule“ hieß, oder das neusprachliche Gymnasium am Moltkeplatz. Warum hat man bei der Benennung nicht einen großen Seidenbaron wie de Greiff oder von der Leyen genommen, denen die Stadt Krefeld beim Aufstieg zur Krone der deutschen Samt- und Seidenindustrie sehr viel verdankte? Wie dem auch sei, wir waren also Schüler dieses Gymnasiums.

Wir betraten zum ersten Mal ehrfurchtsvoll den neuen Schulhof: Der war im Gegensatz zu dem unserer früheren Schule besenrein sauber und asphaltiert. Was uns aber bei näherem Hinsehen erstaunte, war, daß mitten auf dem Schulhof auf einem Denkmalsockel ein völlig nackter Mann aus Bronze stand. Als wir uns dieses Denkmal näher anschauten, bemerkten wir, daß der Mann nur ein Feigenblatt trug. Außerdem trug er auf seiner muskulösen Schulter einen Speer. Auf dem Denkmalsockel waren mit Bronzebuchstaben Namen angebracht, und es wurde uns klar, daß es sich um ein Denkmal zu Ehren der Gefallenen des Ersten Weltkriegs handelte. Wir ahnten damals nicht, daß der freie Platz auf dem Denkmalsockel für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs nicht ausreichen würde.

Nachdem wir den kraftvollen, schönen Körper hinreichend betrachtet hatten, wurde uns der „Lehrkörper“ vorgestellt. Es waren größtenteils verantwortungsbewußte Männer, die uns künftig unter ihre Fittiche nehmen sollten. Da war zunächst unser Klassenlehrer, dessen hohe Stirn, Augen und Haltung viel Geist und Intelligenz zu verraten schienen. Er strahlte Güte und Verständnis aus. Unser erster Eindruck sollte uns nicht täuschen: Er blieb bis Kriegsende unser Klassenlehrer, der uns positiv geprägt hat und dem wir viel Wissen und die Erziehung zu menschlicher Anständigkeit verdanken.

Dann war da unser Mathematiklehrer – in der Unterstufe sagte man wohl noch „Rechenlehrer“. Er war mit einem unerschütterlichen Glauben an „unseren Führer“ Adolf Hitler und den Nationalsozialismus gesegnet. Stolz trug er das Parteiabzeichen auf seiner breiten Heldenbrust.

Es war Frühjahr 1940, als wir in dieses Gymnasium eingeschult wurden. Der „ruhmreiche“ Krieg der 18 Tage gegen Polen hatte zum ersten Mal die Welt die ungeheure Macht und auch das brutale und unmenschliche Vorgehen der deutschen Armee, vor allem der SS, spüren und zum Teil auch erleben lassen. Nun waren die nächsten an der Reihe. Am 10. Mai 1940 überfielen deutsche Truppen die neutralen Länder Niederlande, Belgien und Luxemburg und marschierten gleichzeitig in Nordfrankreich ein. An diesem „ehrenhaften“ Tag war kein Unterricht. Wir mußten uns lediglich im Karree auf dem Schulhof rings um das Ehrenmal postieren. Der Direktor hielt eine flammende Rede, dann mußten wir noch „Deutschland, Deutschland über alles...“ und natürlich auch das Horst-Wessel-Lied („Die Fahne hoch...“) singen und durften mit Stolz in der Brust nach Hause gehen.

Für unseren Mathematiklehrer war die Stunde gekommen. Frankreich – das war seine Welt. Er erschien zu der kurzen Feierstunde

in voller Parade-Uniform eines Hauptmanns der Reserve. Auf seinem schmucken Wehrmachersrock trug er das EK II und das schwarze Verwundeten-Abzeichen. Er ließ im Klassenzimmer eine große Frankreich-Karte aufhängen und die Schüler auf der Karte die Front mit kleinen Hakenkreuz-Fähnchen markieren. Er war auch verantwortlich für alle Sammelaktionen der Schule. Da gab es zunächst die Altwaren-Sammlung, bei der insbesondere Buntmetalle, Lumpen und Tierknochen gesammelt wurden. Ich brachte besonders viele und große Knochen mit, was sich natürlich auf meine Mathematik-Noten recht günstig auswirkte, zumal mein Onkel auch Parteigenosse und zudem Metzgermeister war. Von ihm bekam ich sackweise Knochen, da es ja für einen „guten Zweck“ war. Zuletzt kamen die Heilkräuter dran. Wir durchstreiften mit unserem Lehrer Wälder und Wiesen auf der Suche nach Kamille, Spitz- und Breitwegerich, Holunder, Taub- und Brennesseln. Die Heilkräuter kamen zum Trocknen auf den Speicher der Schule und sollten mit ihrer wundersamen Kraft mit zum Endsieg beitragen, weshalb sie auch scherzhafterweise „Wunderwaffe V 3“ genannt wurden.

Zu Beginn des Rußland-Feldzuges wurden wieder auf einer Landkarte Hakenkreuz-Fähnchen gesteckt, doch nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad – heute Wolgograd – wurden die Fähnchen nicht mehr gebraucht. Warum auch? Spätestens zu diesem Zeitpunkt war der Krieg ja bereits verloren.

Inzwischen war auch die Heimat in das furchtbare Kriegsgemetzel miteinbezogen. Die Alliierten bombardierten bei Tag und Nacht ohne nennenswerten Widerstand deutsche Städte. Der Unterricht wurde immer wieder durch Fliegeralarm unterbrochen. Wir zogen um in andere Schulen, bis schließlich der Unterricht ganz zum Erliegen kam.

Kinderjahre am Stadtwald

von Klaus Otten

Vom 6. Dezember 1945 bis 31. März 1948 habe ich mit meinen Eltern und drei Geschwistern in der Villa Fieselmann, Kaiserstraße 257, am Stadtwald gewohnt. Das ist so zu erklären: Die Villa hatte, wie alle Villen des Viertels, den Krieg unbeschadet überstanden. Darum waren diese Häuser alle von den Siegern beschlagnahmt worden, zunächst von Amerikanern, dann von Engländern. Tennisplätze, Stadtwaldhaus und große Insel waren ebenfalls beschlagnahmt und als militärisches Gelände eingezäunt. An der Ecke Kaiserstraße/Hüttenallee war der Eingang zu diesem Camp. Er war Tag und Nacht von Militärpolizei streng bewacht.

Die Villa Fieselmann besaß in der Südostecke einen Lieferanten-Eingang mit durchgehendem Treppenhaus bis in die Mansarde. Dort hatte ein betrunkenen Soldat der Fronttruppen einen Benzinkanister ausgegossen und angezündet. Das Treppenhaus war völlig ausgebrannt, die gesamte Villa verräuchert, viele Fenster, besonders die der Balustrade in der Beletage des Herrschaftsbereiches, waren von der Hitze zersprungen. Die Militärfeuerwehr hatte weitere Schäden verhindert. Wohnen wollte dort niemand mehr. Das riesige Haus stand leer. Herr Fieselmann hatte sich auf eine Besitzung in Karthausen im Sauerland zurückgezogen. Dorthin war auch die Verkaufsstelle der Wacker Chemie verlagert, deren Leiter Herr Fieselmann war, und für die mein Vater, aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, wieder arbeitete. Da meine Eltern nach unserer Rückkehr aus der Evakuierung noch keine Wohnung für unsere sechsköpfige Familie gefunden hatten, bot uns Herr Fieselmann seine beschädigte Villa an. Damit wollte er sie zugleich vor weiterer Zerstörung bewahren.

Wir bezogen drei Zimmer in der ersten Etage zur Kaiserstraße hin, hatten vor dem mittleren Zimmer einen großen, halbrunden Balkon und nutzten ein Badezimmer auf der Etage. Im mittleren Zimmer konnten wir einen Kohleherd anschließen; die vorhandene Zentralheizung war defekt, wäre auch bestimmt nicht mit Koks zu versorgen gewesen. Unsere unmittelbaren Nachbarn waren englische Offiziere. In der Villa gegenüber, Kaiserstraße 256, war die Offiziersmesse untergebracht mit einem deutschen Koch.

Die Villa mit ihrem riesigen Garten – heute sind dort fünf Häuser hineingebaut – war für uns Kinder ein Paradies. Das gesamte Mobiliar war ausgeräumt bis auf einen riesigen Flügel im Foyer sowie eingebaute Schränke, einen großen Herd in der Küche, eine Waschmaschine im Keller und die Einrichtungen des Luftschutzkellers. Aus der Villa führte ein unterirdischer Gang in das Garagenhaus im hinteren Teil des Grundstückes. Die beiden Garagen waren leer, eine Werkstatt in deren Dachgeschoß noch mit allerlei Dingen angefüllt. Im Garten der Villa stand aufgebockt ein Mercedes, den die Engländer als Ersatzteil-Lieferanten genutzt hatten. Das Haus hatte zur Rückseite eine riesige Terrasse in der ersten Etage, die wir oft als Hockeyplatz nutzten. Mein älterer Bruder ist später bei den „Preußen“ Eishockey-Spieler gewesen. Im Parterre, etwa 200 m² groß, hatten wir Platz zum Spielen. Als wir endlich ein Fahrrad hatten, stellten wir alle Türen auf

und konnten so von der Küche aus durch Wintergarten, Salon, ehemalige Büros und Foyer radfahren.

Die strengen Winter ließen uns zittern. Nur unsere Wohnküche war zu beheizen. Im Kinderzimmer lernten wir Eisblumen an den Fensterscheiben kennen und betasteten das blanke Eis auf den Wänden. Manchmal gab es einen vorgewärmten Ziegelstein mit ins Bett. Dafür konnten wir sommertags auf dem herrlichen Balkon im Schatten der großen Platanen sonntags unser kärgliches Essen einnehmen.

Meine kleine dreijährige Schwester war der Liebling der englischen Offiziere. Wenn sie sich auf der Straße sehen ließ, wurde sie oft mit einem Paket Butterbrote aus der Offiziersmesse beschenkt. Im übrigen konnten wir uns in der Villa dank der ständigen Militärwachen völlig sicher fühlen.

Abb. 1. Villa Fieselmann, Kaiserstraße 257: Die Räume in der ersten Etage zur Straße hin wurden von uns bewohnt. Alle anderen Räume standen leer, die Mansarde war wegen des ausgebrannten Treppenhauses nicht zugänglich.



Die zugänglichen Teile des Stadtwaldes waren unser Revier. Im Sommer holten wir dort Brombeeren, schwarzen und roten Holunder, aus dem Mutter Marmelade kochte, wenn wir Zucker hatten. Im Herbst wurden auf der Hüttenallee eimerweise Bucheckern gesammelt, die man irgendwo gegen Margarine eintauschen konnte. Nach Herbst- und Frühjahrsstürmen waren wir die ersten im Wald, um abgerissene Äste zu sammeln und damit unsere Heizmöglichkeiten zu ergänzen. Im Weiher vor der Rennbahn lagen versenkte Kähne, die wir vergeblich zu heben versuchten.

Zu unseren Freunden gehörten Raimund Baur und „Kerlemann“, Sohn des Gärtners Willmanski auf der Hüttenallee. Zur Gärtnerei gehörte ein weitreichendes Grundstück mit einem kleinen Weiher. Darin ließen sich Frösche und Molche fangen und allerlei Getier beobachten. Aus sechs leeren Benzinkanistern banden wir ein Floß zusammen und stachen in See. Ein riesiger gefällter Baumstamm in der Wildnis hatte für uns eine besondere Bedeutung. Wir fanden damals noch häufig Munition, Patronen und Maschinengewehrurte. Heimlich lösten wir Jungen

die Geschosse aus den Hülsen, legten die Sprengstoffstäbchen, die wie Streichhölzer aussahen, zu langen Ketten auf den Stamm und zündeten sie an einer Ecke an. Mit einer Stichflamme verbrannte dann die Kette zu unserer großen Freude. Das Spiel haben wir eingestellt, als Raimund beim Hantieren mit Munition zwei Finger abgerissen worden waren. Als im Sommer 1947 die Tennisplätze wieder privat genutzt werden durften, verdienten wir uns dort als Balljungen die ersten eigenen Groschen.

Wir besuchten die Schule 48 am Kaiserplatz, auch Gymnasien in der Stadt mit der Straßenbahnlinie 12. Unser Schulweg führte uns durch den Kaiserpark vorbei an den Kuhwiesen, auf denen heute das Musikerviertel steht. Alle drei Winter war es uns möglich, auf dem Weiher Schlittschuh zu laufen, natürlich auch auf dem Stadtwaldweiher. Unauslöschlich in Erinnerung geblieben ist mir das Bild, das sich bot, als nach besonders strengem Winter der Stadtwaldweiher wieder auftaute und zahllose arm-lange Hechte und Karpfen mit geplatzten Bäuchen ans Ufer geschwemmt wurden. Dagegen waren im Kaiserpark die Fische

rechtzeitig von Eisfischern herausgezogen worden, um den heimischen Speiseplan zu ergänzen.

In bitterer Erinnerung geblieben ist mir der sonntägliche Weg zur Kirche. Aus traditioneller Anhänglichkeit besuchten wir den Gottesdienst in der Krypta der Annakirche im Nordbezirk. Dort gingen wir nüchtern hin, 45 Minuten – und 45 Minuten zurück, bei jedem Wetter. Im Winter halberfroren, konnten wir uns bei Familie Höffkes auf dem Krüllsdyk wieder aufwärmen.

An den langen Winterabenden bot uns die Familie Hussmann, die in einer Mansardenwohnung auf der Hüttenallee wohnte, ein besonderes Erlebnis. Vater Hussmann bastelte Miniaturtheater und lud die Kinder der Nachbarschaft zu Theateraufführungen ein. Wir saßen im Dunkel seines Wohnzimmers und schauten gebannt auf das Theaterspiel. Das waren unsere ersten Begegnungen mit der großen Kultur.

1948 zogen die Fieselmanns und die Wacker Chemie wieder in die Villa ein. Das war für uns das Ende schöner Kindertage am Stadtwald.

Abb. 2. Die Hüttenallee war damals eine geschlossene alte Buchenallee, die im Herbst viele Bucheckern lieferte.



Entwicklung und Organisation der NSDAP in Krefeld (1920)/1932/33 – 1945

- Versuch einer Bestandsaufnahme -

von Joachim Lilla

Organisationsgeschichtliche Untersuchungen zur Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) sind trotz der zahlreichen Veröffentlichungen zum Dritten Reich eher die Ausnahme¹⁾. Eine Übersicht der Gliederung der NSDAP im Rheinland bis zur Ebene der NSDAP-Kreise gibt die Darstellung von Reiner Pommerin im Rahmen des Geschichtlichen Atlas der Rheinlande, jedoch nur für den Stichtag 1. Januar 1939²⁾, vorherige und spätere Änderungen bleiben unberücksichtigt. Weitere organisationsgeschichtliche Darstellungen können nicht immer im Detail befriedigen³⁾.

Im folgenden Beitrag soll eine Bestandsaufnahme der Organisation der NSDAP im Gebiet des Stadtkreises Krefeld-Uerdingen beziehungsweise Krefeld in den Jahren 1932/33 bis 1945 – mit einem kurzen Rückblick auf die Frühgeschichte seit 1920 – gegeben werden. Er entstand zeitgleich mit einem Beitrag über die Organisation der NSDAP im Landkreis Kempen-Krefeld und im Stadtkreis Viersen, der im Heimatbuch des Kreises Viersen erschienen ist⁴⁾. Die vorliegende Bestandsaufnahme beschränkt sich auf die Organisation der NSDAP auf der Ebene des politischen Kreises (Kreisleitung) und der nachgeordneten Ortsgruppen, also die sogenannte „Politische Organisation“. Erkenntnisse über weitere gebietliche Untergliederungen wie Zellen und Blocks werden mitgeteilt, sofern sie vorliegen, eine Vollständigkeit ist jedoch nach Lage der Quellen nicht mehr zu erreichen. Unberücksichtigt bleiben die Gliederungen der NSDAP (SA [Sturm-Abteilungen], SS [Schutzstaffel], NSKK [NS-Krafftfahrkorps], seit 1937 auch NSFK [NS-Fliegerkorps], Hitlerjugend einschließlich des Jungvolks, des Bundes Deutscher Mädel und der Jungmädel, NS-Deutscher Studentenbund, NS-Frauenschaft) und die ihr angeschlossenen Verbände (unter anderen Deutsche Arbeitsfront, NS-Volkswohlfahrt, NS-Kriegsopferversorgung, bei denen es sich mehrheitlich um eingetragene Vereine handelte⁵⁾), wobei jedoch im Einzelfall Erkenntnisse über die Gliederungen und Verbände, soweit sie in die Kreisleitung organisatorisch eingebunden waren, mitgeteilt werden. Der Verfasser bittet um ergänzende Hinweise mit dem Ziel, die Übersichten der Ortsgruppenleiter zu komplettie-

ren, vielleicht auch die Amtszeiten noch zu differenzieren.

1. Der NSDAP-Kreis beziehungsweise die Kreisleitung der NSDAP in Krefeld

In Krefeld-Kempen soll Anfang 1931 ein „Kreis“ Kempen-Krefeld, unter dem nunmehrigen Gaukommissar Wilhelm Becker, errichtet worden sein, der Ende 1931 durch Anordnung Hitlers wieder aufgelöst worden ist⁶⁾. Über diesen Kreis ist Näheres nicht bekannt; wahrscheinlich war es eine organisatorische Untergliederung der Gauleitung, die mit den späteren Kreisen nicht zu verwechseln ist. Seit Sommer 1932 war die Untergliederung der Gaue in Kreise vorgeschrieben. Durch Bekanntgabe 9/1932 des Reichsorganisationsleiters vom 10. Juni 1932 wurde ein zentralisiertes, vertikales Parteigefüge der NSDAP geschaffen, das unterhalb der Gaue die Einteilung nach Kreisen vorsah: „Die Gaue werden in Kreise aufgeteilt. Und zwar umfaßt ein Kreis das Gebiet eines preußischen Landkreises, eines bayerischen Bezirks, eines württembergischen Oberamtes, einer sächsischen Amtshauptmannschaft oder einer Stadt bis zu 50 000 Einwohnern. Der politische Leiter eines solchen Gebietes heißt von nun ab im gesamten Organisationsgebiet der NSDAP: der Kreisleiter. Alle übrigen Organisationen zwischen Gau und Ortsgruppe wie Bezirksleiter, Gaukommissar usw. fallen hiemit fort.“⁷⁾ Wenig später, am 15. Juli 1932, konkretisierte die „Dienstvorschrift für die PO der NSDAP“ die Neuorganisation, insbesondere die Stellung des Kreisleiters. Der Kreis umfaßt „die in seinem Bereich vorhandenen Gliederungen der PO [Politischen Organisation]. Eine Höchstzahl von Mitgliedern ist dem Kreis nicht gesetzt. Dagegen paßt sich der Kreis an die bestehenden staatlichen und städtischen Verwaltungen an.“ Damit werde erreicht, „daß im gesamten Organisationsgebiet der NSDAP an der Spitze eines selbständigen Verwaltungsgebietes ein verantwortlicher Amtsleiter die Politik garantiert. Der Kreisleiter überwacht die Gliederungen seines Gebietes und ist der Vorgesetzte sämtlicher Amtswalter derselben. Er er-

schließt sein Gebiet“. Auf den Vorschlag des Kreisleiters wurden die Ortsgruppenleiter vom Gauleiter eingesetzt oder abberufen. Er wurde gleichsam „als neue Mittelinstanz zum parteiinternen Koordinationszentrum“ (Claudia Roth)⁸⁾. Es spricht einiges dafür, daß kurz danach auch in Krefeld und Umgebung die Neugliederung vollzogen wurde. Zunächst entstand die Kreisleitung Krefeld-Kempen, deren Gebiet bis Januar 1933 neben dem Stadtkreis Krefeld-Uerdingen a. Rh. auch den Landkreis Kempen-Krefeld, zumindest teilweise, umfaßte, bis im Januar 1933 der NSDAP-Kreis Viersen-Kempen – bestehend aus dem Stadtkreis Viersen und dem Landkreis Kempen-Krefeld – errichtet wurde. Für das Stadtgebiet Krefeld-Uerdingen bestand fortan der NSDAP-Kreis Krefeld-Uerdingen.

Die NSDAP-Kreise im Gau Düsseldorf wurden durch den Gauleiter im März 1938 neu eingeteilt⁹⁾. Der NSDAP-Kreis Krefeld-Uerdingen erhielt zusätzlich die östlichen Ortsgruppen des aufgelösten NSDAP-Kreises Viersen-Kempen und die neue Bezeichnung NSDAP-Kreis Krefeld-Kempen. Im August 1944 wurden die NSDAP-Kreise Gladbach-Rheydt und Krefeld-Kempen erneut umorganisiert. Aus dem NSDAP-Kreis Gladbach-Rheydt entstanden die NSDAP-Kreise („Kreisabschnitte“) M. Gladbach, Rheydt und Viersen-Kempen, während der NSDAP-Kreis Krefeld-Kempen sechs Ortsgruppen an den neuen NSDAP-Kreis Viersen-Kempen abzugeben hatte und vermutlich fortan nur noch NSDAP-Kreis Krefeld hieß. Die genannten NSDAP-Kreise werden in Abb. 1 kartographisch dokumentiert.

Die Kreisleitung der NSDAP war die unterste hauptamtlich geleitete Dienststelle der NSDAP. Innerhalb ihres Zuständigkeitsbereiches war der Kreisleiter „für die gesamte politische, wirtschaftliche und kulturelle Gestaltung aller Lebensäußerungen nach nationalsozialistischen Grundsätzen verantwortlich“¹⁰⁾. Zwischen den Grenzen des NSDAP-Kreises und denen der entsprechenden staatlichen Verwaltungsbereiche „muß“ gegenseitige Übereinstimmung bestehen¹¹⁾. Es können jedoch mehrere staatliche Verwaltungsbezirke einen Parteikreis bilden. Der Namen des Parteikreises wurde

vom Gauleiter festgesetzt, er entsprach in der Regel dem des staatlichen Verwaltungsbezirks (Stadt- oder Landkreis) oder war eine Zusammensetzung, wenn mehrere Verwaltungsbezirke einen NSDAP-Kreis bildeten (zum Beispiel Viersen-Kempen oder Gladbach-Rheydt). Auch konnte statt dessen der Name einer Landschaft genommen werden¹²). Die Kreisleitungen mußten ihren Sitz innerhalb ihres NSDAP-Kreises haben und innerhalb der festgesetzten Dienstzeiten von mindestens einem hauptamtlichen Bediensteten besetzt sein. Die organisatorische Mustergliederung einer Kreisleitung ist Abb. 2 zu entnehmen.

Der Kreisleiter¹³) unterstand unmittelbar dem Gauleiter. Der Kreisleiter wurde vom Gauleiter berufen (hinsichtlich der Dienststellung) und auf Vorschlag des Gauleiters vom Führer ernannt¹⁴) (hinsichtlich des Dienstgrades). Er konnte vom Gauleiter beurlaubt werden, unter gleichzeitiger Mitteilung an den Stellvertreter des Führers (seit 1941: Parteikanzlei der NSDAP) und den Reichsorganisationsleiter. Amtsentoben werden konnte ein Kreisleiter nur durch den Führer¹⁵). Kreisleiter war eine Dienststellung beziehungsweise ein Dienstgrad innerhalb der Parteihierarchie. Seit 1938 oder 1939 erhielten die Kreisleiter zudem einen

bestimmten Dienstrang innerhalb des sogenannten Korps der Politischen Leiter¹⁶). Bei der Kreisleitung Krefeld hatte Kreisleiter Diestelkamp den Dienstrang eines Bereichsleiters, später eines Oberbereichsleiters, inne.

Der Kreisleiter war Disziplinarvorgesetzter sämtlicher Politischen Leiter in der Kreisleitung und der Ortsgruppenleiter seines Zuständigkeitsbereichs. Ihm stand das Recht zu, sämtliche Politischen Leiter seines Zuständigkeitsbereichs – ausgenommen die Politischen Leiter der Kreisleitung und die Ortsgruppenleiter – zu ernennen und abzurufen. Die Politischen Leiter der Kreis-

Organisation der NSDAP-Kreise in Krefeld und im Landkreis Kempen-Krefeld 1933 bis 1945

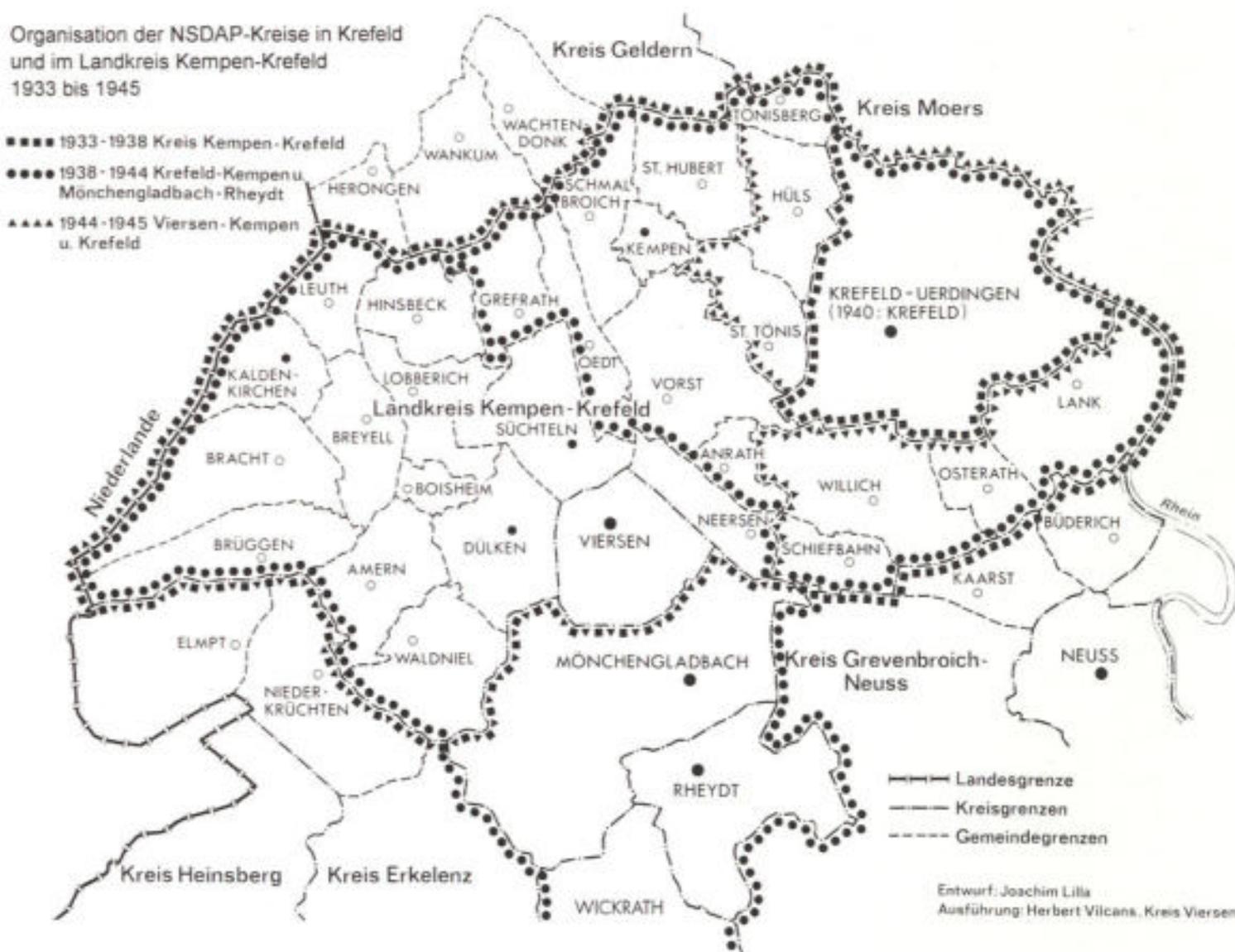


Abb. 1. Organisation der NSDAP-Kreise in Krefeld und im Landkreis Kempen-Krefeld 1933 bis 1945

Die erste größere Veranstaltung der NSDAP-Ortsgruppe Krefeld war eine Kundgebung am 21. Oktober 1925 im „Bürgervereinsaal“, Neue Linner Str. 64, in der der damalige stellvertretende Gauleiter von Hannover und Gauredner Karl Dincklage, sprach²⁷). Eine „Massen-Versammlung“ mit dem Thema „Der Zusammenbruch des Kapitals“ inserierte die „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Ortsgruppe Krefeld“ in der örtlichen Presse, natürlich „Nur für deutsche Volksgenossen“, „Freie Aussprache!“ wurde gar zweimal garantiert, was aber die Glaubwürdigkeit nicht steigerte. Dincklage war ein eifriger Parteiredner, der 1925/26 in 13 Monaten nicht weniger als 230 Reden hielt. Eine (wohl spätere) Großkundgebung war eine Veranstaltung mit dem Ruhrarbeiter Heinrich Rauschen²⁸). „Im Juni 1926 lernten die Krefelder Parteigenossen zum ersten Mal den Führer persönlich kennen, der in Essen im Rahmen einer geschlossenen Mitgliederversammlung zu ihnen sprach“, und „die Krefelder Ortsgruppe wurde zum Pionier der Bewegung am ganzen Niederrhein“, wie die RLZ im November 1935 stolz meldete²⁹). Eine Fotografie aus dem Jahr 1926, die einen Propagandamarsch der niederrheinischen SA in Aldekerk zeigt, an der Spitze der spätere Reichsführer SS Heinrich Himmler, wurde 1935 mit folgender Bildunterschrift versehen: „Schon in den frühesten Jahren hatte der Kampf am linken Niederrhein eingesetzt. Von Krefeld und Düsseldorf aus wurden schon im Jahre 1925 propagandistische Vorstöße ins niederrheinische Hinterland unternommen. [...]“³⁰).

Erster Ortsgruppenleiter der NSDAP in Krefeld war im Oktober 1925 Georg Baier, dem ab November Heinz Krappen folgte. Im Dezember 1927 übertrug der „Gauführer Ruhr“, der in Krefeld geborene spätere Gauleiter und Reichsstatthalter in Hamburg, Karl Kaufmann, die Leitung der Ortsgruppe kommissarisch dem Düsseldorfer Willi Burat, um „unter Mitarbeit der bereitwilligen Elemente der dortigen Ortsgruppe die Ortsgruppe Krefeld wieder aufzubauen“³¹). Vorangegangen war eine nicht näher bezeichnete „Zeit der größten Schwierigkeiten der Ortsgruppe“. Wohl im Laufe des Jahres 1928 übernahm Krappen wieder die Leitung der Ortsgruppe, die er dann bis zum 15. September 1930 innehatte. Um diese Zeit trat Krappen vorübergehend aus der NSDAP aus, legte zugleich das einzige NSDAP-Mandat in der Bezirksverordnetenversammlung des Stadtteils Krefeld und der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Krefeld-Uerdingen nieder³²). Nachfolger von Krappen als Leiter der Ortsgruppe Krefeld (bis April 1931) wurde der Kinderarzt Dr. med. Emil Heinrich Diehl, von 1932 bis Oktober 1933 NSDAP-Mitglied des preußischen Landtags. Im Januar 1931 wurde der Kaufmann Wilhelm Becker, seit 1929 Gaukommissar für Geldern, zum Gaukommissar der NSDAP-Gauleitung Düsseldorf für Krefeld-Uerdingen bestellt. Nach

April 1931 hat zumindest zeitweilig noch ein Abts (Vorname wahrscheinlich Paul) als Krefelder Ortsgruppenleiter amtiert, obwohl die Annahme begründet ist, daß in der Krefelder NSDAP mittlerweile Gaukommissar Becker das Sagen hatte. Das Parteikokal der NSDAP befand sich zunächst in der Gaststätte „Heinzelmännchen“, Königstraße 49, von 1931 bis Anfang 1933 im Nachbarhaus Königstraße 47. Im Juli 1932, im Zuge der reichsweiten Neuorganisation der NSDAP, wurde als neue Parteiinstanz zwischen dem Gau und der Ortsgruppe der „NSDAP-Kreis“ eingerichtet, der in der Regel das Gebiet eines Stadt- oder Landkreises umfaßte. Im Gebiet der Stadt Krefeld-Uerdingen wurde dies zunächst die Kreisleitung Krefeld-Kempen, dann Krefeld-Uerdingen, erster Kreisleiter in Krefeld wurde der bisherige Gaukommissar Wilhelm Becker.

Unklare Angaben liegen vor über die Mitgliederentwicklung der frühen NSDAP in Krefeld. Laut Meldung der Zentralkartei der NSDAP soll die Ortsgruppe Krefeld am 31. Oktober 1926 100 Mitglieder umfaßt haben³³). Der Mikrofilm B 58 im Stadtarchiv Krefeld enthält zwei Mitgliederlisten, von denen eine 24 Personen mit dem handschriftlichen Vermerk 1927 umfaßt, die andere 114 Mitglieder ohne Datumsangabe. Beide stammen ausweislich der Straßennamen aus der Zeit vor 1930. Im Januar 1931 soll die Ortsgruppe Krefeld rund 80 Mitglieder umfaßt haben³⁴). Die Ortsgruppe Krefeld war wahrscheinlich in der vorhergehenden Zeit in Sektionen unterteilt, die unmittelbar Vorläufer der späteren Ortsgruppen waren und einem Sektionsleiter unterstanden³⁵).

Ortsgruppenleiter³⁶

Georg Baier (Oktober 1925)³⁷
 Heinz Krappen (November 1925 bis 16. Dezember 1927)
 Willy Burat (kommissarisch, 16. Dezember 1927 – 1928?)
 Heinz Krappen (1928? – 15. September 1930)
 Dr. med. Emil Heinrich Diehl (September 1930 – April 1931)
 [Paul] Abts³⁸ (April 1931 – 1932?)

Schatzmeister: Ferdinand Benthien³⁹ (vor 1931)
 Max Rother (bis 1932)⁴⁰

Parteilokale

Janssen, St. Anton Straße 96 (April – Juni 1927)⁴¹
 Stammen/Brüning, Sternstraße 61 (1927)⁴²
 Zum Heinzelmännchen, Königstraße 47 („altes Parteilokal“)⁴³

Geschäftsstelle

Steinstraße 73 (1927)⁴⁴
 Königstraße 49 (vor 1931)
 Königstraße 47⁴⁵ (1931–1933)

NSDAP-Ortsgruppe Uerdingen

Als zweite NSDAP-Untergliederung im Gebiet der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. entstand am 28. Februar 1930 der Stützpunkt Uerdingen, der im Lokal Knops durch Werner Keyßner und drei andere Nationalsozialisten gegründet wurde⁴⁶). Erster Stützpunktleiter wurde Werner Keyßner, wenige Wochen später erfolgten der Ausbau zur Ortsgruppe und die Übernahme der Ortsgruppe durch Dr. Otto Klinkhammer. Etwa Mitte 1930 wurde in Uerdingen ein SA-Trupp durch Weindorf aufgestellt, im März 1931 erfolgte die Gründung der NSBO (NS-Betriebszellenorganisation) Uerdingen durch Urbanek, Mitte 1931 die der NS-Frauenschaft durch Frau Hütten, 1932 wurde der SA-Trupp Uerdingen zum Sturm, ebenfalls in jenem Jahr Gründung der HJ und der SS sowie der NSKOV (NS-Kriegsopferversorgung) und der Beamtenabteilung in Uerdingen, Neuorganisation durch Aufteilung in die vier Zellen Nord, West, Stadt-Mitte und Süd mit jeweils fünf Blocks⁴⁷).

Geschäftsstelle: Postgebäude, Schulstraße 4

Stützpunkt-/Ortsgruppenleiter⁴⁸

Werner Keyßner (Februar – ? 1930)
 Dr. Otto Klinkhammer (nach Februar 1930 – April 1931)
 Norbert Vogel (6. oder 8. April 1931 – 31. August 1932)

Die gebietliche Entwicklung des NSDAP-Kreises Krefeld seit 1932

Über die Organisation der NSDAP auf der Ebene zwischen Ortsgruppen und Gau ist für die Zeit vor Anfang 1933 wenig bekannt. Seit Juli 1932 wurde mehr oder weniger flächendeckend im gesamten Reichsgebiet mit dem Aufbau der politischen Kreise der NSDAP begonnen. Für September 1932 ist ein NSDAP-Kreis Krefeld-Kempen erwähnt⁴⁹). Die genaue organisatorische Gliederung dieses Kreises, insbesondere seine Abgrenzung zum NSDAP-Kreis M. Gladbach, läßt sich bislang nicht eindeutig ermitteln. Zumindest Viersen gehörte jedoch bis Anfang 1933 zunächst zum NSDAP-Kreis Gladbach. Es spricht einiges dafür, daß Mitte 1932 (frühestens nach Anfang Juli) auch in der NSDAP in Krefeld die 1932 für die NS-Frauenschaft erwähnte Umorganisation mit Schaffung einer Kreisleitung und Ortsgruppen als Untergliederungen vollzogen wurde. Das Gebiet der Kreisleitung in Krefeld umfaßte bis Januar 1933 auch Teile des Kreises Kempen-Krefeld, bis der NSDAP-Kreis Viersen-Kempen – bestehend aus dem Stadtkreis Viersen und dem Landkreis Kempen-Krefeld – errichtet wurde. Danach hieß die in Krefeld ansässige und für das Gebiet des Stadtkreises Krefeld-Uerdingen a. Rh. zuständige Kreis-

leitung Krefeld-Uerdingen a. Rh. Am 8. März 1938 ordnete Gauleiter Florian eine „grund-sätzliche gebietliche Neuorganisation der linksrheinischen Kreise“ des Gaus Düsseldorf an und löste den NSDAP-Kreis Viersen-Kempen auf⁵⁰). Die 13 östlichen Ortsgruppen kamen zum NSDAP-Kreis Krefeld-Uerdingen, der ab 8. März die Bezeichnung Krefeld-Kempen erhielt, die 14 westlichen Ortsgruppen zum NSDAP-Kreis Gladbach-Rheydt. Als Sitz der neuen Kreise wurden Krefeld und, zumindest bis auf weiteres, Rheydt bestimmt. Kreisleiter im neuen Kreis Krefeld-Kempen wurde der bisherige Krefelder Kreisleiter Erich Diestelkamp, während Heinrich Niem Kreisleiter des Kreises Gladbach-Rheydt „in seinem neuen Umfang“ wurde. Beide Kreisleiter wurden zudem zu Beauftragten der NSDAP in ihren Kreisen ernannt⁵¹). Zum neuen Kreis Krefeld-Kempen kamen zusätzlich zu den bisher in Krefeld-Uerdingen bestehenden sechs – ab 1. Juni 1939: 18 – Ortsgruppen die folgenden 13 Ortsgruppen des bisherigen Kreises Viersen-Kempen: Anrath, Grefrath, Hüls, Kempen, Lank-Latum, Oedt, Osterath, Schiefbahn, St. Hubert, St. Tönis, Tönisberg, Vorst, Willich. Im Frühjahr 1943 setzte Gauleiter Florian den von der Wehrmacht zur Dienstleistung bei der Gauleitung abkommandierten Major Alois Mocken als Kreisbeauftragten der NSDAP für Viersen und das sogenannte „Hinterland“, also den größten Teil des Landkreises Kempen-Krefeld ein. Nach Erinnerung des späteren Kreisleiters Kinkel bedeutete dies zunächst nur eine Zusammenfassung der betreffenden Ortsgruppen zur Erleichterung der Führung. Im Frühjahr 1944 erhielt dieses Gebilde als „Kreisabschnitt Viersen-Kempen“ größere Selbständigkeit und eine eigene Dienststelle des Kreisbeauftragten in Viersen. Mit Wirkung vom 28. August 1944, 15 Uhr, ordnete Gauleiter Florian an, die NSDAP-Kreise im westlichen Gaubereich erneut neu zuzuschneiden. Kernstück der Neuorganisation war die Neuerrichtung eines NSDAP-Kreises Viersen-Kempen, wenngleich nicht im Umfang wie von 1933 bis 1938: Es fehlten die sieben „östlichen“ Ortsgruppen Hüls, Lank-Latum, Osterath, Schiefbahn, St. Tönis, Tönisberg und Willich. Hüls, St. Tönis und Tönisberg verblieben beim NSDAP-Kreis Krefeld, die übrigen kamen zum (ebenfalls neu gebildeten) NSDAP-Kreis Neuss. Zugleich wurde für das Gebiet der Städte M. Gladbach und Rheydt je ein eigener NSDAP-Kreis gebildet. Hintergrund war die Notwendigkeit, angesichts der näherkommenden Front die bestehenden politischen Kreise (und zwar nur im „feindbedrohten“ linksrheinischen Gebiet) zu verkleinern. Um das ausdrückliche Verbot der Reichsleitung der NSDAP zu umgehen, während des Krieges irgendwelche gebietlichen Veränderungen vorzunehmen, hießen die neugeschaffenen NSDAP-Kreise offiziell „Kreisabschnitte“, die durch „Kreisbeauftragte“ geführt wurden. Dennoch firmierten diese Kreisabschnitte im Schriftverkehr als

Kreisleitungen mit Kreisleitern, und werden im folgenden auch so genannt. An die Spitze dieser neuen „Kreise“ setzte Gauleiter Florian bewährte Frontoffiziere, die er über die Parteikanzlei namentlich bei der Wehrmacht anforderte⁵²).

Die Kreisleiter⁵³

Wilhelm Becker, Kreisleiter von Mitte 1932 – 30. Juli 1934, geboren am 3. Dezember 1891 in Münster, gestorben am 31. August 1957 in Düsseldorf, katholisch, im Mai 1937 Kirchenaustritt, Handelsvertreter und, seit 1929, Teilhaber der Fa. Wilhelm Becker Bürobedarf-Großhandlung, 1925 bis 1926 und seit 1928 Mitglied der NSDAP, 1925 erster Ortsgruppenleiter in Köln, 1929 Gaukommissar für Geldern, 1931 Gaukommissar der Gauleitung Düsseldorf für Krefeld-Uerdingen, von Juli 1932 bis 30. September 1934 Kreisleiter der NSDAP in Krefeld-Uerdingen, am 30. Juli 1934 aus ungeklärten Gründen beurlaubt, vermutlich im Zusammenhang mit den innerparteilichen Säuberungen nach dem „Röhm-Putsch“, vom 17. Juli 1933 bis 27. Februar 1934 ehrenamtlicher Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen, von November 1933 bis 1936 Mitglied des Reichstages (MdR) (Wahlkreis 22); vom 1. Oktober 1934 bis etwa 1936 Gauamtsleiter für Sozialpolitik und das Arbeitshilfswerk der Gauleitung Düsseldorf, 1944/45 Verlegung der Firma Wilhelm Becker Bürobedarf und des Wohnsitzes nach Wuppertal, Anfang 1946 bei einem Besuch in Krefeld festgenommen und vom 5. Februar 1946 bis 12. März 1947 in Recklinghausen interniert, 18. Juni 1948 vom Entnazifizierungsausschuß Wuppertal, Berufungsausschuß II, in Kategorie III c eingestuft.

Heinrich Niem⁵⁴) (Kreisleiter Viersen-Kempen, kommissarisch in Krefeld-Uerdingen von Ende Juli bis Ende August/formell wohl bis Ende September 1934)⁵⁵)

Erich Diestelkamp, Kreisleiter von Ende August/Oktober 1934 bis 2. März 1945, geboren am 7. Juli 1900 in Gütersloh, gestorben am 14. Juli 1983 in Bielefeld, evangelisch, 1939 gottgläubig; von 1906 bis 1914 Besuch der Volksschule in Gütersloh, von 1914 bis 1917 der Präparandie Holzwickede (Abschluß: Juli 1920), vom 30. Juni 1918 bis 20. Februar 1919 Kriegsteilnehmer (Infanterieregiment 131, anschließend vermutlich Freikorps Lichtschlag), 10. Oktober 1920 Lehrer (bis Mai 1922 vertretungsweise) an verschiedenen Schulen in Buer beziehungsweise Gelsenkirchen-Buer, Juli 1934 mit der Leitung der evangelischen Volksschule I in Buer-Mitte beauftragt, seit 1. September 1934 beurlaubt⁵⁶); 1. November 1931⁵⁷) Mitglied der NSDAP (Mitgliedsnummer 749739), Dezember 1932 Ortsgruppenleiter in Gelsenkirchen-Buer, 1933 Kreisschulungsleiter in Gelsenkirchen und Referent für nationalso-

zialistische Erziehung der Gauleitung Westfalen-Süd (Sitz Bochum), Ende August 1934 kommissarischer Kreisleiter (seit 1. Oktober 1934 definitiv) der NSDAP Krefeld-Uerdingen (März 1938: Krefeld-Kempen, August 1944 Krefeld), um 1939 Bereichsleiter, später Oberbereichsleiter, März 1936 bis 1945 MdR (Wahlkreis 22); von April bis Juni 1938 zur Dienstleistung nach Österreich (Wien) abgeordnet, 9. November 1938 SA-Obersturmbannführer (30. Januar 1941 SA-Standartenführer e.h.), 1939 Kreis-M[ob].-Beauftragter und bis zum 30. Juni 1940 uk. (= unabkömmlich, also zur Wehrmacht nicht einzuziehen) gestellt, 1937 Ausbildung beim Flak-Regiment 14, vom 22. Mai 1940 bis Ende 1941 Kriegsteilnehmer, zuletzt Oberleutnant der Reserve bei der Luftwaffe (Flakregiment 324/13, dann Kampfgeschwader 56 unter Major Fabian); ab Anfang März 1945 zeitweise mit der Spitze der Krefelder Stadtverwaltung in Wuppertal, Mai 1945 bis Dezember 1946 im Lager Eselheide bei Paderborn interniert, Tätigkeit als Hilfsarbeiter, Entnazifizierungsverfahren in Gütersloh und in Krefeld von Januar bis Juli 1947 (nicht abgeschlossen), 1948 eingestelltes Ermittlungsverfahren wegen der Beteiligung an der „Metallspendeaktion“⁵⁸), 25. Mai 1949 Untersuchungshaft im Krefelder Gerichtsgefängnis und vom Schwurgericht Krefeld zu 2 1/2 Jahren Haft verurteilt⁵⁹); 24. August 1949 vom Spruchgericht Bielefeld zu 1 Jahr und 7 Monaten Haft (letztere durch Internierung verbüßt) verurteilt; spätestens 1953 in Gütersloh wohnhaft und laut Adreßbuchangaben als Reisevertreter tätig.

Gauinspekteur Alwin Wesch⁶⁰) („In Vertretung“ des Kreisleiters, April – Juni 1938)

Kreisbeauftragter Arno Buschmann⁶¹) (Kreisbeauftragter beziehungsweise stellvertretender Kreisleiter 22. Mai 1940 bis 31. Oktober 1941)

Kreisleiter z.V. (zur Verfügung) Rudolf Feick⁶²) (kommissarisch 1. November 1941 bis Ende Dezember 1941)

Organisation und Personal der Kreisleitung

(soweit kein Einzelnachweis: aus den Jahrgängen 1936–1939 des „Gaubefehls“ Düsseldorf)

Sitz der Kreisleitung:

Krefeld, Königstraße 47 (1931 bis 1933)
Rathaus, Krefeld, Zimmer 7 (seit Anfang 1933)
Hansahauss, 2. Stock (seit Mitte 1934)
Bismarckplatz 32 (seit 6. April 1935)⁶³)

Stellv. Kreisleiter:

Heinz Krappen (Ende 1932?, vor April 1933⁶⁴) bis ?)
Kreisbeauftragter: Terheggen⁶⁵) (1944)

„Leiter der Politischen Exekutive“:

Ewald Balduin (1933)⁶⁶⁾

Adjutant des Kreisleiters:

Ewald Balduin (1933/34)⁶⁷⁾

SS-Truppführer Jansen (Sept. 1934)⁶⁸⁾

Paul Tack (November 1934)⁶⁹⁾

Kreisgeschäftsführer:

Erwin Köberle (1. Juli 1939 bis ca. 1941)

Kreishauptamtsleiter Paul Tack (bis 1943)⁷⁰⁾

2. Geschäftsführer:

Dr. Theo Lang (1933)⁷¹⁾

Kreisorganisationsamt

Amtsleiter:

Könemann (1934)⁷²⁾

Dr. Theo Lang (1934–1936)

Kreisinspekteur Paul Tack (bis Anfang 1937)⁷³⁾

[Paul?] Hoffmann (um 1938 bis 1943/45?)⁷⁴⁾

Mitarbeiter:

Bach, Hauptstellenleiter (1936)

Jagd, Stellenleiter (1936)

Glup (1936)

Walter Roskoth, OGL z. b. V., Leiter der NS-Beratungsstelle (1936)

August Gies, Kreisstellenleiter, Kreisberatungsstelle (1937)

Stefan Schäfer, Kreisstellenleiter, Kreisberatungsstelle (1937)

Dr. Freudenberg, Hauptstellenleiter (bis 1936)

Pöls, Hauptstellenleiter (1936)

Paul Weiland, Kreisamtsleiter, Hauptstelle Ausbildung (bis 1937)

Brubo Gottschling, Hauptstelle „Ausbildung“, Kreisstellenleiter (1938)

Ernst Stähler, Leitung der Bereitschaft 3 (1937)

Heinrich Friedrichs, Kreisstellenleiter, Leiter der Bereitschaft 2 (1937), Hauptstelle „Marschausbildung“ (1938)

Fritz Erler, Leitung der Bereitschaft 3 (1937–1938)

Kurt Hillebrand (1939 Kreishauptstellenleiter)

Karl Küppers (1939 Kreisstellenleiter)

Jakob Mönks (1939 Kreishauptstellenleiter)

Kreispersonalamt

Amtsleiter:

Dr. Nüßle (1934)⁷⁵⁾

Hermann Meyer, Städt. Verwaltungsdirektor, nebenamtlich (1. Juli 1934 bis 20. August 1938)⁷⁶⁾

Erwin Köberle (seit Herbst 1938, seit 1939 zeitweise in Personalunion Kreispersonalamtsleiter)⁷⁷⁾

Mitarbeiter:

Herbert Peschgens (1936, 1938 Kreisstellenleiter)

Werner Nellen, Kreisstellenleiter (1936)

Marx (bis 1936)

Pankratz Hipp (bis 1936)

Karl Schmitz, Hauptstelle „Geschäftsführung“, (1938), später Kreishauptstellenleiter

Anton Braun (1936–1938)

Erich Herling, Kreishauptstellenleiter (1936–1939)

Leo Jagd, Leitung der Hauptstelle für politische Gutachten (1936)

Willi Winkmann (bis 1939)

Hans Möhlenbeck, Kreisstellenleiter, Hauptstelle „Walter und Warte“, dann Kreishauptstellenleiter (bis 1939)

Friedrich Hildebrandt (1939 Kreishauptstellenleiter)

Kreiskasse

Kreisamtsleiter (Kreiskassenleiter):

Hugo van Stuyvenberg (bis 1935)⁷⁸⁾

Pöhler (1936 – nach 1938)⁷⁹⁾

Mitarbeiter:

Johann Heuser, Kreishauptstellenleiter, Leiter der Hauptstelle „Hilfskasse“ (1937–1939)

Steinert, Amtsleiter der Hilfskasse (bis 1939)

Kreisrevisoren (1939 vom Gauschatzamt zugewiesen):

Walter Böttges

Johannes Cleven

J. Cronenbroeck

Erwin Dallinger

Hans Heinen

Joh. Kursawa

Karl Ledor

Walter Röhrig

Paul Schnick

Wilh. Schultheis

Jakob Wolters

Jakob Zimmermann

Kreisschulungsamt

Kreisschulungsleiter/Kreisausbildungsleiter:

Karl-Heinz Runek⁸⁰⁾ (1933)

Böllertz (1934)⁸¹⁾

Walter Schürmann (Ende 1934)⁸²⁾

Kreisausbilder Pöhler (1935/36)⁸³⁾

Odenthal (1937)⁸⁴⁾

Karl Balzer (1937/38)

Josef Braun (1938 – Mai 1941)

Pütz (1941)⁸⁵⁾

Hauptstellenleiter: Kirberg⁸⁶⁾

Mitarbeiter:

Blatter, Hauptstellenleiter (1936)

Karl Balzer, Kreishauptstellenleiter (1936)

Eduard Schröder (1936, 1938 Kreisstellenleiter)

Heinrich Preußner (1939 Kreisschulungsamt)

Kreis-/Amt für Ausbildung

Amtsleiter:

Pöhler (bis 1936)

Paul Weilandt, komm. (1936)

Kreispropagandaamt

Kreisamtsleiter:

Ewald Balduin (bis 1934)⁸⁷⁾

Peter Eirmbter⁸⁸⁾ (Herbst 1934 kommissarisch)

Dr. Theo Lang⁸⁹⁾ (November 1934 kommissarisch)

stellvertretender Kreispropagandaleiter:

Bloser (1936)⁹⁰⁾

Egon Buddi (1936/37 – 1938)

Gilbert Waldschmidt, Kreishauptstellenleiter (1938, 1939 Kreisamtsleiter z. b. V.)

Paul Tack (vom 1. Juli 1939 bis ?)

[Hans Schwarz⁹¹⁾ ?]

Mitarbeiter:

Stalknecht (1936)

Bloser, Stellenleiter (1936)

Buddi, Hauptstellenleiter (1936)

Karl Kiefer, Kreisstellenleiter, Leiter der Hauptstelle „Kultur“ (1936, bis 1938)

Leo Bigenwald, Kreisstellenleiter, komm. Leiter der Hauptstelle „Kultur“ (1938), dann bei der Kreisringarbeitsgemeinschaft

Josef Geister, Kreisstellenleiter (1938)

Wilhelm Grobben, Kreishauptstellenleiter, Leiter der Hauptstelle „Kultur“ (1938)

Hubert Roeben, Kreishauptstellenleiter (1938)

Josef Gruner (1938 Kreishauptstellenleiter)

Ernst Bonten (1938 Kreisstellenleiter)

Heinrich Heiden (1939)

Kreisgericht

Vorsitzender:

Heinz Krappen (um 1934)⁹²⁾

Arno Buschmann (1935 bis 1945)⁹³⁾

Beisitzer:

Richard Schulenburg⁹⁴⁾ (1934)

August Weyers (1939)

Kreispresseamt

(mit Schriftleitung Volksparole⁹⁵⁾ bis 15. Juni 1933: Friedrichstraße 36⁹⁶⁾, ab 15. Juni Ostwall 79⁹⁷⁾; seit Oktober 1933: Ostwall 38⁹⁸⁾, Januar 1934: Hochstraße 39⁹⁹⁾, 1. April 1935: Adolf-Hitler-Straße 91 (heute Rheinstraße)¹⁰⁰⁾

Kreispresseamtsleiter:

Wolfgang Ernst (bis Ende 1933)¹⁰¹⁾

Peter Jendges¹⁰²⁾

Kreisberatungsstelle (ab 1. Oktober 1934)¹⁰³⁾

(s. auch Kreisorganisationsamt)

Hansahaus, 2. Etage¹⁰⁴⁾, ab 6. April 1935: Bismarckplatz 32, 1937: Ostwall 29¹⁰⁵⁾

Kreisamt für Kommunalpolitik

Kreisamtsleiter:

Heinz Krappen¹⁰⁶⁾ (bis ca. 1934/35)

Herbert Steinert (vor 1938 bis 1945?)

Mitarbeiter:

Josef Hansen (1938 beurlaubt)

Heinrich Schörn, Kreisamtsleiter, Leiter der Hauptstelle Fürsorge-, Wohlfahrt-, Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenfragen (1936)

Gustav Geldbach, Kreishauptstellenleiter (bis 1939)

Kreisfunkwart

Geschäftsstelle: Luth.-Kirch-Straße 40 Pölls (1934-1936)¹⁰⁷⁾

M[obilmachungs].-Abteilung

M.-Sachbearbeiter: Alfons Rademaker (seit 23. Juli 1938)¹⁰⁸⁾
Selbstschutzreferent der Kreisleitung: SA-Obersturmführer Hoebertz (ab 9. Oktober 1939)¹⁰⁹⁾

Kreis-PO[Politische Organisation]-Kapelle, Musikzug¹¹⁰⁾

Musikzugmeister:
Karl Moff

NS-Beamtenabteilung Krefeld-Uerdingen, etwa 1934: (Kreis-)Amt für Beamte

Anfang 1931 Gründung einer Betriebszelle für Beamte¹¹¹⁾ durch Jussen¹¹²⁾, September bis Ende 1931 Leitung durch Ortsgruppenleiter Abts, Anfang 1932 Leitung wieder Jussen, Mitte 1933 13 Fachschaften mit 2 000 Mitgliedern¹¹³⁾
Geschäftsstelle: Lutherische Kirch-Straße 40

(Kreisamts-)Leiter:

Jussen¹¹⁴⁾ (bis Ende März 1935¹¹⁵⁾)
Goebel (1935)¹¹⁶⁾

Mitarbeiter:

Ernst Naggert, Kreishauptstellenleiter (bis 1937)

Jakob Mönks, Leiter der Hauptstelle „Beamtenpolitik und Recht“ (1937)

Dr. Anton Klein, Hauptstelle „Soziale Einrichtungen“ (1937)

Edgar Hoffmann, Kreisstellenleiter Hauptstelle „Organisation und Propaganda“ (1937)

Josef Goertz, Leiter der Fachschaft 6 (1937)

Heinrich Wertinger, Leiter der Fachschaft 8 (1937, 1938 Kreisstellenleiter)

Hugo Sinzig, Leiter der Fachschaft 13 (1937)

Georg Driessen, Leiter der Abteilung „Geldverwaltung“ (1938)

Alexander Bürger (1938)

Hans Hoffmann, Kreisstellenleiter (bis 1938)

Karl Buhlmann (bis 1938)

Heinz Lennards, Leiter der Fachschaft „Reichspost“ (bis 1938)

Kreisrechtsamt, angeschlossener Verband: NS-Juristenbund, 1936: NS-Rechtswahrbund
Krefeld, Adolf-Hitler-Straße 95

Mitarbeiter:

Dr. Wilhelm Gustorf(f) (1936, 1938 Kreisstellenleiter)

Gentges (1936)

Dr. Hans Bohn (1936)

Dr. Eduard Fander, Leiter der Hauptstelle „Rechtsverwaltung“ (1938 Kreishauptstellenleiter)

August Weyers (bis 1939)

Fachgruppenwarter: Dr. Waltz (1941)¹¹⁶⁾

Amt für Volksgesundheit, angeschlossener Verband: NS-Deutscher Ärztebund

Geschäftsstelle später Hansahaus (Kanalstraße), ab September 1935: Ostwall 29¹¹⁹⁾, 1938: Bismarckstraße 51

(zunächst kommissarischer) Kreisamtsleiter:
Dr. Jüsten, Uerdingen, Kaldenhausener Straße 12 (1934)¹²⁰⁾

Beauftragter beziehungsweise Amt für Kriegsoffer, angeschlossener Verband: NS-Kriegsofferversorgung (NSKOV)

Geschäftsstelle Kreis Krefeld, Westwall Ecke Nordwall, danach Hansahaus/Kanalstraße, ab September 1935: Ostwall 29¹²¹⁾, (1938:) Steckendorfer Straße 8 - 10¹²²⁾

Kreisleiter: Kallen (1933)¹²³⁾
Kreiswarter: Menzel (1935)¹²⁴⁾

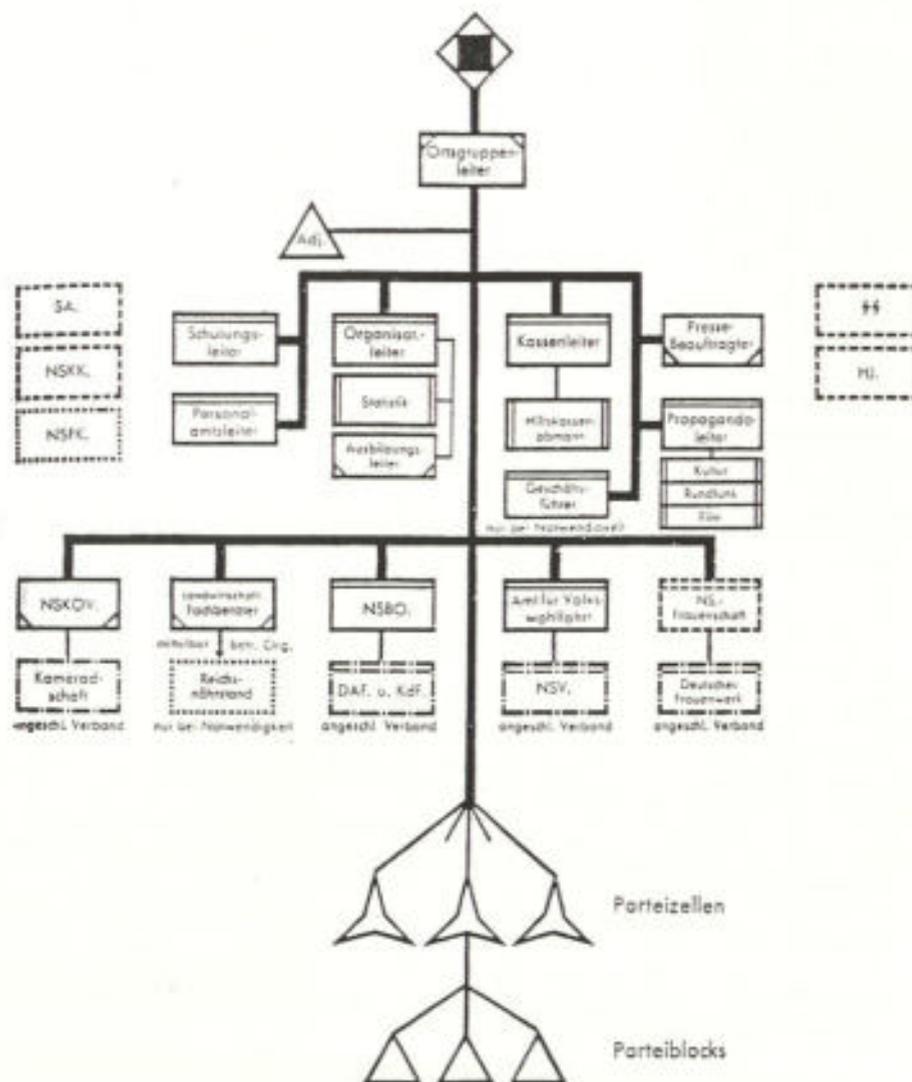
Kreisamtsleiter:

Paul Abts (1934)¹²⁵⁾

Menzel (1936)¹²⁶⁾

Damian Friedrich (1938 Kreisamtsleiter, dann beurlaubt)

Der Ortsgruppenleiter der NSDAP.



SA Kleinen Ortsgruppen (bisherigen Stützpunkten) befehlt Derjonalien für Presse und Propaganda; das Derjonal und Organisationsamt können vom Ortsgruppenleiter geführt werden.

Stm. (m. Linien verb.) Dienststellen bzw. Dienststelleneinhaber unterstehen dem Ortsgruppenleiter disziplinär.

Abb. 3. Muster-Organisationsplan einer Ortsgruppenleitung

Heinrich Brocker (1938 Beauftragter für Kriegspopfer)¹²⁷⁾

Amt für Erzieher, angeschlossener Verband: NS-Lehrerbund
Krefeld, Westwall 96; Uerdingen, Oberstraße 13

Kreisobmann/Kreisamtsleiter:
Walter Schürmann¹²⁸⁾ (1933 bis Ende 1934)
Johannes Oudille (12. Dezember 1934–1939)¹²⁹⁾
Dr. Hans Koch (1939 – nach 1941)¹³⁰⁾

Mitarbeiter:

Stallknecht (1936)
Paul Hoffmann, Leiter der Abteilung „Kasse“ (1937)
Karl Lauth, Leiter der Abteilung „Schulung“ (1937)
Ferdinand Behr, Leiter des Kreisabschnitts III (Krefeld-Nord-Traar) (1937, 1938 Kreishauptstellenleiter)
Heinrich Netzer, Leiter der Hauptstelle Kreisabschnitt V (1937)
Dr. August Seibel, Leiter der Hauptstelle „Schrifttum“ und des Kreisabschnittes 4 (Krefeld-Ost)
Hans Koch, Kreisstellenleiter (bis 1939)

Kreis-/Amt für Technik

Amtsleiter:
Ernst Schranz (bis 1936)
Johannes Jörris (1936)

Kreisamt für Wirtschaftspolitik

Dr. Karl Schacht, Leiter der Geschäftsstelle (1938)

Kreisamt für Agrarpolitik

Amtsleiter:
Philipp Pleines (1939)

Amt für Wirtschaftsberatung

Amtsleiter:
Steinert (bis 1936, ab 1939)

Kreis-/Beauftragter für Rassenpolitik:

Paul Weilandt (bis 1938)
Ferdinand Wolters, Kreisstellenleiter (1938)

NS-Frauenschaft, angeschlossener Verband: Deutsches Frauenwerk¹³¹⁾

Gründung der Ortsgruppe Krefeld der NS-Frauenschaft (NSF) am 1. April 1932, Herbst 1932 Umwandlung der Ortsgruppe in einen Kreis und Errichtung von Ortsgruppen; die Kreisfrauenschaftsleiterin wurde Herbst 1934 Führerin des Deutschen Frauenwerkes in Krefeld-Uerdingen und 1935 zugleich Kreisamtsleiterin der NS-Frauenschaft. Geschäftsstelle ab 10. September 1934 Hansahaus, Zimmer 35 a und b¹³²⁾
Krefeld, Ostwall 138; Uerdingen, Oberstraße 13

Kreisfrauenschaftsführerin
Angelika Schmierk (?) (April bis August 1932)
Alma Beuthner (August 1932 bis Januar 1933)
Gerta Steinert (Januar 1933, zunächst vertretungsweise, bis November 1935¹³³⁾)
Frl. Hedwig Selle (seit November 1935¹³⁴⁾)
Martha Neuhaus (vor Oktober 1938 bis nach 1941)
stellv. Kreisfrauenschaftsführerin: Frau Feltgen¹³⁵⁾
Kreisgeschäftsführerin: Frl. Hedwig Selle¹³⁶⁾
Kreisrednerin: Frau Mertens, Uerdingen¹³⁷⁾

Kreisleitung Krefeld-Kempen (etwa Anfang 1941)¹³⁸⁾

Kreisleiter: Erich Diestelkamp MdR
Kreisgeschäftsführer: Erwin Köberle

Kreisverwaltung der Deutschen Arbeitsfront (DAF) einschließlich der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ (KdF)
Westwall 110
Kreisobmann: Josef Urbanek

Kreisverwaltung der NS-Volkswohlfahrt (NSV)
Bismarckstraße 51
Kreiswaller: Otto Kaselow

Kreisamt für Volkswohlfahrt, Bismarckstraße 51
Kreisamtsleiter:
Kreishauptstellenleiter: Kirberg¹³⁹⁾

Kreisfrauenschaftsleitung
Steinstraße 147
Kreisfrauenschaftsleiterin: Martha Neuhaus

Block- und Zellenystem der NSDAP.

Beispiel:

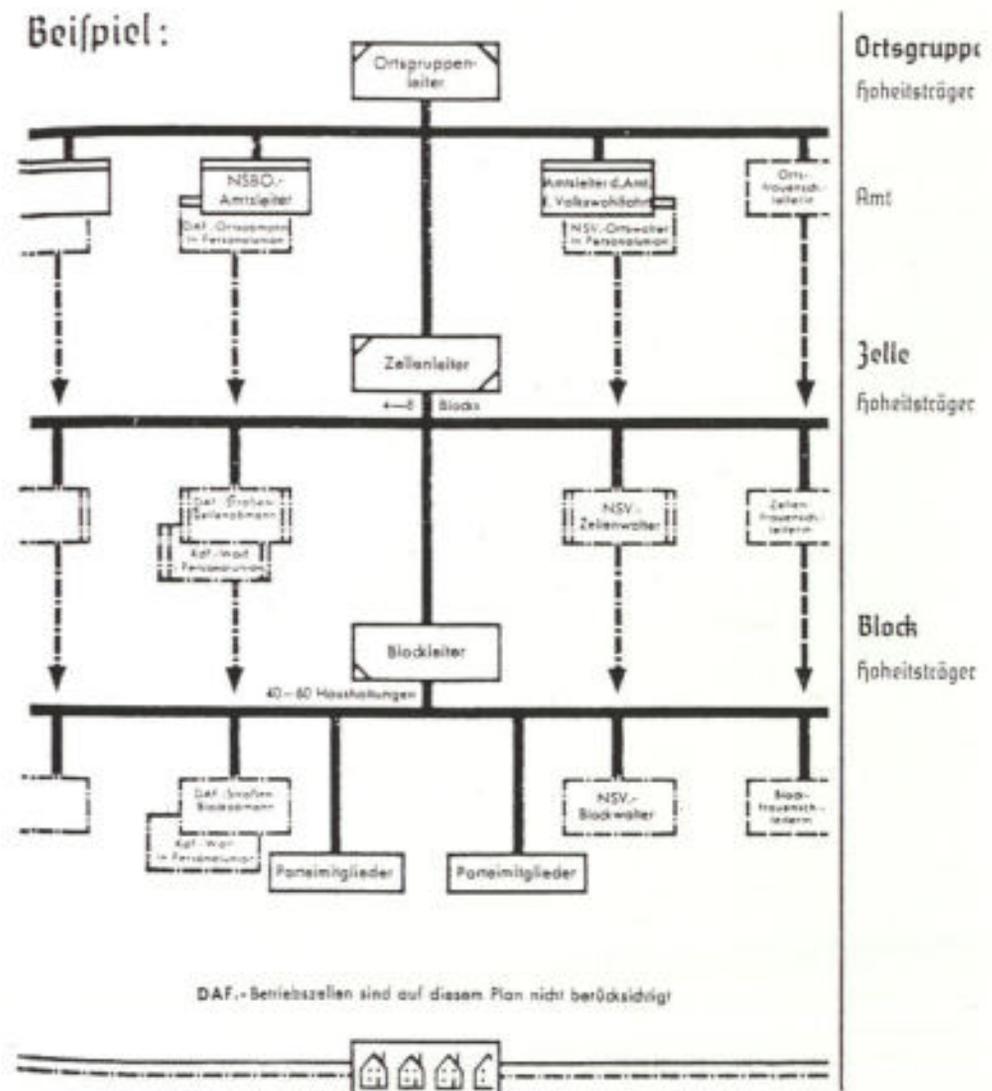


Abb. 4. Block- und Zellenystem der NSDAP

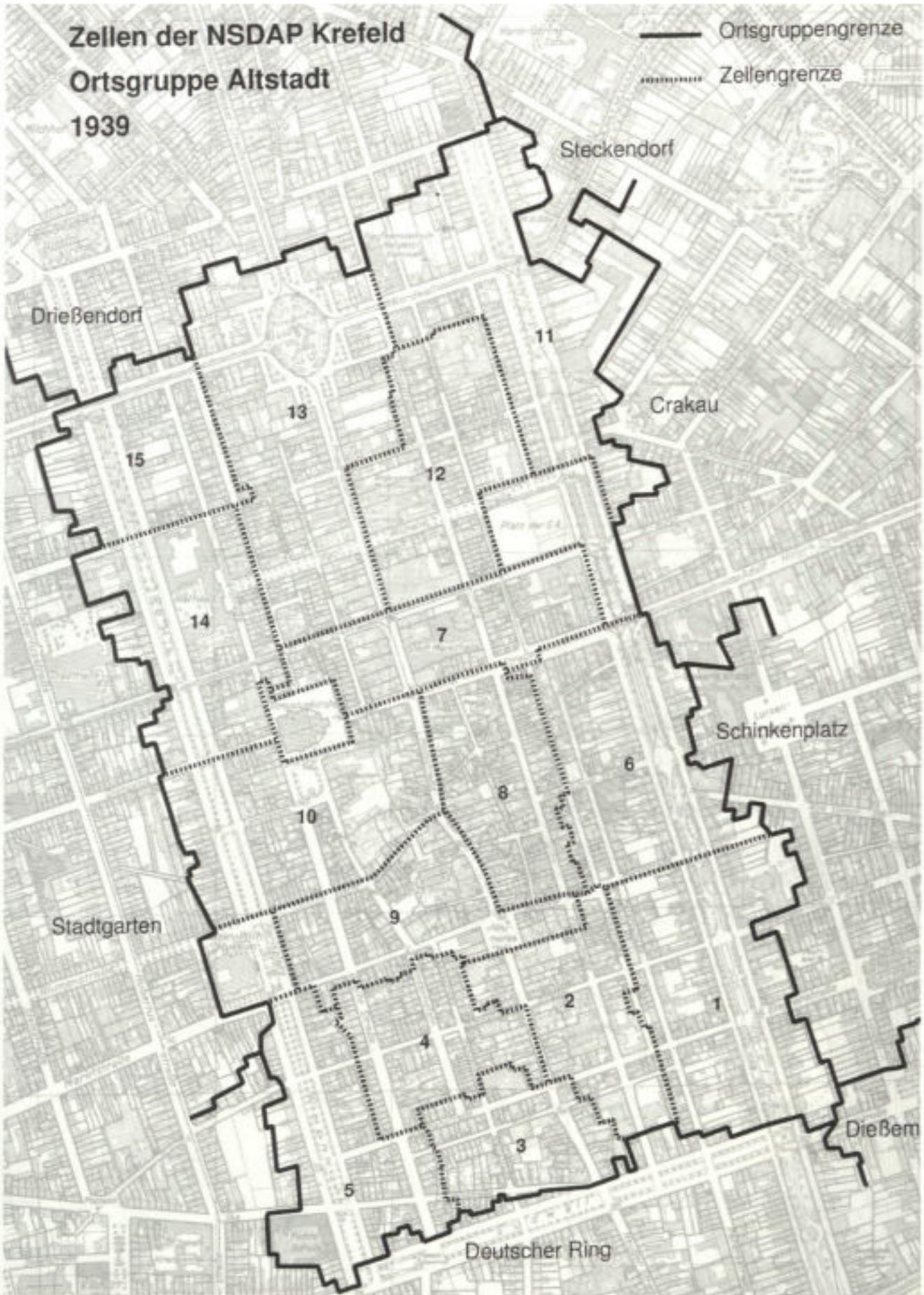


Abb. 5. Die Zellen der NSDAP-Ortsgruppe Krefeld-Altstadt 1939

Kreisdienststelle der NS-Kriegsopferversorgung (NSKOV)

Steckendorfer Straße 8
Kreisbeauftragter: Heinrich Brocker

Kreisverwaltung des NS-Deutschen Ärztebundes (NSDÄB)

Bismarckstraße 51
Kreisobmann: Dr. Hans Jüsten

Kreisverwaltung des NS-Bundes Deutscher Technik (NSBDT)

Richard-Schrade-Straße 22 (heute An Kleinhütten)
Kreiswalter: Hans Jörris

Kreisverwaltung des Reichsbundes Deutscher Beamten (RDB)

Schneiderstraße 58
Kreiswalter: Karl Goebel

Kreisverwaltung des NS-Lehrerbundes (NSLB)

Westwall 96
Kreiswalter: Dr. Hans Koch

Kreisverwaltung des NS-Rechtswahrerbundes (NSRB)

Adolf-Hitler-Straße 95
Kreisgruppenführer: Dr. Karl Everhardt

Kreisbauernschaft

Friedrichstraße 54
Kreisbauernführer: Philipp Pleines

Kreisparteitage

Der erste Kreisparteitag der NSDAP Krefeld-Uerdingen fand Anfang November 1934 statt, der zweite Kreistag vom 10. bis 14. November 1935, der dritte Kreistag vom 9. bis 14. November 1936, der vierte Kreistag vom 9. bis 13. November 1937, der fünfte und letzte fand vom 9. bis 13. November 1938 statt¹⁴⁰.

2. Die NSDAP-Ortsgruppen

Die Ortsgruppe war im Grundsatz das kleinste „Hoheitsgebiet“ der NSDAP. Grundsätzlich sollte „jede selbständige, lebensfähige Landgemeinde einen Ortsgruppenbereich“ darstellen; in einer größeren Stadt können mehrere Ortsgruppen bestehen, andererseits können mehrere kleinere Gemeinden eine Ortsgruppe bilden¹⁴¹. In der Frühzeit der NSDAP und in den ersten Jahren des Dritten Reiches firmierten kleinere Ortsgruppen mit nur wenigen Parteimitgliedern als Stützpunkte (im Kreis Viersen-Kempen zum Teil bis 1937), die später dann als „selbständige Arbeitsbereiche (früher: „Stützpunkte“) mit eigenem, selbständigem Politischen-Leiter-Stab“¹⁴² fungierten. Der Stützpunkt war – wie die Ortsgruppe – ein „selbständiger örtlicher Hoheitsbereich“. Die wesentlichen Unterschiede gegenüber der Ortsgruppe be-

standen in der geringeren Mitgliederzahl (mindestens 15, höchstens 50), der Möglichkeit der Führung mehrerer Ämter durch einen Politischen Leiter und der bedingten Errichtung von Zellen (ein Stützpunkt sollte mindestens zwei Blocks umfassen, Zellen nur bei Notwendigkeit¹⁴³). Unterhalb der Ortsgruppen gab es als „Hilfsstellen“¹⁴⁴ Blocks, Zellen und Hausgemeinschaften.

Die Festlegung der Grenzen der Ortsgruppen erfolgte durch den Gauorganisationsleiter im Einvernehmen mit dem Reichsorganisationsleiter (Hauptorganisationsamt). Eine Ortsgruppe sollte zunächst (bis zur Organisationsreform 1936) 50 bis 500 Parteimitglieder umfassen. Anschließend wurde als Bemessungsgrundlage auf die Haushaltungen umgestellt, eine Ortsgruppe sollte dann – als Regel – nicht mehr als 1 500 (bei Großstädten in Ausnahmefällen bis zu 3 000) Haushaltungen umfassen¹⁴⁵. Der organisatorische Muster-Aufbau einer Ortsgruppe war folgender:

- Hausgruppe: bis zu 15 Haushaltungen
- Block: 4 bis 6 Hausgruppen (40 bis 60 Haushaltungen)
- Zelle: bis zu 8 Blocks

Organisatorische Änderungen bei den Gliederungen unterhalb der Ortsgruppe bedurften der Zustimmung des Organisationsleiters der Ortsgruppe (bei der Hausgruppen-einteilung), der Kreisleitung (bei der Blockeinteilung) oder der Gauleitung (bei der Zelleneinteilung).

Der ehrenamtliche Ortsgruppenleiter der NSDAP war der „Hoheitsträger“ der Ortsgruppe. Er unterstand unmittelbar dem Kreisleiter. Seine Berufung erfolgte durch den Kreisleiter, seine Ernennung und Abberufung auf Antrag des Kreisleiters durch den Gauleiter. In der Kriegszeit ist vermehrt zu beobachten, daß Ortsgruppenleiter (etwa wegen Ortsabwesenheit bei Wehrdienst) durch einen anderen politischen Leiter, in der Regel kommissarisch, vertreten oder auch ersetzt wurden. In diesen Fällen erfolgte die kommissarische Berufung durch den Kreisleiter. Ortsgruppenleiter war eine Dienststellung beziehungsweise ein Dienstgrad innerhalb der Parteihierarchie. Seit 1938 oder 1939 erhielten die Ortsgruppenleiter zudem einen bestimmten Dienststrang innerhalb des sogenannten Korps der Politischen Leiter¹⁴⁶. Die Ernennung beziehungsweise Absetzung der Stützpunktleiter ist offensichtlich durch den Kreisleiter erfolgt, seit 1934 „im Einvernehmen mit der Gauleitung“¹⁴⁷.

Dem Ortsgruppenleiter unterstanden innerhalb der Ortsgruppe in disziplinarischer Hinsicht alle politischen Leiter, außerdem die Obmänner, Walter, Warte der diversen angeschlossenen Verbände und andere, die aber keine politischen Leiter waren. Zu den Aufgaben des Ortsgruppenleiters gehörte unter anderem: die Förderung des „Führernachwuchses“, Mitarbeiterüberwachung, Be-



Abb. 6. Die NSDAP-Ortsgruppen im Stadtgebiet Krefeld 1935 bis 1939 und 1939 bis 1945

sprechungen mit den politischen Leitern der Ortsgruppe und den Funktionären der angeschlossenen Verbände, die Überwachung der Zellen und Blocks, weltanschauliche Schulung, Durchführung von Veranstaltungen¹⁴⁸). Eine wichtige Aufgabe lag ferner in der Beobachtung, Betreuung und Überwachung der in der Ortsgruppe lebenden Bevölkerung, was sich unter anderem in der Abgabe politischer Beurteilungen von „Partei- oder Volksgenossen“ gegenüber höheren Parteidienststellen manifestierte, vereinzelt auch in Denunziationen von Juden und Regimegegnern etwa bei der Geheimen Staatspolizei. Im Kriege kam hinzu die Mitwirkung bei der Kinderlandverschickung und Evakuierung, gegen Ende des Krieges auch die beim Volkssturm und bei Schanzarbeiten¹⁴⁹).

Die Norm war, daß jede Ortsgruppe einen eigenen Ortsgruppenleiter hatte. Gelegentlich wurde einem Ortsgruppenleiter auch die zeitweilige Leitung einer weiteren, in der Regel benachbarten Ortsgruppe übertragen. Innerhalb der Ortsgruppenleitung sollten die folgenden Dienststellungen ständig besetzt sein, das heißt, von je einem politischen Leiter (ehrenamtlich) wahrgenommen werden: Organisationsleiter, Schulungsleiter, Personalamtsleiter, Propagandaleiter, Kassenleiter, Hilfskassenobmann. Die weiteren Hauptstellen und Ämter konnten unständig besetzt sein, also nur von Fall zu Fall oder von Zellen- oder Blockleitern in Personalunion wahrgenommen werden. Der Ortsgruppen-Organisationsleiter fungierte zudem in der Regel als stellvertretender Ortsgruppenleiter. Die organisatorische Mustergliederung einer Ortsgruppenleitung ist Abb. 3 zu entnehmen.

Die weiteren Untergliederungen Zelle und Block wurden jeweils vom Zellenleiter beziehungsweise Blockleiter geleitet. Diese politischen Leiter wurden vom Ortsgruppenleiter berufen und vom Kreisleiter ernannt. Die Amtsenthebung erfolgte in der Regel durch den Kreisleiter¹⁵⁰). Der Zellenleiter unterstand disziplinarisch dem Ortsgruppenleiter, der Blockleiter dem Zellenleiter. Zellen- und Blockleiter erhielten seit 1938 oder 1939 bestimmte Dienstränge innerhalb des sogenannten Korps der Politischen Leiter¹⁵¹). Das Block- und Zellenystem der NSDAP ist der Abb. 4 zu entnehmen. Wie die Untergliederung konkret aussah, wird am Beispiel der Krefelder Innenstadt in Abb. 5 dargestellt¹⁵²).

Die einzelnen Ortsgruppen

Der folgende Versuch, die Ortsgruppen und ihre Entwicklung sowie die Ortsgruppenleiter zu dokumentieren, sah sich dem bekannten Problem der äußerst ungünstigen Quellenlage gegenüber. Es gibt nur wenige Gesamt-

übersichten der Ortsgruppen und kaum verlässliche Gesamtübersichten der Ortsgruppenleiter. Daher galt es, anhand diverser Quellen¹⁵³) die organisatorischen, vor allem aber die personellen Veränderungen zu dokumentieren. Es ließ sich aber, gerade für die Zeit nach 1939, nicht immer zweifelsfrei feststellen, wer die Inhaber des Amtes des Ortsgruppenleiters waren, auch ob es sich bei Amtsinhabern um eine kommissarische Beauftragung in Vertretung eines ortsbewesenden Ortsgruppenleiters oder um eine reguläre Bestallung handelte. Die herangezogenen Zeitungsmeldungen waren nicht immer schlüssig. Sofern es sich um ein erwiesenes Kommissarium handelt, wurde dieses durch den Zusatz „kommissarisch“ ausdrücklich kenntlich gemacht, obwohl Grund zu der Annahme besteht, daß nahezu alle im Krieg eingesetzten und als Ortsgruppenleiter fungierenden „Hoheitsträger“ dieses Amt zunächst nur kommissarisch übertragen bekommen haben.

Im Stadtgebiet Krefeld lassen sich drei Phasen verschiedener Zuschnitte der Ortsgruppen feststellen. Wohl in der zweiten Hälfte des Jahres 1932, spätestens aber Anfang 1933, gab es im Gebiet der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. neun Ortsgruppen, die möglicherweise Vorläufer als sogenannte „Sektionen“ hatten: Krefeld-Mitte, Krefeld-West, Fischeln-Stahldorf (später Stahldorf-Fischeln), Krefeld-Süd, Krefeld-Ost, Krefeld-Nord, Bockum-Oppum-Linn, Traar-Verberg und Uerdingen-Rheinhafen¹⁵⁴). Der genaue Zuschnitt dieser Ortsgruppen ist nicht bekannt¹⁵⁵). Im November 1934 gab es geringfügige Trennungen einzelner Ortsgruppen, wodurch sich die Zahl der Ortsgruppen auf elf erhöhte. Es entstanden aus der Ortsgruppe Krefeld-Mitte die neuen Ortsgruppen Krefeld-Stadtmitte und Krefeld-Krakau, aus der Ortsgruppe Bockum-Oppum-Linn (neuer Name Bockum-Oppum) wurde Linn ausgegliedert und mit dem aus der Ortsgruppe Uerdingen-Rheinhafen (neuer Name Uerdingen) ausgegliederten Rheinhafen zur neuen Ortsgruppe Linn-Rheinhafen zusammengeschlossen. Im Frühjahr – etwa Mai – 1935 mußte auf Anordnung der Reichsleitung die Zahl der Ortsgruppen verringert werden¹⁵⁶), mit der Folge, daß in Krefeld-Uerdingen a. Rh. die Ortsgruppen völlig neu zugeschnitten und ihre Zahl auf sechs verringert wurde: Bockum-Oppum, Krefeld-Nord-Traar, Krefeld-Ost, Krefeld-Süd-Fischeln, Krefeld-Uerdingen-Rheinhafen, Krefeld West. Der genaue Zuschnitt dieser sechs Ortsgruppen ist in Abb. 6 dokumentiert¹⁵⁷). Im März 1938 kamen zum NSDAP-Kreis Krefeld noch die dreizehn östlichen Ortsgruppen des aufgelösten NSDAP-Kreises Viersen-Kempen hinzu. Durch Anordnung des Gauleiters vom 5. Mai 1939 wurden im Einvernehmen mit dem Hauptorganisationsamt der NSDAP die bisherigen sechs (Stadt-)Ortsgruppen aufgelöst. Die Neueinteilung des Stadtgebietes er-

folgte in 18 Ortsgruppen: Altstadt, Deutscher Ring, Lehmheide, Fischeln, Lindental, Frankenring, Stadtgarten, Drießendorf, Kempenerfeld, Steckendorf, Traar-Verberg, Bockum, Cracau, Dießem, Oppum, Schinkenplatz, Uerdingen, Linn¹⁵⁸). Diese Ortsgruppengliederung im Krefelder Stadtgebiet wird ebenfalls in Abb. 6 (hinsichtlich der Gliederung in der Krefelder Innenstadt siehe auch Abb. 5) dokumentiert; an ihr hat sich bis 1945 nichts mehr geändert.

Anhand der erwähnten Organisationsverfügung des Düsseldorfer Gauleiters Florian über die Umorganisation der NSDAP-Ortsgruppen im Krefelder Stadtgebiet vom 5. Mai 1939¹⁵⁹) lassen sich genauere Angaben über die Zahl der NSDAP-Mitglieder – seinerzeitiger Jargon: „Parteigenosse(n)“, abgekürzt „Pg.“ und „Pgn.“ – in Krefeld zum damaligen Zeitpunkt machen. Hiernach gab es 1939 8 908 „Parteigenossen“ in Krefeld. Zum Vergleich: Krefeld hatte Ende 1938 172 340 Einwohner; statistisch war also fast jeder zwanzigste Krefelder ein Parteigenosse. Diese Verfügung stellte indes nicht die Zahl der Einwohner, sondern die der Haushaltungen in Relation zu den Parteimitgliedern. Eine NSDAP-Ortsgruppe sollte in der Regel nicht mehr als 1 500 – bei Großstädten in Ausnahmefällen bis zu 3 000 – Haushaltungen umfassen, eine Norm, die jedoch in Krefeld öfter überschritten worden ist. Im Krefelder Stadtgebiet gab es damals 57 146 Haushaltungen (eine Haushaltung umfaßte also statistisch 3,3 Einwohner). Bei 8 908 „Parteigenossen“ ergibt sich im Vergleich mit den Haushaltungen ein Organisationsgrad von rund 15,6 Prozent. Von diesem Durchschnittswert weichen jedoch die Prozentzahlen der einzelnen (insgesamt 18) Ortsgruppen in Krefeld zum Teil erheblich ab. „Spitzenreiter“ war die Ortsgruppe Traar-Verberg mit 30,0 Prozent, es folgten die Ortsgruppen Cracau und Oppum, (23,5 beziehungsweise 22,8 Prozent), über dem Durchschnitt lagen auch noch die Ortsgruppen Uerdingen und Bockum (je 18,6 Prozent), Lindental (18,3 Prozent). Mehr oder weniger im städtischen Durchschnitt lagen die Ortsgruppen Altstadt (17,0 Prozent), Deutscher Ring und Stadtgarten (je 15,4 Prozent), Kempenerfeld (16,6 Prozent), Linn (16,8 Prozent). Deutlich unterdurchschnittliche Werte wiesen die Ortsgruppen Lehmheide (11,0 Prozent), Fischeln (10,2 Prozent), Frankenring (12,8 Prozent), Drießendorf (12,1 Prozent), Diessem (11,4 Prozent) auf. Unter 10 Prozent lagen die Ortsgruppen Steckendorf (9,9 Prozent) und Schinkenplatz (9,3 Prozent). Die Ortsgruppe Cracau hatte mit 1 056 Parteimitgliedern die absolut höchste Mitgliederzahl, gefolgt von Uerdingen (902), Bockum (820). Die niedrigsten absoluten Mitgliederzahlen wiesen die Ortsgruppen Fischeln (292), Schinkenplatz (280) und Linn (243) auf.

Ortsgruppen (nach Juli 1932 bis Mai 1935)

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	Weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstelle ¹⁶⁰⁾	Zellen/Blocks
Krefeld-Mitte (November 1934: Stadtmitte, Mai 1935 mit den Ortsgruppen Ost und Krakau zur neuen Ortsgruppe Ost zusammengeschlossen ¹⁶¹⁾) Krefeld-West ¹⁶⁹⁾	Max Rother, Königstraße 129 Eduard Mommertz, Kornstraße 18	stellv. OGL: Konrad Schultheis OG-Personalamtsleiter: Schultheis (1935) Kassenwart Walter Dahl, Blumenstraße 38 ¹⁷⁰⁾ Hilfskassenobmann Peter Himmerich, Kornstraße 18 ¹⁷¹⁾	ab Juni 1933: Breite Straße 98; (ab 18. Dezember 1934): Westwall 161 ¹⁶²⁾	Schneiderstraße 30; September 1934: Adolf-Hitler-Straße 103 ¹⁶³⁾ , Dezember 1934: Hubertusstraße 174 ¹⁶⁴⁾ Mädchenberufsschule, Steinstraße 66; März 1934: Gymnasium, Dionysiusstraße 51 ¹⁷²⁾ , Februar 1935: Hubertusstraße 174 ¹⁷³⁾	Zelle ¹⁶⁵⁾ 1 ¹⁶⁶⁾ (Werner), Zelle 2 (Schultheis), Zelle 3 (Trix), Zelle 4 ¹⁶⁷⁾ (Lücker), Zelle 5 ¹⁶⁸⁾ (Plücken); Zelle ?, früherer Zellenleiter Franz Böttger Zelle I: Zellenwart Kurt Gerschler, Roßstraße 257 (Blocks 12, 29, 30, 31), Zelle II: Zellenwart August Röhlen, Kornstraße 18; September 1933: Röhler ¹⁷⁴⁾ (Blocks 57, 84, 85, 86), Zelle III: Zellenwart Gustav Schmidt, Am Neuerhof 19 (Blocks 32a, 32b, 58, 59, 60), Zelle IV: Zellenwart Ludwig Wagner, Prinz-Ferdinand-Straße 22 (Blocks 61, 87, 92, 93), Zelle V: Zellenwart Karl Müller, Gutenbergstraße 100 (Blocks 83, 94, 95) ¹⁷⁵⁾ ; Zelle 10 ¹⁷⁶⁾
Fischeln-Stahldorf ¹⁷⁷⁾ (16. Mai 1935 mit der Ortsgruppe Süd zur Ortsgruppe Süd-Fischeln zusammengelegt ¹⁷⁸⁾)	Kurt Meyer, Fischeln, Limbourgstraße 7; Kurt Ludwig (vor Anfang bis Mitte Mai 1935)	Ortsgruppenamtsleiter: Pütz ¹⁷⁹⁾	ab Anfang Juni 1933: Lokal Dennisen, Marienstraße 17a, Fischeln ¹⁸⁰⁾	Rathaus Fischeln	Zelle Fischeln (Zellenwart: Schütz ¹⁸¹⁾); Zelle Stahldorf ¹⁸²⁾ , Zellenwart Dahl ¹⁸³⁾ ; Block Benrad ¹⁸⁴⁾ , Zelle Forstwald, komm. Zellenleiter Neuschütz ¹⁸⁵⁾
Krefeld-Süd (ab 16. Mai 1935: Süd-Fischeln ¹⁸⁶⁾)	Richard Ammelung, Reinartzstraße 33; Hugo Giltjes ¹⁸⁷⁾ (seit April 1934)	stellv. OGL: Gilbert Waldschmidt; Schatzmeister: Richard Schulenburg (1934)	Kölnener Straße 33 ¹⁸⁸⁾	Gladbacher Straße 277, Schule 19	Zellen 62 und 63 ¹⁸⁹⁾ , 89 und 90 ¹⁹⁰⁾ , 33 ¹⁹¹⁾
Krefeld-Nord ¹⁹²⁾ (Ende Mai 1935 mit der Ortsgruppe Verberg-Traar zur Ortsgruppe Nord-Traar zusammengeschlossen ¹⁹³⁾)	Arno Buschmann, Preußenring 81	stellv. OGL Lambeck ¹⁹⁴⁾	bis Juni 1933: Steckendorfer Straße 79, ab Juni 1933: Hülser Straße 99 ¹⁹⁵⁾ ; ab 1. Dezember 1934: Hülser Straße 17 ¹⁹⁶⁾	Hofstraße 39, Drießenhof	Zelle 1: Zellenwart Grell, Zelle 2: Zellenwart Geppert, Zelle 3: Zellenwarte Steffens-Schüren, Zelle 4: Zellenwart Söller, Zelle 5: Zellenwart Janaschek ¹⁹⁷⁾ ; Block 11; Blockwart Wilhelm Tebbe ¹⁹⁸⁾ Hindenburgsiedlung 70 b); Block 54, Blockwart: Mathias Schages ¹⁹⁹⁾ (Inrather Straße 145), Nachfolger: Peter Blum, Hülser Straße 125 ²⁰⁰⁾
Krefeld-Ost (Juni 1935 mit den Ortsgruppen Stadtmitte und Krakau zur neuen Ortsgruppe Ost zusammengeschlossen)	Peter Jendges, Ostwall 72	Kulturwart: Scheh ²⁰¹⁾	ab 8. Mai 1933: Dampfmühlenweg 3 (Ecke Vinzenzstraße) ²⁰²⁾ Parteihaus ab Oktober 1933: Ostwall 65 ²⁰³⁾ ; Geschäftsstelle bis Juni 1935: Ostwall 28, ab 1. Juli 1935: Adolf-Hitler-Straße 50 ²⁰⁴⁾	Ostwall 72, später 65; September 1934: Schwertstraße 103 ²⁰⁵⁾	mindestens 9 Zellen (August 1933) ²⁰⁶⁾ , 12 Zellen (März 1934) ²⁰⁷⁾ , Zelle 9: Zellenwart Pleitgen ²⁰⁸⁾
Krefeld-Krakau (ab 15. November 1934 ²⁰⁹⁾ , Juni 1935 mit den Ortsgruppen Ost und Stadtmitte zur Ortsgruppe Ost zusammengeschlossen)	Paul Weilandt		Luisenstraße 145 ²¹⁰⁾		Zellenleiter (Moerser Straße) Steeg ²¹¹⁾
Bockum-Oppum-Linn (ab 1. November 1934: Bockum-Oppum)	Ernst Gosses, Kaiserstraße 163	stellv. OGL: Welter ²¹²⁾	(Anfang 1934): Rathaus Bockum ²¹³⁾	Rathaus Bockum; Verkehrslokal: Schnellen,	mit Zellen Bockum-Ost, Linn und Oppum (August 1933) ²¹⁴⁾ , Linn 1 und Linn 2 (März 1934) ²¹⁵⁾ , Zelle 1 [Oppum 17] ²¹⁷⁾

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	Weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstelle ¹⁶⁰⁾	Zellen/Blocks
Linn-Rheinhafen (ab 1. November 1934 ²¹⁸⁾ , Anfang Juni 1935 in die Ortsgruppe Uerdingen eingegliedert ²¹⁹⁾)	Herbert Vogel				Linn 1 und 2 (?)
Traar-Verberg ²²⁰⁾ (ab Ende Mai 1935 mit der Ortsgruppe Nord zur neuen Ortsgruppe Nord-Traar zusammengeschlossen ²²¹⁾)	Johann (Hans) Coenders, Traar, Haus Waldesheim			ab Januar 1934 im Rathaus Traar ²²²⁾	Zelle Hülserberg, Zellenwart Plum oder Plum (? ²²³⁾ ; Block ?, Blockwart Hans Tibio (bis August 1933) ²²⁴⁾
Ortsgruppe Uerdingen-Rheinhafen (November 1934 - Mai 1935 ²²⁵⁾ Uerdingen) ²²⁶⁾	Heinz Gebauer (September 1932 - Juli 1933) ²²⁷⁾ ; Hubert Fuhlrott (Juli 1933 - 1. Mai 1934) ²²⁸⁾ ; Hermann Krings (1. Mai 1934 - 19. Januar 1939)		Postgebäude, Schulstraße 4; ab Anfang 1934: Villa Rheinhorst, Dammstraße ²²⁹⁾	Rathaus Uerdingen	Zellen der Ortsgruppe Uerdingen (April 1933) ²³⁰⁾ ; Kunze, Fuhlrott-Balzer, Voß-Fischer

(Stadt-)Ortsgruppen (Juni 1935 bis Mai 1939)²³¹⁾

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstelle	Zellen/Blocks/Haushaltungen/Einwohner
1. Bockum-Oppum	Ernst Gosses	OG-Organisationsleiter: Karl Bresser (1937/38) OG-Propagandaleiter: Welter ²³²⁾ ; OG-Hauptstellenleiter: Paul Hoffmann ²³³⁾ Ortsgruppenamtsleiter: Josef Braun ²³⁴⁾	Uerdinger Straße 585 (Rathaus Bockum)	Rathaus Bockum ²³⁵⁾	Anfang 1938 12 Zellen, 129 Blocks, 5903 Haushaltungen, 19700 Einwohner; Oktober 1938 14 Zellen: Zellen 1 bis 12 und 7 a und 10 a ²³⁶⁾
2. Krefeld-Nord-Traar	Johann (Hans) Coenders	stellv. OGL Schmetz OG-Organisationsleiter: Kusian ²³⁷⁾ OG-Kassenleiter: Lambeck ²³⁸⁾ OG-Propagandaleiter: Hunen ²³⁹⁾ Ortsgruppenamtsleiter: Röttgen ²⁴⁰⁾ , Walsch ²⁴¹⁾	Hülser Straße 17, ab November 1935: Blumentalstraße 75 ²⁴²⁾	Blumentalstraße 75 ²⁴³⁾ (Beratungskammer I); Beratungskammer II, Verberg-Traar; Rathaus Traar ²⁴⁴⁾	Anfang 1938 24 Zellen, 162 Blocks, 9 514 Haushaltungen, 29 750 Einwohner; Oktober 1938 25 Zellen; Ortsteil Nord Zellen 1 bis 18 und 16 a, Ortsteil Traar Zellen 19, 20, 23, 24, Ortsteil Verberg Zellen 21 und 22; den Nordbezirk im engeren Sinn bildeten die Zellen 1 bis 4 ²⁴⁵⁾
3. Krefeld-Ost	Peter Jendges	OG-Propagandaleiter: Ernst Rahmlow ²⁴⁶⁾ ; OG-Schulungsleiter: Hans Schwaab ²⁴⁷⁾ OG-Organisationsleiter: Paul Hoentsch	Adolf-Hitler-Straße 50	Adolf-Hitler-Straße 50 ²⁴⁸⁾	Im Februar 1937 bestand die Ortsgruppe Ost aus 29 Zellen. Für die Zellen 6 und 7 sind die Zellenleiter Witt und Wiese (ohne nähere Zuordnung) überliefert ²⁴⁹⁾ . Anfang 1938 17 Zellen, 150 Blocks, 9 102 Haushaltungen, 24 942 Einwohner; 17 Zellen sind auch für Oktober 1938 überliefert ²⁵⁰⁾
4. Krefeld-Süd-Fischeln	Hugo Giltjes (bis Anfang Dezember 1937); Gilbert Waldschmidt, vorübergehend mit der Führung der OG beauftragt; Paul Weilandt (kommissarisch, ab Anfang Dezember 1937)	OG-Organisationsamtsleiter: Wilhelm Mickertz ²⁵¹⁾ OG-Propagandaleiter: Strompen ²⁵²⁾ Morian ²⁵³⁾	Kölner Straße 33	Beratungskammer I: Gladbacher Straße 227, II: Fischeln, Rathaus ²⁵⁴⁾	Februar 1937 Zellen 1 bis 16 (wohl Süd) ²⁵⁵⁾ (Oktober 1937 Zellen 1 bis 19 ²⁵⁶⁾ , Zellen 17, 18, 19, 20 (wohl Fischeln) ²⁵⁷⁾ (Oktober 1937 Zellen 20 bis 23) ²⁵⁸⁾ , Zelle 21 (Oktober 1937 Zelle 24) Forstwald ²⁵⁹⁾ ; Anfang 1938 24 Zellen, 195 Blocks, 13 000 Haushaltungen, 34 500 Einwohner ²⁶⁰⁾

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstelle	Zellen/Blocks/Haushaltungen/Einwohner
5. Krefeld-Uerdingen-Rheinhafen	Hermann Krings (bis 19. Januar 1939) Karl Balzer (ab 19. Januar 1939, zunächst kommissarisch)	OG-Organisationsamts- leiter: Anton Steinhausen; OG-Schulungsleiter: Balzer stellv. OG-Kassenleiter: Ludwig Judt ²⁶¹); OG-Geschäftsführer: Th. Oerter ²⁶²); OG-Propagandaleiter: Schäfer ²⁶³) Frey ²⁶⁴) OG-Amtsleiter: Friedrich Kiör ²⁶⁵) OG-Kulturwart: Rektor Blöser ²⁶⁶)	Oberstraße 13 ²⁶⁷)	Beratungskammer I, Uerdingen: Oberstraße 13, II, Linn-Rheinhafen: Greiffenburgstraße 19 ²⁶⁸)	Anfang 1938 18 Zellen, 119 Blocks, 5787 Haushaltungen, 19986 Einwohner; November 1938 unter anderem folgende Zellen: Zellen 1 bis 4 (Nordbezirk, darunter Zelle 1: Ortsteil Hohenbudberg), 4 (Nordbezirk), 5 (Westbezirk), 6 (Westbezirk), 9 (Stadtmitte), 10 (Stadtmitte), 11 (Stadtmitte), 12 (Stadtmitte), 16 bis 18 (Ortsteil Linn- Rheinhafen) ²⁶⁹).
6. Krefeld-West	Eduard Mommertz	stellv. OGL: Paul Weilandt (bis 1937) OG-Organisationsleiter: Josef Kupp ²⁷⁰) (1937) Ernst Didlaukies (1939) OG-Schulungsleiter: Kupp ²⁷¹) (1936)	Lindenstraße 113 (ab Oktober 1936: Luth.-Kirch-Str. 10a ²⁷²)	Dionysiusstraße 51, ab Juli 1936: Lindenstraße 113 ²⁷³), Oktober 1936: Luth. Kirch-Str. 10a ²⁷⁴)	Anfang 1937 22 Zellen erwähnt, als Zellenleiter der Zelle 8 oder 14 fungierte Zellenleiter Wein, (die Zellen trafen sich in der Gaststätte Hiby, Marktstraße 238), im Mai 1937 war Zellenleiter der Zelle 6 Pg. Menn ²⁷⁵), Oktober 1937 26 Zellen. Die Zellen 7, 8 und 10 hatten ihre Monatsversammlungen in der Gaststätte „Alter Fritz“, Eupener Straße (heute Nauenweg), ein Zellenleiter war Ober- konz ²⁷⁶); Anfang 1938 26 Zellen, 242 Blocks, 11 524 Haushaltungen, 34 000 Einwohner

(Stadt-)Ortsgruppen (Juni 1939 bis 1945)²⁷⁷/Land-Ortsgruppen²⁷⁸)

Hinweis: Die amtlichen Namen der Ortsgruppen waren stets Krefeld in Verbindung mit der Bezeichnung der jeweiligen Ortsgruppe, z.B. Krefeld-Altstadt.
Auf den Zusatz Krefeld wurde im folgenden jedoch verzichtet.

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstellen: Hilfs- und Verpflegungs- stellen (Juni 1943, HuVSt) ²⁷⁹)	Zellen/Blocks/Haushaltungen/ Parteimitglieder
1. Altstadt	Eduard Mommertz (1. Juni bis vor Dezember 1939, ab Mai 1940?) [Franz] Klaes (vor Dezember 1939 bis vor Mai 1940?)	OG-Propagandaleiter: W[ilj] Söller ²⁸⁰)	Luth.-Kirch-Straße 10 a (mit Beratungsstelle), 1944: Kaiser Wilhelm- Museum, Karlsplatz ²⁸¹)	HuVSt: Museum, Westwall; Fichteschule, Westwall	15 Zellen (mit 89 Blocks): Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 6 Blocks; Zelle 6: 6 Blocks; Zelle 7: 4 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 6 Blocks; Zelle 11: 5 Blocks; Zelle 12: 6 Blocks; Zelle 13: 7 Blocks; Zelle 14: 6 Blocks; Zelle 15: 6 Blocks Mitte 1939: 4 432 Haushaltungen, 753 Parteigenossen
2. Deutscher Ring	Franz Kalls (1. Juni 1939 bis 1943, mit Unterbrechung 1940) kommissarisch: Otto Kreyer (etwa 1940, vor Juli 1943 bis 1945) ²⁸²)	OG-Amtsleiter: O. Kreyer (Juli 1943) ²⁸³) „politischer Leiter“: Johann Birker ²⁸⁴)	Alexanderstraße 15 (ab 1941 mit Beratungsstelle), gegen Kriegsende Bunker Deutscher Ring	Kölnener Straße 43 (bis Ende 1940); HuVst: Grazer Platz; Hansa-Haus; Eiserner Georg, Südwall	10 Zellen (mit 58 Blocks): Zelle 1 [südl. Ostwall]: 5 Blocks; Zellenleiter Leonhard von Gehlen ²⁸⁵); Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 6 Blocks; Zelle 6: 6 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 5 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 6 Blocks; Mitte 1939: 2937 Haushaltungen, 453 Parteigenossen

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstellen; Hilfs- und Verpflegungs- stellen (Juni 1943, HuVStj ²⁷⁹)	Zellen/Blocks/Haushaltungen/ Parteimitglieder
3. Lehmheide	Paul Weilandt (1. Juni 1939 bis 1945)	OG-Organisationsleiter: Wilhelm Mickertz	Geschäftsstelle: Kölner Straße 43, 1942; Gladbacher Straße 154 (jeweils mit Beratungsstelle ²⁸⁶)	s. Geschäftsstelle	14 Zellen (mit 90 Blocks), Zelle 1: 8 Blocks; Zelle 2: 7 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 7 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 7: 7 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 8 Blocks; Zelle 10: 5 Blocks; Zelle 11: 5 Blocks; Zelle 12: 7 Blocks; Zelle 13: 4 Blocks; Zelle 14: 7 Blocks Mitte 1939: 4349 Haushaltungen, 479 Parteigenossen
4. Fischeln	Rudolf Sach (1. Juni 1939, wohl bis 1945)	OG-Hauptstellenleiter: Eberhard Meiering ²⁸⁷ Ortsgruppenamtsleiter: Gerhard van Porten sen. ²⁸⁸	Krefeld-Fischeln, Wilhelmstraße 9 (Schule), 1942; Marienstraße 17 a	Rathaus Fischeln, ab. 1. Juli 1942 Marienstraße 17 a ²⁸⁹	11 Zellen (mit 74 Blocks), Zelle 1: 7 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 7 Blocks; Zelle 5: 7 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 7: 7 Blocks; Zelle 8: 6 Blocks; Zelle 9: 8 Blocks; Zelle 10: 7 Blocks; Zelle 11: 6 Blocks Mitte 1939: 2847 Haushaltungen, 292 Parteigenossen
5. Lindental	Schmitz (1. Juni 1939 bis vor November 1940) Jakob Brouwers ²⁹⁰ (15. November 1940 bis vor Juni 1942) Theodor Pfützner ²⁹¹ (vor Juni 1942 ²⁹² bis 1945?)		Oberschlesienstraße 54, 1942: Heimatplan 4	Vulkanstraße 264 ²⁹³	10 Zellen (mit 52 Blocks), Zelle 1: 7 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zellenleiter Fritz Hermann ²⁹⁴ ; Zelle 3: 3 Blocks; Zelle 4: 5 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 5 Blocks; Zelle 7: 5 Blocks; Zelle 8: 5 Blocks; Zelle 9: 5 Blocks; Zelle 10: 6 Blocks Mitte 1939: 2258 Haushaltungen, 418 Parteigenossen
6. Frankenring	Ludwig Wagner (1. Juni 1939 bis vor Febr. 1943) Willy Reuter (kommissarisch seit 1. Februar 1943, bis nach August 1944)		Lindenstraße 148 (mit Beratungsstelle), 1944: Eupener Straße ²⁹⁵	HuVSt: Gaststätte Alter Fritz, Eupener Straße; Gaststätte Falkenstein, Frankenring 31; Schule 21, Marktstraße 155	9 Zellen (mit 55 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 7 Blocks; Zelle 3: 7 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 8 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 7 Blocks Mitte 1939: 3220 Haushaltungen, 411 Parteigenossen
7. Stadtgarten	Ernst Didlauckes (1. Juni 1939 bis ?) kommissarisch: Franz Kalis ²⁹⁶ (vor November 1940)		Blumenstraße 71 (mit Beratungsstelle) ab 1. September 1942 ²⁹⁷ ; Am Stadtgarten 13 (mit Beratungsstelle), 1945: Steinstraße 137 ²⁹⁸	HuVSt: Ortsgruppen- Geschäftsstelle, Stadtgarten 13; Stadtgarten Ecke St.-Anton-Straße	9 Zellen (mit 57 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 7 Blocks; Zelle 4: 7 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 7 Blocks Mitte 1939: 2758 Haushaltungen, 424 Parteigenossen
8. Drießendorf	Günter Sprengmann ²⁹⁹ (1. Juni - Oktober 1939 [1945]) Peter Blum ³⁰⁰ (1939/40? bis 1945, wahrscheinlich kommissarisch)	OG-Amtsleiter: Wilhelm Hoßfeld ³⁰¹ Juni 1939 - vor November 1940)	Hofstraße 10 (mit Beratungsstelle); HuVSt: Hofstraße 2, Dienststelle der Ortsgruppe; Restaurant Louwen, Hülsler Straße 8; Milchhof	Hofstraße 10	9 Zellen (mit 59 Blocks), Zelle 1: 7 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 6 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 7: 7 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 7 Blocks Mitte 1939: 3095 Haushaltungen, 376 Parteigenossen

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstellen; Hilfs- und Verpflegungs- stellen (Juni 1943, HuVSt) ²⁷⁹⁾	Zellen/Blocks/Haushaltungen/ Parteimitglieder
9. Kempenerfeld	Schneiders (1. Juni bis etwa September 1939) Ortsgruppenpersonal- amtsleiter Franz Piel (Oktober 1939 mit der Verwaltung beauftragt) ³⁰²⁾ Dr. Werner Meurers (kommissarisch ab 3. November 1939, bis spätestens Februar 1942) ³⁰³⁾ Ernst vom Scheidt (um 1944) ³⁰⁴⁾	OG-Organisationsleiter: Neerpasch (1939) ³⁰⁵⁾ OG-Personalamtsleiter: Piel	Hindenburgsiedlung 71 (bis vor 1942 mit Beratungsstelle)	Hindenburgsiedlung 1 h (1942) HuVSt: Hindenburgsiedlung; St. Töniser Straße Ecke Gutenbergstraße; Weyerhofstraße Ecke Prinz-Friedrich-Karl- Straße	11 Zellen (mit 55 Blocks), Zelle 1: 5 Blocks; Zelle 2: 5 Blocks; Zelle 3: 5 Blocks; Zelle 4: 4 Blocks; Zelle 5: 4 Blocks; Zelle 6: 2 Blocks; Zelle 7: 7 Blocks; Zelle 8: 6 Blocks; Zelle 9: 8 Blocks; Zelle 10: 5 Blocks; Zelle 11: 4 Blocks Mitte 1939: 2275 Haushaltungen, 378 Parteigenossen
10. Steckendorf	Raffleur ³⁰⁶⁾ (1. Juni 1939 bis ? [August 1939?]) Johann (Hans) Coenders ³⁰⁷⁾ (August ? 1939 bis 23. Januar 1940) Wilhelm Hoßfeld (vor November 1940 bis 20. November 1942) ³⁰⁸⁾ Müller, (nach ? 1942 bis 1945) ³⁰⁹⁾		Blumentalstraße 75 (bis 1943 mit Beratungsstelle)	Herbst 1943: Karin- Göring-Schule ³¹⁰⁾ HuVSt: Restaurant Louwen, Hüser Straße 8; Irather Straße; Karin-Göring-Schule	15 Zellen (mit 95 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 7 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 7 Blocks; Zelle 5: 6 Blocks; Zelle 6: 6 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 7 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 6 Blocks; Zelle 11: 8 Blocks; Zelle 12: 6 Blocks; Zelle 13: 8 Blocks; Zelle 14: 5 Blocks; Zelle 15: 5 Blocks Mitte 1939: 4553 Haushaltungen, 450 Parteigenossen
11. Traar-Verberg	Johann (Hans) Coenders (1939 bis 1940, März 1943 ³¹¹⁾) wieder als OGL erwähnt, bis 1945?) OG-Amtsleiter W. Schmetz (1940 mit der Leitung der Ortsgruppe beauftragt) stellv. OGL Müller ³¹²⁾ (1941)	OG-Amtsleiter W. Schmetz (um 1940)	Traar, Rathaus, vor Anfang 1941; An Bruckhausen 33	Heyenfeldweg 12 ³¹³⁾ ; HuVSt: Gaststätte Marcelli, Moerser Straße; Restaurant Auler, Moerser Straße; Restaurant Kleinlosen, Zwingenbergstraße; Restaurant Fehmers, Hüserberg; Restaurant Jansen, Traar	7 Zellen (mit 41 Blocks), Zelle 1: 8 Blocks; Zelle 2: 4 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 5 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 7 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks Mitte 1939: 1150 Haushaltungen, 346 Parteigenossen
12. Bockum	Ernst Gosses (1939 bis vor 1943) kommissarisch: Dr. Karl Everhardt (vorübergehend nach Juni 1943) ³¹⁴⁾ Karl Bresser (nach 1943 bis 1945?)	OG-Organisationsleiter: Karl Bresser ³¹⁵⁾	Bockum, Uerdinger Straße 585, Rathaus (mit Beratungsstelle)	Bockum Rathaus	20 Zellen (mit 113 Blocks), Zelle 1: 5 Blocks; Zelle 2: 5 Blocks; Zelle 3: 5 Blocks; Zelle 4: 7 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 5 Blocks; Zelle 7: 5 Blocks; Zelle 8: 4 Blocks; Zelle 9: 7 Blocks; Zelle 10: 5 Blocks; Zelle 11: 8 Blocks; Zelle 12: 5 Blocks; Zelle 13: 5 Blocks; Zelle 14: 4 Blocks; Zelle 15: 7 Blocks; Zelle 16: 8 Blocks; Zelle 17: 8 Blocks; Zelle 18: 6 Blocks; Zelle 19: 6 Blocks; Zelle 20: 3 Blocks Mitte 1939: 4400 Haushaltungen, 820 Parteigenossen

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstellen; Hilfs- und Verpflegungs- stellen (Juni 1943, HuVSt) ²⁷⁹⁾	Zellen/Blocks/Haushaltungen/ Parteimitglieder
13. Cracau	Peter Jendges (bis Januar 1941) Josef Braun (Januar bis Mai 1941) Schmitz ³¹⁶⁾ (ab Ende Mai 1941, komm.) Ernst Rahmlow (ab 2. Jahreshälfte 1941, wohl komm.)		Geschäftsstelle: Adolf- Hitler-Straße 50 (mit Beratungsstelle), ab Juli 1942 „bis auf weiteres“ Felbelstraße 3 ³¹⁷⁾ (mit Beratungsstelle), 1944: Schäfer-Voß-Schule ³¹⁸⁾	s. Geschäftsstelle; HuVSt: Schäfer-Voß- Schule; Stadttheater- Restaurant	15 Zellen (mit 90 Blocks), Zelle 1: 5 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 6 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 6 Blocks; Zelle 9: 8 Blocks; Zelle 10: 7 Blocks; Zelle 11: 5 Blocks; Zelle 12: 6 Blocks; Zelle 13: 6 Blocks; Zelle 14: 6 Blocks; Zelle 15: 6 Blocks Mitte 1939: 4511 Haushaltungen, 1056 Parteigenossen
14. Diessem	Walter Roskoth (1. Juni 1939 bis 2. März 1945 ³¹⁹⁾)	stv. OGL Willy Strater (bis 1945) OG-Amtsleiter: Heinz Bruns ³²⁰⁾	Schwertstraße 103 (mit Beratungsstelle)	s. Geschäftsstelle HuVSt: Gaststätte Liek, Schlachthof, Oberdießemer Straße; Schule 29, Oberdießemer Straße, Ecke Virchowstraße; Virchowsiedlung; Baracken am Füttingsweg	8 Zellen (mit 54 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 7 Blocks; Zelle 3: 8 Blocks; Zelle 4: 8 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 6 Blocks; Zelle 7: 7 blocks; Zelle 8: 7 Blocks Mitte 1939: 2770 Haushaltungen, 317 Parteigenossen
15. Oppum	Rudolf Luth (anfänglich komm., 1. Juni 1939 bis vor November 1940; vor März 1943 ³²¹⁾ (vermutlich ab 1. August 1942) bis 1945) Karl Schmiegelt (komm., vor November 1940 bis Juli 1942?)	Leiter der Beratungsstelle: Franz Wefers (bis Oktober 1941) Fritz Blättler (ab Oktober 1941) ³²²⁾	Schmiedestraße 98 (mit Beratungsstelle)	s. Geschäftsstelle	10 Zellen (mit 59 Blocks), Zelle 1: 8 Blocks; Zelle 2: 5 Blocks; Zelle 3: 5 Blocks; Zelle 4: 8 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 5 Blocks; Zelle 7: 5 Blocks; Zelle 8: 5 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 7 Blocks Mitte 1939: 2281 Haushaltungen, 510 Parteigenossen
16. Schinkenplatz	[Wilhelm] Lauber (1. Juni - Ende 1939) Heinrich Flocken ³²³⁾ (vor Anfang 1940 bis 1945)		Alte Linner Straße 108 (mit Beratungsstelle), ab 25. Juni 1943: Mariannenstraße 29-31 (Schule) ³²⁴⁾	s. Geschäftsstelle; HuVSt: Gaststätte Heinzen, Vereinsstraße 117	10 Zellen (mit 50 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 6 Blocks; Zelle 3: 5 Blocks; Zelle 4: 6 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 5 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 5 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 6 Blocks Mitte 1939: 3014 Haushaltungen, 280 Parteigenossen
17. Uerdingen ³²⁵⁾	Karl Balzer (bis Juni 1940) kommissarisch: Anton Steinhausen (seit Juni 1940, wohl bis 1945)		Oberstraße 13 (mit Beratungsstelle)	s. Geschäftsstelle	17 Zellen (mit 113 Blocks), Zelle 1: 8 Blocks; Zellenleiter Franz Krüß ³²⁶⁾ ; Zelle 2: 7 Blocks; Zelle 3: 6 Blocks; Zelle 4: 8 Blocks; Zelle 5: 6 Blocks; Zelle 6: 8 Blocks; Zellenleiter Richard Tischmeyer ³²⁷⁾ ; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 6 Blocks; Zelle 9: 6 Blocks; Zelle 10: 8 Blocks; Zelle 11: 7 Blocks; Zelle 12: 4 Blocks; Zelle 13: 7 Blocks; Zelle 14: 6 Blocks; Zelle 15: 6 Blocks; Zelle 16: 6 Blocks; Zelle 17: 8 Blocks Mitte 1939: 4848 Haushaltungen, 902 Parteigenossen

Ortsgruppe	Ortsgruppenleiter	weitere Funktionsträger	Geschäftsstelle	Beratungsstellen; Hilfs- und Verpflegungsstellen (Juni 1943, HUVS) ²⁷⁶⁾	Zellen/Blocks/Haushaltungen/ Parteimitglieder
18. Linn	Herbert Vogel (1. Juni 1939 bis Oktober 1939/1942) [Karl-Ernst] Scherf ³²⁹⁾ (wohl seit Oktober 1939 bis zumindest 1941, komm.) Friedrich Klör ³²⁹⁾ (circa 1942 bis 1945)	OG-Amtsleiter: Friedrich Klör	Linn, Rheinbabenstraße 30, ab Anfang 1942: Burg, Greifenburgstraße 19 b (mit Beratungsstelle etwa 1941 bis Mitte 1942)	Alte Schule ³³⁰⁾ (vor 1941 und ab 1942)	8 Zellen (mit 43 Blocks), Zelle 1: 6 Blocks; Zelle 2: 5 Blocks; Zelle 3: 8 Blocks; Zelle 4: 5 Blocks; Zelle 5: 5 Blocks; Zelle 6: 5 Blocks; Zelle 7: 6 Blocks; Zelle 8: 3 Blocks Mitte 1939: 1448 Haushaltungen, 243 Parteigenossen
Hüls (gegründet 1. Januar 1931, bis 1932 auch zuständig für St. Hubert, Tönisberg und Hülsberg; ab 1. April 1936 auch für den von St. Hubert nach Hüls eingegliederten Gemeindeteil Obbroich ³³¹⁾)	Emil Hafels (Januar - Oktober 1931) (nicht aus Hüls) Johannes Kaspers ³³²⁾ (November 1931 bis Ende 1935) Johannes Kluthen ³³²⁾ (Ende 1935 bis Anfang 1937) Robert Frantzen ³³⁴⁾ (31. Januar 1937 bis Anfang 1942) Alex Leenen ³³⁵⁾ (Febr. 1942 bis Juli 1943, kommissarisch) Theodor Schreurs ³³⁶⁾ (Juli 1943 bis 1945, kommissarisch)	s. Geschäftsstelle 2 (mit Beratungsstelle)	Hüls, Adolf-Hitler-Platz 2 (mit Beratungsstelle)	s. Geschäftsstelle	Anfang 1938: 8961 Einwohner, 2376 Haushaltungen, 48 Blocks, 11 Zellen (Anfang Oktober 1938: 15 Zellen ³³⁷⁾)

Die Ortsgruppenleiter der NSDAP in Krefeld

In der folgenden Übersicht werden die wesentlichen Parteifunktionen der im Gebiet der Stadt Krefeld (beziehungsweise Krefeld-Uerdingen) zwischen 1925 und 1945 tätigen Kreis- und Ortsgruppenleiter (OGL), soweit bekannt, zusammengestellt³³⁸⁾.

Abts, Paul, 1931 bis 1932 OGL Krefeld, etwa 1934 Kreisamtsleiter des Amts für Kriegsoffer, Kreiswalter der NSKOV

Ammelung, Richard, 1930 bis 1931 komm. OGL Kaldenkirchen und Lobberich, 1932/33 bis 1934 OGL Krefeld-Süd, 1935 - nach 1938 OGL Neuss-Hessentor bzw. Hamtor

Baier, Georg, Oktober 1925 (erster) OGL in Krefeld

Balzer, Karl³³⁹⁾, um 1938 Ortsgruppenführungsleiter, 1939 bis 1940 OGL Uerdingen (-Rheinhafen)

Blum, Peter³⁴⁰⁾, 1933 Blockleiter in OG Nord, 1939/40? bis 1945 kommissarischer OGL Drießendorf

Braun, Josef³⁴¹⁾, 1941 OGL Krefeld-Cracau

Bresser, Karl³⁴²⁾, um 1940 OG-Organisationsleiter OG Bockum, nach 1943 bis 1945? kommissarischer OGL Bockum

Brouwers, Jakob³⁴³⁾, 1940 bis 1942 OGL Lindental

Burat, Willy³⁴⁴⁾, 1927 bis 1928 komm. OGL Krefeld, 1928 Bezirksleiter der NSDAP am Niederrhein, später Gaugeschäftsführer in Hamburg

Buschmann, Arno³⁴⁵⁾, 1932/33 bis 1935 OGL Krefeld-Nord, 1935-1945? Vorsitzender des NSDAP-Kreisgerichts, Mai 1940 bis Oktober 1941 Kreisbeauftragter beziehungsweise stellv. Kreisleiter in Krefeld

Coenders, Johannes³⁴⁶⁾, 1932/33 bis 1935 OGL Traar-Verberg, 1935 bis 1939 OGL Nord-Traar, 1939 bis 1940, um 1942 bis 1945 OGL Traar-Verberg, 1939 bis 1940 zugleich OGL Steckendorf

Didlaukies, Ernst³⁴⁷⁾, 1939 OG-Organisationsleiter Krefeld-West, 1939 bis ? OGL Krefeld-Stadtgarten

Diehl, Dr. Emil Heinrich³⁴⁸⁾, September 1930 bis April 1931 OGL Krefeld, dann Gaupropagandaleiter der Gauleitung Düsseldorf; März 1931 Sturmbannarzt des SA-Sturmbanns II/39 (Krefeld), seit 1932 Standartenarzt der SA-Standarte 40 (Krefeld), SA-Sanitäts-Standartenführer; Gau- und Reichsredner, 1932 bis 1933 MdL (Preußen)

- Everhardt, Dr. Karl, 1933 bis 1945 Leiter des Kreisrechtsamts, Kreiswarter des NS-Juristenbundes (seit 1936: NS-Rechtswahrbund) in Krefeld, um 1943 kommissarischer OGL Krefeld-Bockum
- Flocken, Heinrich³⁴⁹, 1940 bis 1945 OGL Krefeld-Schinkenplatz
- Fuhlrott, Hubert, 1933 bis 1934 OGL Uerdingen-Rheinhafen
- Gebauer, Heinz, 1932 bis 1933 OGL Uerdingen-Rheinhafen, 1933 bis 1936 Oberbürgermeister in Viersen, 1936 bis 1940 in Rheydt, 1940 bis 1945 in Wuppertal
- Giltjes, Hugo³⁵⁰, 1934 bis 1935 OGL Krefeld-Süd, 1935 bis 1937 OGL Süd-Fischeln
- Gosses, Ernst³⁵¹, 1932/33 bis 1935 OGL Bockum-Oppum-Linn (1934: Bockum-Oppum), 1935 bis 1939 OGL Bockum-Oppum, 1939 bis vor 1943, nach 1943 bis 1945? OGL Krefeld-Bockum
- Hoßfeld, Wilhelm³⁵², 1939 bis ? OG-Amtsleiter Drießendorf, 1940 bis 1942 OGL Steckendorf
- Jendges, Peter³⁵³, 1932/33 bis 1939 OGL Krefeld-Ost, 1939 bis 1941 OGL Krefeld-Cracau, circa 1935 bis nach 1938 Kreispressamtsleiter
- Kalis, Franz³⁵⁴, 1939 bis 1943 - mit Unterbrechung 1940 - OGL Deutscher Ring, 1940 auch kommissarischer OGL Krefeld-Stadtgarten
- Keyßner, Werner³⁵⁵, 1929 Bezirksleiter Niederrhein, 1930 Stützpunktleiter Uerdingen, 1930 bis 1932 Gaukommissar in Düsseldorf, 1932 bis 1934 Kreisleiter in Düsseldorf, 1934 bis 1936 Gauinspekteur der Gauleitung Düsseldorf, 1936 bis 1938 Kreisleiter in M.Gladbach-Rheydt, auch komm. 1942/43, 1938 bis 1945 Oberbürgermeister von M.Gladbach, April 1945 Oberbürgermeister von Düsseldorf, 1932 bis 1933 MdL (Preußen), 1933 bis 1938 MdR
- Klaes, Franz³⁵⁶, 1939/40 kommissarischer OGL Krefeld-Altstadt
- Klinkhammer, Dr. Otto³⁵⁷, 1930 bis 1931 OGL Uerdingen
- Klör, Friedrich (Fritz)³⁵⁸, circa 1942 bis 1945 OGL Linn
- Krappen, Heinz³⁵⁹, 1925 bis 1927 und 1928 bis 1930 OGL Krefeld, 1932 bis 1933 stv. Kreisleiter Krefeld-Uerdingen, 1934 Kreisamtsleiter des Amtes für Kommunalpolitik, 1934 bis 1935? Vorsitzender des NSDAP-Kreisgerichts
- Kreyer, Otto³⁶⁰, um 1940, circa 1943 bis 1945 kommissarischer OGL Deutscher Ring
- Krings, Hermann³⁶¹, 1934 bis 1939 OGL Uerdingen(-Rheinhafen)
- Lambeck, 1935 OGL Krefeld-Nord
- Lauber, Wilhelm³⁶², 1939 OGL Krefeld-Schinkenplatz
- Ludwig, Kurt³⁶³, 1935 OGL Fischeln-Stahldorf
- Luth, Rudolf³⁶⁴, 1939 bis 1945 OGL Krefeld-Oppum, mit Unterbrechung von 1940 bis 1942
- Meurers, Dr. Werner³⁶⁵, 1939 bis 1942 kommissarischer OGL Kempenerfeld
- Meyer, Kurt, 1932/33 bis 1934 OGL Fischeln-Stahldorf
- Mommertz, Eduard³⁶⁶, 1932/33 bis 1939 OGL Krefeld-West, 1939, 1940 bis 1945? OGL Krefeld-Altstadt
- Müller³⁶⁷, um 1941 stellv. OGL Traar-Verberg
- Müller³⁶⁸, 1942 bis 1945 OGL Steckendorf
- Pfützner, Theodor³⁶⁹, 1942 bis 1945 OGL Lindental
- Piel, Franz³⁷⁰, 1939 OG-Personalamtsleiter Kempenerfeld, Oktober 1939 komm. mit der Verwaltung der OG beauftragt
- Raffleur, 1939 OGL Steckendorf (fraglich)
- Rahmlow, Ernst³⁷¹, 1935 bis nach 1938 OG-Propagandaleiter OG Krefeld Ost, 1942 bis ? OGL Krakau
- Reuter, Willy³⁷², 1943 bis 1945 kommissarischer OGL Frankenring
- Roskoth, Walter³⁷³, 1936 OGL z.b.V., Leiter der NS-Beratungsstelle im Kreisorganisationsamt, 1939 bis 1945 OGL Diessem
- Rother, Max³⁷⁴, um 1932 Schatzmeister der OG Krefeld, 1932/33 bis 1934/5 OGL Krefeld-Mitte/Stadtmitte
- Sach, Rudolf³⁷⁵, 1939 bis 1945 OGL Fischeln
- Scheidt, Ernst vom³⁷⁶, um 1944 OGL Kempenerfeld
- Scherf, Karl-Ernst³⁷⁷, 1939/42 bis 1945? kommissarischer OGL Krefeld-Linn
- Schmetz, Willi³⁷⁸, um 1938 stv. OGL Nord-Traar, 1940 mit der Leitung der OG Traar-Verberg beauftragt
- Schmiegelt, Karl³⁷⁹, kommissarischer OGL Krefeld-Oppum 1940 bis 1942
- Schmitz³⁸⁰, 1939 bis 1940 OGL Lindental
- Schmitz³⁸¹, 1941 bis ? kommissarischer OGL Krefeld-Cracau
- Schneiders³⁸², 1939 OGL Kempenerfeld
- Schultheis, Konrad³⁸³, um 1935 Ortsgruppenpersonalamtsleiter Krefeld-Stadtmitte, 1935 stv. OGL Krefeld-Stadtmitte
- Sprengmann, Günter³⁸⁴, 1939 [bis 1945] OGL Drießendorf
- Steinhausen, Anton³⁸⁵, 1931 bis 1940 OG-Organisationsleiter Uerdingen-Rheinhafen, 1940 bis 1945 OGL Uerdingen
- Terheggen³⁸⁶, 1944 Kreisbeauftragter in Krefeld
- Vogel, Herbert³⁸⁷, 1934 bis 1935 OGL Linn-Rheinhafen, 1935 bis 1939 OGL z. V., in der Kreisleitung tätig, 1939/1942 OGL Krefeld-Linn
- Vogel, Norbert, 1931 bis 1932 OGL Uerdingen
- Wagner, Ludwig³⁸⁸, 1933 Zellenleiter in der OG Krefeld-West, 1939 bis 1943? OGL Frankenring
- Waldschmidt, Gilbert³⁸⁹, 1933 stv. OGL Krefeld-Süd, um 1936 OG-Propagandaleiter Süd-Fischeln, 1937 kommissarischer OGL Süd-Fischeln, um 1938 Kreispropagandaleiter Krefeld
- Weilandt, Paul³⁹⁰, 1934 bis 1935 OGL Krefeld-Krakau, 1935 bis 1937 stellv. OGL Krefeld-West, 1937 bis 1939 OGL Süd-Fischeln, 1939 bis 1945 OGL Krefeld-Lehmheide

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. etwa die Nachweise zur Organisationsgeschichte der NSDAP bei Michael Ruck, *Bibliographie zum Nationalsozialismus*, Köln 1995, S. 101 ff. (Abschnitt A.1.7) und S. 226 ff. (Abschnitt A.3.2). Zu organisatorischen Fragen gibt neuerdings die Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hrsg. von Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiss, 2. Aufl., München 1998 (im folgenden NS-Enzyklopädie), unter den entsprechenden Stichworten (etwa Kreis, Ortsgruppe, Zelle, Block) - wenigstens nicht immer zufriedenstellende - Auskunft. Besonders zu erwähnen ist neuerdings die Arbeit von Claudia Roth, *Partei und Kreisleiter der NSDAP unter besonderer Berücksichtigung Bayerns* (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 107), München 1997, die erstmals eine regionale Organisationsstufe der NSDAP einer eingehenden Untersuchung unterzieht.

²⁾ Reiner Pommerin, *Die räumliche Organisation von Staat und Partei in der NS-Zeit* (PublGefürRheinGKde XII, Abteilung 1 b Neue Folge - Geschichtlicher Atlas der Rheinlande Beiheft V/3), Köln 1992.

³⁾ Dies gilt für einen der wenigen aktuellen Versuche, die Organisation der NSDAP bis auf die Kreisebene zu erfassen, wo die Situation im Bereich Krefeld - Viersen - Gladbach nicht ganz richtig, zumindest mißverständlich, wiedergegeben wird: Ämter, Abkürzungen, Aktionen des NS-Staates, Handbuch für die Benutzung von Quellen der nationalsozialistischen Zeit (Texte und Materialien zur Zeitgeschichte, 5), München 1997, S. 99 beschreibt die territoriale Gliederung des Gaus Düsseldorf nach März 1938 unzutreffend. Die (ebd., S. 109) reproduzierte Karte des Gaus Düsseldorf aus dem „Reichsband“ 1941/42 enthält einen NSDAP-Kreis mit der Bezeichnung Krefeld - Kempen in Grenzen, die es in dieser Form nie gegeben hat.

⁴⁾ Joachim Lilla, *Die Organisation der NSDAP im Kreisgebiet Kempen-Krefeld und in der Stadt Viersen 1932/3-1945 - Versuch einer Bestandsaufnahme* - in: *Heimatbuch des Kreises Viersen* 50 (1999), S. 193-226.

⁵⁾ Nach der Unterscheidung gemäß §§ 2 und 3 der Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat vom 29. März 1935, RGBl. 1935 I, 502, im Gegensatz zu den angeschlossenen Verbänden hatten die Gliederungen der NSDAP „keine eigene Rechtspersönlichkeit und kein eigenes Vermögen“. Die NSDAP bildete „mit ihren Gliederungen als Körperschaft des öffentlichen Rechts vermögensrechtlich eine Einheit für den Bereich der Gesamtorganisation“ (ebd., § 4 Abs. 1 und 2).

⁶⁾ Volker Franke, *Der Aufstieg der NSDAP in Düsseldorf. Die nationalsozialistische Basis in einer katholischen Großstadt*, Essen 1987, S. 140.

⁷⁾ Roth, S. 22 f. (Zitat S. 23); Albrecht Tyrell, *Führerbedanke und Gauleiterwechsel. Die Teilung des Gaues Rheinland der NSDAP 1931*, in: *RhVjbl* 39 (1975), S. 237 - 271, hier S. 243, Fußnote 30. Zuvor gab es im Grundsatz nur die drei Stufen Ortsgruppe - Gau - Reichsleitung, allerdings bestanden von 1926 bis 1928 im Gau Ruhr und von 1929 bis 1930 im gauunabhängigen Bezirk Bergisch Land/Niederhein sogenannte Bezirksleitungen.

⁸⁾ Roth, S. 24 f.

⁹⁾ *Rheinische Landeszeitung Krefeld* (nachfolgend: RLZ) Nr. 70, 12. März 1938. Die weiter unten ebenfalls genannte Zeitung „Volkspartei“ war bis zum 10. Februar 1935 die Vorgängerin der Rheinischen Landeszeitung Krefeld. Der Name „Volkspartei“ blieb bei der RLZ als Untertitel erhalten.

¹⁰⁾ Organisationsbuch der NSDAP, hrsg. vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP, 6. Aufl., München 1940, 130 ff. Hierauf stützt sich auch die folgende Darstellung. Vgl. auch Roth, S. 69 - 80, 110 - 132.

¹¹⁾ Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., 130 ff. Dieses Erfordernis wurde aber im Gebiet Kempen - Krefeld/Viersen seit Frühjahr 1938 nicht mehr beachtet.

¹²⁾ Im Gau Düsseldorf gab es nach 1938 zwei NSDAP-Kreise, die ihren Namen nach einer Landkreis führten: Bergisch Land mit Sitz in Lennepe (Stadtkreis Ramscheid und Rhein-Wupper-Kreis) und Niederberg mit Sitz in Mettmann (Stadtkreis Solingen und Landkreis Düsseldorf-Mettmann).

¹³⁾ Zur Funktion des Kreisleiters, insbesondere seiner Stellung gegenüber den Gauleitern vgl. Kurt Düwell, *Gauleiter und Kreisleiter als regionale Gewalten des NS-Staates*, in: *Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich*, hrsg. von Horst Möller, Andreas Wirtsching und Walter Ziegler (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München 1996, S. 161-174.

¹⁴⁾ Diese Regelung bestand erst seit 1935, als durch Führerverfügung 79/35 bestimmt wurde: „Ich habe mir die Erinnerung bzw. Absetzung aller politischen Leiter bis zum Kreisleiter herab vorbehalten.“, in: *Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf*, Folge 15, vom 25. Mai 1935. Zuvor wurden auch die Kreisleiter vom Gauleiter ernannt und abberufen.

¹⁵⁾ Bis 1935 durch den Gauleiter, vgl. vorhergehende Fußnote.

¹⁶⁾ Wann genau diese neuen Dienststränge eingeführt worden sind, ließ sich bislang nicht eindeutig ermitteln. Es muß jedoch zwischen 1938 und Anfang 1940 gewesen sein. Diese Dienststränge waren: Hauptabschnittsleiter (1. Stufe), Bereichsleiter (2. Stufe), Oberbereichsleiter (3. Stufe), Hauptbereichsleiter (4. Stufe), Dienstleiter (5. Stufe).

¹⁷⁾ Durch Verordnung des Stellvertreters des Führers zur Ausführung des § 118 der Deutschen Gemeindeordnung vom 26. März 1935 (RGBl. 1935 I, S. 470) hatten die Gauleiter grundsätzlich den Kreisleiter zum Beauftragten der NSDAP zu ernennen.

¹⁸⁾ Die Besonderheit, daß der Kreisleiter Krefeld-Uerdingen zugleich auch für die beiden Stadtteile Krefeld und Uerdingen Beauftragter der NSDAP war, sei nur am Rande vermerkt und ist eine Folge der Eigenheit der Kommunalverfassung der Stadt Krefeld-Uerdingen zwischen 1929 und 1940. Zu Einzelheiten vgl. Joachim Lilla, *Die Verwaltung des Stadtteils Uerdingen von 1929 bis 1940*, in: *die Heimat* 65 (1994), S. 60 - 88.

¹⁹⁾ Für die Beauftragten der NSDAP zur Durchführung der ihnen nach der DGO obliegenden Aufgaben hat Gauleiter Florian am 25. Juli 1935 eine Anweisung erlassen. Diese wurde durch die in Folge 6/7 des Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf vom 25. Juli 1939, Ordnungsziffer 1, Blatt 5 veröffentlichte Anweisung ersetzt.

²⁰⁾ Anordnung 29/37, Bundesarchiv NS 6/225, Kurzregest in: *Findbücher des Bundesarchivs Bd. 23/2, Partei-Kanzlei der NSDAP, Koblenz 1991*, S. 81 (Nr. 673): Bewältigung vermehrter Führungsaufgaben insbesondere durch Verstärkung hauptamtlich geleiteter Parteiämter sowie durch zunehmende Trennung von Staats- und Parteiämtern. Vgl. auch Roth, S. 194-243.

²¹⁾ Der folgende Abschnitt wurde erstmals veröffentlicht unter dem Titel: *Die NSDAP-Ortsgruppe Krefeld bis 1932*, Teil 1: *Frühgeschichte* kaum erforscht, in: *Rheinische Post Krefeld* Nr. 176, 31. Juli 1996, Teil 2: *Zeit der „größten Schwierigkeiten“* ebd. Nr. 177, 1. August 1996. Hinsichtlich der Aktivitäten der Krefelder NSDAP im Zusammenhang mit den Wahlen zum Reichstag vgl. Peter Beckers u. a., *Die Entwicklung der Krefelder NSDAP bis 1933*, in: *die Heimat* 50 (1979), S. 92-98. Zur Frühgeschichte der NSDAP am linken Niederrhein vgl. Reinhard Schippkus, *Aspekte der Geschichte Gochs 1933 - 1945* (Schriftenreihe der Stadt Goch, 4), Goch 1994, S. 6-15.

²²⁾ Aufzeichnung H[einz] Jörns, 30. Januar 1937, StA KR 55/295. Nach Josef Lenders, *SA-Geist ist Kampfgeist*, *Kleine Geschichte der niederheinischen SA*, in: *Ein Krefeld-Uerdinger Heimatbuch*, Heimatkalender 1940, S. 43 - 45, hier S. 43, erfolgte die Gründung in der Gaststätte „Zum D-Zug“.

²³⁾ Vorgänge in StA KR B 58. (Übersetzung: Das Zeigen der alten deutschen Farben [schwarz-weiß-rot] und der Bilder von Hitler, Ludendorff etc. ist verboten.)

²⁴⁾ Aufzeichnung Heinrich Pahlings Mdr, 30. Januar 1937, StA KR 55/289; nach der Aufzeichnung Jörns fand dies erst Ende 1925 nach einem Vortrag von Dr. Goebbels statt. Die Neugründung der NSDAP durch Hitler geschah am 26. Februar 1925 in München. Daher kann die von SA-Sturmhauptführer Paul Hoeberitz am 1. Mai 1935 (StA KR 55/284) behauptete Neugründung der NSDAP in Krefeld bereits 1924 nicht zutreffend sein.

²⁵⁾ RLZ KR Nr. 313, 14. November 1935. RLZ KR Nr. 314, 15. November 1935 bringt ein Foto mit der Unterschrift „Die Mitbegründer der NSDAP, Ortsgruppe Krefeld“.

²⁶⁾ Für dieses Datum findet sich jedoch in Goebbels Tagebüchern kein Beleg. Vgl. *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente*, hrsg. von Elke Fröhlich, Teil 1: *Aufzeichnungen 1924-1941*, Bd. 1, München/New York/London/Paris 1987, S. 100.

²⁷⁾ Anzeige in *General-Anzeiger* KR Nr. 291, 20. Oktober 1925, Peter Hüttenberger, *Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP* (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 19), Stuttgart 1969, S. 19. Eine Darstellung des Besuchs Dinklagens in Krefeld in RLZ Nr. 239 (Sonderausgabe), 1. September 1935.

²⁸⁾ RLZ KR Nr. 313, 14. November 1935. Zu Rauschen vgl. Ingrid Buchloh, *Die nationalsozialistische Machtergreifung in Duisburg. Eine Fallstudie* (Duisburger Forschungen, 29), Duisburg 1980.

²⁹⁾ RLZ KR Nr. 313, 14. November 1935 mit einem Foto von Krefelder Nazis bei der Ortsgruppe Vluyn 1926.

³⁰⁾ Ebd.

³¹⁾ Gauleiter Ruhr, Kaufmann, an OGL Krappen, Krefeld, 16. Dezember 1927, in: StA KR B 58. Im StA KR befindet sich unter der Signatur B 58 ein Mikrofilm von Originalunterlagen des Völkisch-sozialen Blocks und der NSDAP in Krefeld 1924 bis 1928. Dieser Film wurde neben anderen Filmen beim damaligen Wohnungsbauförderungs- und Siedlungsamt der Stadt Krefeld gefunden und von dessen Leiter, Oberverwaltungsrat Dr. Heinz Bösch, dem Stadtrath übergeben. Wie dieser Mikrofilm, der übrigens von äußerst schlechter Qualität ist, dorthin gelangte, ließ sich nicht mehr eruieren.

³²⁾ Mitteilung von Oberbürgermeister Hüpper in Stadt-VVers. 18. September 1930, TOP 1.

³³⁾ Verzeichnis der Ortsgruppen nebst Mitgliederzahlen des Gaus Ruhr am 31. Oktober 1926, HSTAD RW 23/39, Bl. 79f.; der Gau Ruhr umfaßte seinerzeit 5617 Mitglieder.

³⁴⁾ W. Becker an Reichsschatzmeister der NSDAP, 25. Oktober 1934, BA-BDC.

³⁵⁾ Nachruf Franz Schneller, RLZ KR Nr. 10, 10. Januar 1939, erwähnt vor 1932 die Sektionen Krefeld-West und Stadtmitte.

³⁶⁾ Die folgenden Angaben stützen sich, sofern nicht anders nachgewiesen, auf die Aufzeichnung Walter Algeffingers, 6. Januar 1937, StA KR 55/285. Die NSDAP-Ortsgruppe Krefeld bestand noch am 6. Juli 1932, Anzeige in der Krefelder Zeitung, 6. Juli 1932.

³⁷⁾ Georg Baier, Buchhalter, Krefeld, Ostwall 32/II (Adreßbuch 1926). Baier war als „Ortsgruppenführer“ zu einer Führertagung der NSDAP in Hamm am 25. Oktober 1925 eingeladen. HSTAD 23/53, Bl. 109. Zu dieser Tagung war auch als Mitglied der Gauleitung Karl Theysen aus Krefeld geladen (vermutlich Kaufmannsgehilfe, Bockum, Schönwasserstraße 128).

³⁸⁾ Ortsgruppenleiter Abts ist erwähnt für September 1931 in *Fest-Schrift* zu der unter dem Protektorat des Kreisleiters [...] Becker stattfindenden Fahnenweihe der Beamtenabteilung der NSDAP Krefeld-Uerdingen [Krefeld 1933], S. 4.

³⁹⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 310, 9. November 1934 (mit Foto), Benthien starb am 12. September 1932 und war zuletzt Vorsitzender des Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses der NSDAP in Krefeld.

⁴⁰⁾ Ausweislich eines gedruckten Briefkopfes der Ortsgruppe Krefeld in StA KR 4/2549. Das Schreiben trägt das Datum vom 18. April 1932.

⁴¹⁾ Hinweis Reinhard Schippikus aufgrund eigener Forschungen zur NSDAP-Geschichte am Niederrhein. Das (laut Polizeiangaben in schlechtem Ruf stehende Lokal Janssen soll dann nach mehreren Schlägereien (zwischen „Pgn.“) durch Bezirksrundschriften für Mitglieder der NSDAP verboten worden sein.

⁴²⁾ Lt. Einladungen zu „geschlossenen“ Mitgliederversammlungen 1927, in StAKR B 58.

⁴³⁾ RLZ KR Nr. 94, 5. April 1935, dort auch Gruppenbild der „alte[n] Garde im Kameradschaftskreis“. Wirt des „alten Partei- und Stummkalks ‘Heinzelmannchen‘“ war Georg Heidfeld, gestorben am 26. Januar 1940, Todesanzeige RLZ KR Nr. 28, 29. Januar 1940.

⁴⁴⁾ Privatanschrift von H. Krappen 1927, nach (gedruckten) Briefköpfen in StAKR B 58.

⁴⁵⁾ Ausweislich eines gedruckten Briefkopfes der Ortsgruppe Krefeld in StA KR 4/2549. Das Schreiben trägt das Datum vom 18. April 1932.

⁴⁶⁾ In einem Schreiben der Gauleitung Ruhr vom 28. Juni 1927 an den Bezirksleiter Niederrhein (Kuhlbars) in Goch wird schon eine „Ortsgruppe Uerdingen“ erwähnt (HSTAD RW 23/59-60, Bl. 116). Hierbei könnte es sich um eine kurzlebige Ortsgruppe in Uerdingen gehandelt haben, über die weitere Einzelheiten nicht bekannt sind.

⁴⁷⁾ Der Kampf der NSDAP in Uerdingen, in: RLZ KR Nr. 342, 13. Dezember 1935 (Teil I), Nr. 344, 15. Dezember 1935 (Teil II), Nr. 345, 16. Dezember 1935 (Teil III), Nr. 346, 17. Dezember 1935 (Schluß).

⁴⁸⁾ Einzelnachweise vgl. Lilla, Uerdingen.

⁴⁹⁾ Vgl. Heimatbuch Kreis Viersen 30 (1979), S. 231 (Abb. 4).

⁵⁰⁾ Verfügung des Gauleiters vom 7. März 1938, in: Gaubefehl, Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 3, 25.03.1938 (Ordnungsziffer 1, Bl. 3); vgl. auch RLZ KR Nr. 70, 12. März 1938.

⁵¹⁾ RLZ KR Nr. 70, 12. März 1938; Amtsblatt für den inneren Dienstbetrieb der Stadtverwaltung M.Gladbach vom 17. März 1938, 372 ff. Zusätzlich kam noch die Ortsgruppe Wickrath vom NSDAP-Kreis Neuß-Grevenbroich zum Kreis M.Gladbach-Rheydt.

⁵²⁾ Für Hinweise zu diesem organisationsgeschichtlich nicht unbedeutenden (und bislang kaum bekannten) Vorgang danke ich Herrn Staatsarchivar Dr. Peter Kiefisch, Düsseldorf, der mir desbezügl. Forschungsergebnisse seiner Untersuchungen über die NSDAP-Kreisleiter im Gau Düsseldorf zur Verfügung stellte. Der „Organisationserlaß“ vom 29. August 1944 ist sinngemäß wiedergegeben bei Klaus Marcus, Der große Krieg und die kleine Stadt. Alt Viersener Chronik 1939-1945, Viersen o. J. [1995], 599. Dieser stützt sich auf und zitiert dort ein unveröffentlichtes, in seinem Besitz befindliches Schreiben der Kreisleitung (noch M. Gladbach-Rheydt, jedoch mäschr. Ortsangabe Viersen) an einen Viersener OGL vom 29. September 1944, in dem die Neugliederung der Kreisgrenzen mitgeteilt wird.

⁵³⁾ Die Angaben zu den Kreisleitern entstammen folgenden Quellen: Soweit die Kreisleiter auch Mitglieder des Reichstags waren: der biographischen Dokumentation „MöR (NSDAP)“, die der Verfasser zur Zeit im Benehmen mit der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien vorbereitet, im übrigen den biographischen Recherchen von Dr. Peter Kiefisch, Düsseldorf, im Rahmen der von ihm vorbereiteten Dokumentation der Kreisleiter in den Gauen Essen, Düsseldorf und Köln-Aachen sowie den Hinweisen der Stadtarchive

in Krefeld und Mönchengladbach. Weitere Informationen zu Erich Diestelkamp gab Reinhard Schippikus, Krefeld.

⁵⁴⁾ Heinrich Niem (10. Mai 1906 Bucholtswelmen, Kreis Dinslaken, bis 20. August 1944, für tot erklärt, Amtsgericht Mönchengladbach 1952, StA MG Einwohnermeldekarte), evangelisch, 1938 gottgläubig; Student, September 1930 NSDAP, Juni 1931 Ortsgruppenleiter in Uedem, November 1931 Kreispropagandaleiter im Kreis Kleve, Februar 1932 Gaukommissar für den Kreis Geldern; Sept. 1932 Adjutant des Gauleiters von Essen und Gauinspekteur, 13./23. Januar 1933 bis März/23. Mai 1938 Kreisleiter des Kreises Viersen-Kempen (gleichzeitig stellvertretender Kreisleiter 1933 für den Kreis Gladbach-Rheydt und Aug. 1934 für den Kreis Krefeld-Uerdingen), März (Amtsübernahme 18. Juni) 1938-August 1943 Kreisleiter des Kreises Gladbach-Rheydt; November 1933-22. August 1944 MdR (WK 23; 1936 WK 22); seit 1941/42 Kriegsdienst als Leutnant in einem Füsilier-Regiment.

⁵⁵⁾ „Volkspartei“ KR 31, Juli 1934, Ebd. Nr. 224, 15. August 1934, unterzeichnete Niem einen Aufruf wie folgt: „Die Kreisleitung der NSDAP Niem, Kreisleiter“.

⁵⁶⁾ D. war auch schon 1933 und Anfang 1934 mehrfach für Parteizwecke vom Schuldienst beurlaubt.

⁵⁷⁾ Nicht, wie seinerzeit behauptet, schon 1925. D. erhielt am 30. Januar 1943 das „Goldene Parteiabzeichen“.

⁵⁸⁾ Es ging um die Entfernung von metallenen Einfriedungen und anderem mehr auf Friedhöfen.

⁵⁹⁾ Ob und inwieweit diese Haftstrafe abgebußt worden ist, ist nicht bekannt.

⁶⁰⁾ Paul Alwin Wesch (15. Juni 1899 Kirchheim u. Teck bis 17. November 1980 Düsseldorf); Konfession unbekannt, 1936 Kirchenaustritt; 1916 Drogistanfachprüfung, Weltkriegsteilnehmer, 1929 bis November 1933 Technischer Kaufmann und Betriebsleiter bei Dr. von der Linde und Rave in Düsseldorf, Dez. 1933 bis Juni 1936 Sachbearbeiter bei der Devisenstelle des Landesfinanzamtes Düsseldorf, Juni 1936 bis April 1945 Gauinspekteur Gau Düsseldorf; 1. Dezember 1929 NSDAP; 1932 bis 1936 NSDAP-Ortsgruppenleiter in Düsseldorf-Gernesheim; April bis Juni 1938 mit der Vertretung des vorübergehend in Wien weilenden Krefelder Kreisleiters Diestelkamp beauftragt (RLZ KR Nr. 96, 7. April 1938, Nr. 99, 10. April 1938); 17. Juni 1946 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft in die Internierung überführt (1946 und 1947 Lager Recklinghausen, 1948 Lager Fallingb., am 3. September 1947 vom Spruchgericht Recklinghausen wegen Zugehörigkeit zum Korps der Politischen Leiter zu 1 1/2 Jahren Gefängnis und 2000 RM verurteilt, Freiheitsstrafe ist am 10. März 1948 verbüßt; Entnazifizierungsausschuß Regierungsbezirk Düsseldorf 3. Dezember 1948; Kategorie III, nach erneuter Überprüfung 20. März 1952 Kategorie IV mit Beschränkungen (nicht geeignet für den öffentlichen Dienst oder für Ehrenämter).

⁶¹⁾ Weitere Angaben siehe weiter unten unter den Ortsgruppenleitern.

⁶²⁾ Rudolf Feick (2. April 1900 Elberfeld bis 8. Mai 1945, am 26. April 1948 durch das Amtsgericht Wuppertal für tot erklärt mit Festsetzung des Todesdatums auf den 8. Mai 1945); evangelisch, 1938 deutschgläubig; seit 1919 bei der Reichsfinanzverwaltung, 1923 Obersteuersekretär, 1933 Obersteuerinspektor, 1940 Regierungsrat (1943 a. D.); 1925 NSDAP, dann Ortsgruppenleiter der NSDAP in Lennep, 1. April 1932 bis 20. Mai 1937 Kreisleiter der NSDAP in Wuppertal, Mai 1937 Gauinspekteur der Gauleitung Düsseldorf und Kreisleiter zur besonderen Verwendung (u. a. zeitweilig stellvertretender Kreisleiter in Krefeld, Grevenbroich, M.Gladbach-Rheydt), 1933 MdL (Preußen), Nov. 1933-22. April 1944 (Mandat niedergelegt) MdR (WK 22).

⁶³⁾ Rundschreiben der Kreisleitung, 6. April 1935, Amtsblatt Stadtverwaltung Krefeld 1935, 134; RLZ KR Nr. 93, 4. April 1935, hiernach waren vom Umzug nicht betroffen NSV, NSKOV, Amt für Volksgesundheit, Amt für Erzieher, Amt für Beamte.

⁶⁴⁾ Notiz „Volkspartei“ KR, Nr. 77, 1. April 1933.

⁶⁵⁾ Terheggen unterzeichnete ein Schreiben der NSDAP Kreisleitung vom 15. März 1944 mit dem Zusatz Kreisbeauftragter, StA KR 79/17. Über Terheggen ließen sich ohne nähere Informationen (Vorname, Anschrift, Beruf) weitere Angaben nicht ermitteln.

⁶⁶⁾ Notiz „Volkspartei“ KR, Nr. 77, 1. April 1933.

⁶⁷⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 1, 2. Januar 1934. Geboren am 13. Februar 1906, gestorben am 14. Februar 1935, Todesanzeige RLZ KR Nr. 46, 16. Februar 1935, u. a. von der Schwester, der Ortsgruppe Krefeld-Süd und des ehemaligen Kreisleiters Wilhelm Becker.

⁶⁸⁾ „Volkspartei“ Krefeld, Nr. 255, 15. September 1934. Vermutlich Willi Jansen, seit 1930 in der Krefelder NSDAP und SS aktiv, September 1931 Gründung der SS in St. Tönis und Leitung des SS-Trupps St. Tönis bis 1934, danach Führer der Krefelder SS-Reserve, Hauptscharführer, 30. Januar 1939 Untersturmführer, RLZ KR Nr. 35, 4. Februar 1939 (mit Foto).

⁶⁹⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 329, 28. November 1934. In den Jahren 1936/1937 wird Tack auch als Kreisamtsleiter und Kreisinspekteur erwähnt.

⁷⁰⁾ RLZ KR Nr. 322, 22. November 1937. Im Adreßbuch Krefeld 1942 als Kreisgeschäftsführer genannt, gestorben am 22. Dezember 1943 im Alter von 40 Jahren, Todesanzeige RLZ KR Nr. 354, 23. Dezember 1943, Nachruf RLZ KR Nr. 358, 26. Dezember 1943, hiernach war Tack „zehn Jahre lang [...] Geschäftsführer und Kreispropagandaleiter des Kreises Krefeld-Kempen“.

⁷¹⁾ Notiz „Volkspartei“ KR, Nr. 77, 1. April 1933, Personalpapiere als Ratsherr, StA KR 16/247, Geb. 23. Juli 1899, Vorname auch als Theodor erwähnt, Eintritt in die NSDAP 1. Dezember 1931, 1934 - Juni 1935 Ratsherr des Stadtteils Krefeld. In einem Fragebogen vom Mai 1935 gibt Lang als Dienstadressat Kreisamtsleiter an, in einem Schreiben des Oberbürgermeisters der Stadt Krefeld vom 20. September 1947 wird Lang als „ehem. Oberegerungsrat, Naturwissenschaftler und Ingenieur“ bezeichnet.

⁷²⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 121, 3. Mai 1934.

⁷³⁾ RLZ KR Nr. 309, 10. November 1935.

⁷⁴⁾ RLZ KR Nr. 243, 4. September 1938; noch Dez. 1943 in dieser Funktion (Schreiben der Kreisleitung - Kreisorganisationsamt - vom 6. Dezember 1943, Unterschrift Hoffmann, in StAKR 790/17). Vermutlich auch noch im Winter 1944/45 (Mitt. Horst Jaeger, 10. Dezember 1998).

⁷⁵⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 134, 16. Mai 1934.

⁷⁶⁾ 27. Januar 1887 - 15. Mai 1954, Personalakte Meyer, StA KR P 12635.

⁷⁷⁾ Erstmals erwähnt RLZ KR Nr. 333, 3. Dezember 1938, Abl. KR 1939, S. 414.

⁷⁸⁾ Gestorben am 16. Oktober 1935 im Alter von 42 Jahren, RLZ KR Nr. 186, 18. Oktober 1935. V. St. bekleidete das Amt eines Kreisleiters seit zwei Jahren, also wohl seit 1933, 1933 auch als Bezirksführer des NSKK erwähnt.

⁷⁹⁾ RLZ KR Nr. 94, 5. April 1938 (mit Foto).

⁸⁰⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 133, 12. Juni 1933.

⁸¹⁾ Als Schulungsleiter erwähnt „Volkspartei“ KR, Nr. 92, 4. April 1934.

⁸²⁾ „Volkspartei“ KR, Nr. 339, 8. Dezember 1934. Personalpapiere als Ratsherr, mit Foto (1938), StA KR 16/260. Geboren am 23. November 1904, Lehramtsbewerber, Ende 1936 - 1937 beurlaubt, Eintritt in die NSDAP 1. August 1930 (Mitglieds-Nr. 303688), NS-Lehrerbund 1. Mai 1933, 1934 - 1940 Ratsherr des Stadtteils Krefeld, bezeichnet sich 1935 als Kreisamtsleiter, 1937 als Leiter der Gauschulungsburg Grevenbroich-Weichenberg (Gaulführerschule I) erwähnt. Nach RLZ KR Nr. 269, 1. Oktober 1935, wohnte Schürmann Nernststraße 43.

- ⁶³⁾ RLZ KR Nr. 253, 15. September 1935.
- ⁶⁴⁾ RLZ KR Nr. 243, 4. September 1937.
- ⁶⁵⁾ RLZ KR Nr. 281, 10. Oktober 1941.
- ⁶⁶⁾ RLZ KR Nr. 150, 31. Mai 1941 (Todesanzeige Josef Braun).
- ⁶⁷⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 1, 2. Januar 1934.
- ⁶⁸⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 300, 30. Oktober 1934. Personalpapiere als Ratsherr mit Paßfoto (1938), StA KR 16/255. Geb. 21. August 1881, Eintritt in die NSDAP 1. Mai 1933, die NSBO am 15. Januar 1932, die DAF am 1. Oktober 1933, 1934 bis 1940 Ratsherr des Stadtteils Krefeld, seit 1934 Kreiswart der NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude, Kreisdienststelle Krefeld. Nach RLZ KR Nr. 269, 1. Oktober 1935, war Einbrieter kaufmännischer Angestellter und wohnte Oranienring 3.
- ⁶⁹⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 322, 21. November 1934. Im November 1935 wurde Lang, Kreispropagandaleiter und Leiter des städt. Kulturamtes, als Kulturreferent in die Landesstelle des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda berufen worden, RLZ KR Nr. 310, 11. November 1935.
- ⁷⁰⁾ RLZ KR Nr. 30, 31. Januar 1936.
- ⁷¹⁾ Todesanzeige eines Hans Schwarz aus Krefeld mit der Berufsangabe „Propagandaleiter der NSDAP“ in RLZ KR Nr. 15, 20. Januar 1945.
- ⁷²⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 69, 10. März 1934.
- ⁷³⁾ RLZ KR Nr. 170, 24. Juni 1935; in dieser Eigenschaft noch Ende 1940 erwähnt, StA KR P 5119/1 (Vermerk Dr. Heuyng/Buschmann vom 19. November 1940).
- ⁷⁴⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 92, 4. April 1934. Schulenburg, Kriminalsekretär, seit 1907 städtischer Beamter, gehörte zu den Gründern der NSDAP in Krefeld 1925, RLZ KR Nr. 128, 11. Mai 1935. Personalakte im StA Krefeld nicht vorhanden. Zu Schulenburg vgl. Dieter Hängebruch, Emigriert - Deportiert. Das Schicksal der Juden in Krefeld zwischen 1933 und 1945, in: Krefelder Studien 2, Bonn 1981, S. 137-412, hier: S. 187.
- ⁷⁵⁾ Zur Entwicklung der „Volksparole“ KR vgl. „Volksparole“ KR, Sonderausgabe 3 Jahre Tageszeitung, 4. März 1934. Hiernach wurden im Juni 1930 die ersten Ausgaben der damals wöchentlich erscheinenden Zeitung in Krefeld umbrochen und redigiert und von Düsseldorf aus versandt. Ab 1. Juli 1930 saßen Verlags- und Schriftleitung in Düsseldorf (Kantor 8). Ab November erschien die „Volksparole“ KR zweimal wöchentlich, ab 1. März 1931 - auf Anordnung von Gauleiter Florian - täglich.
- ⁷⁶⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 134, 13. Juni 1933.
- ⁷⁷⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 136, 15. Juni 1933.
- ⁷⁸⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 245, 19. Oktober 1933.
- ⁷⁹⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 23, 22. Januar 1934.
- ¹⁰⁰⁾ RLZ KR Nr. 89, 31. März 1935.
- ¹⁰¹⁾ Notiz „Volksparole“ KR, Nr. 77, 1. April 1933, ab 1. Januar 1934 zur Redaktion der „Volksparole“ nach Düsseldorf, Verwaltung des Amtes des Kreispressewarths bis auf weiteres durch die Kreisleitung, „Volksparole“ KR, Nr. 8, 9. Januar 1934. Ernst trat am 1. Oktober 1931 als erster Volontär in die Schriftleitung der „Volksparole“ KR ein, Sonderausgabe „Volksparole“ KR 4, März 1934.
- ¹⁰²⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 22, 23. Januar 1935; RLZ KR Nr. 312, 12. November 1938.
- ¹⁰³⁾ Nach einer Meldung unter anderem in „Volksparole“ KR, Nr. 327, 26. November 1934, war die Kreisberatungsstelle nur nach „vorheriger Inanspruchnahme der zuständigen Ortsgruppenberatungsstelle“ zugänglich.
- ¹⁰⁴⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 281, 11. Oktober 1934.
- ¹⁰⁵⁾ RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.
- ¹⁰⁶⁾ Erwähnt „Volksparole“ KR, Nr. 281, 11. Oktober 1934.
- ¹⁰⁷⁾ Ernannt ab 1. Januar 1934, „Volksparole“ KR, Nr. 6, 7. Januar 1934.
- ¹⁰⁸⁾ Kriegstagebuch der M.-Abteilung der NSDAP-Kreisleitung Krefeld-Kempen (KTB-M), StA KR 70/498, Bl. 2.
- ¹⁰⁹⁾ KTB-M, Bl. 17.
- ¹¹⁰⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 16, 17. Januar 1935. Musikzugführer des Musikzuges der PO des Kreises Krefeld-Uerdingen war der frühere Musikzugführer der SA-Standartenkapelle 40, Karl Moll, RLZ KR Nr. 141, 24. Mai 1935. RLZ Nr. 217, 10. August 1935, spricht von der „Kreiskapelle der NSDAP Krefeld-Uerdingen“.
- ¹¹¹⁾ Auf Veranlassung der Gaukommissar Bedeker, die neben Monaten trat der Beamteneinstellung jedoch niemand bei, erst im Juni 1931 hatte die Abteilung fünf Mitglieder. Eine erste größere Beamtenversammlung fand am 6. und 10. März 1932 statt, nach der insgesamt zwölf weitere Beamte beitraten, Ende März 1932 zählte die Abteilung 32 Mitglieder, Ende Januar 1933 204, am 1. März 700, am 1. April 1 500 und am 1. Mai 1933 2 000 Mitglieder, „Volksparole“ KR, Nr. 18, 19. Januar 1935.
- ¹¹²⁾ Zollinspektor Josef Jussen, „alter Kämpfer gegen Spartakus“, RLZ Nr. 194, 18. Juli 1935.
- ¹¹³⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 222, 22. September 1933.
- ¹¹⁴⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 222, 22. September 1933 (mit Bild und Lebenslauf); „Volksparole“ KR, Nr. 286, 16. Oktober 1934.
- ¹¹⁵⁾ RLZ KR Nr. 85, 27. März 1935.
- ¹¹⁶⁾ RLZ KR Nr. 85, 27. März 1935.
- ¹¹⁷⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 209, 31. Juli 1934 (Kurzbiographie mit Foto). Personalpapiere als Ratsherr mit Paßfoto (1938), StA KR 16/321. Geboren 11. Juli 1901, Eintritt in die NSDAP 2. April 1930, in die SA Juni 1931 (Dienstgrad 1934: Sturmführer), 1934 bis 1940 Ratsherr der Stadt Krefeld und des Stadtteils Krefeld, 1940 Ratsherr der Stadt Krefeld, 1934 und 1939 für fünf Jahre als stellvertretendes Mitglied des Sparkassenvorstandes berufen, 1941 Verleihung der NSDAP-Dienstauszeichnung in Bronze, 1943 vorübergehend kommissarischer OGL in Krefeld-Bockum.
- ¹¹⁸⁾ RLZ KR Nr. 195, 15. Juli 1941.
- ¹¹⁹⁾ RLZ KR Nr. 237, 30. August 1935.
- ¹²⁰⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 333, 2. Dezember 1934.
- ¹²¹⁾ RLZ KR Nr. 237, 30. August 1935.
- ¹²²⁾ RLZ KR Nr. 164, 17. Juni 1938.
- ¹²³⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 135, 14. Juni 1933.
- ¹²⁴⁾ RLZ KR Nr. 240, 2. September 1935.
- ¹²⁵⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 113, 25. April 1934.
- ¹²⁶⁾ RLZ KR Nr. 111, 22. April 1936.
- ¹²⁷⁾ Juni 1938 eingeführt, RLZ KR Nr. 164, 17. Juni 1938.
- ¹²⁸⁾ Vgl. „Volksparole“ KR, Nr. 42, 11. Februar 1934 (mit Bild von Schürmann).
- ¹²⁹⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 339, 8. Dezember 1934, ebd. Nr. 344, 13. Dezember 1934.
- ¹³⁰⁾ RLZ KR Nr. 86, 27. März 1941, wahrscheinlich: Studienrat Dr. Hans Koch-Hennecke, Wilhelmshofallee 113; Krefelder Adreßbuch 1940.
- ¹³¹⁾ Nach der Aufzeichnung von Gerta Steinert, 17. April 1935, StA KR 55/286.
- ¹³²⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 248, 8. September 1934.
- ¹³³⁾ RLZ KR Nr. 318, 19. November 1935.
- ¹³⁴⁾ RLZ KR Nr. 318, 19. November 1935; lt. RLZ KR Nr. 142, 23. Mai 1936 noch kommissarisch.
- ¹³⁵⁾ RLZ KR Nr. 312, 13. November 1935.
- ¹³⁶⁾ RLZ KR Nr. 318, 19. November 1935.
- ¹³⁷⁾ „Volksparole“ KR, Nr. 298, 28. Oktober 1934.
- ¹³⁸⁾ Laut Reichsband, Adressenwerk der Dienststellen der NSDAP mit den angeschlossenen Verbänden, des Staates - Reicheregierung - Behörden - und der Berufsorganisationen in Kultur - Reichsährstand - Gewerbliche Wirtschaft, hrsg. unter Aufsicht der Reichsleitung der NSDAP - Hauptorganisationsamt - München - unter Mitwirkung der Gauorganisationsämter, mit Lexikon-Wegweiser von A-Z, 3. Ausgabe 1941/42, Berlin 1942 [Stand: etwa Frühjahr 1941], Gau Düsseldorf Nr. 4.
- ¹³⁹⁾ RLZ KR Nr. 272, 1. Oktober 1941 (Todesanzeige Paul Deselaers).
- ¹⁴⁰⁾ Vgl. die entsprechende und ausführliche Berichterstattung in der „Volksparole“ bzw. RLZ zu den genannten Daten.
- ¹⁴¹⁾ Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., 88, 98, 116.
- ¹⁴²⁾ Lt. Anordnung des Gauleiters vom 5. Mai 1939, in: Gaubefehl, Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 5, 23.05.1939 (Ordnungsziffer 3, Bl. 3).
- ¹⁴³⁾ Organisationsbuch der NSDAP, hrsg. vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP, 4. Aufl. München 1937, S. 127 (ebd. 116 wird als Mindestpersonenzahl für eine Ortsgruppe 50 Mitglieder genannt).
- ¹⁴⁴⁾ Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., S. 88. An anderer Stelle dieses Organisationsbuchs (S. 98 a) werden Zellen und Blocks hingegen als weitere „Hoheitsgebiete“ bezeichnet.
- ¹⁴⁵⁾ NS-Enzyklopädie, S. 629 (s. Ortsgruppe).
- ¹⁴⁶⁾ Gemeinschaftsleiter (1. Stufe), Obergemeinschaftsleiter (2. Stufe), Hauptgemeinschaftsleiter (3. Stufe), Abschnittsleiter (4. Stufe), Oberabschnittsleiter (5. Stufe).
- ¹⁴⁷⁾ Anordnung 19/34 des Gaustableiters, in: Gaubefehl, Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf 2. Jg. 1934, Folge 2, S. 9.
- ¹⁴⁸⁾ Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., S. 119-122.
- ¹⁴⁹⁾ Für Krefeld neuerdings Heinz Hüttenes, Schanzen und Panzergräben in und um Krefeld zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in: die Heimat 65 (1994), S. 33-41.
- ¹⁵⁰⁾ Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., S. 99-115a, eingehende Darstellung der Zellen- und Blockleiter. In der Frühzeit wurden auch die Bezeichnungen Zellen- und Blockwart verwendet.
- ¹⁵¹⁾ Zellenleiter: Hauptbereitschaftsleiter (1. Stufe), Einsatzleiter (2. Stufe), Obereinsatzleiter (3. Stufe), Haupteinsatzleiter (4. Stufe); Blockleiter: Bereitschaftsleiter (1. Stufe), Oberebereitschaftsleiter (2. Stufe), Hauptbereitschaftsleiter (3. Stufe), Einsatzleiter (4. Stufe).
- ¹⁵²⁾ Da die Grenzen aus technischen Gründen auf eine Karte mit dem Stand der heutigen Bebauung eingezeichnet werden mußten, kann es bei im Vergleich mit 1939 völlig veränderter Bebauung im Einzelfall zu geringfügigen Abweichungen kommen.
- ¹⁵³⁾ Da für die Zeit ab 1939 anhand der ausgewerteten Unterlagen nicht für alle Ortsgruppen die Ortsgruppenleiter vollständig zu ermitteln waren, hat der Verfasser versucht, über die Presse noch lebende Zeitzeugen um ergänzende Auskünfte zu bitten. Vgl. „Wer weiß noch was von Nazis?“, in: Westdeutsche Zeitung Krefeld Nr. 151, 3. Juli 1998. „Auf der Suche nach Ortsgruppenleitern der NSDAP in der Stadt Krefeld: wer weiß noch etwas?“, in: Rheinische Post Krefeld Nr. 166, 21. Juli 1998. Hierauf

meldeten sich mehrere Bürgerinnen und Bürger, die noch Angaben zu mehreren dem Verfasser bislang nicht bekannten Ortsgruppenleitern machen konnten. Dennoch ließen sich nicht für alle Ortsgruppen die Ortsgruppenleiter vollständig und zweifelsfrei ermitteln.

154) Erste vollständige Übersicht in „Volksparole“ KR, Nr. 225, 26. September 1933; Todesanzeige der NSDAP-Ortsgruppen in Krefeld für Dr. Diehl, „Volksparole“ KR 6. November 1933.

155) Die vorliegenden Informationen sind zu dürftig, um auch nur annähernd eine Rekonstruktion der einzelnen Ortsgruppenbezirke vornehmen zu können.

156) RLZ KR Nr. 149, 1. Juni 1935.

157) Vgl. Straßenverzeichnis mit Angabe der Zugehörigkeit der einzelnen Straßen zu den einzelnen Ortsgruppen, in: Adreßbuch Krefeld-Uerdingen 1938, Teil IV, S. 7-20.

158) In: Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 5, 25. Mai 1939, Ordnungsziffer 3c, Blatt 2 ff. Straßenverzeichnis mit Angabe der Zugehörigkeit der einzelnen Straßen zu den einzelnen Ortsgruppen und Zellen, in: Teil IV der Krefelder Adreßbücher 1940 und 1942.

159) In: Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 5, 25. Mai 1939, Ordnungsziffer 3c, Blatt 2 ff.

160) Die NS-Beratungsstellen in den Ortsgruppen nahmen, sofern nicht anders genannt, am 5. Februar 1934 ihre Tätigkeit auf. „Volksparole“ KR, Nr. 33, 3. Februar 1934. Nach einer Notiz in „Volksparole“ KR, Nr. 52, 21. Februar 1934, ist die Beratungsstelle Uerdingen nur für Nichtparteimitglieder bestimmt. Möglicherweise kann dies auch für die anderen Beratungsstellen gelten. Zu den Aufgaben der Beratungsstellen vgl. „Volksparole“ KR, Nr. 85, 27. März 1934 und RLZ KR, Nr. 46, 16. Februar 1935, femer umfassend RLZ KR Nr. 274, 6. Oktober 1935.

161) RLZ KR Nr. 155, 7. Juni 1935. Es kann einstweilen nicht ausgeschlossen werden, daß - da die Zirkumskription der Ortsgruppen bis 1939 nicht genau feststeht - nur Teile der Ortsgruppen Mitte und Krakau zur neuen Ortsgruppe kamen; die förmliche Übergabe der Gebiete an die OG Ost fand am 17. Juni 1935 in einer Generalmitgliederversammlung der OG Ost in Anwesenheit des Kreisleiters Diestelkamp statt, RLZ KR Nr. 168, 19. Juni 1935.

162) „Volksparole“ KR, Nr. 348, 17. Dezember 1934.

163) „Volksparole“ KR, Nr. 270, 30. September 1934.

164) „Volksparole“ KR, Nr. 346, 15. Dezember 1934.

165) Zur Organisation der fünf Zellen „Volksparole“ KR, Nr. 133, 12. Juni 1933.

166) Die Zelle 1 der Ortsgruppe Mitte umfaßte Anfang Juli 1934 das Gebiet Ostwall, Petersstraße, Jean-Angerhausen-Straße, Hochstraße, Schwannmarkt, Evertsstraße, Wiedenhofstraße, Jakobstraße, Dreikönigenstraße, „Volksparole“ KR, Nr. 181, 3. Juli 1934.

167) Die Zelle 4 der Ortsgruppe Mitte umfaßte im Mai 1934 das Gebiet Roß-, Süd-, Tannen-, Hubertus-, Markt-, Wiedenhof-, Stephan-, Breite, Lindenstraße und Westwall, außerdem Corneliusstraße und -platz, „Volksparole“ KR, Nr. 147, 30. Mai 1934.

168) Die Zelle 5 der Ortsgruppe Mitte umfaßte im Mai 1934 folgende Häuserblocks: Dreikönigenstraße bis Kanalstraße (heute Hansastraße) und Maimedystraße (heute Lewerentzstraße) und weiter vom Bahnhof bis zum Alexanderplatz, Petersstraße bis Breite Straße, zusätzlich Dreikönigenstraße und Stephanstraße zwischen Petersstraße und Ostwall, „Volksparole“ KR, Nr. 134, 16. Mai 1934.

169) Fotografie der Amtswalter der Ortsgruppe West in „Volksparole“ KR, Nr. 177, 1. August 1933.

170) „Volksparole“ KR, Nr. 128, 6. Juni 1933.

171) „Volksparole“ KR 8. Juli 1933.

172) „Volksparole“ KR, Nr. 67, 8. März 1934.

173) RLZ KR Nr. 43, 13. Februar 1935.

174) „Volksparole“ KR, Nr. 205, 3. September 1933.

175) „Volksparole“ KR 8. Juli 1933.

176) „Volksparole“ KR, Nr. 101, 13. April 1934.

177) Seit spätestens Dezember 1933 (bis Mai 1935) hieß die Ortsgruppe „Stahldorf-Fischeln“. Vgl. die jeweiligen Einträge im „Fischelner Sonntagsblatt“ (Mittellung Pfarrer I. R. Werner Mohn).

178) RLZ KR Nr. 134, 17. Mai 1935.

179) RLZ KR Nr. 76, 18. März 1935.

180) „Volksparole“ KR, Nr. 126, 2. Juni 1933.

181) „Volksparole“ KR, Nr. 149, 29. Juni 1933.

182) „Volksparole“ KR, Nr. 187, 12. August 1933.

183) „Volksparole“ KR, Nr. 111, 23. April 1934.

184) „Volksparole“ KR, Nr. 187, 12. August 1933.

185) „Volksparole“ KR, Nr. 193, 19. August 1933.

186) RLZ KR Nr. 134, 17. Mai 1935.

187) „Volksparole“ KR, Nr. 92, 4. April 1934.

188) „Volksparole“ KR, Nr. 264, 11. November 1933.

189) „Volksparole“ KR, Nr. 80, 21. März 1934.

190) „Volksparole“ KR, Nr. 93, 5. April 1934.

191) Die Zelle 33 befand sich im November 1933 in der Gegend Martinstraße, vgl. StA KR P 310 a, Bl. 1.

192) Foto der Ausgabe der WHW-Sammelbüchsen in der Ortsgruppe Nord, „Volksparole“ KR, Nr. 7, 8. Januar 1934; Bericht über eine Mitgliederversammlung „Volksparole“ KR, Nr. 14, 15. Januar 1934.

193) RLZ KR Nr. 147, 30. Mai 1935.

194) RLZ KR Nr. 147, 30. Mai 1935.

195) „Volksparole“ KR, Nr. 136, 15. Juni 1933.

196) „Volksparole“ KR, Nr. 332, 1. Dezember 1934; später als Geschäftszimmer der PO bezeichnet, „Volksparole“ KR, Nr. 19, 18. Januar 1935.

197) „Volksparole“ KR, Nr. 136, 15. Juni 1933. Im Juli wird zusätzlich eine Zelle 2a (Polizeibereitschaft und Rettelgang) genannt; „Volksparole“ KR, Nr. 167, 20. Juli 1933. Sprechstunden der Zelle I waren in der Gaststätte Adrians, Geldernsche Straße/Neuerweg, der Zellen III und V in der Gaststätte Fuchsbau, Horst-Wessel-Straße (heute Sternstraße) 11, der Zelle IV im Hause Clever, Hülsenstraße 94 (diverse Anzeigen in der „Volksparole“ KR).

198) Amtsenthoben August 1933, „Volksparole“ KR, Nr. 197, 12. August 1933.

199) Anfang August 1933 seines Amtes enthoben, „Volksparole“ KR, Nr. 183, 8. August 1933.

200) „Volksparole“ KR, Nr. 187, 12. August 1933.

201) „Volksparole“ KR, Nr. 69, 10. März 1934.

202) „Volksparole“ KR, Nr. 105, 8. Mai 1933.

203) „Volksparole“ KR, Nr. 245, 19. Oktober 1933.

204) RLZ KR Nr. 175, 29. Juni 1935.

205) „Volksparole“ KR, Nr. 265, 25. September 1934.

206) In „Volksparole“ KR, Nr. 183, 8. August 1933, sind die Zellen 2 und 5, ebd. Nr. 190, 16. August 1933, die Zelle 9 der Ortsgruppe Ost erwähnt.

207) „Volksparole“ KR, Nr. 72, 13. März 1934.

208) „Volksparole“ KR, Nr. 194, 21. August 1933.

209) „Volksparole“ KR, Nr. 301, 31. Oktober 1934.

210) „Volksparole“ KR, Nr. 4, 5. Januar 1935.

211) RLZ KR Nr. 146, 29. Mai 1935.

212) „Volksparole“ KR, Nr. 157, 9. Juni 1934.

213) „Volksparole“ KR, Nr. 31, 1. Februar 1934.

214) „Volksparole“ KR, Nr. 51, 20. Februar 1934.

215) Erwähnt „Volksparole“ KR, Nr. 185 und 186, 10. und 11. August 1933.

216) „Volksparole“ KR, Nr. 79, 20. März 1934.

217) „Volksparole“ KR, Nr. 93, 5. April 1934.

218) Die Zellen in Linn wurden zum 1. November 1934 als selbständige Ortsgruppe abgetrennt, „Volksparole“ KR, Nr. 300, 30. Oktober 1934.

219) RLZ Nr. 153, 5. Juni 1935.

220) Fotografie von der „Bildung eines Führerlings“ der Ortsgruppe, mit OGL Coenders, „Volksparole“ KR, Nr. 23, 24. Januar 1934.

221) RLZ KR Nr. 147, 30. Mai 1935.

222) „Volksparole“ KR, Nr. 14, 15. Januar 1934.

223) „Volksparole“ KR, Nr. 214, 13. September 1933.

224) Ende August amtsenthoben und aus der NSDAP ausgeschlossen, „Volksparole“ KR, Nr. 201, 29. August 1933.

225) Ende Mai beziehungsweise Anfang Juni 1935 wurde die Ortsgruppe Linn in die Ortsgruppe Uerdingen eingegliedert, RLZ KR Nr. 153, 5. Juni 1935.

226) Briefkopf der Ortsgruppe Uerdingen, Juni 1934, in StA KR 9/207.

227) Einzelnachweise vgl. Lilla, Uerdingen.

228) Fuhrrott ist noch am 1. Mai als OGL erwähnt, „Volksparole“ KR, Nr. 120, 2. Mai 1934.

229) „Volksparole“ KR, Nr. 10, 11. Januar 1934.

230) „Volksparole“ KR, Nr. 93, 24. April 1933.

231) Zusammenfassende Übersicht ohne Nennung der OGL Adreßbuch Krefeld-Uerdingen 1936/37, IV, 3. Die im folgenden genannten Ortsgruppenleiter (mit Ausnahme von Mommertz) wurden von Gauleiter Florian am 27. Oktober 1935 in Düsseldorf „endgültig in ihren Ämtern bestätigt“, RLZ KR Nr. 296, 28. Oktober 1935. Die Reihenfolge der Ortsgruppen folgt der amtlichen Aufstellung in: Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 1, 25. Januar 1938, Ordnungsziffer 3a+b, Bl. 7, dort auch die Angaben über Zellen, Blocks, Haushaltungen und Einwohner Anfang 1938.

232) RLZ KR Nr. 191, 15. Juli 1935.

233) RLZ KR Nr. 264, 23. September 1936 (Todesanzeige, gestorben am 21. September 1936 im Alter von 46 Jahren).

234) RLZ KR Nr. 50, 19. Februar 1937.

235) RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.

- 225) RLZ KR Nr. 299, 30. Oktober 1938.
- 227) RLZ KR Nr. 49, 18. Februar 1937.
- 228) StA KR P 328/1, Bl. 102.
- 229) RLZ KR Nr. 274, 3. Oktober 1936.
- 240) RLZ KR Nr. 245, 7. September 1935.
- 241) RLZ KR Nr. 274, 3. Oktober 1936.
- 242) RLZ KR Nr. 316, 17. November 1935, und 317, 18. November 1935 (mit Foto). Das Gebäude wurde vom Vater des Krefelder Kampfliegers (im I. Weltkrieg) Werner Voß, Max Voß, der Ortsgruppe zur Verfügung gestellt, die dort ein „Werner-Voß-Gedenkzimmer“ einrichtete. Im Gebäude waren auch die Ortsdienststellen Nord-Traar der NSV und der NS-Frauensschaft untergebracht. Ab 1937 wird das Gebäude regelmäßig „Werner-Voß-Haus“ genannt. Zum Hintergrund der Übergabe des Hauses an die Ortsgruppe und das Verhalten von OGL Coenders vgl. die Aussage von Max Voß vom November 1939, StA KR P 328/1, Bl. 100 f.
- 243) RLZ KR Nr. 182, 3. Juli 1936.
- 244) RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.
- 245) RLZ KR Nr. 300, 31. Oktober 1938; ebd. Nr. 316, 16. November 1938.
- 246) RLZ KR Nr. 193, 17. Juli 1935; RLZ KR Nr. 312, 12. November 1938 (auch Schreibweise Ramloh, Ramlow).
- 247) RLZ KR Nr. 356, 24. Dezember 1936. Hans Schwaab (28. Juli 1892 Krefeld - 28. Juni 1964 Mülheim/Ruhr), nach dem Besuch der Oberrealschule und der Kaufmannsschule Tätigkeit bei der Stadtverwaltung Krefeld, Weltkriegsteilnehmer (EK I und II), später Oberleutnant d. R., 1931 Eintritt in die NSDAP, 1932 bis Ende 1937 Schulungsleiter in Krefeld, später Referent im NS-Schülerbund, HJ und DJ, seit 1934 auch Schulungsleiter der Ortsgruppe Krefeld-Ost, 1. Januar 1938 Leiter der Gauerschulungsburg in Weichenberg, April 1938 Leiter der Reichsstelle „Theoretische Schulung“ im Hauptamt für Beamte der Reichsleitung der NSDAP, RLZ KR Nr. 115, 28. April 1938, RLZ KR Nr. 310, 10. November 1938, RLZ KR Nr. 114, 26. April 1939, Mitteilung Standesamt Krefeld, 29. Dezember 1994.
- 248) RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.
- 249) RLZ KR Nr. 58, 27. Februar 1937; ebd. Nr. 64, 5. März 1937. Im Oktober 1938 bestand die Ortsgruppe Ost aus 17 Zellen, RLZ KR Nr. 299, 30. Oktober 1938.
- 250) RLZ KR Nr. 299, 30. Oktober 1938.
- 251) RLZ KR Nr. 216, 8. August 1938 (mit Foto, zusammen mit Bürgermeister Dr. Helm); StA KR 16/235/I (Angabe für Anfang 1940).
- 252) RLZ KR Nr. 335, 5. Dezember 1938.
- 253) RLZ KR Nr. 126, 9. Mai 1939.
- 254) RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.
- 255) RLZ KR Nr. 34, 3. Februar 1937.
- 256) RLZ KR Nr. 289, 20. Oktober 1937.
- 257) Eine Amtswatertagung für diese Zellen fand im Lokal Dennisen, Marienstraße 27 a, statt, RLZ KR Nr. 194, 15. Juli 1936, vgl. auch RLZ KR Nr. 34, 3. Februar 1937.
- 258) RLZ KR Nr. 289, 20. Oktober 1937.
- 259) RLZ KR Nr. 323, 21. November 1936, Nr. 34, 3. Februar 1937, Zellenleiter Klauth (?), Plückertzstraße.
- 260) Von den mindestens 24 Zellen der Ortsgruppe waren die Zelle 1 (Oberdellemer Straße) und die Zelle 3 (Rittersiedlung), RLZ KR Nr. 297, 28. Oktober 1938.
- 261) Unterschrift auf Schreiben vom 15. Dezember 1938 in StA KR 9/210 in Verbindung mit Adreßbuch Krefeld-Uerdingen 1938, I, 370: Stadtdirektor Ludwig Judt, Weesterburgstraße 34.
- 262) Im April 1937, StA KR 9/209.
- 263) RLZ KR Nr. 340, 10. Dezember 1938.
- 264) RLZ KR Nr. 90, 31. März 1939.
- 265) RLZ KR Nr. 340, 10. Dezember 1938.
- 266) RLZ KR Nr. 224, 17. August 1935.
- 267) RLZ KR Nr. 36, 6. Februar 1936. Die Dienststellen der Ortsgruppe waren dort seit 1. Januar 1936 untergebracht. Dort auch ein Foto mit der Außenansicht und ein Foto des Dienstzimmers des OGL.
- 268) RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937.
- 269) RLZ KR Nr. 322, 22. November 1938, Nr. 330, 30. November 1938.
- 270) RLZ KR Nr. 326, 26. November 1937.
- 271) Eintrag Juli 1936 in StA KR 72/4/17, Bl. 59, RLZ KR 15. Juli 1936.
- 272) RLZ KR Nr. 277, 6. Oktober 1936.
- 273) RLZ KR Nr. 182, 3. Juli 1936.
- 274) Nach RLZ KR Nr. 166, 19. Juni 1937 wieder Lindenstraße 113.
- 275) RLZ KR Nr. 27, 27. Januar 1937, ebd. Nr. 83, 24. März 1937.
- 276) RLZ KR Nr. 290, 21. Oktober 1937, ebd. RLZ KR Nr. 326, 26. November 1937.
- 277) Sofern nicht anders angegeben nach der Übersicht in RLZ KR Nr. 128, 11. Mai 1939 (die dort gegebene Ankündigung, die neuen Dienststellen usw. würden „im Laufe des Monats bekanntgegeben“, ist offensichtlich unzutreffend). Die Angaben zu den Zellen und Blocks wurden einem Verzeichnis der Zellenausgabestellen, RLZ KR Nr. 3, 4. Januar 1940 (dort genaue gebietliche Beschreibung der Zellen), sowie den blockweise ausgefüllten, allerdings unvollständigen Quartierlisten in StA KR 16/235/I und II (Stand Anfang 1940) entnommen, soweit keine anderen Angaben. Die Verpflichtung der neuen Ortsgruppenleiter erfolgte am 22. Juni 1939 durch den Kreisleiter, RLZ KR Nr. 170, 24. Juni 1939. Übersicht der Dienststunden der NS-Beratung (nach Ortsgruppen), RLZ KR Nr. 14, 14. Januar 1941, RLZ KR Nr. 243, 3. September 1942. Die Angaben über die Zahl der Haushaltungen und Parteimitglieder stammen aus: Gaubefehl, Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 5, 25. Mai 1939, Ordnungsziffer 3c, Blatt 2 ff.
- 278) Zum NSDAP-Kreis Krefeld-Kempen (seit August 1944: Krefeld) gehörten noch die folgenden „Land-Ortsgruppen“: Anrath, Grefrath, Hüls, Kempen, Lank-Latum, Oedt, Osterath, Schiefbahn, St. Hubert, St. Tönis, Tönisberg, Vorst und Willich. Im August 1944 kamen die Ortsgruppen Anrath, Grefrath, Kempen, Oedt, St. Hubert, Vorst zum neugebildeten NSDAP-Kreis Viersen-Kempen, Lank-Latum, Osterath, Schiefbahn, Willich zum NSDAP-Kreis Neuss, bei Krefeld verblieben Hüls, St. Tönis, Tönisberg. Zur Organisation dieser Ortsgruppen verweise ich auf meinen Beitrag über Entwicklung und Organisation der NSDAP im Kreisgebiet Kempen-Krefeld und in der Stadt Viersen 1932/3-1945 im Heimatbuch des Kreises Viersen 50 (1999), S. 193-226. In der folgenden Tabelle werden nur die dort dokumentierten Angaben über Hüls, das heute zu Krefeld gehört, gebracht.
- 279) Die Hilfs- und Verpflegungsstellen wurden nach dem Bombenangriff auf Krefeld am 22. Juni 1943 in den von Zerstörungen besonders betroffenen Ortsgruppengebieten eingerichtet, RLZ KR Nr. 172, 24. Juni 1943.
- 280) RLZ KR Nr. 340, 11. Dezember 1939. Wohl Willy Söller, Malermeister, Dionysiusstraße 97, Adreßbuch Krefeld 1940.
- 281) RLZ KR Nr. 331, 17. Dezember 1944.
- 282) Erwähnt RLZ KR Nr. 285, 17. Oktober 1940 (Todesanzeige Wilhelm Hartnack). Siehe auch folgende Fußnote. Amtszeit als OGL bis 1945 bestätigt durch Helmut Rond und Frau Coenen-Ulich, beide Krefeld.
- 283) Erwähnt bei Hangebruch, S. 180 (Abb. 16).
- 284) Gestorben 19. Juni 1941, RLZ KR Nr. 176, 27. Juni 1941 (Todesanzeige).
- 285) StA KR 16/235/I (Anfang 1940). Wehrmachtangehöriger, Ostwall 24, Adreßbuch Krefeld 1940.
- 286) RLZ KR Nr. 145, 28. Mai 1942.
- 287) StA KR 16/235/II (Anfang 1940). Eberhard Meiering, Stadtdirektor, Kölner Straße 515, Adreßbuch Krefeld 1940.
- 288) Geometer, Kölner Straße 380, Adreßbuch Krefeld 1940. Gestorben 27. März 1942, Todesanzeige RLZ KR Nr. 90, 31. März 1942.
- 289) RLZ KR Nr. 179, 1. Juli 1942.
- 290) RLZ KR Nr. 165, 16. Juni 1941. Nach Mitteilung von Studiendirektor I. R. Gustav Driesen, Krefeld, vom 20. Dezember 1994 handelt es sich hierbei um den Leiter der Volksschule Vulkanstraße, Brouwers.
- 291) Hinweis von Pfarrer I. R. Friedrich Lothar Mand vom 9. Dezember 1994, daß P. gegen Ende des Krieges noch OGL in Lindental war. Über eine Begabe mit Pfötzner, der eine Frau, die niederländische Kriegsgefangene zum Kaffee eingeladen hatte, ins Gefängnis bringen wollte, berichtet eine frühere Krefelderin: Maria Hahmann, Kind zwischen den Grenzen, in: Damals war es Gegenwart. Lebenserinnerungen aus dem 20. Jahrhundert, hrsg. von der Akademie für Ältere, Bd. 3, Heidelberg 1998, S. 89-94, hier: S. 90 f.
- 292) P. war schon im Juni 1942 nach Mitteilung von Maria Hahmann-Kleckers, Heidelberg, OGL in Lindental.
- 293) RLZ KR Nr. 7, 8. Januar 1940. Die Beratungsstelle befand sich im Arbeitszimmer des Leiters der Volksschule Vulkanstraße, StA KR 72/4/12, Bl. 82.
- 294) StA KR 16/235/II (Anfang 1940); Mitteilung Studiendirektor I. R. Gustav Driesen, Krefeld, vom 21. Dezember 1994. Fritz Hermann, Dipl.-Gartenbauinspektor, Am Baackeshof 23, Krefelder Adreßbuch 1942. Hermann soll nach einem Hinweis von Driesen Gartenamtsleiter gewesen sein, eine Personalakte konnte im StA KR nicht ermittelt werden.
- 295) RLZ KR Nr. 288, 28. Oktober 1944.
- 296) RLZ KR Nr. 345, 15. Dezember 1940 (Todesanzeige Wilhelm Pixken).
- 297) RLZ KR Nr. 248, 8. September 1942.
- 298) RLZ KR Nr. 28, 4. Februar 1945.
- 299) Sprenkmann schrieb nach dem Krieg im Entnazifizierungsverfahren, daß er „die Neuorganisation der Ortsgruppe Krefeld-Drießendorf gewissermaßen als beauftragter Geschäftsführer zu übernehmen“ hatte. „Nach endgültiger Aufstellung der neuen Ortsgruppe sollte ich wieder aus dem Parteidienst ausscheiden. Daher erfolgte weder eine förmliche Ernennung noch Bestätigung durch den zuständigen pol[itis]chen Leiter. Der Kreisleiter ordnete lediglich an, daß ich während meiner Tätigkeit die Uniform eines Ortsamtsleiters zu tragen habe, um mich besser durchsetzen zu können. Ich legte daher auf meiner alten SA-Uniform die Spiegel eines Amtsleiters an, vermind jedoch nach Möglichkeit, Uniform zu tragen. ... Nach meiner Ansicht bin ich durch diese besondere Art und Weise meiner Tätigkeit in Krefeld weder pol[itis]cher.

Leiter geworden noch habe ich den Rang eines Amtsleiters gehabt ... Meine Abberufung aus dem politischen Amt sollte bereits im Sommer 1939 erfolgen. Im Juni befand ich mich jedoch im Urlaub und nach meiner Rückkehr ließ der drohende Kriegsausbruch und damit meine Einberufung zur Wehrmacht eine besondere Ablösung für unnötig erscheinen. Sie unterblieb und meine formelle Tätigkeit endigte mit meiner Einberufung, die erst Oktober 1939 erfolgte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß ich in der Ortsgruppe Krefeld-Drießendorf so gut wie unbekannt bin.* (HSTAD NW 1010/12078 Sprengmann, Günter). Hieraus ergibt sich, daß Sprengmann OGL in Drießendorf war und offensichtlich formell nicht abgelöst worden ist, das heißt, de jure wohl bis 1945 amtiert haben könnte.

300) Mitteilung des Großneffen Herbert Küsters, Krefeld.

301) W. Hoffeld, Amt 56, an Personalamt, 11. Januar 1940, StA KR P 12521 Bl. 101.

302) RLZ KR Nr. 304, 5. November 1939.

303) RLZ KR Nr. 304, 5. November 1939. Die Ortsgruppe war seit der Einberufung von Schneiders „für kurze Zeit verwaist“.

304) Hinweis von Maria van Acken, Krefeld, daß 1944 in der OG Kempenerfeld ein vom Scheidt OGL gewesen war, der damals etwa 45 Jahre alt gewesen sei. Hiernach kommt nach Krefelder Adreßbuch 1942 und Einwohnermeldekartei nur Ernst vom Scheidt in Betracht, seit April 1944 wohnhaft Gutenbergstraße 9.

305) RLZ KR Nr. 304, 5. November 1939. Vermutlich Fritz Neerpaach, Kaufmann, St. Töniser Straße 286, Adreßbuch Krefeld 1940.

306) So in RLZ KR Nr. 126, 11. Mai 1939. Die Tätigkeit eines OGL Raffleur ist auch später nicht feststellbar. Möglicherweise wurden die Geschäfte des OGL weiterhin von Coenders wahrgenommen. Ein Raffleur ist in Krefeld II, Adreßbüchern 1938, 1940 und 1942 nicht festzustellen, wohl gibt es 1938 drei und 1940 zwei Einträge sowie 1942 einen Eintrag unter Raffleur. Nach den Einträgen in der Einwohnermeldekartei kommt nur in Betracht Arthur Raffleur (2. Juni 1903 Krefeld - ?), kath., Kirchenaustritt 11. Juni 1937, Reisender, 1937 bis 1946 Walter-Flax-Straße 13 gemeldet, 1946 nach Lennep, Hermannstraße 25 abgemeldet (StA KR Einwohnermeldekartei; Krefelder Adreßbücher).

307) Coenders ist ausweislich von sieben überlieferten Schreiben der Ortsgruppe Steckendorf zwischen dem 24. August und dem 11. September 1939 zu diesem Zeitpunkt zweifelsfrei auch in dieser Ortsgruppe als OGL tätig gewesen, StA KR P 328/12, Bl. 7 f., 34 f., 37, 40, 42. Mit Wirkung vom 23. Januar 1940 wurde er vom Kreisleiter im Auftrage des Gauleiters als Ortsgruppenleiter Verberg-Trauer und Steckendorf beurlaubt (vgl. StA KR P 328/12, Bl. 6); obgleich die Beurlaubung als OGL später offensichtlich wieder aufgehoben worden ist, tritt Coenders hiernach als OGL Steckendorf nicht mehr in Erscheinung.

308) Erstmals erwähnt RLZ KR Nr. 325, 25. November 1940.

309) Mitteilung Herbert Küsters, Krefeld.

310) RLZ KR Nr. 301, 31. Oktober 1943.

311) RLZ KR Nr. 83, 24. März 1943.

312) RLZ KR Nr. 56, 25. Februar 1941. Nähere Feststellungen sind ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich.

313) RLZ KR Nr. 7, 8. Januar 1940.

314) Mitteilung Burkhard Ostrowski, Kempen, 26. April 1995.

315) RLZ KR Nr. 325, 25. November 1940.

316) Firmiert in der Todesanzeige für OGL Braun als kommissarischer Ortsgruppenleiter, RLZ KR Nr. 150, 31. Mai

1941. Nähere Feststellungen ohne weitere Angaben (Adresse, Vornamen) derzeit nicht möglich.

317) RLZ KR Nr. 216, 7. August 1942.

318) RLZ KR Nr. 292, 2. November 1944.

319) Tätigkeit während des Krieges durch Anni Janssen, Krefeld, bezeugt, bis Kriegsende durch Otto Becker, Krefeld.

320) Oberbruchstraße 62 (6. November 1908 bis 5. Januar 1945, gef.), Todesanzeige RLZ KR Nr. 17, 23. Januar 1945.

321) Im März 1943 erstmals wieder als OGL erwähnt, RLZ KR Nr. 83, 24. März 1943.

322) RLZ KR Nr. 282, 11. Oktober 1941.

323) Unterschrift auf mehreren Briefen von Anfang 1940 in StA KR 16/235/1 überliefert, entsprechende Einträge in StA KR 72/4/17, Bl. 101 f., in denen März 1943 als OGL Schinkenplatz Flocken genannt und mit Bild dokumentiert ist. Flocken amtierte noch im Januar 1945 (Erinnerungsniederschrift Josef Rixen, StA KR 70/1174).

324) StA KR 72/4/17, Bl. 106. Die Diensträume der Ortsgruppe wurden am 15. Januar 1945 in den Luftschutzraum der Schule verlagert, ebd. Bl. 116.

325) Nach einer Mitteilung von Herrn Bossing, Krefeld, soll die OG Uerdingen in der Kriegszeit, nach dem Fortgang Balzers evtl. in mehrere OG unterteilt gewesen sein. Herr B. erinnert sich an eine OG Uerdingen-Mitte (unter Steinhäuser) und eine OG Uerdingen-West unter einem OGL Hofer, Gastwirt, Traarer Straße. Hierfür liegen keine Anhaltspunkte vor, auch galt während des Krieges ein Verbot der Umorganisation von NSDAP-Gebieten.

326) Schmied, Niederfeldweg 7, gestorben 11. Februar 1945, Todesanzeige RLZ KR Nr. 35, 13. Februar 1945.

327) Gestorben 29. April 1942, RLZ KR Nr. 120, 1. Mai 1942.

328) Erstmals erwähnt RLZ KR Nr. 78, 19. März 1941.

329) Lt. Mitteilung von Herrn Bossing war Klor (Spitzname „Verf“, Farbe) bis Kriegsende OGL in Linn. Hinweis auch von Frau Neugebauer, Krefeld.

330) RLZ KR Nr. 7, 8. Januar 1940.

331) Vgl. Amtsblatt Reg. Düsseldorf 1936, S. 38 (in Nr. 87).

332) Kaspers wurde Ende 1935 amtsenthooben, als mehrere Ortsgruppen (Kempen, Hüls, St. Tönis und Vorst) und Stützpunkte (St. Hubert, Schmalbroich, Tönisberg) für ein gutes Jahr mit Josef Kluthen einen gemeinsamen OGL erhielten (Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 20, 20. Dezember 1935).

333) Wegen „Arbeitsüberlastung“ als OGL in Hüls, Vorst, St. Hubert, Tönisberg, Kempen und Leuth durch Gaubefehl. Anordnungen der Gauleitung Düsseldorf, Folge 1, 25. Januar 1937 amtsenthooben.

334) Amtseinführung am 31. Januar 1937, RLZ KR Nr. 33, 2. Februar 1937. Frantzen, der im Krefelder Adreßbuch 1942, Teil V (Stand 2. Jahreshälfte 1942), noch als OGL erwähnt ist, wurde Anfang 1942 zur Wehrmacht eingezogen; die Ortsgruppe wurde in der Folgezeit durch Leenen bzw. Schreurs kommissarisch geleitet.

335) RLZ KR Nr. 57, 26. Februar 1942. Beruf: Handlungsgehilfe.

336) RLZ KR Nr. 201, 23. Juli 1943. Lehrer Schreurs wurde als kommissarischer OGL „an Stelle des für längere Zeit von Hüls abwesenden Pg. Leenen“ bestellt. Schreurs amtierte nach Mitteilung von Werner Mellen, Krefeld-Hüls, bis zum Kriegsende als kommissarischer OGL.

337) Die Ortsgruppe Hüls bestand im Oktober 1938 aus 15 Zellen, RLZ KR Nr. 287, 18. Oktober 1938, davon die

Zellen 14 (Orbroich) und 15 (Lunje), RLZ KR Nr. 346, 16. Dezember 1938. Eine dieser beiden Zellen wurde von Leo Verspey geleitet, Zellenleiter der Zelle 1 oder 2 war Böttges, RLZ KR Nr. 6, 6. Januar 1939. Die Zellen 6 und 7 trafen sich im Restaurant Nabbefeld, Steegerdyk, Zellenleiter Droste, RLZ KR Nr. 93, 3. April 1939, Nr. 96, 6. April 1939. Im März 1941 vertritt ein Zellenleiter Honnen den OGL, RLZ KR Nr. 63, 4. März 1941. Über eine Zelle 10 liegt (ohne Datierung, vermutlich vor 1938) in StA KR 40/39/61 (vorl.) eine detaillierte Übersicht vor: Zellenleiter Leo Verspey, Zellenkassierer und Blockleiter 1: Josef Bens, Blockleiter 2: August Brons, Blockleiter 3: H. Dehies, Blockleiter 4: L. Korting. Dort auch Angaben über die Zellen- und Blockleiterinnen der NS-Frauensschaft und die Zellen- und Blockwarte von DAF und NSV.

338) Zu den Ortsgruppenleitern wird auf die jeweiligen Einzelnachweise verwiesen. Hinweise auf Zugehörigkeiten zu den Kommunalparlamenten in Krefeld-Uerdingen bei Joachim Lilla, Stadtverordnete/Ratsherren in Krefeld und Uerdingen 1918 bis 1945, Teil 1, in: die Heimat 68 (1995), S. 153 - 166, Teil 2, ebd. 67 (1996), S. 107 - 123.

339) Karl Balzer (30. Dezember 1901 Bildstock Kreis Saarbrücken bis ?), Ingenieur, Januar 1931 von Hindenburg/Oberschlesien nach Uerdingen umgemeldet, bis 31. März 1940 Ratsherr des Stadtteils Uerdingen, seit 1. April 1940 Ratsherr der Stadt Krefeld (beurlaubt seit Juni 1940), 4. Juni 1940 zum Ausbildungslager E/SS-D Au bei Berchtesgaden einberufen (und umgemeldet), 1942 SS-Untersturmführer, nach 1945 im Saargebiet (Bildstock Krs. Saarbrücken?) wohnhaft (StA KR Einwohnermeldekartei; Personalpapiere Ratsherr 16/328), um 1938 Ortsgruppenschulungsleiter, RLZ KR Nr. 304, 4. November 1938; Jan. 1939 OGL, RLZ KR Nr. 20, 20. Januar 1939 (mit Foto).

340) Peter Blum (geb. 20. August 1881 Krefeld), kfm. Angestellter, kath., Kirchenaustritt 20. November 1937, seit 1928 wohnhaft Hüler Straße 125, seit 10. August 1943 Drießendorfer Straße 89, seit 23. Juli 1945 Thywissenstraße 8 (Adreßbücher, StA KR Einwohnermeldekartei).

341) Josef Braun (16. November 1888 Düsseldorf bis 29. Mai 1941 Krefeld), Kaufmann, katholisch, Kirchenaustritt am 2. Dezember 1937, Oktober 1930 von Höxter nach Krefeld gezogen, später Uerdinger Straße 327, seit November 1936 Grotenburgstraße 198, Eintritt in die NSDAP am 1. Dezember 1931, 1932 Blockleiter und 1933 Zellenleiter, im gleichen Jahr nach Gründung der NSV Kassenleiter, 1934 Geschäftsführer der NSV-Ortsgruppe Bockum-Oppum-Linn, Mitarbeit in der Kreisleitung zunächst als Kreisschulungsredner, danach stellvertretender Kreisamtsleiter des Kreisschulungsamtes, Ende 1937 Kreisamtsleiter, 1. April 1940 Ratsherr der Stadt Krefeld, Braun leitete die Ortsgruppe vermutlich seit dem Weggang von Jendges im Januar 1941 und war schon 1939/1940 vorübergehend vertretungsweise mit der Leitung der Ortsgruppe beauftragt, vgl. OG Cracau an Verwaltungsdirektor Rademaker, 30. Januar 1940, StA KR 16/235/1. Dem widerspricht die Aussage im Nachruf Braun, er habe bereits im August 1939 die Führung der Ortsgruppe Cracau als Ortsgruppenleiter übernommen, die allerdings angezweifelt wird, da Jendges noch nach diesem Zeitpunkt häufiger in dieser Funktion in Erscheinung getreten ist. (StA KR Einwohnermeldekartei; Personalpapiere Ratsherr StA KR 16/243; Todesanzeigen RLZ KR Nr. 150, 31. Mai 1941; Nachruf RLZ KR Nr. 153, 4. Juni 1941 [mit Foto]).

342) Karl Bresser, Expedient, Buschstraße 222.

343) Jakob Brouwers, Hauptlehrer, ist unter der Adresse Vulkanstraße 264 in den Krefelder Adreßbüchern 1938 bis 1942 aufgeführt, Personalakten und Einwohnermeldekartei sind im StA KR nicht vorhanden. Zur Amtszeit als OGL: Brouwers war seit dem 15. Juli 1925 als Hauptlehrer Leiter der Schule Vulkanstraße und übernahm am 15. November 1940 die Ortsgruppe Lindental als Ortsgruppenleiter und amtierte spätestens bis Ende Juli 1943, denn zum 1. August 1943 wurde B. Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt Badburg/Erft und ab 1. November 1943 Leiter der Lehrerinnenbildungsanstalt Elten (StA KR 72/4/12, Bl. 55, 84 [mit Foto], 99, 110).

³⁴⁴) Gauleiter Ruhr, Kaufmann, an OGL Krappen, Krefeld, 16. Dezember 1927, in: StA KR B 58. Vgl. auch „Volksparole“ KR, Nr. 310, 9. November 1934 (mit Foto), Burat, gestorben 1930 in Hamburg im Alter von 38 Jahren.

³⁴⁵) Arno Buschmann (13. Dezember 1885 Gornsdorf Kreis Chemnitz bis 30. April 1961 Krefeld), evangelisch, 1938 Kirchenaustritt „aus Gewissensgründen“, 1903 bis 1920 Berufssoldat, seit 1913 in Krefeld ansässig, 1920 bis 1925 Gewerbetreibender und Geschäftsinhaber, 1925 bis 1929 arbeitslos, 1929 bis 1945 Geschäftsführer der Betriebskrankenkasse der Vereinigten Seidenwebereien AG Krefeld, Eintritt in die NSDAP 1. November 1929, Mitglied der SA 1. Oktober bis 15. November 1930, der SS 19. Januar 1931 bis 30. März 1932, Ende 1932 bis Mai 1935 Ortsgruppenleiter der Ortsgruppe Krefeld-Nord, Juli bis Dezember 1934 (Amtsniederlegung) Ratsherr des Stadteils Krefeld, 1. Mai 1935 bis 1945 (7) Vorsitzender des Kreisparteigerichts, ab 22. Mai 1940 vom Gauleiter für die Dauer des Kriegsdienstes von Kreisleiter Diestelkamp mit der Vertretung des Kreisleiters beauftragt (zuvor bereits am 27. April „als der für die Vertretung des Kreisleiters vorgesehene Pg.“ in Erscheinung getreten, 29. Juli 1940 Zeichnung mit dem Zusatz „Kreisamtsleiter und Kommissarischer, Kreisbeauftragter“, seit November 1940 vorwiegend als „Kreisbeauftragter der NSDAP“ erwähnt, März 1941 „Kreisleiter-Stellvertreter“ RLZ KR Nr. 72, 13. März 1941), mit Wirkung vom 1. November 1941 auf eigenen Wunsch durch den Gauleiter von seiner Tätigkeit als Kreisbeauftragter entbunden, 9. Mai 1945 bis 14. Februar 1946 in den Lagern Wuppertal, Rheinbach und Recklinghausen interniert, März 1946 bis November 1947 Hilfsarbeiter, Forstarbeiter und Trümmerräumarbeiter bei der Stadt Krefeld, seit 25. November 1947 Lagerarbeiter bei der Firma Molenaar, Lawaczek & Co in Krefeld; vom Entnazifizierungsausschuß Stadtkreis Krefeld vom 17. Juli 1948 in Kategorie III eingestuft, nach erneuter Überprüfung durch den Entnazifizierungsausschuß für den Regierungsbezirk Düsseldorf am 23. August 1950 in Kategorie V eingestuft.

³⁴⁶) Johannes Coenders (26. August 1886 Pont bis 24. Mai 1981 Krefeld), Oberingenieur, Wasserbaukonstrukteur, kath., Kirchenaustritt 15. Dezember 1940, NSDAP-Mitglied seit 1. Juli 1930 (Mitgl.-Nr. 274675), wohnhaft seit vor Anfang der dreißiger Jahre Waldesheimer Weg 41, Coenders soll seit seinem Eintritt in die NSDAP am 1. Juli 1930 („seit der gleichen Zeit“) Ortsgruppenleiter (möglichenweise Sektionsleiter) der Ortsgruppe Verberg-Traar gewesen sein, Urteil des NSDAP-Gauleiters Düsseldorf vom 27. März 1940, I/14/40, StA KR P 328/12, Bl. 5 ff., Foto RLZ KR Nr. 250, 12. September 1935 (als Transportleiter bei der Fahrt zum Reichsparteitag, desgl. anlässlich des Heldengedenktages 1936, RLZ KR Nr. 68, 9. März 1936, Coenders war vom 15. November 1933 bis 19. Oktober 1939 (dann beurlaubt) Leiter des Amtes 59 - Maschinenamt - und seit 25. Juli 1940 offiziell bis zu seinem Ausscheiden am 31. März 1942 mit der Leitung des Werkluftschutzamtes der Stadtwerke Krefeld beauftragt, hat diese Tätigkeit aber nach den Vorgängen in StA KR P 5119/1 kaum ausgeübt, Coenders wurde am 16. Oktober 1941 zum 31. Januar 1942 aus dem Dienst der Stadt Krefeld entlassen, Personalvorgänge (vor allem zum Verfahren gegen Coenders 1939 bis 1942) StA KR P 328 und P 5119, Coenders wurde vom Kreisleiter mit Wirkung vom 23. Januar 1940 im Auftrage des Gauleiters vom Amt des Ortsgruppenleiters der Ortsgruppen Verberg-Traar und Steckendorf beurlaubt, Urteil der I. Kammer des NSDAP-Gauleiters Düsseldorf vom 27. März 1940 I 40/40, StA KR P 328/12, Bl. 5-29, Gegenstand des Verfahrens waren Sabotage- und Korruptionsverdacht, Die Beurlaubung ist offensichtlich nach dem Urteil wieder aufgehoben worden, Coenders erhielt (zusammen mit OGL Jendges) Anfang Februar 1941 „von der Reichsleitung der NSDAP eine ehrenvolle Berufung zur Durchführung eines besonderen Einsatzes in den besetzten Gebieten“, RLZ KR Nr. 36, 5. Februar 1941. Hierbei handelte es sich um eine Tätigkeit in Luxemburg vom 3. Februar bis zum 1. September 1941; eine vorgesehene Übernahme in den Dienst der Stadt Luxemburg kam offenbar nicht zustande (Vorgänge in StA KR P 5119/1).

³⁴⁷) Ernst Didaukies (25. November 1906 Sorquitten, Kreis Bischofsberg/Ostpreußen bis 7), Apotheker, 1937 von Wilhelmshaven kommend Steinstraße 80 gemeldet, Verbleib nach 1945 unbekannt (StA KR Einwohnermelde-

kartei; Krefelder Adreßbücher); als OG-Organisationsleiter: RLZ KR Nr. 139, 22. Mai 1939.

³⁴⁸) Dr. Emil-Heinrich Diehl (20. Februar 1891 Metz [Lothringen] bis 4. November 1933 bei Büdlich bei Neuss [Autounfall]), evangelisch; Kriegsteilnehmer (EK II), Studium und Promotion, Facharzt für Kinderkrankheiten, bis 1923 in Ludwigshafen/Rhein; 1926 Stahleim, 1927 NSDAP, September 1930 bis April 1931 Leiter der NSDAP-Ortsgruppe Krefeld; dann Gaupropagandaleiter der Gauleitung Düsseldorf; März 1931 SA und Sturm-bannarzt des SA-Sturmbanns II/39 (Krefeld), seit 1932 Standartenarzt der SA-Standarte 40 (Krefeld), SA-Sanitäts-Standartenführer; Gau- und Reichsredner; 1932/33 MdL (Preußen), NSDAP; 6. April bis 4. November 1933 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung Krefeld-Uerdingen a. Rh. und der Bezirksverordnetenversammlung des Stadteils Krefeld.

³⁴⁹) Heinrich Flocken, (10. August 1883 Krefeld bis 4. September 1975), katholisch, Kirchenaustritt 14. Dezember 1936, Bankbeamter, wohnhaft seit 1937 Uerdinger Straße 226, seit 1945 Friedrich-Ebert-Straße 159 bzw. 179, seit 1952 Frankenting 32 (StA KR Einwohnermelde-kartei; Krefelder Adreßbücher; Hinweis von Josef Rixen, Krefeld, 5. Januar 1995).

³⁵⁰) RLZ KR Nr. 335, 5. Dezember 1937, Giljies stellte sein Amt aus gesundheitlichen Gründen zur Verfügung, 1935 bis 1943 II, Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer Krefeld;

³⁵¹) Ernst Gosses (25. November 1899 Bockum bis 12. Februar 1969 Krefeld), Garteninspektor, Gärtner-eigentümer, seit 1920 Kaiserstraße 163 wohnhaft (StA KR Einwohnermeldekartei; Krefelder Adreßbücher); Foto RLZ KR Nr. 276, 5. Oktober 1936.

³⁵²) Wilhelm Hoffeld (11. Januar 1881 bis 31. Mai 1968), 1905 Eintritt als Bautechniker bei der Stadtverwaltung Krefeld, 1910 Baussistent, 1920 Oberbausekretär, 1924 Bauberater, 1928 Baustmänn, 1936 Stadtbaumeister, 1942 Stadtbaurat, 1945 entlassen, 1948 Versetzung in den Ruhestand; Eintritt in die NSDAP 28. September 1932 (Mitgliedsnummer 1417554), die SA 1. Juni 1933 (1. April 1934 Obertruppführer), 1. Juni 1939 OG-Amtsleiter in der Ortsgruppe Driesendorf, vor November 1940 bis 20. November 1942 Ortsgruppenleiter Steckendorf, Personalakte Hoffeld StA KR P 12521.

³⁵³) Peter Jendges (3. März 1904 Krefeld bis 7), Verlags-leiter, Geschäftsführer, Ostwall 36, März 1939 Schwert-straße 127, Februar 1942 Königstraße 3, Juli 1942 Bismarckstraße 26, 2. April 1943 zur Wehrmacht nach Dortmund abgemeldet, 1950 bis 1969 erneut in Krefeld wohnhaft, weiterer Verbleib unbekannt (StA KR Einwohnermeldekartei; Krefelder Adreßbücher), Fotos (Juli 1936), StA KR 72/4/17, Bl. 58 f.; Foto RLZ KR Nr. 339, 7. Dezember 1936, Jendges erhielt (mit OGL Coenders) Anfang Februar 1941 „von der Reichsleitung der NSDAP eine ehrenvolle Berufung zur Durchführung eines besonderen Einsatzes in den besetzten Gebieten“, RLZ KR Nr. 36, 5. Februar 1941.

³⁵⁴) Franz Kalis (27. Dezember 1902 bis 4. August 1980), kaufmännischer Angestellter, katholisch, Kirchenaustritt 30. November 1937, wohnte seit 1924 in Krefeld und seit 1937 Am Backeshof 61, seit 1949 Am Königshof 15, seit 1959 Fuchspfad 135, am 2. April 1943 zur Wehrmacht eingezogen, am 15. April 1946 aus dem Internierungslager Recklinghausen entlassen (StA KR Einwohnermelde-kartei; Krefelder Adreßbücher).

³⁵⁵) Werner Kayfner (4. Juli 1903 Essen-Rüttenscheid bis 10. April 1969 Mönchengladbach); evangelisch; 1920 bis 1932 kaufm. Angestellter, seit 1925 bei Firma Krupp AG, 1. Juli 1926 NSDAP, 1929 NSDAP-Bezirksleiter Nieder-rhein, 1930 bis 1932 Gaukommissar (unter anderem, Gründer und erster Ortsgruppenleiter in Uerdingen) und stellvertretender Gauleiter Gau Düsseldorf, 1932 bis 1934 Kreisleiter der NSDAP in Düsseldorf, 1934 bis 1936 Kreisinspektor I (linksrheinisches Gaubebiet einschl. Düsseldorf), Aug. 1932 bis 1933 MdL (Preußen), Nov. 1933 bis 1938 MdR (WK 22), 16. März 1936 bis März/18. Juni 1936 Kreisleiter Gladbach-Rheydt (bis Herbst 1936 wohl kommissarisch), auch Mitte 1942 bis Aug. 1943 (komm.),

24. September 1937 komm. Oberbürgermeister in M. Gladbach, 1. Juli 1938 definitive Ernennung (bis Ende Febr. 1945), 3. bis 17. April 1945 Führung der Dienstgeschäfte des Oberbürgermeisters der Stadt Düsseldorf als nebenamtlicher Staatsbeamter auf Widerruf, 1. April 1946 bis 18. Juli 1947 als landwirtschaftlicher Arbeiter auf dem Gutsbetrieb der Pflegeanstalten Niederrheinbacher Hof (Zweiganstalt der Diakonie Bad Kreuznach), ab 18. Juli 1947 im Lager Diez an der Lahn interniert, 15. Oktober 1948 nach Düsseldorf entlassen; 19. November 1949 in Kategorie III eingestuft, durch Entnazifizierungsausschuß Regierungsbezirk Düsseldorf am 18. Januar 1951 in Kategorie IV eingestuft mit Beschäftigungsverbot im öffentlichen oder halböffentlichen Dienst und Aberkennung des Anspruchs auf Ruhegehalt, später noch FDP-Stadtvor-ordneter in Mönchengladbach.

³⁵⁶) Erstmals erwähnt RLZ KR Nr. 340, 11. Dezember 1939 und mit maschinenschriftlicher Unterschrift auf einem Brief der OG Altstadt vom 12. Januar 1940, StA KR 16/235/1. Es handelt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Franz Klaas, Lehrer (12. August 1889 bis 21. Juli 1977), katholisch, Kirchenaustritt am 14. Februar 1938, kam 1919 von Grevenbroich nach Krefeld, war gemeldet bis 1932 Jägerstraße 69, bis 1946 Marktstraße 159, bis 1951 Marktstraße 193, danach Cehlerstraße 12, kam im Februar 1946 aus englischem „Gef.-Internierungslager zurück“, Klaas (auch Klaus) tritt in den vierziger Jahren mehrfach als Kreisschulungsredner in Erscheinung.

³⁵⁷) Dr. Otto Klinkhammer (15. Oktober 1901 St. Amands-berg/Gent [Belgien] bis 9. November 1966 Krefeld), Zahn-arzt in Uerdingen, Eintritt in die NSDAP 1. Mai 1929 (Nr. 126993), die SA 29. April 1933, 1934 bis 1940 Ratsherr der Stadt Krefeld-Uerdingen, Das Datum des Beginns der Tätigkeit als Ortsgruppenleiter muß etwas später als Februar 1930 liegen, da in der ersten Zeit die Ortsgruppe durch Keyfner geleitet wurde, Mai 1941 zum Wehrdienst, seit 1946 wieder in Krefeld, „Volksparole“ KR, Nr. 208, 30. Juli 1934 (Kurzbiographie mit Foto), Personalpapiere als Ratsherr mit Paßfoto (1938), StA KR 16/240.

³⁵⁸) Friedrich (Fritz) Klör, Bautechniker, Rheinbaben-straße 30.

³⁵⁹) Heinz Krappen, geb. 8. September 1904 in Krefeld, 1924 Mitglied des Völkisch-sozialen Blocks Krefeld, 1925 Mitbegründer der NSDAP-Ortsgruppe Krefeld und erster Ortsgruppenleiter, November 1929 bis September 1930 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung und Bezirksverordnetenversammlung Krefeld, September 1930 aus der NSDAP ausgetreten und Amtsniederlegung als Stadt- und Bezirksverordneter, um 1932 Wiedereintritt in die NSDAP, Ende 1932 stellvertretender Kreisleiter in Krefeld, Anfang April 1933 auch Fraktionsgeschäftsführer der NSDAP im Juli 1933 wurde er „auf Anordnung des Beigeordneten Kreisleiters Becker bis auf weiteres zum Führer der nat.-soz. Fraktion im Stadtparlament ernannt“, „Volksparole“ KR, Nr. 162, 14. Juli 1933 (mit Bild), Diese Meldung wurde von Becker in der „Volksparole“ KR, Nr. 163 am 15. Juli 1933 dahingehend relativiert, daß „die Führung der Fraktion nach wie vor in meinen Händen“ liege, Krappen aber „Sprecher der Fraktion [...] und als mein engster Mitarbeiter stellvertretender Fraktionsführer“ sei. Des weiteren Bericht (mit Bild) in „Volksparole“ KR, Nr. 264, 6. Dezember 1933, 15. Oktober 1933 Direktor der städt. Krankenanstalten und Hilfsdezernent (?), Personalakte im StA KR nicht ermittelt, 1934 als Leiter des Amtes für Kommunalpolitik der Kreisleitung Krefeld nachgewiesen. In der „Volksparole“ KR, Nr. 341, 10. Dezember 1934, dankt Krappen für Glückwünsche „aus Anlaß der zehnjährigen Wiederkehr des Tages, an dem ich der Kampfgenossenschaft der NSDAP beitrage“, Krappen ging später, wohl 1935 seiner Ämter verlustig, nachdem gegen ihn Vorwürfe wegen Homosexualität erhoben worden waren.

³⁶⁰) Otto Kreyer, Kaufmann, Musikalienhändler (4. November 1893 bis 4. September 1957, jeweils Krefeld), evangelisch, Kirchenaustritt 18. Januar 1937, wohnhaft seit 1932 Nausser Str. 56, seit 1939 Nausser Straße 53, 26. August 1941 vorübergehend zur Wehrmacht (nach Lüdenscheid) eingezogen (StA KR Einwohnermeldekartei; Krefelder Adreßbücher).

361) Krings wurde am 28. November 1938 als Bürgermeister in Düken eingeführt und am 19. Januar 1939 als Ortsgruppenleiter von Uerdingen verabschiedet, RLZ KR Nr. 20, 20. Januar 1939.

362) Wilhelm Lauber (22. September 1892 Bochum bis 18. November 1944 Krefeld), Maler, seit 1933 Dießener Straße 153, seit 1943 Gladbacher Straße 322 (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

363) Auf einem Aufruf mit den Unterschriften der Ortsgruppenleiter der NSDAP in Krefeld-Uerdingen vom Februar 1935, „Volksparole“ Nr. 32, 3. Februar 1935 ist ein Kurt Ludwig aufgeführt, der laut Einwohnermeldekarte von 1927 bis 1937 auf der Gladbacher Straße 320 wohnte (geb. 20. Juni 1906 in Krefeld) und als Ortsgruppenleiter Fischeln-Stahldorf in Betracht kommt. Ludwig wurde Mitte Mai 1935 als Ortsgruppenleiter verabschiedet, da die Ortsgruppen Fischeln-Stahldorf und Süd mit Wirkung vom 16. Mai 1935 zu einer neuen Ortsgruppe Süd-Fischeln zusammengelöst wurden. Ludwig wurde „unter Beibehaltung seines Dienststranges“ von der Kreisleitung als Kreisamtsleiter übernommen, RLZ KR Nr. 134, 17. Mai 1935.

364) Rudolf Luth (21. März 1881 Stavenhagen/Mecklenburg bis 28. Juli 1947 Krefeld), evangelisch, Kirchnaustritt 17. Dezember 1936, Handelsvertreter, Kaufmann, seit 1930 Schönwasserstraße 7, später bei der Wehrmacht, 31. Juli 1942 aus der Wehrmacht entlassen, 7. Juni 1946 aus Internierungslager zurück (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

365) Dr. Werner Meurers (14. März 1896 Krefeld bis ?), Zahnarzt, katholisch, Kirchnaustritt am 9. März 1938, seit 1932 Ostwal 233 gemeldet, seit 1939 Uerdinger Straße 125, Februar 1942 nach Graz/Steiermark abgemeldet, weiterer Verbleib unbekannt (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

366) Eduard Mommertz (8. Juni 1897 Krefeld bis 29. Dezember 1954 Oedt), katholisch, Kirchnaustritt am 20. Dezember 1939, wohnte bis 1934 Blumenstraße 25, 1934 bis 1941 Hammerschmidtstraße 16, danach Uerdinger Straße 212, Juni 1945 Marktstraße 290 gemeldet, 1945 bis 1947 im Lager Staumühle interniert (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher). Stellvertreter Sparkassendirektor, Hammerschmidtstraße 16, Adreßbuch Krefeld 1940. Im März 1940 ist Mommertz als Ortsgruppenleiter und „als Vertreter des Kreisleiters“ erwähnt, RLZ KR Nr. 88, 9. März 1940. Im Mai 1940 ist Mommertz wieder eindeutig als Ortsgruppenleiter Altstadt erwähnt, RLZ KR Nr. 131, 15. Mai 1940.

367) Eindeutige Feststellungen sind ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich. Möglicherweise mit folgendem Müller identisch.

368) Eindeutige Feststellungen sind ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich. Möglicherweise mit vorstehendem Müller identisch.

369) Theodor Pfützner (9. Mai 1899 Torgau bis 4. Dezember 1971 Tönisvorst), evangelisch, Kirchnaustritt am 27. April 1939, Buchhalter, 1927 von Düsseldorf zugezogen, seit 1937 Am Konnersfeld 6 gemeldet, 1945 bis 1948 im Internierungslager Recklinghausen (StA KR Einwohnermeldekarte).

370) RLZ KR Nr. 304, 5. November 1939, Franz Pief, Einzelhandeltreuhandstelle, Moritzstraße 20 (Adreßbuch Krefeld 1940).

371) Ernst Rahmlow, Mariannenstraße 104, Inhaber einer Roladenfabrik.

372) Wilhelm Reuter (28. April 1894 Uerdingen bis 18. Februar 1963 Krefeld-Linn), Angestellter, diverse Tätigkeiten in der Wirtschaft und bei kommunalen Versorgungsunternehmen, u. a. bei der I. G. Farben in Uerdingen, bei Thyssen in Mülheim/Ruhr und den Erftwerken in Grevenbroich, 1927/28 Aushilfsangestellter bei der Stadt Krefeld (Einziehungsamt), Mitglied der NSDAP am 1. April 1932 (Nr. 1072395), der SA seit 1. Februar 1932 und der NSBO seit 15. November 1931, April 1933 bis 1945 bei der Stadt Krefeld angestellt, bis 1938 beim Wohlfahrtsamt (Amt 80),

seitdem bei den Stadtwerken (Amt 70). R. wurde am 1. Februar 1943 als kommissarischer OGL eingesetzt. Vorgänge in StA KR P 5289. R. ist noch im August 1944 als OGL nachgewiesen, vgl. Schreiben der Ortsgruppe Frankenberg an Kreisleitung, 11. August 1944, StA KR 790/17.

373) Walter Roskoth (19. September 1895 Duisburg bis 14. September 1958 Hülse), katholisch, Kirchnaustritt am 31. Dezember 1936, Behördenangestellter, vermutlich beim Arbeitsamt, 1945 entlassen, Eintritt in die NSDAP vor dem 30. Januar 1933, 1935 von Kleve kommend Hülsenstraße 271 gemeldet, ab Dezember 1939 Planettastraße 32 (heutige Lechstraße), Oktober 1945 lt. Vermerk auf Einwohnermeldekarte „als ehem. Ortsgruppenleiter in Gefangenschaft. Frau und Tochter angeblich in Haft“ (StA KR Einwohnermeldekarte und 20/25 Bl. 2; Krefelder Adreßbücher).

374) Max Rother (27. Juni 1877 Breslau bis 9. März 1953 Krefeld), Kaufmann (Pfeifenhaus Max Rother, Königstraße 129), 1934-1935 II. Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer Krefeld; 1926 DVP, Eintritt in die NSDAP 1. Februar 1929 (Mitglieds-Nr. 113051), Juni bis Dezember 1934 und Mitte 1935 bis 1940 Ratsherr des Stadtteils Krefeld. OGL Rother wurde Ende Mai 1935 infolge der Neuorganisation der Ortsgruppen verabschiedet, RLZ KR Nr. 149, 1. Juni 1935. Personalpapiere als Ratsherr mit Paßfoto (1938), StA KR 16/258.

375) Rudolf Sach (27. Juli 1902 Paulshagen Krs. Johanneburg bis ?), Techniker, Dissenter, seit November 1938 von Willich kommend Vorm-Rath-Straße 40 (heute: Am Königshof) gemeldet, am 12. März 1948 aus dem Internierungslager kommend Am Königshof 40 gemeldet, wohnte dort noch 1979 (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

376) Ernst vom Scheidt (geboren am 30. März 1896 Barmen), evangelisch, Geschäftsinhaber (Wirt) Friedrichstraße 2, seit November 1934 in Krefeld wohnhaft, seit September 1943 Vorm-Rath-Straße 50 bzw. Gerberstraße 63, seit 14. April 1944 Gutenbergstraße 9.

377) Karl-Ernst Scherf (25. Juni 1885 Düsseldorf bis 12. Juli 1965 Krefeld-Linn), evangelisch, Kirchnaustritt am 23. April 1942, Ingenieur, seit 1932 Bruchfeld 40 gemeldet (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

378) RLZ KR Nr. 335, 5. Dezember 1938; StA KR 16/235/II (Schreiben der OG vom 31. Januar 1940); Willi Schmetz, Lehrer, Am Egelberg 61 (Adreßbuch Krefeld 1940).

379) Erstmals RLZ KR Nr. 325, 25. November 1940 als Vertreter für den bei der Wehrmacht befindlichen OGL Luth erwähnt. Aller Wahrscheinlichkeit nach Karl Schmiegelt (6. Juni 1893 Hildesheim bis 6. Oktober 1968 Krefeld), kaufm., Angestellter, seit Februar 1934 Glockenspitze 375, in RLZ KR Nr. 246, 5. September 1941, noch als kommissarischer OGL genannt (Todesanzeige Jakob Salven), kam Juli 1945 aus Dresden wieder nach Krefeld (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher).

380) Eindeutige Feststellungen sind ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich. Nach einem vorliegenden Hinweis könnte möglicherweise ein Albert Schmitz einer der fraglichen OGL namens Schmitz gewesen sein (lt. Adreßbuch 1942 SA-Führer und wohnhaft Erntestraße 28).

381) Eindeutige Feststellungen sind ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich. Ob mit Vorstehendem identisch, konnte nicht geklärt werden.

382) Zur Wehrmacht eingezogen, RLZ KR Nr. 304, 5. November 1939. Nähere Feststellungen waren ohne weitere Anhaltspunkte (Vornamen, Anschrift) derzeit nicht möglich.

383) RLZ KR Nr. 42, 12. Februar 1935 (dort Schultheiß geschrieben, dieser Name läßt sich aber in der fraglichen Zeit in Krefeld nicht feststellen). In einem Schreiben der Ortsgruppe vom 26. April 1935, StA KR 4/14, Bl. 88), zeichnet ein Schultheis als Ortsgruppenpersonalamtsleiter, dort auch Rundsigel des Ortsgruppenpersonalamts.

Wahrscheinlich Konrad Schultheis, Kaufmann, Adolf-Hitler-Straße 52-54 (Krefelder Adreßbuch 1936/37).

384) Stadtrat (Beigeordneter), Moerser Platz 5, Adreßbuch Krefeld 1940. Sprekmann war seit Oktober 1939 zum Wehrdienst eingezogen. Zur Biographie: Joachim Lilla, Vor 90 Jahren geboren: Günther Sprekmann: Im Dienste der Stadtverwaltung. Ehemaliger Zeilenleiter und Ritter vom Goldenen Spaten, in: Rheinische Post Krefeld Nr. 243, 19. Oktober 1994.

385) Anton Steinhausen (18. November 1900 Dorsten bis 7), katholisch, Kirchnaustritt am 18. November 1936, kaufmännischer Angestellter, Leiter des Direktionssekretariats der I. G. Farben Uerdingen, seit 1931 Organisations- und Propagandaleiter der NSDAP-Ortsgruppe Uerdingen (RLZ KR Nr. 57, 26. Februar 1939); 1931 März bis Dezember 1933 Bezirksverordneter des Stadtteils Uerdingen, 19. September 1934 - 31. März 1940 Beigeordneter des Stadtteils Uerdingen, als OGL erstmals erwähnt RLZ KR Nr. 161, 14. Juni 1940. 1952 von Krefeld verzogen (nach Hamburg?) (StA KR Einwohnermeldekarte, 9/78, 9/188a 9/208; HSTAD Reg. Düsseldorf 47711; Lilla, Uerdingen, Fußnote 182).

386) Terheggen unterzeichnete ein Schreiben der NSDAP Kreisleitung vom 15. März 1944 mit dem Zusatz Kreisbeauftragter. StA KR 79/17. Über Terheggen ließen sich ohne nähere Informationen (Vorname, Anschrift, Beruf) weitere Angaben nicht ermitteln.

387) Herbert Vogel (22. Dezember 1902 Krippen/Sachsen bis 27. August 1942, an der Ostfront gefallen), bis August 1931 als Ingenieur tätig, September 1931 - 24. Januar 1933 erwerbslos, 25. Januar 1933 Abnahmeingenieur bei den GWE Krefeld, 11. März 1935 Tarifangestellter (Personalamt, Hauptamt), 1. März 1937 Stadtbauinspektor beim Rechnungsprüfungsamt, 5. Oktober 1937 Leiter des städtischen Personalamtes, 1. Februar 1938 Stadtamtmann, 1. April 1941 Oberamtmann; Eintritt in die NSDAP 1. November 1931 (Mitgl. Nr. 724 251) und seitdem als politischer Leiter tätig, 1934/1935 Ortsgruppenleiter Linn, nach der Auflösung der OG Linn-Rheinhafen blieb Vogel Ortsgruppenleiter z. B. V. (RLZ KR Nr. 154, 5. Juni 1936) als solcher v. a. tätig im Kreispersonalamt, 1. Juni 1939 OGL Linn, ab 27. Oktober 1939 zum Wehrdienst eingezogen, 1940 Feldwebel, Juli 1941 Leutnant; wohnhaft Hessenstraße 29 (StA KR P 7439).

388) Kaufmännischer Angestellter, Prinz Ferdinand-Str. 22, Wagner wurde vor oder Anfang 1943 eingezogen und soll bis Kriegsende Urkundsbeamter in einem Konzentrationslager gewesen sein.

389) „Volksparole“ KR, Nr. 132, 10./11. Juni 1933; Waldschmidt, Architekt, wohnte Oberdießener Straße 101 (Mitt. Hugo Ressler, Krefeld); RLZ KR Nr. 97, 7. April 1936; RLZ KR Nr. 128, 10. Mai 1937; RLZ KR Nr. 94, 5. April 1938 (mit Foto).

390) Paul Wellandt, Schreibweise des Namens unterschiedlich, auch in Einwohnermeldekarte (4. Juni 1893 Streesow i. P. bis 12. März 1950 Krefeld), Bürovorsteher, katholisch, Kirchnaustritt am 2. Dezember 1937, gemeldet seit 1925 Friedhofstraße (bzw. ab 1929 Martinstraße) 67, seit Januar 1948 Steinstraße 210 (da die Ehefrau bereits dort seit November 1945 gemeldet war, war Wellandt möglicherweise in Gefangenschaft oder interniert), seit April 1948 Lewerenzstraße 163 (StA KR Einwohnermeldekarte; Krefelder Adreßbücher). RLZ KR Nr. 193, 17. Juli 1935; RLZ KR Nr. 335, 5. Dezember 1937, RLZ KR Nr. 148, 29. Mai 1935. Wellandt war nach Auflösung der OG Krakau vorübergehend stellv. OGL West, arbeitete dann in der Kreisleitung, bis er im Dezember 1937 kommissarisch mit der Leitung der OG Süd-Fischeln beauftragt wurde, RLZ KR Nr. 335, 5. Dezember 1937. Wellandt ist noch für Ende Februar 1945 als OGL Lehmheide nachgewiesen (HSTAD RW 23/35, Bl. 10 ff.). Im Juli 1947 mußte sich W. vor dem Spruchgericht in Detmold verantworten, wo man ihm persönlich eine einwandfreie Haltung bezeugte, die er vor allen Dingen in den Tagen nach dem 20. Juli 1944 gezeigt habe. Er hätte sich für Verhaftete eingesetzt und für ihre Freilassung gesorgt. Wellandt erhielt eine Geldstrafe von 3.000 Mark, die durch die Lagerhaft als verbüßt galt. Rheinische Post Krefeld Nr. 67, 28. Juli 1948.

Wie schreibt man Krefelder Mundart?

von Kurt Hausmann

Wenn jemand mit Mundart sprechenden Menschen aufgewachsen ist, kann er nach einigem Üben auch gut vorlesen. Er macht sich in der Regel wenig Gedanken über die Schreibweise der Wörter. Verfaßt er für ein Familienfest, für eine Feier im Freundeskreis oder für eine Büttensprache zu Karneval einen Text, bereitet das Schreiben kaum Schwierigkeiten. Das sind persönliche Aufzeichnungen, die bekommt kein Fremder zu sehen. Anders ist das, wenn der Mundarttext veröffentlicht werden soll. Arbeiten „Fachleute“ hinterher mit dem Rotstift daran?

Die Schwierigkeit des Mundartautors besteht darin, die Buchstaben der hochdeutschen Schrift für die Lautung der Mundart zu verwenden. Eigentlich müßte Lautschrift verwendet werden. Solche Versuche konnten sich aber nicht durchsetzen, weil die Lautschrift zu wenig bekannt ist. Das gilt weithin auch von der Lautschrift „Rheinische Dokumente“, die seit 1986 vom Amt für rheinische Landeskunde, Bonn, propagiert wird.

In dem Buch, das die Kriewelsche Pappköpp unter dem Titel „No bös Do dran“ veröffentlicht haben, schreibt Schäng auf Seite 10:

„No es kriewelsch Platt schriewe al son Werk met Schruwe. Dooefür jövvt et kinne Duden. On desweäje merkt m'r be et Laäse, dat dä Matthes manche Wöert andersch schrivvt als wie ech on ömjekiehr. Dat es eäwes suo. Mar, Striet kriewe m'r net dodrüewer“.

Mundart will vor allem gesprochen werden. Man hört manchmal den Ausdruck Schriftsprache, wenn Hochdeutsch gemeint ist, und zieht so eine Grenze zur Mundart.

Immer wieder wurden Aufsätze zur Schreibweise der Mundart verfaßt. Einige seien in der Reihenfolge des Erscheinungsjahres angeführt.

- (1) Franz Heckmanns: „Ein Wort zur Schreibweise“
Der Sammlung von Liedern heimischer Mundart unter dem Titel „Für te senge on te danze“ vorausgeschickt. Herausgeber: Deutscher Sprachverein, Zweig Krefeld, 1931

- (2) Franz Heckmanns: „Wie schreiben wir Mundart?“
Der von Josef Brocker zusammengestellten Sammlung niederrheinischer Geschichten in Mundart unter dem Titel „Os Art“ vorausgeschickt. 1956

- (3) Willy Hermes: „Wie schreibe ich Krefelder Mundart?“ in „Schöttspoul“, Seite 112, Erstausgabe 1952, und „Stickschött“, Seite 115, Erstausgabe 1955

- (4) Emil Feinendegen: „Lie'rer, Aard on Blaghe“ in Jg. 41 der Zeitschrift für niederrheinische Heimatpflege „Die Heimat“, Seite 73 f., 1970

- (5) Willy Hermes: „Sprachgebrauch“ in „Kriewelsch von A bes Z“, Mundartwörterbuch, Seite 11 f., 1978

- (6) Willy Hermes: „Über den Umgang mit der Mundart“ in „Kriewelsche Mäuzkes“, Seite 247, 1984

Das Studium der Aufsätze zeigt, daß die Schreibweise unserer Mundart ständigen Veränderungen unterworfen ist. Das wird wohl auch so bleiben, ein Zeichen dafür, daß Mundart eine lebendige Sprache ist. „Die Schreibweise ist leider am gleichen Ort bei jedem verschieden, weil jeder einen anderen Tonwert hört und darstellen möchte“ (2). Eine Angleichung ist nach dem Erscheinen des Mundartlexikons (5) bereits erfolgt. Dennoch läßt sich die vorgeschlagene Regel: „Behalte das hochdeutsche Schriftbild soweit wie möglich bei!“ (2) meines Erachtens weiter verbessern.

1. Der nachklingende Selbstlaut, auch Schleiflaut genannt
(Do häs wahl ene Vuorel.)

Als ich das Wort „Vogel“ in Krefelder Mundart schreiben wollte, fragte ich mich: „Wie kennzeichnet man am besten den nachklingenden Selbstlaut?“ In der mir zugänglichen Mundartliteratur fand ich folgende Lösungen:

- Vurel Es ist kein nachklingender Selbstlaut zu hören.

Vuërel Die beiden über dem „e“ stehenden Punkte (Trema) gelten als Zeichen einer getrennten Aussprache zweier aufeinanderfolgender Selbstlaute.

Vu-erele Der Bindestrich soll verhindern, „ue“ als „ü“ zu lesen.

Vu'erele Das Auslassungszeichen hat dieselbe Aufgabe wie der Bindestrich im vorherigen Beispiel.

Vuorele Nach „u“ gibt es kein nachklingendes „e“, sondern ein „o“.

Vüejelke Das nachklingende „e“ erfordert nach einem Umlaut keine besondere Kennzeichnung. Sie entfällt auch nach einem langen „ie“ (Nieses = Nest).

Aber ich fand auch „Vuegel“, „Vuogel“ und „Vuoghel“. In diesen Beispielen geht es um die Frage: „Wie soll der Rachenlaut im Innern eines Wortes gekennzeichnet werden?“ Es wird zwar empfohlen, das dem Niederländischen eigene „gh“ zu schreiben (4), aber wer weiß das? Ein „j“ und ein „g“ kann man schlecht schreiben, also bleibt nichts anderes übrig, als ein „r“ zu benutzen (5).

Es stehen also neun „Vögel“ zur Auswahl, die in Kriewelsch auf uns zugeflogen kommen. Es gibt keinen Mundart-Duden. Entscheiden kann nur die Antwort auf die Frage: „Welches Wort ist am besten zu lesen?“

2. Das Nachklingende „ä“
(Ze Mäertes ritt wier op sinn Peärd.)

In älteren Mundartgeschichten findet man fast ausschließlich die Schreibweise Peärd = Pferd (Käetel = Kessel, Äete = Essen). Seit Willy Hermes vom nachklingenden „ä“ gesprochen hat (6), hat sich das geändert. Heute schreibt man vielfach Peärd, Käetel, Eäte, wenn das hochdeutsche Wort mit „e“ geschrieben wird. Steht aber im hochdeutschen Wort ein „a“ oder „ä“, wird die alte Schreibweise beibehalten (Mäertes = Martin, Schuhmäeker = Schuhmacher, wäeß = wächst, Bläer = Blätter).

3. Das nachklingende „o“

(Dinne Suohn klömpt allwieer üever oser Muor.)

„Nach „u“ höre ich kein nachklingendes „e“ sondern ein „o“, das ich ohne Bindestrich anführe“ (3). Dieser Hinweis von Willy Hermes wird heute von den meisten Mundartautoren beachtet (Buohne = Bohnen, luope = laufen).

4. Bindestrich und Auslassungszeichen

(Met sonn Kle'er jonn ech net vür de Düer.)

Bindestrich und Auslassungszeichen sollen im allgemeinen nicht zur Kennzeichnung eines nachklingenden Selbstlautes verwandt werden, da sie im Hochdeutschen andere Aufgaben haben. Es wird die Verdoppelung des vor dem Schleiflaut stehenden Selbstlautes empfohlen (Zooert = Sorte, Strooet = Straße, opstooehn = aufstehen). Dabei kann es dann aber auch zu Selbstlauthäufungen kommen, wie zum Beispiel bei noelooete = nachlassen.

Würden bei diesem Verfahren drei „e“ hintereinander zu stehen kommen, sollte man ein Auslassungszeichen verwenden, denn es wird in diesem Fall ein Buchstabe fortgelassen (Kle'er = Kleider, bre'er = breiter, fre'e = freien) (5).

5. Die Dehnung in der Mundart

(Stiena hät die Schuohn allwieer kapott.)

a) Das lange „ie“

Es kommt in Wörtern wie Pief = Pfeife, Ries = Reis und kieke = gucken vor.

b) Die Verdoppelung des Selbstlautes

Brief = Brief, Waater = Wasser, Koor = Kostprobe

Es können sogar Selbstlaute verdoppelt werden, bei denen das in Hochdeutsch nicht möglich ist (fuul = faul). Die Verdoppelung von Umlauten ist auch möglich (Lüüsch = Schilfrohr).

c) Das Dehnungs-h

Das Dehnungs-h finden wir in Wörtern wie Schuh = Schuhe, Höhnsche = Hühnchen, leht = leicht.

Manchmal sieht es so aus, als leiste sich die Mundart sogar eine doppelte Dehnung (Drooht = Draht, nieehne = nähen, Woehnes = Wohnung, liehre = lernen, Weehwaater = Weihwasser).

Bei näherem Hinsehen entdeckt man, daß in dem entsprechenden hochdeutschen Wort ein „h“ steht, auf das man wegen der besseren Lesbarkeit nicht verzichten soll. Die Übernahme des Dehnungs-h sollte man aber nicht zum Prinzip erheben, sonst entstehen sich widersprechende Schreibwei-

sen. Ein Dehnungs-h steht dann hinter einem kurz gesprochenen Selbstlaut (w'r jo(h)nt = wir gehen, jewähnt = gewohnt). Das sollte vermieden werden.

6. Der kurze Selbstlaut

((Wie mir Krotte woere, hätte m'r en de Scholl stell sette mödde.)

Der kurze Selbstlaut wird wie im Hochdeutschen durch die Verdoppelung des nachfolgenden Mitlautes kenntlich gemacht (Kösse = Kissen, Kull = Loch, schödde = schütten).

7. „ß“ in der Mundart

(Os Jruoß jieet nooe de Pooß.)

Nach der neuen Rechtschreibung schreibt man „ß“ nur noch nach einem langen Selbstlaut oder nach einem Doppellaut (Diphthong: ei, au, eu). So sollte man auch in der Mundart verfahren (Jaaß = Gast, Feäß = Fest, Chrieß = Christian, Preuß = Soldat, der bei den Preußen gedient hat).

8. „f“, „w“, „v“ oder „vv“ im In- oder Auslaut

a) „f“ im In- oder Auslaut

Das „f“ im In- oder Auslaut sollte man in der Mundart immer dann benutzen, wenn auch das hochdeutsche Wort mit „f“ geschrieben wird (Pief = Pfeife, stief = steif, Loff = Luft, fief = fünf, fiffzig = fünfzig, Löffke = Lüftchen, effe = einfach).

b) „vv“ im In- und Auslaut

Das „vv“ sollte man im In- und Auslaut in der Mundart nach einem kurzen Selbstlaut schreiben, wenn das Wort im Hochdeutschen mit „b“ geschrieben wird, in der Mundart aber ein „f“ zu hören ist (evvkes = eben, Wivvke = Weibchen, Javvel = Gabel, Blivv! = Bleib!, Lövvke = Löbchen, Livvke = Leibchen).

c) „w“ im In- oder Auslaut

Spricht man in der Mundart ein „w“, im Hochdeutschen aber ein „f“, sollte man „w“ schreiben. (Oewen = Ofen, Kriewel = Krefeld, Stieewel = Stiefel, Schwaäwel = Schwefel, Düwel = Teufel, Hawer = Hafer, lieewere = liefern, Breewe = Briefe).

d) „v“ im In- oder Auslaut

In der Mundart sollte man ein Wort mit „v“ schreiben,

- wenn es im Hochdeutschen auch mit „v“ geschrieben wird (Kurv = Kurve, Larv = Larve, Nerve = Nerven, Klieev = Kieve, Keävele = Kavelaer, Polver = Pulver).

- wenn es im Hochdeutschen mit „b“ geschrieben wird (Selver = Silber, Schrievs = Schreiben, Leäve = Leben, Salv = Salbe, Körv = Korb, Ooewend = Abend, süver = sauber, üever = über, sieeve = sieben, Liev = Leib, jrooev = grob).

blieve, blivvt, jeblieeve
sterve, stirvt, jestorve
leäve, levvt, jelevvt
driev, drivvt, jedrieeve
weäve, wevvt, jewooeve
jraave, jrävvt, jejraave
jeäve, jövvvt, jejoeve
riev, rivvt, jerieeve

Bei Verben halte ich diese Schreibweise für besonders vorteilhaft. Wenn man anders verfährt, ist ein Buchstabenwechsel zwischen „w“ und „v“ unumgänglich (leäwe, levvt, jelevvt).

Die von mir vorgeschlagene Schreibweise fand ich bei den Mundart-Autoren Wilhelm Grobden aus Kempen und Peter Janßen aus Birgden im Selfkant. Bei Krefelder Mundart-Autoren ist hier keine übereinstimmende Linie zu erkennen. Da wird zum Beispiel Oewend = Abend mit „w“, vanoewend = heute abend aber mit „v“, leäwe = leben mit „w“, kleäve = kleben mit „v“, sieeve = sieben mit „w“, schriev = schreiben mit „v“, Weäwer = Weber mit „w“, neäve = neben mit „v“ geschrieben (5).

9. Noch einige Hinweise

a) In der Mundart bedeuten „ae“, „oe“ und „ue“ nicht „ä“, „ö“ und „ü“.

b) „g“ im Anlaut (hochdeutsch) wird immer als „j“ gesprochen und geschrieben.

c) Bei der Frage, ob „d“ oder „t“ im Auslaut, richte man sich nach der Schreibweise im Hochdeutschen: Duod = Tod, duot = tot.

d) Schreibung kurzer Wörter

Häufig macht die Schreibweise von Geschlechts-, Für- und Bindewörtern Schwierigkeiten. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf das „Krefelder Mundartlexikon“ von Rudi Neuhausen (Hochdeutsch – Mundart). Darin sind auch viele „Kurzwörter“ aufgeführt.

10. Mundart: Sprache und Schreibweise – eine Anregung

Im vierten Schuljahr einer Krefelder Grundschule sollte ich den Schülerinnen und Schülern etwas über Krefelder Mundart erzählen. Als ich den Klassenraum betrat, sagte die Klasse im Chor ein Gedicht auf. Ich verstand kein Wort, bedankte mich aber höflich für den freundlichen Empfang und erfuhr, daß das Gedicht „Wäwer-Denkmal“ von Oelhausen deklamiert worden war. Warum hatte ich kein Wort verstanden? Die Lehrerin, die das Gedicht mit viel Fleiß eingeübt hatte, stammte aus Wesel. Sie hatte Oelhausen in Weseler Mundarttöne übertragen.

Das zeigt, bei jedem Versuch der Darstellung der Laute und Lautverbindungen stehen uns in der Mundart die Mittel zur Verfügung, deren sich die hochdeutsche Sprache bedient. Eigentlich müßte man sich zur Übermittlung mundartlichen Sprachgutes der Tonträger bedienen. Solange das aber nur in geringem Maße geschieht, sind der Vortrag und das gedruckte Wort der häufigste Weg der Übermittlung von Mundart.

Deshalb sei die Wichtigkeit der Mundart-schreibung zum Schluß betont. Emil Feinden-gen gibt dafür in seinem Aufsatz „Von der praktischen Arbeit der Mundartfreunde in Gegenwart und Zukunft“ in „Mensch und Mundart am Niederrhein“ auf Seite 27 f. drei Gründe an:

a) weil es von ihr abhängt, ob die Arbeiten gelesen werden.

b) weil es mit dazu beiträgt, die Mundart reinzuhalten.

c) weil es keine einheitliche Schreibung der Mundart geben kann.

So sind die Darlegungen als Anregungen und nicht als Regeln zu verstehen. Um noch einmal mit Schäng zu sprechen: „Dooe krieje m'r kinne Striet drüever“.

Wo kömmt dat Wooert mar bluoss vandänn?

Ein Streifzug durch die Etymologie des Krefelder Platt – 3. Teil

von Paula Coerper-Berker

Wenn man sich daranmacht, das Vokabular zu sichten und einer etymologischen Betrachtung zu unterziehen, das dem Krefelder zu Gebote steht, um seiner Ein- und Wertschätzung der Mitmenschen Ausdruck zu verleihen, muß man sich auf einiges gefaßt machen. Was da als direkte Anrede oder – vermutlich häufiger – als Mitteilung an Dritte zu hören war oder ist, reicht ja zumeist zurück in eine Zeit, in der das menschliche Miteinander, jedenfalls ‚im Volke‘, noch nicht durch die späten Tugenden der Höflichkeit und schonungsvoller Indirektheit kompliziert war. Da läßt sich einiges Deftige erwarten. Aber es kann denn doch bedenklich stimmen, wenn sich zeigt, daß der Blick auf den Nächsten, wie ihn die mundartlichen Sprachschöpfungen spiegeln, offenbar weit mehr an Schwächen und Mängeln interessiert ist als an irgendwelchen Erfreulichkeiten. Die Zahl der **Spott- und Schimpfnamen** überwiegt die freundlich anerkennender erheblich. Aus dieser Tatsache, die freilich für alle Umgangssprachen gilt, sind ziemlich böse Schlüsse, die gesunde Volksseele betreffend, gezogen worden.

Man muß sich dem nicht unbedingt anschließen. Es ist ja nicht zu leugnen: Hier wurde die Unvollkommenheit alles menschlichen Seins und Tuns illusionslos wahrgenommen, nichts beschönigt oder verwischt. Man hat den Übelständen tapfer ins Auge geblickt – und das sehr genau. Wo eine abgestumpfte oder ängstliche Wahrnehmung sich heute mit dem flächendeckend eingesetzten ‚Arschloch‘ artikuliert, wagten die Vorväter weitaus differenziertere Tatbestände zu entdecken und ins Wort zu fassen. Und in was für Wörter! Da liegt es. Wo der unerträgliche Pedant und Besserwisser zum Krintekäcker wird, der großtuende Angeber eine Nooerjemäkte und der habgierige Abkassierer eine Jriepspeen ist, da ist der Krefelder mit der bedrückenden Realität auf seine Weise umgegangen. Er hat sie sich ein bißchen kommoder gemacht, mit kräftigem Sprachzauber das Schlimmste gebannt. Mehr noch, wo er feststellt: „Osen Herrjott hät männije Kooesjänger“, da nimmt er sie letztlich doch alle als läßliche Sünder, denen er seine Solidarität im Angesichte der Ewigkeit nicht versagt.

Die schöne Toleranz fällt naturgemäß besonders leicht, wo man nichts zu fürchten hat. Vor allem bei denen also, die ein bißchen zurückgeblieben sind hinter dem allgemein anzutreffenden Maß an Selbstbehauptungswillen. Zu denken wäre hier an **da Schluff**, den schon erwähnten jooen oder treuen Schluff. Ebenso an **da Sänktekuuess**, der sich, Aufsehen und Streit vermeidend, op sänkte – ‚sanften, sachten‘ – Kuesse durchs Leben bewegt (Man pflegte diese dicken Füßlinge in den Klumpen zu tragen; in den Niederlanden ist kous einfach der Strumpf, ursprünglich die frz. chaussons; bei Glatteis über die Schuhe gezogene Socken.). Natürlich wird man auch vom **Laumann** nichts Schlimmes erwarten, ebensowenig wie vom **Labbes** oder **Lappmann**, der, wie schon gesagt, kein Kerl aus Lappen ist, sondern seinen Namen der Laffe verdankt, der schlaff herabhängenden Unterlippe, wie sie gewissen Leuten im Zustande dümmlichen Stauens eigen ist. Eine weitere, meist jüngere Abart der Harmlosen stellt die **Livkesbox** dar: dat Motterjüngke, dem mütterliche Fürsorge diese praktische Leibchen- oder

Hemd hose angedeihen ließ. Inzwischen zum fischen Body aufgewertet, war sie vor Zeiten aus schlicht weißem Macco-Feinripp und mit einem rückwärtigen Schlitz oder einer aufknöpfbaren Klappe für bestimmte Fälle versehen – ein Bild, das keiner Worte bedarf. In diese Reihe gehören natürlich auch das unerschütterlich wohlwollende, freilich etwas weltfremde **Kaplaansjemööt** und auch der stieve, drüje **Printemann**, dem das Backwerk aus Printenteig in der Gestalt eines Heiligen (Bischof Martin, Nikolaus) den Namen gab. Wenn aber nun auch noch der **Palmäesel**, das brave, geduldige Reittier des Herrn, herhalten muß, um den frommen Einfallspinsel anschaulich zu charakterisieren, dann nähert sich das sprachschöpferische Genie der Mundart doch bedenklich den Grenzen des theologisch Schicklichen – bei aller Berücksichtigung der besonderen Vertraulichkeit im Umgang mit den heiligen Dingen, die das rheinisch-katholische Gemüt auszeichnet!

Wie dem auch sei: Fest steht leider, daß es andere, Gewieftere, gibt, die sich die relative Wehrlosigkeit der Obgenannten zunutze und diese selbst zu dem machen, was der Krefelder plastisch und mitteillos die **Üewerje-ströppde** nennt, solche, denen man das Fell über die Ohren geströpft hat. Aber wer sind die Täter genau? Anzahl und Vielfalt der Namen weisen auf die Häufigkeit und die unterschiedlichen Formen ihres Auftretens: die **Jriepsböön**, die **Feerdije**, die **Schlönk**, **Schliekefänger**, **Schauter**, die finnige **Öester** – all die **klüchtije Fente**. Diese ‚zweifelhaften Gesellen‘ haben wir sprachlich den Niederländern zu verdanken, auf Umwegen allerdings, denn bei ihnen ist der vent einfach der Bursche, der Karl, ‚een echte kerel‘, zusammengezogen aus **veemgenoot**, **vennoot** = Mitglied einer **veem(e)**, einer Genossenschaft. Das konnte die Feme, ‚das heimliche Gericht‘ sein, aber auch jede (Handels-)Genossenschaft. Dann war er schlicht ein Geselle, Kamerad, junger Mann, und in diesem Sinne findet er sich dann auch im Mittelniederländischen. Den üblen Beigeschmack bekommt er erst später, vor allem durch seine Attribute. Und da ist das scheinbar so vertraut krieewelsche ‚klüchtig‘ ebenfalls niederländischen Ursprungs. Das Wort geht seltsame Wege, ehe es bei uns zur Bezeichnung für nicht ganz geheure Menschen, Dinge und Zustände in Gebrauch kommt: **klüchtije Lüü**, ‚en klüchtig Wäer, mech is et klüchtig en de Maag. Das zugehörige Substantiv **klucht**, mnl. **clucht**, das mhd. zu **kluft** (ft < cht), zur (Fels-)Spalte, Höhle wird, bezeichnet ursprünglich nichts anderes als ein Stück, etwas Abgespaltenes, denn es leitet sich von **klieben** ‚spalten, spießen‘ ab. Im 16. Jahrhundert tritt es in den Niederlanden in einer merkwürdigen Zusammensetzung auf: als **kluchtspeel**, als Schwank, Posse auf einer Bühne, als ein Theaterstück. Und was da gespielt wurde, war **klüchtig** = komisch, wunderbar. Man hat auch bei uns Gefallen

an den Spielen gefunden, und mit der Sache kam das Wort. Den Altvorderen muß das possenhafte Treiben offenbar mehr als komisch vorgekommen sein; undurchsichtig, doch nicht ganz geheuer. Und ganz geheuer können einem auch die klüchtije Fente nicht sein. Sie werden sich bei näherem Zusehen durchaus als **faale Fente** erweisen – keineswegs bläßliche fahle Knaben. Das Wort, im ganzen indogermanischen Sprachraum verbreitet – lat. **pallidus**, ahd. **falo**, mnl. **väle** – meint zwar genau das, wird auch in diesem Sinne vor allem für die Fehlfarbe eines Tieres gebraucht (Falbe), aber im Mittelniederländischen kommt noch eine andere Bedeutung auf, die sich in den nd. Dialekten erhalten hat: mit dem **valen perde plogen** – ‚Hinterlist und Betrug üben‘. Solche also sind die **faale Fente**, heimtückisch, böseartig. Man wird sich nicht scheuen, sie auch **lällike Fente** zu nennen – ebenfalls so ein altes Wort, das sich in der Hochsprache nur mit einer erheblichen Sinnerschiebung in ‚leidlich‘ und ‚Leid‘ erhalten hat. Aus dem idg. *leit – ‚verabscheuen, freveln‘, gewachsen, bedeutet ahd. **leidlih**, mhd. **leitlich** noch ‚abscheulich, schlecht‘. Das tut das nl. **lelijk** bis heute, während es aus der Mundart zu verschwinden droht, im Gegensatz zu seinem Inhalt, den man den Subjekten zuordnen muß, die sich auf die unterschiedlichste Art als **lällek** erweisen.

Da wäre jener Zeitgenosse, der stets als erster am Frühstücksbuffet abräumt oder auf den Fensterplatz im Reisebus stürzt, falls er nicht weit folgenreichere Begehrlichkeiten entwickelt: **dä Jriepspeen**. Der läßt nicht bloß ene **jooe Schluff** alt aussehen, und es bleibt nur die Freude an seinem Namen. Der bewahrt nämlich in dem **Speen** eine schöne alte Bezeichnung für einen Partner. Wir kennen sie noch eben im Ehegepons, ohne recht zu wissen, was da gemeint ist: der **Gespann**, der **Gefährte**, in der Kurzform der **span**. ‚Machen wir uns auf, weil wir lustige Hirtenspan sein‘, heißt es in einem Weihnachtsspiel des 16. Jahrhunderts. Und da hat das Wort ja durchaus einen guten Klang. Das könnte bei dem nächsten eigentlich auch der Fall sein. Aber wenn es heißt: ‚Dat is ene **Feerdije**‘, dann ist die Warnung eingeschlossen: ‚För däm motts do oppasse, dä treckt dech et Hemm van et Liev, wenn do dooebee stieehs‘ – ein Fertiger, der in jeder Beziehung sein Teil gelernt hat, ein Gewiefter, wobei das ‚fertig‘ seine eigentliche Bedeutung erst zeigt, wenn man weiß, daß es von der Fahrt herkommt, ahd. **fartic** = zur Fahrt bereit, ausgerüstet mit allem, was einer braucht, um dahin zu kommen, wohin er will. Das trifft es. Und einem solchen zu widerstehen, verlangt mehr, als ein **Kaplaansjemööt** leisten kann. Trotzdem – oder gerade deshalb – wird man nie ohne einen Unterton der Anerkennung von ihm sprechen. So ist das nun mal, eine Tatsache, in unserem evolutionären Erbe fest verankert, daß der Sieger, der **Clevere**, nicht ohne Bewunderung bleibt.

Da kann er angestellt haben, was er will.

Wovon denn auch die **Schliekefänger**, **Schlönk** und **Schauter** profitieren: Sie alle changieren zwischen den gewitzten Schelmen, an denen man seinen Spaß hat, und den durchtriebenen Burschen, die das Üewerströppen betreiben. Schon der erste ist so einer. Aber handelt es sich bei ihm wirklich um den Mann, den man in Duisburg kennt, der im niedrigen Wasser oder Schlick zwischen den Bühnen im Rhein die ‚Schliechen‘, große Regenwürmer(!) sammelt/fischt/fängt? Wieviel List und Schläue wäre bei diesem Geschäft vonnöten? Man sollte wohl eher an einen denken, der die Schliche, mnd. **sleke**, **fengt** = findet, um zu seinem Ziel zu kommen – ein Schläuer. Aber wen es trifft, der sieht es anders. Genauso beim **Schlönk**, der es auch so hinter den Ohren hat. ‚Do bös mech ene Schlönk‘, das ist noch ögskeskniend gesagt und nicht böse gemeint. Doch in der dritten Person (dat is ene Schlönk), da wird seine Herkunft deutlich angesprochen: der Schlund (nhd. < nd.), der in sich hineinschlingt, was er kriegen kann, und der vor allem weiß, wie er drankommt. Und der **Schauter** ist auch nicht nur ein ‚läppischer, nicht ernst zu nehmender Mensch‘, wie der jiddische **schoteh**, ‚Narr, Tölpel‘, nahelegt. Über die rotwelsche Händlersprache in die Dialekte gelangt, klingt das Wort für uns doch mehr nach zweifelhafter Gesinnung und deren Auswirkungen. Und damit gerät er in die Nachbarschaft zum **Ooes**, dem finnigen **Ooes** oder gar dem **Schinnooes**. Ja, das **kleeene Ööske** – da freut man sich noch an dem hellen Böörschken, aber vor dem ausgewachsenen Exemplar hat man sich zu hüten: auch so ein Durchtriebener. Sein ‚finnig‘ hat nichts mit gewissen Finnten zu tun. Wie schon erwähnt, geht das Wort auf die Finne zurück, mnd. **vinne**, die eitrige Geschwulst, Pocke beim Vieh. Das Adjektiv bedeutet nicht nur ‚räudig, unrein‘, sondern übertragen auch ‚häßlich, böseartig‘, nl. **vinnig**, ‚bissig, scharf‘. Ein schlauer, ein scharfer Hund, dat finnige **Ooes**, auch hier nicht ohne gewissen Respekt oder gelegentlich sogar Amesemang gesagt. Das ändert sich allerdings, wo das **Schinnooes** auftritt, nichts anderes als das **Schindluder**, ein krepierendes Tier, das geschunden ist, dem man das Fell oder die Haut abgezogen hat (ahd. **scind**, **scinten**; engl. **skin**). Hier enthüllt sich das **Ooes** als das, was es eigentlich ist: das **Aas**. ‚Du Aas, du Schindaas, du magst wohl in der Hell sitzen‘ (Marburger Hexenprozesse 1698). Eigentlich meint das Wort, abgeleitet vom germ. *es, ‚essen‘, die Speise der Vögel und Raubtiere (Äsen!), wird aber seit dem 12. Jahrhundert – von Aussehen und Geruch des verwesenden Fleisches her? – zum derben Schimpfwort für einen verabscheuenswürdigen Menschen. Und für einen solchen hat denn auch der Krefelder das **Aas** in dieser Form, im Gegensatz zum immer noch ambivalenten **Ooes**, aufgespart – eines der schlimmsten Wörter, die die Mundart in die-

sem Zusammenhang kennt. Da hört der Spaß endgültig auf, und da bleibt es auch nicht beim Üewerströppen. Aber merkwürdigerweise finden sich keine speziellen Bezeichnungen für die Kapitalverbrecher, die Räuber, Mörder, Kinderschänder. Hat es den Vorvätern die Sprache verschlagen? Dat Biees! Dat Ferke! als abschließende Feststellung nach eingehender Tatschilderung ersetzt die genaue Benennung.

Aber et bliewen er (ihrer', der einzige Genitiv im Platt) jooe noch jenoch van son klüchtije Lüü' – kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Anforderungen an Moral, Verstand, Tüchtigkeit, Ordnung und Sauberkeit zu stellen sich der Krefelder berechtigt fühlt. Nicht nur er natürlich, und vor allem, was die jeweils anderen betrifft: all die **Drietsäck**, **Piefeköpp**, **Hüsskestapezierer** und **Mottläukes**!

Die Häufigkeit der Nennung läßt auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Erstgenannten schließen. Bereits das herzhafteste Wort Driet, so vielfältig verwendbar – Driethüsske, Drietwäer, Drietjüngke, Driet in de Pief ...-, will als eines der Krefelder Urwörter erscheinen. Doch weit gefehlt! Die Sache ist dem Menschen über den ganzen Erdkreis und von allem Anfang an aufs natürlichste zugeordnet, und die Sprache gibt unmißverständlich Kunde davon. Um nur Benachbartes zu nennen: mnd., mnl. driten, ahd. trizan, an. drita, ags. dritan. Aus der idg. Wurzel *dher, *dhrēid sprießt es überall. Im alten Island hieß das Substantiv schon lautgleich drit, die Engländer haben sich lediglich eine Metathese erlaubt: dirt. Zusammengestellt mit 'Sack', der Luther bereits zur Bezeichnung des menschlichen Leibes diente ('unser eigen Fleisch und Blut, der alte, faule Sack'), läßt sich das Wort unbedenklich einsetzen zur Charakterisierung all derer, denen unsere Verachtung gilt, ohne daß man sich hinsichtlich der gerügten Mängel genauer festlegen müßte. Dän Drietsäck!

Ähnliches ist vom **Piefeköpp** zu sagen – auch eher ein Gattungsbegriff. Aber hier ist der Abscheu nicht ganz so tief, hier liegen die Schwachstellen meist lediglich im Kopf. 'Din Jesiech op de Pief jemollt, on ech küeß van lache net schmocke'. Die auf den 'postellene' Kopf der Pfeife gemalten Gesichter sahen ja sehr gescheit auch nicht aus.

Als verbreitete Erscheinungsform des Typus ist der (andernorts schon erwähnte) **Schwaadlapp** anzusehen, der mit sinne nöotere Vertäll so manche gesellige Runde verstummen läßt. Besonders beliebt dürfte er sein, wo er in Personalunion mit dem **Enbeldspüemel** auftritt, der in seinem Namen bereits das Mißverhältnis von Sein und Schein anzeigt. Dat Püemelke – das Bißchen. Die Sache ist bekannt, das Geheimnis des Wortes schwer zu lüften. Eine nicht ganz sichere Spur führt über das flandrische

püemelen, 'in kleinen Bissen essen', ins benachbarte Frankreich zu peu, 'wenig, ein bißchen'. Nun, die mit dem ungeklärten Stammbaum sind oft die Fruchtbarsten: püemele, püemelig, Püemeleel, Püemelskrooem und schließlich der vorliegende Püemel, der Mann, der nur ein Bißchen ist, was auch immer er sich einbildet zu sein. Unter diesem Aspekt zeigt er sich denn auch oft genug als ene **Nooerjemäcke**. Einfacher und treffender ist er nicht zu charakterisieren, egal wer oder was das Vorbild ist, das nachzumachen er sich bemüht.

Bei ene **Duurjedöode** dagegen ist man versucht anzunehmen, es handle sich um jene wohl ausgestorbene Spezies, der die korsettgestützte 'durchgedrückte' Haltung des wilhelminischen Offiziers als Ausweis aufrechten Mannestums und nachahmenswertes Ideal erschien. Die Sorte hat aber jedenfalls ihre Nachfahren in all denen, die sich auf gut Kriewelsch enen Döö aanduuen, einen Däu antun, um eindrucksvoll in Erscheinung zu treten. Wo dies vor allem mittels eines gestylten Outfits, wie man heute zu sagen pflegt, geschieht, haben wir den **Kaskenademaaker** vor uns. Wer ist dieser Mensch? Es verlangt einige Findigkeit, ihm auf die Spur zu kommen – in der Gascogne! Mit dem Wortlaut ist man hart umgegangen, aber in der Sache stimmt es. Den Gascognern, diesen 'gutmütigen, aber heißblütigen' Südfranzosen, werden bezeichnenderweise 'Eitelkeit und Neigung zur Übertreibung' attestiert. Das Wort kam gewiß auf Umwegen zu uns. Aber daß es freundliche Aufnahme fand, zeigt: Man hatte Bedarf, hier, wo man weiß, daß die Kleider die Leute machen. Natürlich kann man all die Enbeldspüemels, Nooerjemäcke, Duurjedöode und Kaskenademaaker auch einfach **Stronzbüll** nennen, damit kommt man ihrem Wesen auch sehr nahe. Es handelt sich fraglos um einen Beutel, mnd. büdel, zurückgehend auf die idg. Wurzel *bhu, 'aufblähen, aufblasen'. Das trifft es: dän **Opjeblooesene**! Aber was hat es mit dem Stronzen auf sich? Einen Hinweis scheint das engl. strutting zu geben, 'großspurig auftretend, großtuerisch'. Hier ist ein n verlorengegangen, das sich in dem Dialektwort strunt noch findet – wenn dieses denn zu derselben Wortfamilie gehört. Man befindet sich auf dem Boden der Spekulation. Aber die beschert eine reizvolle Perspektive, die nicht verschwiegen werden soll. Strunt bedeutet nichts anderes als Schwanzende oder Penis. Und da läßt sich ja was kombinieren. Sollte der Stronzbüll letzten Endes der sein, der den weitesten Bogen ...? Zurück zur Eindeutigkeit, zum schönsten Namen für all die Stronzbülls: **Jieetejockee!** – sich Herrenreiter wählend, eine Geiß unterm Steiß! Und damit zu einer ganz anderen Spielart der Piefeköpp.

Wem wäre er noch nicht begegnet, dieser fiese Pedant, Kleinigkeitskrämer, der dech de Fenger an de Hank nooertällt, der **Krin-**

tekäcker? Wie der Name nahelegt, fühlt sich dieser Erbsenzähler offenbar bewogen, selbst die Produkte seines Stoffwechsels in der exakten Form meß- und zählbarer Einheiten abzuliefern. Dieser **Päerdsküetelsjenaue** wird zweifellos auch bei seinem Gaul (in welcher Gestalt auch immer) nachzählen, ob hinten exakt herauskommt, was er vorne hineingesteckt hat. Und da ist noch so einer, dä **Kniesterfiester**, dän ürije Pitter, der an allem was auszusetzen hat, däm och osen Herrjott nix jooet jenoch maake kann. Aber was kniestert und flestert dieser Mensch? Nun, gecniest, gecneest, geknist, gegnistat wird an der ganzen Nordseeküste lang, von den alten Nordmännern bis zu den zeitgenössisch kniezenden Niederländern: geknirscht, gebrummt, gemurrt, sich gehärmt. Zurückführend auf die germ. Wurzel *ghen, 'zerreiben, zernagen', darf man das Verb als Ausdruck eines nagenden Grolles oder Grams vermuten, einer Gemütsverfassung, verbreitet im Nebelland, in dem die Griechen den Eingang zur Unterwelt suchten. Den zweiten Wortteil, den Fiester, muß man wohl dem Schema 'tat's um des Reimes willen' zuschreiben, wie man es vom Hörpeleppomp und Ruppenduppes kennt. Allerdings böte sich dem mutigen Etymologen eine Alternative, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist, denn es wird nicht nur gekniestert rund um die nordischen Gewässer, es wird auch gefistert von England über die Niederlande, Schweden, Rußland bis zu Martin Luther: 'Wir essen, trinken, schlafen, feisten und farzen uns zu Tode'. Die idg. Wurzel *Peus, 'blasen', läßt es ahnen: Es geht um den vist, fisting, den Leibeswind, und zwar den heimlichen, leisen. Sollte hier der Fiester (Dehnung des i in Angleichung an das Kniester) zu suchen sein, der sich so schön reimt und den ewigen Kritikaster mit Genuß verbal zur Strecke bringt: Groll/Gramfurzer? Von all dem weiß ein anderer Fister gottlob nichts, der liebenswerte **Fisternölles** der uut Spönnisches den Kölner Dom erbaut und uut ene alde Elektrorasierer en Stellwerk für dat Jüppke sin liserbahn. Das Fisten hat sich längst eine schicklichere (Neben-)Bedeutung zugelegt. Es wird übertragen auf das knifflige, tüftelige Werkeln, das der Fisternölles so hingebungsvoll betreibt. Die gewisse Heimlichkeit, die ihm von seinem Ursprung her anhaftet, aber auch das Verwickelte des Kleinhandwerks mögen dazu geführt haben, auch anderes verborgen-emsiges Tun als fisternölles zu bezeichnen – bis hin zum Fisternölleschen, der heimlichen Liebelei – als Wort ein Einwanderer, in seinem Krefelder Ausweis müßte „-nölleke“ stehen, wobei nicht gezeugnet wird, daß die Sache selbst auch am Ort bekannt ist; die Twiee hääben en Kröeske tesaame. Der Nölles allerdings macht Probleme. Handelt es sich einfach um einen Arnold = Nöll? Oder ist er verwandt mit dem **Nöll-** oder **Nöllpitter**, der herumnöllt, trödelt oder nörgelt? Beides steckt ja in diesem ein bißchen jocken **Prakesöores**, der natürlich nicht so schnell fertig wird mit sei-

nen Vorhaben und unwillig reagiert, wenn man ihn in seiner schöpferischen Einsamkeit stört. Aber eigentlich gehört er nicht mehr richtig zur Gattung der Piefeköpp. So abschätzig wird man von ihm nicht reden. Man wird ihn eher ene jecke Zinotes nennen, in freundlicher Anerkennung oder mindestens Duldung seiner unschuldigen Jeckerei.

Dasselbe gilt für einen anderen, dessen Wirken die Mitwelt ebenfalls eher für Mön(e)kes-ärbet hält (die nicht für sehr sinnvoll und effektiv erachtete Arbeit eines Mönchs?): dä **Hüsskestapezierer**. Et Hüsske! – vor den Zeiten der Wasserspülung hygienischerweise op dön Hoef hinterm Hause installiert, mehr oder weniger freistehend, selbstredend unbeleuchtet und unbeheizt, zum Verweilen nicht einladend, es sei denn zur Sommerzeit, in der en klieen Räeskäckske (sech räeste = rasten, ausruhen) daselbst doch sein Gutes hatte. Wer diesen freundlichen Ort zu tapezieren unternimmt, statt es bei den gekalkten Wänden zu belassen, bezeugt gewiß Sinn für das Schöne, doch er wird damit rechnen müssen, daß manch einer sein Streben nicht recht zu würdigen weiß wie auch einiges andere, was sich so ein Kopf an Erfreuem ersinnt, das leider an den wirklichen und rechtschaffenen Bedürfnissen seiner Mitmenschen vorbeizieht. Dat is ene **Zinotes!**

Hier ist die Erklärung wirklich endlich fällig: Wer oder was ist ein Zinotes? „Minotes hät geholt, dot onger/ sin Benkten Wölesen hucken,/ die net heet, sech Jennes te flecken/ ... Zinotes, dot holt sech, huckt er/ och ene van die locke Benkten,/ wie Minotes flecket... Hier spricht einer (er fleckt) im Henese Fleck, dem Rotwelsch der Breyeller Händler und Krämer. Übersetzt liest sich das so: „Ich habe erfahren, daß sich unter/ meinen Leuten Kerle befinden/ die nicht wert sind, sich Soldaten zu heißen/ ... Du, das versteht sich, bist/ auch einer von den erbärmlichen Kerlen,/ wie ich erwähnte... Erkenntnis: Minotes = ich, Zinotes = du. Grammatisch wird also nur die dritte Person benutzt, etwa „meine Person, deine Person“. Wieso, warum? Und woher diese Wörter? Das scheint heute niemand mehr zu wissen. Auch die älteste Quelle, das liber vagorum, eine rotwelsche Wörtersammlung von 1510, schweigt sich darüber aus. Jedenfalls, wenn heute einer zum anderen sagt: „Do böes mech ene Zinotes!“, dann ist das durchaus in gutmütigem Spott gemeint – ein komischer Vogel, **en enkele Krint**, die besondere, einzelne Korinthe im korinthenlosen Weck der Normalität, ene **Seldene**.

Und der muß nicht unbedingt Kölner Dome herstellen oder Hüsskes tapezieren, er kann auch weniger materielle Seltsamkeiten im Kopf haben, wie zum Beispiel der **Schnaak**, „ein Mensch von lustigen Einfällen“. Bereits im Mittelalter trieb er sich als snatersnacke unter den Minnesängern herum, einer, der

allerlei Ein- oder Mehrdeutiges zu snacken wußte, auf das so leicht kein anderer kam. Man kann ihn auch einen **Mäuzkesmaaker** nennen, einen, der immer en Mauz op Laerer hät, oder solche treibt. „Maak mech maar jooe kin Mauze!“ – womit der Vater den Sohn vor folgenreichen Streichen zu warnen pflegte. Aber was ist an ihrem Ursprung en Mauz? Der Lautstand des Wortes, das z am Ende, deutet auf südliche, lautverschobene Herkunft. Das hd., aber auch md.-rheinische Mätzchen drängt sich geradezu auf. Matz ist beispielsweise in Köln die Kurzform zu Matthias, die sich aber bald, allgemein gebraucht, vom Personennamen löste: Piep-, Hosenmatz, und schließlich auch auf „alberne Geschichten oder Streiche“ überging. Doch Mätzchen > Mauz? So nehme man den vertrauten Unbekannten einfach so, wie er daherkommt, trotz der Mitteilung, daß im fernen Idar-Oberstein Muzen = Faxen sind. Die sollen sich von den schmalzgebackenen Fastnachtskrapfen/Muzen herleiten. Tatsächlich haben die Mauzen und Mäuzkes ja an Fasseloewend ihre hohe Zeit, als mehr oder weniger harmlose, oft schlicht alberne Späße. Für letztere wäre dann der **Fueebes** zuständig, der in der Umgebung auch Fobes, Föbes heißt, „eine alberne lächerliche Person“, in Köln als Fiebes ein Einfaltspinsel. Er käme dem einheimischen **wiese Fueebes** ja nahe, der die bedeutende Miene, die er vor sich herträgt, auch bei Spaß und Witz nicht ablegt, weil er nicht gescheit genug ist, sie zu verstehen. Wo es aber richtig rundgeht, wo Spöökkes gemacht wird, da ist der **Spueek** zugange. Dieser Mensch führt Undurchsichtiges im Schilde, überrascht, erschreckt, führt hinters Licht. Das ist er seinem Namen auch schuldig. Natürlich sind es wieder die nördlichen Nebelländer, in denen aus einer germ. Wurzel *spok der Spuk gedeiht, „unerklärbare Geräusche und Geschehnisse, Geistergestalt, Gespenst“. Von Norwegen bis Westfalen spjokt, spokt, spooct es, während den Süddeutschen die Sache in dieser Form erst im 17. Jahrhundert bekannt wurde. Daß im Dänischen spog nichts Unerklärbares, sondern den Scherz, Spaß bezeichnet, läßt vermuten, daß hinter mancher Geistererscheinung ein sehr weltlicher Spueek stand, vielleicht ursprünglich ein spucht, ein schmächtiges, gespensterdürres Kerlchen, das sein Vergnügen hatte an Neckerei und Jeckerei: sinne Fuck aan die Fück. Das Wort macht Schwierigkeiten. Geht man vom mhd. vuoc aus, „Kunstfertigkeit, Geschick in Griffen und Kniffen“, so ist der in Köln gebräuchliche Plural Fück, „lustige Streiche, launige Einfälle“ jedenfalls nachvollziehbar. Aber auch das allgemein nd. fokken/foppen könnte zu den Späßen geführt haben, die einer hat oder treibt, den es nur in Krefeld gibt: der **Fuckefänger**. Wo bei man wieder streiten kann, ob er den Fuck, die fucke (ein)fängt oder findet (-fänger/fenger). Daß man auf so einen sich im Ernstfall besser nicht verläßt, bei den Flausen, die er im Kopf hat, liegt auf der Hand.

„Jäev dech neeit möt däm av, dat is ene Fuckefänger!“ Diese Mahnung mag väterlicher Sorge entspringen, wenn die Tochter ... zum ersten Mal ohne Box nach Tannental“ zog, die **Freeköörsch**, denn da trieben sie sich herum, in dem einschlägig bekannten Tanzlokal am Dahlerdyk: die **Mädschesfüüte**, die **Föttchesfööler**, **Pruumestrieker**, die **Baselmaanesse**, **Schwittjees**, all die **Flüetehennesse** und **Schlaatevüüjel**. Von wegen Zinotes, hier wird es ernst bis gefährlich.

Der **Freeköörsch** allerdings sind die Böersch hochwillkommen, dem leckeren Köörschen, das so offen mit seinem knusprigen Zustand wirbt (mnd. korste < lat. crusta > ahd. kruste), wenn et free'e jieeht. **Free'e**, freien: Hier ist ein klärendes Wort angebracht. Was unser Madämken im Sinn hat, scheint, natürlich, ein altes und verbreitetes Vergnügen zu sein. Die Goten taten es, die alten Sachsen, Engländer, Deutschen: frijón, friehan, frögan, vrien. Doch es ist fraglich, ob man hier Zärtlichkeiten erwarten darf. Das Partizip des Verbs gibt nähere Auskunft: frijóns, friund, frönd, friunt – der Freund, ein Gefreiter, und das ist einer, der durch ein bestimmtes Ritual den Status des Blutsverwandten erhält, so daß ihm „Schonung und Pflege“ sicher sind. Freit also der alte Germane ein Weib, so ist es ihm gewiß dieser Dinge wert. Aber Liebe ist im Spiel oder auch nicht, wenn er sie zum Glied seiner Sippe macht, zur Ehe nimmt. In diesem Sinne führt Luther das Wort in die Hochsprache ein, in der es später dann auch die Bedeutung von „werben“ bekam – ein eher juristischer Terminus. So hält es denn auch die Mundart: „Dä Schäng hät en Calvinsche uut de Jroschper jefreet“ (eine Evangelische aus der – reformierten, calvinistischen – Grafschaft Moers). Befindet er sich noch im Stadium des Werbens, dann freet he **aan** dat Mäd-sche. Und hoffentlich freet he för faas, mit festen Absichten. Darauf ist unsere Freeköörsch allerdings im Augenblick nicht aus. Sie und die, mit denen sie es zu tun hat, free'e för floutes, sie werben, flirten ohne feste Absichten (flau, nl. flauw, „matt, lau“ < frz. flou, „zart, weich“), wie die Niederländer, die ebenso der unverbindlichen und vergnüglicheren Seite des Wortes den Vorzug geben, wenn sie „met elkaar zitten te vrijen“, nämlich beieinander sitzen „te minnekozen“, zu schmusen.

Und wenn es wirklich um die Liebe geht? Die gibt es in Krefeld nicht. Weder als Substantiv noch als Verb. Nur gelegentlich taucht ein Adjektiv auf: osen leewen Häer, dä leewe Jong. Wo es ums Innenleben geht – soll man hier eine zarte Scheu vermuten bei denen, die doch sonst unbedenklich die Dinge bei ihren deftigen Namen nennen? Das wäre kein Wunder, wenn ihnen schon ein schlichtes „bitte“ nicht über die Lippen kommt, mit dem sie schließlich einen Wunsch eingestehen, oder gar ein „danke“, mit dem sie so et-

was wie Freude über seine Erfüllung zum Ausdruck bringen müßten! Man behilft sich mit der knappen Aufforderung ‚sidd soo joot‘ und einem eher beiläufigen ‚sidd och (!) merssi‘. Bei der Liebe ist es nicht anders. Während man sich obd./hd. umstandslos zu der schönsten aller menschlichen Tätigkeiten bekannt (mhd. lieben), druckst der Krefelder herum: ‚Ech hãb dat Mãdsche ãr jãer; die/derr kann ech joot lïe'e; ech bõn brieet (breit = arg, sehr) op die Dier' (< Diene). Da ist der Niederländer noch galanter: ‚Ek houd van haar' (halte was von ihr). Es scheint am gemeinsamen niederfränkischen Blut zu liegen, denn man kann ja kaum vermuten, das Wort werde umgangen, weil seine idg. Wurzel *laub(h) auf ‚heftiges Verlangen, Begehren‘ und damit, wie die lat. libido in die Richtung beichtpflichtiger Tatbestände weist.

Dahin kann es trotz aller sprachlichen Vorsicht dennoch kommen, wenn die **Mãdschesfũute** op Jang sind. Die Fũute, die auch weiblich als **Jongesfũute** auftreten können, gibt es nur in Krefeld. Sie verdanken ihren Namen der hiesigen Nervenheilanstalt, die den alten Flurnamen Fũtings trägt, dã Fũut – enen Doll, dã nooe Fũtings jehũert. Daß sich ein solcher im vorliegenden Fall als **Fõttchesfõõler** betätigt, muß nicht erläutert werden, und über den **Pruemestrieker** schweigt man. Der **Baselmaanes** dagegen tut es mit Worten. Das muß nicht immer glaubhaft sein, aber es schmeichelt. Dieser Typ scheint, wenn man seinen Ursprung im besa las manos, ‚küß die Hände‘, annimmt, ein Erbe der Spanier zu sein, die im Zuge der spanisch-niederländischen Auseinandersetzungen bis nach Krefeld kamen. Vielleicht hat ihm die Ähnlichkeit von manos mit Maanes, dem Hermann, unter dem man sich jedenfalls früher vorstellen konnte, zu der Popularität verholfen, die er heute noch besitzt. Anderen Fremdlingen von der leichteren Lebensart haben wir den **Schwittjee** zu danken, den leichtsinnigen, lockeren Vogel, der kein Vergnügen ausläßt. Er verweist, bei angehängter Personalendung -ier (-jee) auf die frz. suite in der Bedeutung von ‚Gefolge‘, einer, der im Gefolge mitzieht. Das entbehrt allerdings des fürstlichen Glanzes, wenn sonne Schwitt van **Hervshahne** unterwegs war, dieser im Herbst geschlüpften Hähne, deren Frühlings-Kikeriki mehr verspricht, als es seiner Natur nach halten kann. Unter ihnen wird sich mit Sicherheit auch jener **Schlaatevuurel** befinden, bei dessen gekanntem Auftreten und großen Versprechungen Vorsicht geboten ist. Woher der Name? Welcher Vogel im Salat? Könnte es wiederum der Hahn sein – schönes Bild männlicher Kraft und Pracht –, der da grast, wo er nicht hingehört, erhobenen Hauptes und gelassenen Schrittes seine Absichten verschleiern?

Nun läßt sich angesichts all dieser unreifen **Fiaabesse**, denen, etymologisch gesehen, vom dummen Gerede der Mund zur Flappe

(mnd. flabbe, ‚breithangendes Maul als besonders verächtliche Bezeichnung eines schwatzhaften Mundes‘) entartet ist, dieses **Lãllbecks**, den ‚lallenden (Grün)Schnãbeln' (< frz. bec), doch mit weiser Nachsicht feststellen: Dã Verstank kõmmt mõt die Joeehre, irsch mot mer de Wellmoet koore, den Übermut kosten, ausprobieren. Danach wird sich zeigen, wat uut die Bõersch wãerde kann.

Leider – die Aussichten sind schlecht! Jedenfalls wenn man seine Schlüsse zieht aus der Schwierigkeit, einen freundlichen, umgänglichen Mann, einen tüchtigen oder ordentlichen, op Kriewelschen Namen zu nennen. Hat man den einen **Duurjooe**, den durch und durch Guten, gefunden, sucht man so gut wie vergebens nach weiteren erfreulichen Erscheinungen im Krefelder Sprachraum. Dafür taucht ein Halbdutzend mehr oder minder unangenehmer Zeitgenossen ungerufen vor dem inneren Ohr auf.

Verbreitet, nicht zu übersehen beziehungsweise zu überhören ist **dã Muulbaas**, ein ‚Meister im Maulen‘, dem Weib und Kind und Katz und die übrige Welt stets willkommenen Anlaß bieten, seine begründete Mißbilligung kundzutun. Und es ist nicht abwegig anzunehmen, daß er obendrein auch noch **ene Queerschdriewer** ist. Als Quertreiber treibt dieser Mensch überall in deutschen Landen quer, als Queerschdriewer gibt es ihn nur am Ort – ein merkwürdiger Bastard, der einiger Betrachtung wert scheint. Der Driewer ist natürlich ein echter Niederdeutscher, aber sein ‚Quer‘ muß er sich woanders geholt haben, und das ‚sch‘ in seiner Mitte ist eine rätselhafte Zutat. Ein Blick über den Egelsberg belehrt denn auch darüber, daß unser Mann schon in Kapellen ein Dwarsdriewer ist: dwars, die alte nd. Form des quer, zurückzuverfolgen bis auf ein got. twairhs, ‚verdreht, verquer, zornig‘. Das nhd. Wort dagegen ist ein Newcomer aus dem 14. Jahrhundert, gezeugt in Mitteldeutschland. Dort hat man das inzwischen obd. zu zwerch (Zwerchfell!) gewordene ahd. thwerach (unter Ausstoß des End-ch) noch einmal umgelaute: Das zw wurde zu kw/qu. Und ausgerechnet dieser Spätling erobert die Hochsprache. Um 1500 ist er schon in Köln angekommen als Querdrüwver, und er muß den Krefeldern gefallen haben: dwars raus, quer rein. Aber durften sie das, als Leute, die auf der niederdeutschen Seite der Sprachgrenze wohnen? Sie taten es, sozusagen im kleinen Grenzverkehr, in dem sie im Laufe der Zeit noch so einiges andere an sich gebracht haben, das ihnen nicht zusteht. So dürften sie eigentlich ja auch nicht ‚ech‘ sagen, wo ein niederfränkisches-niederdeutsches ek/ik hingehört, nicht ‚och‘ statt ok. Hinter Traar ist Schluß damit. Die Grafschafter wissen, wo sie zu Hause sind. Ein bedeutsamer Schluß: Es gibt tatsächlich sonne on sonne on Kriewelsche, die dazwischenhängen und gern mal ins Ripuarisch-

Mitteldeutsche horchen (wer es wissen will: ripuarisch-niederfränkische Mischmundart zwischen Benrather und Uerdinger Linie). Um nun das ‚sch‘ noch zu klären, sei die Vermutung angestellt, man habe es als Tribut eines schlechten Gewissens an das alte dwars dazwischengefummelt. Oder sollte noch eine Erinnerung an den uralten ch-Auslaut geblieben sein, wie ihn die Aachener in der seltsamen Kombination Zwãechdriewer noch bewahren? Man sieht, ein Wort, das oberflächlich gesehen so selbstverständlich erscheint, kann doch dem Etymologen reichlich Stoff zum Grübeln und den Krefeldern ein treffliches Beispiel ihrer prekären sprachlichen Grenzlage liefern.

Über den **Strietstoeker** ist allerdings nicht mehr zu sagen, als daß er ein treffendes Bild abgibt für den, der es so gut versteht, die schwelende Glut der Meinungsverschiedenheiten zum lodernen Feuer des Streites wie mõt et Stooekiesser aufzustoßen. Dies Tun kann einerseits ungemein befriedigen, andererseits etliches nach sich ziehen, aber im Grunde gilt für alle drei: Höng, die belle, biete neelit. Beim **Fiesekontes** sieht das schon anders aus. Natürlich kann man den Namen dieses kleinlichen, egoistischen, nörgeligen Patrons auch auf den Fisel, Fiesel, den Faden und im zweiten Teil auf frz. compter, ‚zählen‘, zurückführen. Aber für den Typ gibt es ja bereits den **Fãmkestãller**. Es wird doch wohl anderes hinter ihm stecken. Und das geht wieder einmal – es wurde schon hingewiesen auf die peinliche Tatsache – unter die Gürtellinie. Nimmt man das fies im bekannten Sinne – nein, es ist nicht das frz. fi, ‚pfui‘, es ist der gute deutsche Fist, jener leise Leibeswind, der in dem Worte fistet, das der Krefelder so reichlich und unbedenklich in den Mund nimmt: en fiese Fãerv, fies Wãer, ene fiese Charakter, ech hãb fies jewirkt – unsauber, unangenehm, schlecht, sehr. Und der Kontes ist auch nicht feiner. Kont = Fott = Hinterteil, gern gebraucht zur Bezeichnung dessen, der auf anderer Sprachebene der homo sapiens sapiens ist – so in Duisburg Fisefott, Fisekunt, in Emmerich unverhohlenen Fiskont. Im übrigen kann die Mundart es netter, wenn sie diesen Körperteil mit Brõtttsche, dem in der Mitte gekerbten Backwerk, bezeichnet (**Jrieenbrõtttsche**) oder das runde knusprige Brotende zum Bild für ein ansehnliches junges Mädchen nimmt, **dat leckere Kõõrschke**.

Aber wir sind noch bei den Fieslingen, und da tut es auch der Hals: **Jitzhals**. Sprachlich ist er ein Fremder, das Niederdeutsche kennt den Geiz/Jitz nicht. Das mhd. git, giten, ‚begehren‘, wird erst im 18. Jahrhundert im Sinne von Knauserei gebräuchlich. Der Hals aber führt in die ahd. Zeit zurück, als der frãhals den ‚freien Mann‘ bezeichnete, einen, ‚der die Sicherheit eines unantastbaren Halses hatte‘. Später bot das Wort sich als Träger anderer Eigenschaften an, vom armen Hals bis zum Schrei- und Jitzhals.

Wie steht es nun aber mit den Fleißigen, Tüchtigen, wenn man der Sprache glauben will? Doch, es gibt sie: den **Wirksbaas**, den **Packaan**, den **Wööhles**. Aber hier steht doch eher die Heftigkeit des Tuns im Vordergrund – nix te stemme, nix te büüre... –, und sie werden von der Anzahl der **Müschmäner** mehr als aufgewogen, als da sind: die **Fulke**, die zwar schlicht die Faulen sind, sich aber, zurückgehend auf das mnd. vulik, „faul“, als Fulich, Fulch, Fulk in den rheinischen Landen herumdrücken, genauso wie die **Lengelahme** (Lendenlahmen), die die faule Jech, die „faule Gicht“, haben, mit welchem Leiden sie sich erfolgreich von der Arbeit fernzuhalten wissen, und natürlich die **fuule Aanstrieker**, bei denen man rätseln kann, wie sie zu ihrem fatalen Ruf kamen.

Nun kann man allerdings tätiger sein als die Genannten und doch zu keinem überzeugenden Ergebnis seiner Arbeit kommen. Hier wäre der **Buselöores** zu nennen, der in et Huus oder in de Jaard erömbuselt. Man findet ihn selten unbeschäftigt. Seine Vorhaben ergeben sich zwanglos von Fall zu Fall – hier ein ordnendes Eingreifen, ein Verbringen von diesem und jenem an einen geeigneter erscheinenden Ort, dort eine überfällige Reparatur, gewöhnlich mit unkonventionellen Mitteln und entsprechendem Erfolg. Hilfskonstruktionen aller Art sind seine Spezialität. So vertraut die Erscheinung, so umstritten ihre Herkunft: Es fragt sich, ob man diesem Manne gerecht wird, wenn man ihn auf das nd. busseeln festlegen will, das auf ineffektive, halbe Arbeit hinausläuft, oder gar das frz. bousiller, „Pfuscharbeit verrichten“, dem man die französisierende Endung -öör (-eur) und zusätzlich das Namenssuffix -es (Drickes, Nieres) angehängt hat, hinter ihm vermutet. Man sollte sich beim niederländischen Nachbarn erkundigen. Sein „boezelaar“ beruft sich auf das frühnl. boezelen, das heißt immerhin „in Ordnung bringen“. Und das entspricht ganz der guten Absicht unseres Buselöores – einer, der tut, was immer schon getan werden mußte. Man wird ihn auf keinen Fall mit dem verwechseln, dessen gute Absicht trotz seiner Geschäftigkeit zu eher unerwünschten Ergebnissen zu führen pflegt: **dä Krooespitter**. Hinter seinem „krooesen“ verbirgt sich ein altes krasen, krosen, an, krasa, „zerreiben, kratzen, krepeln“. Und das erzeugt schließlich jenes Duurieen, in dem zu wirken, das zu erhalten oder wiederherzustellen seine Freude ist – **dä Krooes**. Von diesem Substantiv ausgehend, läßt sich eine ebenso plausible Ableitung aus der idg. Wurzel *grews, grus, „drehen, schlingen“, finden, die als nächsten Verwandten unseres Krooeses das Krös, mnd. kroese, das Gekröse, das verschlungene Eingeweide der Tiere, erscheinen läßt.

Zweiter weiterer Pitters ist zu gedenken, die kaum jemandem gänzlich fremd sein werden. Da ist der **Knüselpitter** mit seiner Vorliebe für meist kleinformatige Geduldsar-

beiten, die ihm nie so ganz sauber und ordentlich gelingen wollen. Als Niederländer würde er kneuzelen, „knüllen, knittern, knautschen“ – und so sieht das Resultat denn auch aus, mitgenommen von der Anstrengung, die ihm galt, knüselig eben. Beim **Knööspitter** bleibt es nicht dabei. Knöö – das Wort taucht nur im Rheinland als Knüsel, Knöösel auf, obwohl die Sache natürlich verbreitet ist. Die idg. Wurzel *ghneus, „zerzagen, zerreiben, abschaben“, deutet auf das, was abgeschabt werden kann: – den klebrigen, angetrockneten Schmutz oder Schmer. Wo ein solcher Pitter tätig wird, auf welche Art auch immer, da hinterläßt er entsprechende Spuren. Sie prägen sein Wirkungsfeld: wat ene Knöö heet! Da faßt man besser nirgendwo etwas an. Aber auch seine Person: Knöö an de Häng, Knöö in däm Bart, Knöö op de Box. Bah, nää!

Damit sind wir unversehens schon bei denen, für die ene jerejelde Minsch – und der Krefelder ist ein solcher – nur Geringschätzung übrig hat. In Abstufung, versteht sich, denn selbst in den besten Familien muß man mit ihm leben, **dem Halvjehang**, bei dem, wenn der Etymologe richtig sieht, alles nur halb am Leibe hängt: halv aanjetrocke, twee ompe (unpaarige) Söck, dä Kraag op krangs (verdreht), de Frommes Üewer dän Hommes (die Fröhmesse = Unterrock über dem Hauptamt = Rock, das Unterste zuoberst). Und es ist zu vermuten, daß auch sonst seine Dinge nicht ordentlich auf dem richtigen Haken hängen. Auch **der Schmörmel** ist in allen Kreisen anzutreffen, die letztlich lebenswerte Sorte, bei der man fast auf genetische Bedingtheit der Erscheinung schließen möchte: nie eindeutig schmutzig, nie ganz onjewäsche, aber eben auch nie wirklich sauber. Trotz allen Bemühens: Es bleiben dunkle Ränder und Schatten – schmörmelije Finger, ene schmörmelijen Hals, en schmörmelig Hemm, en schmörmelije Küüek, alles malpropper (< frz. mal propre). Obgleich er sein Herkommen vom ahd. smero, „Fett, Schmer“, nicht verleugnen kann, ist doch erst der **Schmäerlapp** eindeutig **en Ferke** – und dies ohne Skrupel und Bemühung um Proprezeität. Keineswegs handelt es sich hier um ein rosiges Ferkel. En Ferke meint ein ausgewachsenes Schwein und dient, wie im Hochdeutschen, auch zur Bezeichnung eines Menschen von schmutziger Gesinnung. Von diesem ist hier so wenig die Rede wie bei der **Mottlau**, der absoluten Steigerungsform, wo es um den sichtbaren Dreck geht. Zumindest als minderjähriges Mottläuken allen Eltern bekannt und herzlich geliebt, widersteht die/der Lau jeglicher etymologischer Anstrengung. Um so greifbarer ist der **Mott-Anton** – ein Krefelder Original. Bevor das Abwasser gegen schmerzliche hohe Gebühren in die Kanalisation fließen durfte, tat es das in offene Gräben, die jener Anton sauberzuhalten hatte. Der Mann stank, hatte er es doch eher mit Mott als mit dünnflüssigem Wasser zu tun. – **Ene Stinkbüll**.

Und damit ist die Duldungsgrenze überschritten. Jetzt gibt es nur noch das **Pöngelsvolk**, die **Luuspöngels**, möt denne wer nix te duuen hääbbe wolle. Man darf vermuten, daß der wandernde Handwerksbursche dahintersteckt, der sein wenig Hab und Gut im Bündel auf dem Rücken pöngelte, vielleicht auch anderes fahrende Volk, bei dem Mißtrauen angebracht war: ärm, schmäärig und vermutlich auch nicht ganz brav – unjerejelde Lüü’.

Ab hier kann nun die Rede nicht allein mehr von den Männern sein. Sie tragen – nicht unverdient – die größte Last an Spott und Schimpf. Aber es wäre voreilig, daraus zu schließen, die Frollüü’ seien fehl- und makellos. Es war wohl, bei häuslich beschränktem Wirkungskreis, eher „der Mangel an Gelegenheit, die Fehler anderer zu begehen“ – oder dabei gesehen zu werden. Zu diesem Thema wird noch einiges zu sagen sein.

Im übrigen beansprucht die vorliegende Auflistung keineswegs Vollständigkeit. Es wird sich noch manches finden lassen, das hier nicht gewürdigt wurde. Und ebenso wird sich zeigen, daß dieser oder jener Spott- und Schimpfname am einen Ende der Stadt anders gebraucht wird als am anderen. Wer die Mühe nicht scheut, ist aufgefordert, seine Beobachtungen mitzuteilen. Erst einmal ist ein Vorrat geschaffen beziehungsweise in Erinnerung gebracht, der all die munitioniert, die fortan heimat Sprachbewußt die Nachbarn, Freunde und Verwandte beim richtigen Namen nennen wollen – all die Enbeldspüemels, Kniesterfiester, Lengelahme, Halvjehangene....

Abkürzungen

ags.	angelsächsisch
ahd.	althochdeutsch
an.	altnordisch
engl.	englisch
frz.	französisch
germ.	germanisch
got.	gotisch
hd.	hochdeutsch
idg.	indogermanisch
lat.	lateinisch
md.	mitteldeutsch
mhd.	mittelhochdeutsch
mnd.	mittelniederdeutsch
mnl.	mittelniederländisch
nd.	niederdeutsch
nhd.	neuhochdeutsch
nl.	niederländisch
obd.	oberdeutsch
span.	spanisch

Der Verein für Heimatkunde 1998/99

von Reinhard Feinendegen

Zwei wichtige Aktivitäten des Vereins für Heimatkunde konnten im Berichtsjahr zum Abschluß gebracht werden. Endlich ist der alte Stadtgrundriß deutlich im Kreuzungsbe-
reich Rheinstraße / Hochstraße und vor der Dionysiuskirche sichtbar gemacht worden. Die lange Vorgeschichte ist im vorliegenden Jahrgang nachzulesen (Georg Opdenberg: Ein Plan, gezeichnet mit Eisen). Die Erläuterungstafeln werden in Kürze aufgehängt. Im Zusammenhang mit diesem Projekt stehen auch die Bemühungen des Vereins, an anderen Stellen neue Erkenntnisse über den Grundriß des alten Krefeld zu gewinnen; man lese dazu den Beitrag von Christoph Reichmann auf Seite 66ff.

Erschienen ist kürzlich Band IV unserer Reihe „Krefelder Archiv. Neue Folge“. Die sehr umfangreiche Dokumentation zu den Krefelder Eingemeindungen (mit Karte) wird im Abschnitt „Bücher“ genauer vorgestellt.

Mit Freude hat der Verein registriert, daß das Denkmal an der Hückelsmey, für das er sich immer wieder eingesetzt hat, dank der Aktivitäten des Bürgervereins Forstwald und der Städtischen Werke Krefeld inzwischen in einen vorbildlichen Zustand versetzt worden ist.

Neben dem Arbeitskreis Krefelder Archiv und dem denkmalpflegerisch-heimatkundlichen Stammtisch, der sich weiterhin an jedem letzten Donnerstag im Monat um 18 Uhr im Haus Uhlen am Stadtgarten trifft, hat sich im vergangenen Jahr ein neuer „Arbeitskreis Mundart, Brauchtum, Volkskunde“ gebildet, der monatlich einmal im Seidenweberhaus zusammenkommt. Wer in diesem Arbeitskreis mitmachen möchte, möge sich bei Heinz Webers, Sollbrüggenstraße 78 b (Tel. 50 33 26) melden. In diesem Zusammenhang verdient auch eine Erwähnung, daß unser aktives Vereinsmitglied Klaus Otten, Vorsitzender des Ortsvereins Krefeld im Verein Niederrhein, seine 20jährige Tätigkeit als Mundartautor Klaus Krüllsberg feiern konnte.

Der Ausbau der stadthistorischen Abteilung des Museums Burg Linn ist leider noch

nicht weitergekommen. Der Verein drängt weiterhin darauf. Er hat sich auch bereit erklärt, zusammen mit dem Verein der Freunde der Linner Museen einen namhaften finanziellen Beitrag zum Bau einer Halle für das mittelalterliche Boot zu leisten, das leider immer noch nicht in Linn ausgestellt ist.

Der erste Band der neuen Krefelder Stadtgeschichte, an deren Erscheinen der Vorsitzende als Herausgeber (zusammen mit Dr. Hans Vogt) maßgeblich beteiligt ist, hat in der Fachwelt ein lebhaftes, sehr positives Echo gefunden. Die Arbeit am zweiten Band schreitet zügig fort; allerdings haben sich einige Schwierigkeiten ergeben, die die Fertigstellung des Bandes verzögern.

Die Hauptversammlung im März stand im Zeichen eines Lichtbildvortrages von Robert Rameil über das Thema „Chronogramme“. Die zahlreichen Teilnehmer erteilten dem Vorstand einstimmig Entlastung. Die Kassenprüfer (Klara Bossmann, Manfred Lüdorf) konnten der Kassensachverständigen ein glänzendes Zeugnis für ihre Kassensführung ausstellen. Sie wurden ebenso wiedergewählt wie Joachim Lilla (1. Schriftführer), Dr. Oskar Burghardt („Heimat“-Schriftleiter), Hans Grubert, Edith Heinzelmann, Irmgard Stockhausen (Mitglieder des Vereinsrates).

Dr. Burghardt wurde in der neuen Amtsperiode des Stadtrates wieder in den Landschaftsbeirat berufen und zum Vorsitzenden gewählt. Der Vereinsvorsitzende ist weiterhin Mitglied der Jury für den Krefelder Denkmalpreis und behält seinen Sitz auf der Beraterbank im Denkmalausschuß (Vertreterin Irmgard Stockhausen). Auch Vorträge, Führungen, Beratungsgespräche stehen häufig auf seinem Programm. Außer zum Stadtarchiv und zu den Linner Museen besteht ein guter Kontakt zur Volkshochschule.

Die Sommer-Studienfahrt führte ins Oberbergische. Schloß Homburg mit seinem Museum, die „bunte Kerk“ in Marienbergshausen und das Museum Achse, Rad und Wagen in Wiehl erwiesen sich als lohnendes Ziel. An einem heißen Herbst-Nachmittag

erwanderte sich eine Gruppe von über 20 Mitgliedern das benachbarte Osterath, nachdem vorher die dortige Elektrothek des RWE besucht worden war. Überall konnten die Teilnehmer sich kundigen Führern anvertrauen.

Zur „Heimat“ noch viel zu sagen, erübrigt sich fast, obwohl sie nach wie vor für den Verein zentrale Bedeutung hat. Der letzte Jahrgang erschien pünktlich in gewohnter Ausstattung, in gewohnter Vielfalt und in gewohntem Umfang. Die Zusammenarbeit mit der Druckerei verlief reibungslos.

Die Mitgliederzahl liegt bei 915 (21. 10. 99), hat sich damit wiederum leicht erhöht. Allerdings sind bereits einige Abgänge (durchweg altersbedingt) angekündigt worden. Ohne Zweifel gibt es in der Krefelder Bürgerschaft noch ein beträchtliches Potential von für den Verein und „die Heimat“ zu gewinnenden Mitgliedern. Die Devise muß heißen: immer wieder im Bekanntenkreis dafür werben!

Allen, die das schon in der Vergangenheit getan oder die auf andere Weise die Arbeit des Vereins unterstützt haben, sei herzlich gedankt. Gedankt sei auch den pünktlichen Beitragszahlern, den Zuschußgebern (Stadt Krefeld, Landschaftsverband, Rheinischer Verein), den Spendern, den Inserenten, denn nur mit ihrer Hilfe ist es gelungen, 1998 erneut einen Überschuß in der Vereinskasse zu erwirtschaften – eine Voraussetzung für die vielen Aktivitäten des Vereins, für die noch beträchtliche Mittel benötigt werden. Im Hinblick auf den enorm gestiegenen Arbeitsanfall wird der Verein auf längere Sicht nicht ohne einen Geschäftsführer/eine Geschäftsführerin, die stundenweise ehrenamtlich oder gegen Bezahlung für den Verein tätig werden und über eine entsprechende technische Ausrüstung verfügen, auskommen. Wer Ideen in dieser Richtung hat, möge mit dem Vorsitzenden Fühlung aufnehmen.

Insgesamt gilt: die Vereinsarbeit im abgelaufenen Berichtsjahr gibt Anlaß, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen. An Aufgaben ist kein Mangel.

Bücher

Werner Mohn: Die Geschichte der lutherischen Gemeinde in Krefeld (1729 – 1821)

Krefelder Studien 10, gleichzeitig Bd. 133 der Schriftenreihe des Vereins für rheinische Kirchengeschichte. Krefeld 1998

Das 383 Seiten starke, fest gebundene, mit einigen wenigen Abbildungen ausgestattete Buch ist eine gründliche Untersuchung über die kleine Schar der Lutheraner, die vor allem durch die Zugehörigkeit Krefelds zu Preußen (ab 1702) in die Stadt gekommen waren und in der reformierten Gemeinde keine kirchliche Heimat gefunden hatten. 1729 setzten sie die erste Abendmahlsfeier nach lutherischem Ritus durch – wohl wissend, daß sie auf königliche Unterstützung rechnen konnten –, 1747/48 erhielten sie den ersten eigenen Prediger, vorher wurden sie von Duisburg aus betreut, 1755 wurde der Grundstein zur eigenen Kirche gelegt, 1821 kam es zur Union mit der reformierten Gemeinde, wobei die Vorgeschichte in ausreichendem Maße Berücksichtigung findet. Was sich in diesem Zeitraum in der kleinen Gemeinde zutrug, wird von Werner Mohn detailliert aus den Quellen heraus dargestellt, ist spannend zu lesen, entbehrt hin und wieder auch nicht skurriler Züge und vermittelt gleichzeitig ein Bild der allgemeinen Zeitumstände. Dies gilt besonders für die Franzosenzeit, die für das Leben aller Konfessionen einen gewaltigen Umbruch darstellte. Daß 1798 per Erlaß angeordnet wurde, alle Kreuze in der Öffentlichkeit zu entfernen, daß man 1805 das Fest Mariä Himmelfahrt durch ein Fest des heiligen Napoleon ersetzen wollte, daß 1814 die Übung abgeschafft wurde, von der Kanzel „alle und jede bürgerliche Verordnungen“ zu verlesen, daß es ein großes Problem war, ob das Niederknien im Gottesdienst von der Obrigkeit vorgeschrieben werden könne, dies und vieles sonst Wissenswerte erfährt man bei der Lektüre dieses für die Stadtgeschichte wichtigen Buches. Ein Irrtum dürfte allerdings die Behauptung im Vorwort sein, die neue katholische Kirche Krefelds habe erst 1844 den Namen Dionysiuskirche erhalten, sie sei vorher dem heiligen Norbert geweiht gewesen. Ein Anhang bringt Namens- und Mitgliederlisten; bei den Teilnehmern am Abendmahl wurde wohl eine Zahl von 1300 nie überschritten. Darunter waren auch Auswärtige (aus Süchteln, Rheydt, Kempen, Uerdingen), da es im weiten Umkreis sonst keine lutherische Kirche gab. Ein weiterer Abschnitt im Anhang gibt einen Überblick über das evangelische Bestattungswesen. Der ganze Band wird dankenswerter Weise erschlossen durch ein Orts-, Namens- und Sachregister.

Fd.

Joachim Lilla (Bearb.): Quellen zu den Krefelder Eingemeindungen unter besonderer Berücksichtigung der kommunalen Neugliederung 1929

(Krefelder Archiv. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Krefeld und des Niederrheins. Neue Folge. Band 4), Krefeld 1999

Der mit 664 Seiten ungewöhnlich umfangreiche Band der inzwischen bewährten, vom Verein für Heimatkunde e.V. Krefeld herausgegebenen Reihe dokumentiert die Geschichte der Eingemeindungen, die die Grenzen der heutigen Stadt festgelegt haben, und mag viele der Fragen beantworten, die sich einem aufmerksamen Betrachter eines aktuellen Stadtplans aufdrängen können. Im Mittelpunkt steht die Vereinigung der Stadtgemeinden Krefeld und Uerdingen gegen Ende der zwanziger Jahre. Die Entwicklung bis dahin wird jedoch ebenso berücksichtigt wie das nationalsozialistische Zwischenspiel und die Ereignisse nach Kriegsende bis zu den letzten Eingemeindungen 1975. Quellengrundlage sind weitgehend die im Krefelder Stadtarchiv vorhandenen Aktenbestände. Festgehalten ist also Handeln und Verhandeln der Verwaltungen, vor allem der Bürgermeister und Oberbürgermeister, der vorgesetzten Behörden in Düsseldorf und Berlin, bis zu den Beschlußfassungen der Vertretungskörperschaften, dazu Verträge und Satzungen. Ergänzt wird dieses Material an wenigen, wenn auch markanten Stellen durch die Wiedergabe von „Pressestimmen“ und – der Leser so vieler offizeller und offiziöser Einlassungen gönnt sich gerne eine kleine Pause – durch Karikaturen, welche Fritz Huhnen



Wie auf jeden rechtschaffenen Uerdinger der Name „Krefeld“ wirkt.

1928/29 zu den gewiß nicht nur in den Rathäusern geführten Diskussionen beige-steuert hat. (Die beiden hier wiedergegebenen Beispiele zeigen die Hauptkontrahenten Dr. Johansen und Dr. Warsch.) Ob die Bürger der betroffenen Städte und Gemeinden sich in allem recht vertreten gefühlt haben? Abfinden mußten sie sich wohl.



Uerdinger Spezialentwurf für das Zweistädtewappen

Der Quellenpublikation vorangestellt hat der Bearbeiter eine lesenswerte Einleitung. Die ungewöhnliche und wohl so gut wie einmalige Konstruktion des Krefeld-Uerdinger Ausgleichs wird zu Recht herausgestellt: Es gab von 1929 an (bis 1940) nicht nur eine gemeinsame Stadtverwaltung und eine gemeinsame Stadtverordnetenversammlung, sondern unter dem Dach der Gesamtstadt zwei rechtlich durchaus selbständige Teilstädte mit eigenen Repräsentanten, Vertretungen und Behörden (vgl. Einzelheiten hierzu in dieser Zeitschrift Jg. 65-68, 1994-97). Im Übrigen zeigen die bei den Verhandlungen erzielten Ergebnisse, daß die Einigungsverhandlungen, da es aufs Detail ankam, wohl fast so mühselig waren wie die deutsch-deutschen später! Insgesamt bietet der vorbildlich gearbeitete Band demjenigen, der einen Einblick gewinnen will in die Entstehung der Grenzen und der Struktur der Stadt, eine vorzügliche Hilfe. Hingewiesen sei ausdrücklich auf die beigelegte Karte, die den Gang der Dinge seit 1901 anschaulich vor Augen führt. Vermerkt sei schließlich, daß die seit 1975 bestehende Bezirksverfassung in dieser Zeitschrift Jg. 46, 1975, vorgestellt und diskutiert wurde.

Hn

Werner Mellen: Hüls

Eine Chronik von den Anfängen bis zum Ende der kommunalen Selbständigkeit. Hrsg.: Heimatverein Hüls e.V., Krefeld-Hüls 1998

Es ist eine Freude, dieses Buch in die Hand zu nehmen. Im gängigen Querformat erschienen, fest gebunden, mit vielen Karten und Bildern illustriert, auch farbig, umfaßt es 156 Seiten. Hüls kann stolz sein, eine so ansehnliche, von einem kompetenten Fachmann zusammengestellte Ortschronik zu besitzen. Der Chronik-Charakter wird schon dadurch deutlich, daß der streng chronologisch aufgebaute Hauptteil (88 Seiten) die ausführlichen Informationen stets unter bestimmten Jahreszahlen mitteilt. Eine zusätzliche Hilfe für den Benutzer ist das Personen- und Sachregister, ferner das Lite-

ratur- und Quellenverzeichnis. Mellen beläßt es aber nicht bei der dankenswert-präzisen Auflistung der jeweils sauber belegten Fakten zur Hülser Geschichte, er schickt einen zweiseitigen Abriß voraus und bringt von Seite 105 bis Seite 149 ausgewählte Texte, die genauer Auskunft geben über wichtige Ereignisse, so über den Hexenprozeß gegen Nesgen to Range (1492), über das Testament der Katharina von Hüls (1561), das letzten Endes zu einer Aufteilung der Herrschaft unter fünf Erbenfamilien führte, über die Schlachten bei Hüls (1583 und 1642), den Verkauf der alten Ortsbefestigung (1827), die Nöte der Hülser Weber (1880/81) bis hin zur Gebietsreform des Jahres 1970. Es versteht sich von selbst, daß alle Aspekte des Lebens in einem solchen Gemeinwesen zur Sprache kommen: die Politik ebenso wie die Kirche, die Wirtschaft wie der Verkehr, die Kultur wie der Sport. Wenn sich dann noch Text und Bild auf das glücklichste ergänzen, kann man sagen, daß das Werk hervorragend gelungen ist.

Fd.

Clara Bettina Schmidt: Michael Leydel

Ein Architekt bürgerlichen Bauens in der Zeit der Aufklärung. Schriftenreihe des Stadtarchivs Neuss, Band 17; Verlag Müller und Busmann, Wuppertal 1997

Der großformatige, geschmackvoll gestaltete Band (260 Seiten) ist von eminenter Bedeutung für die Baugeschichte Krefelds, denn Michael Leydel hat wie kein anderer in der großen Zeit des Aufstiegs der Seidengewerbe-Stadt Krefeld als Architekt Maßstäbe gesetzt. Leider sind nur wenige Bauten von ihm in der Stadt erhalten geblieben: der Sommersitz Haus (Neu-) Leyenthal an der Cracauer Straße, um 1780 entstanden, und das Flohsche Haus in der Friedrichstraße, das zunächst völlig schmucklos war, dann aber (1777-80) von Michael Leydel virtuos umgestaltet wurde und heute als einziges erhaltenes, beziehungsweise wiederhergestelltes Beispiel der repräsentativen Privat-

bauten in der Friedrichstraße einen städtebaulichen Akzent erster Ordnung darstellt. Erhalten blieb auch – durch Translozierung in das Kaiser Wilhelm Museum – die prächtige, um 1775 geschaffene Decke des Gesellschaftssaales im Haus „In den Ketten“, das 1739 für Friedrich und Heinrich von der Leyen erbaut worden war (s. hierzu den Beitrag von Bettina Schmidt auf S. 73 ff.). Daß Michael Leydel wohl auch an der Planung für das große Stadtpalais der von der Leyen (das heutige Rathaus) beteiligt war, dessen Ausführung (1791-94) nach dem Tode Michaels (1782) von seinem Bruder Martin übernommen wurde, legt die Autorin mit guten Gründen dar. In Krefeld unterhielt er ab 1778 ein Architektenbüro und ein Bauunternehmen, für das bis zu 120 Mitarbeiter tätig waren. Sein Ansehen war so groß, daß er nach seinem Tode – im Alter von noch nicht 33 Jahren – ausnahmsweise in der Krypta der Dionysiuskirche bestattet werden durfte.

Leider ist es aus Platzgründen nicht möglich, Bettina Schmidts Arbeit, die aus einer Dissertation hervorging, an dieser Stelle angemessen zu würdigen. Das Buch besticht durch die überzeugende Konzeption, die Einbettung in die Architektur- und Bautraditionen des 18. Jahrhunderts, inclusive der Freimaurer-Ideologie, die wissenschaftliche Exaktheit, die sorgfältige Ausstattung und gute Lesbarkeit. Natürlich werden auch die außerhalb Krefelds entstandenen Bauten vorgestellt (z. B. nimmt die Autorin an, daß Michael Leydel für die Gesamtanlage Cromford in Ratingen verantwortlich war), berücksichtigt sie das Umfeld (die Familie, die Neusser Architekten Kaspar und Stephan Hermkes), ist ein Anhang mit allen erforderlichen Nachweisen sowie Personen- und Ortsregister vorhanden. Besser kann man ein solches Thema wohl kaum abhandeln.

Fd.

Onder den Oranje boom

Katalogband zur Ausstellung; Textband zur Ausstellung; beide Verlag Hirmer, München

1999. Ferner Heft 7/99 der Zeitschrift Vernissage (Heidelberg)

Die Ausstellung „Onder den Oranje boom – Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenhöfen“ hat ihren Niederschlag gefunden in den angegebenen drei Publikationen. Für die schnelle Orientierung empfiehlt sich das Vernissage-Heft, das 57 reich illustrierte Seiten dem Ereignis widmet und sechs deutsche und niederländische Autoren, darunter Horst Lademacher, den Direktor des Instituts für Niederlande-Studien an der Universität Münster, zu Wort kommen läßt. Er ist auch Herausgeber des umfangreichen Aufsatzbandes, der auf 522 Seiten „einen Einblick in die politisch-kulturellen Voraussetzungen und Wirkungsbedingungen des Hauses Oranien-Nassau und in die von diesem Hause ausgehenden grenzüberschreitenden konnubialen Verflechtungen“ vermitteln will (Vorwort). Nach einer einleitenden Skizze des Herausgebers setzen sich kompetente Historiker und Kultur-/Kunst-Wissenschaftler in 29 Beiträgen mit den vielen Aspekten des Themas auseinander. Sie tun dies in fünf Abschnitten: „Politik – Ereignis und Struktur“, „Dynastische Beziehungen“, „Territorien“, „Kultur und Kunst“, „Wirtschaft und Technik“. Krefeld kommt in dem Band direkt nicht vor, wenn man von dem kurzen Beitrag von Paul Günter Schulte „Die oranische Grafschaft Moers /1600 – 1702“ absieht, die Einflüsse der Niederlande auf die benachbarten niederrheinischen Gebiete sind aber an etlichen Stellen zu erkennen, nicht zuletzt auch da, wo von dem Kriegsgeschehen im Kampf der Niederländer gegen die Spanier die Rede ist. Die höfische Welt, mit der das kleine Krefeld kaum in Berührung kam, bildet klar den Schwerpunkt von Ausstellung und Begleitpublikationen. Das wird auch deutlich wenn man den voluminösen (504 Seiten) Katalogband durchblättert, der in 16 Kapiteln – Vom „Aufstieg einer deutschen Grafenfamilie“ bis zu „Kaiser Wilhelm II. und die Oranier“ – dem Gang durch die Ausstellung folgt, hervorragend bebildert ist und eine Fülle zweckdienlicher Angaben zu den Exponaten bietet. Wer sich in Zukunft mit dem

Herbert Hahn Malermeister

MALEREI · ANSTRICH · RAUMGESTALTUNG · INDUSTRIEANSTRICH · VERGLASUNG

Bogenstraße 7 Telefon (0 21 51) 2 27 68 0
47799 Krefeld Telefax (0 21 51) 80 28 38

Thema „Deutschland und die Oranier“ beschäftigt, kann am Aufsatz- und Katalogband nicht vorübergehen. Krefeld kann stolz darauf sein, zu dem Ganzen – Ausstellung und Publikationen – den Anstoß gegeben zu haben.

Fd.

Sebastian Schritt: Die Mennonitenkirche in Krefeld und ihr Umbau 1843

In: Mennonitische Geschichtsblätter, 55. Jg., 1998; etwas erweitert auch in The Mennonite Quarterly Review, vol. LXXIII, April 1999

Wer sich über Gestalt und Geschichte der Krefelder Mennonitenkirche genauer informieren möchte, kann jetzt zu diesem gründlich recherchierten 26seitigen Aufsatz greifen, der die Entwicklung des Kirchenbaus von den Anfängen um 1690 bis heute nachzeichnet. Wie aus der bescheidenen „Hinterhofkirche“ – allerdings mit recht ansehnlichem, heute noch erhaltenem Barockportal durch Umbau und Erweiterung 1843 (Planung und Bauleitung Stadtbaumeister Heinrich Johann Freyse) ein dreischiffiger Kirchbau wurde, der bemerkenswert aufwendig ausgestattet war (gelbmarmorierte korinthische Säulen – man vergleiche St. Dionysius) und den Reichtum und das Selbstbewußtsein der führenden Gemeindeglieder widerspiegelt, wird im einzelnen gezeigt und in Beziehung gesetzt zu anderen mennonitischen Kirchbauten im 19. Jahrhundert. Die Geschehnisse des 20. Jahrhunderts (Zerstörung 1943, Wiederaufbau in schlichten Formen durch Erwin Busch 1943/50) werden kurz gestreift. Fotos und Pläne sowie ein größerer Anmerkungs-Apparat ergänzen den Text.

Fd.

Elisabeth Kremers: Krefeld

Ereignisreiche Zeiten. Die 60er Jahre. Wartberg Verlag 1999

Ihren beiden Bildbänden „Krefeld – ein verlorenes Stadtbild“ und „Krefeld – die 50er Jahre“ stellt Elisabeth Kremers nun einen Folgeband an die Seite, der erneut auf 72 Seiten in Querformat eine Fülle von Schwarz-Weiß-Fotos bietet, die für den Krefeld-Liebhaber eine Zeit dokumentieren, die noch gar nicht so lange zurück liegt und doch bereits Geschichte ist. Noch sind Trümmer-Grundstücke zu sehen – und der Wiederaufbau, zum Beispiel der des Stadttheaters (1963), noch teilen sich Fußgänger und Autofahrer die Hochstraße, noch sind Markthalle (bis 1965), Hauptzollamt (bis 1965), Krefelder Hof (bis 1966) und Berufsschule Luisenplatz (bis 1966) nicht abgerissen worden. Am Ende

dieses Zeitabschnitts sieht vieles anders aus: vor allem die Innenstadt hat ein anderes Gesicht bekommen, das gewiß mit mehr Behutsamkeit hätte gestaltet werden können. Im Vorwort und in den informativen Bildunterschriften läßt die Autorin einige der Probleme anklingen, wobei sie auch deutlich macht, wie sehr insbesondere der Ostwall Stadtplaner und Stadtrat beschäftigte. Es geht ihr aber nicht nur um die Innenstadt, obwohl diese eindeutig im Mittelpunkt steht: das neue Badezentrum (1967) und das Verwaltungsgebäude der Verseidag (1951-56), heute Stadthaus, werden in sehr schönen Bildern vorgestellt, Egelsberg, Rennbahn, Rheinhafen und Edelstahlwerke sind vertreten. Vor allem aber: es ist ein Bildband, in dem die Menschen nicht fehlen: sie kaufen ein, nehmen am Verkehr teil, feiern Karneval, reihen sich in die Fronleichnamsprozession ein, arbeiten in der Müllverladung auf dem Schirnhof, bevölkern Schulen und Spielplätze. Ein Bild zeigt die Stadt aus ungewöhnlicher Perspektive: von der Höhe des 1960/61 entstandenen, inzwischen nicht mehr existierenden Gasometers an der St. Töniser Straße aus. Der Gesamteindruck: so war Krefeld tatsächlich, so lebte man in der Stadt in den 60er Jahren, hier wurde nichts schön gefärbt aber auch die Aufbauleistung nicht mißachtet. Der Betrachter wird das eine oder andere vermissen – das ist das Schicksal jedes Bildbandes dieser Art – empfohlen werden kann dieses Buch auf jeden Fall.

Fd.

Ingrid Schupetta: Heinrich Campendonk und die Wandgemälde in der Villa Merländer

Ein Kalender und eine Dokumentation. Edition Billstein, Band 7; Hrg.: Stadt Krefeld, 1998

Die Freilegung der Campendonk-Wandmalereien (man vergleiche auch den vorjährigen Jahrgang der „Heimat“) hat nun zu einer eigenständigen Publikation in der Reihe „Edition Billstein“ der NS-Dokumentationsstelle geführt. Es ist ein „immerwährender“ Kalender entstanden (ohne Wochentagsangaben), der in Wort und Bild, über die zwölf Monate verteilt, das Restaurierungswerk vorstellt sowie über Heinrich Campendonk und Richard Merländer kurz informiert, Gesamtansichten und Detail-Aufnahmen – alle in Farbe – bringen dem Betrachter diese bemerkenswerte künstlerische Leistung des Krefelder Malers nahe, ein Beitrag des Restaurators Horst Hahn rundet das Bild ab. Das Kalendarium enthält Angaben zur Lebensgeschichte von Campendonk und von Merländer, zu den Geschicken des Hauses, zur Judenverfolgung in der Zeit des NS-Regimes, insbesondere auch zu einschlägigen Krefelder Ereignissen aus dieser Epoche. Das 34 Seiten starke Heft beginnt mit

einer Schwarz-Weiß-Aufnahme des örtlichen Wandbildes aus der Entstehungszeit (1925) und endet mit einer nützlichen Literatur-Auswahl.

Fd.

Kriewelsche Pappköpp

Eine Biografie zu 20 Jahren Marionettenspiel und MundArt von Manfred Coelen (Text), Helmut Loos (Fotografie) und Rüdiger Tiefers (Illustration). Dazu eine CD mit Produktionen aus den Pappköpp-Programmen. Verlag: Westdeutsche Zeitung

Das in Leinen gebundene, 208 Seiten starke Buch in Europaformat kommt (ohne Schutzumschlag) von außen recht schlicht daher, ist aber innen geschickt und gefällig gemacht und mit seinen Texten eine wahre Fundgrube eines Stücks kriewelscher Gechichte.

Die beigelegte CD mit 12 Pappköpp-Stöckchen ist ein Genuß für den Kenner und die audiolinguale Zugangshilfe zum geschriebenen Text. Wirklich informativer Genuß wird sich aber erst einstellen, wenn man die Pappköpp wenigstens einmal in ihrem Theater erlebt hat. Das – um einen Satz aus dem Vorwort zu zitieren – schafft erst Identifikation mit dem Spiel und seiner Aussage, ist real werdende Illusion – beglückendes Theater.

Ja, Theater – Pappköpp – Theater, davon erzählt das Buch. An vielen Textbeispielen wird deutlich, daß Kriewelsch für die Pappköpp eine eigenständige Sprache ist, in der Lage eine ebenso eigenständige Zugänglichkeit zu schaffen, und darum ist auch die Schreibweise MundArt im Untertitel des Buches kein Wortspiel oder graphischer Trick. Es ist schon hohe Kunst, sprachlich so treffsicher auf den Punkt, den Hintergrund, die Pointe zu kommen. Jens Pesel, Krefelds Theaterintendant, nennt den Eröffnungssatz zur Pappköpp-Version von Romeo und Julia: *Janz Verona hat Knies*, die kürzest mögliche und dennoch treffsichere Inhaltsangabe des Shakespeare-Klassikers.

Die wichtigsten MundArt-Autoren des Buches sind Ralf Kochann, Dirk Pung-Jakobsen, Manfred und Werner Coelen und der häufig Textvorlagen bietende Altmeister Theo Mülders. Viele weitere Lieferanten von Bild- und Textbeiträgen werden im Anhang ordentlich verzeichnet, sie alle aufzuzählen würde eine Buchbesprechung überfrachten, genauso wie die Nennung aller Ensemblemitglieder, die im übrigen Buch ausführlich vorgestellt werden. Die Spieltexte findet man chronologisch gut geordnet in *Die Auführungsjahre 1979 – 1998* und *Van et Höliske op et Steckske*. In diesen Kapiteln muß man den Zugang zu den Pappköpp suchen und man wird ihn finden. Hier erfährt man

dat Joethe och enne Pappkopp woer und lernt das nach der neuen Rechtschreibreform entstandene Wortungetüm mit acht „p's“ kennen. Dieses redkordverdächtige Wort ist Pappkoppopp, dajehen is Papperlapapp mit sein jrad sechs „p's“ direkt Klappertüt jejen. Hier ist natürlich auch „Die Uhr zu finden (die van dā Lewens, dā dā Jemoishandel hāt!) und die muß man einfach ans Ohr halten – was über die CD sogar möglich ist – um zu erahnen in welchem Takt Pappkopp-Herzen schlagen.

Darüber hinaus erfährt man im Kapitel Kriewel vieles aus der Vaterstadt, ihren Menschen, Künstlern und Originalen. Die Pionierzeit beschäftigt sich mit eben dieser und der weiteren Geschichte des Ensembles und in Wat die Kappköpp all suo drieve schließlich geht es um Episoden, Dönekes, Reisen und vieles mehr aus dem Leben und Zusammenleben der Truppe. Mit diesem Buch kann der Krefelder im besonderen und der Niederrheiner im allgemeinen zur eigenen Mundart dank Pappkopp-MundArt zurückfinden.

HE

Hedwig Wittmann: Bockum – meine Heimat

Selbstverlag (Nießenstr. 40, 47800 Krefeld) 1998

Wer einem dem Heimatleben und den heimatischen Örtlichkeiten verbundenen Krefelder eine Freude machen will, der sollte zu Hedwig Wittmanns geschmackvoll gestaltetem und vornehm gebundenem Bändchen greifen. Zum vierten Mal (nach 1983, 1987 und 1992) legt die Autorin „Stöckskes“ vor, viele davon wieder in Mundart, eine ganze Reihe aber auch in Hochdeutsch. Grundthema ist dieses Mal der Stadtteil Bockum, in dem Hedwig Wittmann vor über 80 Jahren geboren wurde und in dem sie noch heute wohnt. Hier fühlt sie sich zu Hause, hier kennt sie die Menschen – und die Menschen

kennen sie – hier hat sie wieder mit wachem Blick Erzählsituationen aufgespürt, die schmunzeln machen, zum Nachdenken anregen, das Leben in der Welt, in der die Autorin sich bewegt, einfangen. Etliche Abschnitte sind schon früher erschienen, aber nicht mehr erhältlich; überarbeitet, in neuer Gruppierung und ergänzt durch Unveröffentlichtes sind sie jetzt wieder zu einem bunten Strauß zusammengebunden worden, der insbesondere für die Bockumer reizvolle Lektüre bietet. Vom Umfang her (190 Seiten) übertrifft diese Veröffentlichung alle früheren Bücher von Hedwig Wittmann, hervorzuheben sind die 12 ganzseitigen Fotos, die deutlich machen, wie das Bockumer Ortsbild sich in den vergangenen 100 Jahren gewandelt hat. Andere Stadtteile werden Bockum um dieses hübsche, für wenig Geld zu erwerbende Büchlein beneiden.

Fd.

Hans Wilbers: Et hāt sech jett

Noch ens 100 Vertellekes ut de WZ, Krefeld 1999

Seit 1991 schreibt Hans Wilbers wöchentlich unter dem Pseudonym „Plaatmanns Köb ut Oeding“ Mundartbeiträge für den Krefelder Teil der Westdeutschen Zeitung. 1995 hat er 100 dieser Geschichten unter dem Titel „Nix för onjood“ zu einem Buch zusammengefaßt. Ihm folgt, sozusagen als zweiter Band, das hier zu besprechende „Et hāt sech jett“, das durch zahlreiche Zeichnungen von Sabine Scholl illustriert ist. Wilbers hat seine Geschichten in 6 Kapitel eingeteilt: „Kleene, jroote on janz jroote Kenger“, „Ongerwäjes“, „Kleene on jroote Maläste“, „Mäuzkes“, „Fessdags“ und „...dönt de Stäere lüje...?“ Natürlich überwiegt das Heitere, wie einige kuriose Titel andeuten: „En Jeet op Kejel-tour“, „Fleeje-Roulett“ oder „Dā katholische Hongk“. Aber Wilbers will nicht nur amüsieren, sondern attackiert auch – vor allem in dem Kapitel „Kleene on jroote Maläste“ –

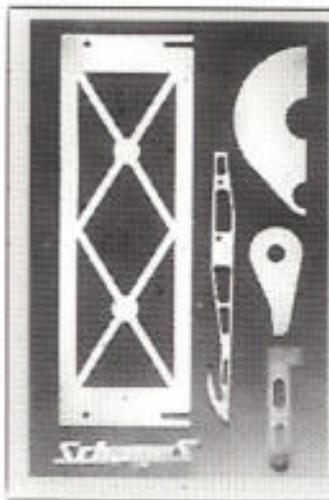
menschliche Schwächen und soziale Mißstände. Von den eigentlichen „Vertellekes“ unterscheidet sich thematisch das Kapitel „...dönt de Stäere lüje...?“, in dem der Autor die Sternzeichen in liebenswert komischer Weise interpretiert. Wilbers sagt in einem Interview (WZ vom 27. 2. 1999), daß seine Geschichten zu 80 Prozent auf Tatsachen beruhen; manches habe er allerdings aus zweiter Hand. Einfache Leute vom Niederrhein stehen im Mittelpunkt, Nieres, Manes, Zöff, Lieske und wie sie alle heißen. Ihre Alltagserlebnisse schildert der Autor mit trockenem Humor. Er konstruiert die Geschichten nicht auf eine Pointe hin, bauscht sie nicht dramatisch auf, sondern erzählt ruhig und gelassen in epischer Breite. Dieser Stil entspricht dem des „Kölner Verzälche“, den H. Lützeler (Rheinischer Humor S. 23) beschrieben hat. Aber was wären die „Vertellekes“ ohne den Dialekt? Wilbers schreibt ein phantasievolles Platt mit vielen idiomatischen Wendungen, über die man immer wieder schmunzeln muß. Macht man sich den Spaß und übersetzt einen Abschnitt ins Hochdeutsche, geht mit der Mundart die Würze verloren. Die oben beschriebene Erzählweise läßt in Verbindung mit dem Platt eine Atmosphäre der Gemütlichkeit entstehen, ein erfreuliches Kontrastprogramm zu Hektik und „action“. Wilbers' „Vertellekes“ sind eine wichtige Quelle für das hiesige Platt und dürften in Zukunft als Beweis dienen, daß es um die Jahrtausendwende noch erstaunlich lebendig war.

Wilfried Uerschels

Wirtschaftsregion Mittlerer Niederrhein

Monographien deutscher Wirtschaftsgebiete; hrsg. in Zusammenarbeit mit der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein; 5., völlig neue Auflage. Verlag Kommunikation und Wirtschaft, Oldenburg 1998

Der repräsentative großformatige Band wur-



CNC-LASERSCHNEIDEN

Formate bis 12.000 × 3.000 mm
Stahl 20 mm – Edelstahl 18 mm – Oxidfrei 15 mm

komplizierte Konturen
Abwicklungen
Schablonen
Rohre u. Profile
präzise Maschinenteile

3D-CAD/2 1/2 D-CAM
Einzelstücke u. Serien
Kleinteile
Prototyp-Service
n. Muster od. Vorlage

Mangan-Hartstähle
Werkzeug- u.
Federstähle
V2A/V4A/TITAN
viele Sonder-Werkstoffe

Schages GmbH & Co. KG
47800 Krefeld · (Bockum-Nord)

Emil-Schäfer-Straße 20
Telefon (0 21 51) 49 68-0,
Telefax (0 21 51) 49 68-10.

de von Manfred Meis redigiert. Entstanden ist ein großes Panorama des Wirtschaftsraumes der Städte Krefeld und Mönchengladbach sowie der Kreise Neuss und Viersen. Diese vier Standorte werden zu Beginn von ihren führenden Repräsentanten vorgestellt. Es folgen die Abschnitte „Wissenschaft, Bildung und Wirtschaft“, „Industrie, Energie, Umwelt“, „Dienstleistungen, Verkehr, Handel, Kommunikation“, „Handwerk und Landwirtschaft“, „Lebensqualität. Freizeit, Kultur“. Ein Register der Firmen, Verwaltungen und Verbände bildet den Abschluß. Sämtliche Texte sind in deutscher und in englischer Sprache zu finden. Die großzügige farbige Illustrierung läßt keine Wünsche offen. Wer aktuelle Informationen über die Wirtschaft in unserer Region sucht, sollte hier nachschlagen, kompetente Fachleute (Politiker, Verwaltungsexperten, Journalisten und Unternehmer) äußern sich über ihre Fachbereiche. Trotz des Umfangs (256 Seiten) bleibt alles jedoch ziemlich allgemein. Angesichts der Zweisprachigkeit und des hohen Bild-Anteils bleibt für eine vertiefte Auseinandersetzung mit den anstehenden Problemen kein Platz. Trotzdem lohnt es, zu diesem Buch zu greifen. Ein umfassender Überblick über den angesprochenen Wirtschaftsraum ist auf dem neuesten Stand nirgends sonst verfügbar. Auch Globalisierung und europäische Kooperation sind nicht übersehen worden. Es ist schon eindrucksvoll, den Band nur auf sein Bildmaterial hin durchzusehen: ein hochmoderner Betrieb reiht sich an den anderen. Danach dürfte einem um die Zukunftschancen der Wirtschaft am mittleren Niederrhein nicht bange sein.

Fd.

Sprache und Literatur am Niederrhein

Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie, Bd. 3, hrsg. von Dieter Heimböckel, Verlag Peter Pomp, Bottrop - Essen 1998

Zum dritten Mal, in jährlicher Folge, legt die 1998 gegründete und inzwischen ins Vereinsregister eingetragene Niederrhein-Akademie, deren Vorsitzender, der Duisburger Historiker Professor Dieter Geuenich, im Vorwort Näheres dazu ausführt, einen Band ihrer Schriftenreihe vor. Waren die ersten beiden Bände vorwiegend geschichtlichen Themen gewidmet (s. die Heimat 69/1998), so geht es jetzt um das Sprechen, Schreiben und Lesen der Menschen am Niederrhein. Die Autoren sind ausnahmslos an der Gerhard-Mercator-Universität / Gesamthochschule Duisburg tätig, die – zusammen mit der Katholieke Universiteit Nijmegen und dem Landschaftsverband Rheinland – das Projekt Niederrhein-Akademie, dessen Geschäftsstelle im Rathaus Xanten zu finden ist, unterstützt. Die Themen der neun Beiträge sind weit gefächert. Dirk Frank beschäf-

tigt sich mit dem berühmten Roman des 1989 gestorbenen Albert Vigoleis Thelen „Die Insel des zweiten Gesichts“, Dieter Heimböckel und Uwe Werlein untersuchen das Niederlande-Bild in Wilhelm Schäfers „Die Rheinlande“. In ganz andere Bereiche führt ein Forschungsprojekt „Die Schreibsprachgeschichte des Niederrhein“, das Michael Elmentaler vorstellt; in seiner ausgeprägten Fachsprachlichkeit („lautpositionsbezogene Graphemanalyse“, „Segmentierung der Morpheme“, lautreferentielle Funktion historischer Schreibsysteme“) dürfte dieser Beitrag wohl nur etwas für Eingeweihte sein. Auch andere Arbeiten des Bandes machen es dem nicht speziell vorgebildeten Leser nicht leicht. Trotzdem findet sich vieles, das lohnt, zur Kenntnis genommen zu werden, etwa Wolfgang Behschnitts „Der Niederrhein als literarische Landschaft und als Heimatraum“, eine kritische Beleuchtung von einschlägigen Publikationen aus der Zeit zwischen 1907 und 1981. Am Ende bleibt die Frage, an welchen Adressatenkreis sich dies 215 Seiten starke, broschurierte und mit einigen passenden Illustrationen versehene Werk wendet.

Fd.

Irmgard Hantsche: Atlas zur Geschichte des Niederrheins

Schriftenreihe der Niederrhein - Akademie, Bd. 4; Kartographie: Harald Krähe; Verlag Peter Pomp, Bottrop - Essen, 1999

Wenige Werke zur Geschichte des Niederrheins sind so zu begrüßen wie dieser Band. Er enthält 85 Karten – alle in Farbe –, durchweg im Format 13 x 19,5 cm, die übersichtlich das jeweilige Sachgebiet kartographisch aufbereiten. Jeder Karte ist ein einseitiger Text (mit Literaturangaben) gegenübergestellt. Eine vierseitige Einleitung und ein umfangreiches Literaturverzeichnis, bei dem jedoch einige Fragen zu stellen wären (fünfmal geht's ums Bier, aber Krefeld, Mönchengladbach und die dort einschlägigen Veröffentlichungen werden nicht zur Kenntnis genommen), bilden den Rahmen. Nützlich ist ein systematisches Inhaltsverzeichnis, das folgende Gliederung aufweist: Territoriale Entwicklung und politische Geschichte, Religiöse Bewegungen und Institutionen, Kirchliche Organisationen und Konfessionsverteilung, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Geistes- und Kulturgeschichte. Der Zeitbogen reicht von der Römerzeit – die Vorgeschichte ist nicht vertreten – bis zur kommunalen Neugliederung der siebziger Jahre. Die Fülle der im Kartenbild und in den Erläuterungen ausgebreiteten Informationen ist gewaltig; selbst relativ entlegene Themen wie Karnevalsvereine, Bierlandschaften und Wohnungsbaugenossenschaften sind erfaßt. Die Karte „Bergbau am Niederrhein“ läßt

allerdings die Braunkohle völlig außer Acht; auch die Textilindustrie kommt in dem ganzen Band leider nicht vor. Man wird den Eindruck nicht los, daß zwar die älteren Karten den südlichen Niederrhein mit einbeziehen, für die neuere Geschichte aber der Blick in erster Linie auf das Gebiet nördlich von Krefeld gerichtet ist. Auffällig ist das Übergewicht der politischen und der kirchengeschichtlichen Karten. In den Bereichen Wirtschaft und Kultur gäbe es noch viel zu ergänzen (Straßen- und Brückenbau, Postgeschichte, Bankwesen, Handelskammern, Gerichtsorganisation, Stromversorgung, Museen, Sport usw.). Dagegen wäre von den zehn Karten, die sich allein mit der relativ kurzen Franzosenzeit befassen, sicher die eine oder andere entbehrlich. Immer wieder verdeutlichen Detailkarten bestimmte Sachverhalte. Im einzelnen wird sicher das eine oder andere zu bemängeln sein (Soll man Hüls in die Liste der Städte und Freiheiten aufnehmen? Kann man die Mennoniten als Gemeinde „niederländischer“ Exulanten führen? Die Hexe, der in Krefeld der Prozeß gemacht worden sein soll, muß noch gefunden werden.), aber das Gesamtwerk überzeugt trotz der kritischen Anmerkungen durch Reichhaltigkeit, Differenziertheit und Benutzerfreundlichkeit. Dieser außerordentlich preiswerte Atlas (brochuriert 29,80 DM), für den der Autorin und ihrem Kartographen herzlicher Dank gebührt, gehört in die Handbücherei jedes niederrheinischen Geschichtsfreundes. Es dürfte nicht utopisch sein, auf eine zweite, ergänzte und überarbeitete Auflage zu hoffen.

Fd.

Mit der Armee am Niederrhein

Briefe eines namentlich nicht bekannten Feldpredigers der preußischen Armee, bearb. von Günther Elbin. Edition Mercator, Mercator-Verlag, Duisburg 1999

Die Briefe, die erst 1993 wieder entdeckt wurden und denen der Bearbeiter eine ausführliche Einleitung voranstellt, stammen aus den Monaten Januar und Februar 1793. Der Verfasser begleitet preußische Truppen, die zur Abwehr französischer Verstöße an den Niederrhein entsandt worden waren. Er hat sich gut am Niederrhein umgesehen und entwirft ein lebendiges, sehr persönlich gefärbtes Bild von den Städten zwischen Krefeld und Kleve. Besonders angetan haben es ihm die Zeugnisse der älteren, insbesondere der römischen Geschichte: Römische Inschriften werden in großer Fülle vorgestellt. Cäsar, der heilige Viktor, Karl der Große, die Grafen von Kleve und von Geldern, Prinz Moritz von Nassau finden Erwähnung, mehrere Seiten sind Kevelaer und der dortigen Wallfahrt, für die der Herr Feldprediger wenig Verständnis hat („leidiger Aberglaube“, „heilige Einfalt“) gewidmet.

Auch bei Xanten, dessen römische Vergangenheit er ausführlich würdigt, stört ihn die neuere „hauptsächlich nur durch Möncherei merkwürdige“ Geschichte. Kleve und Wesel stehen im Zentrum des Buches, aber auch Krefeld ist erstaunlicher Weise nicht schlecht vertreten. Der Briefschreiber nennt Krefeld das „regelmäßigste, volkreichste und blühendste Provinzialstädtchen“, das er je gesehen habe. Die Stadt zähle 700 Häuser und etwas über 5000 Einwohner, ihren Wohlstand verdanke sie ihrem Gewerbefleiß und der den Mennoniten gewährten Religionsfreiheit. Einige der von der-Leyenschen Häuser brauchten sich nicht zu schämen, wenn sie unter den Palästen Berlins stünden.

Das Büchlein (94 Seiten) ist hübsch aufgemacht, enthält ein paar passende Illustrationen und fügt sich gut in die inzwischen 12 Bände umfassende Reihe ein. Auf die Seitenangaben im Ortsregister ist allerdings kein Verlaß.

Fd.

Genno Fonk: Altbier im Alltag

Mercator-Verlag, Duisburg 1999

Jetzt kann man endlich detailliert nachlesen, was es mit dem beliebten niederrheinischen Altbier auf sich hat. Wenn man das 223 Seiten starke, fest gebundene, mit zahlreichen Illustrationen (zum nicht geringen Teil aus dem Archiv der Krefelder Rhenania-Brauerei) ausgestattete Buch aufschlägt, begegnet einem sofort eine Karte mit der in die Bierlandschaft Rheinland eingezeichneten „Altbiergrenze“ (von Heinsberg bis Wuppertal), und man erfährt auch ziemlich schnell, daß die Namen „Alt“ und „Kölsch“ erst Anfang des 20. Jahrhunderts auftauchen. Daß die Sache (obergäriges Bier) sehr viel älter ist und daß es sehr viel darüber und darum herum zu berichten ist, das entfaltet der Verfasser in neun gut recherchierten und kurzweilig geschriebenen Kapiteln, die im Mittelalter ansetzen – dabei ist übrigens das Uerdinger „Klöske“ als Gasthauskapelle abgebildet – und bis zu den Szenekneipen unserer Tage reichen. An anekdotischen Elementen ist kein Mangel, aber auch die Sachinformation kommt keineswegs zu kurz. An zahlreichen Stellen hätte das Buch eine Straffung vertragen können, wenn der Verfasser sich relativ

ausführlich über allgemeine Zeitumstände verbreitet (z.B. Romantik, 48er Revolution, Kulturkampf, Judenprogrome), aber das kann den Wert des Buches insgesamt nur unwesentlich mindern. Erfreulich ist ein Anhang mit Angaben zu den niederrheinischen Altbier-Brauereien, Maßen und Gewichten und mit Erklärungen von bier-typischen Ausdrücken. Sogar ein Rezept zum häuslichen Selbst-Brauen von Altbier fehlt nicht. Das Literaturverzeichnis erstreckt sich über achteinhalb Seiten, allerdings beschäftigen sich die wenigsten Titel speziell mit dem Bier und der Braukunst. Leider fehlt die einschlägige „Heimat“-Serie von Elisabeth Kremers; ein Blick in das Register der „Heimat“ scheint überhaupt – leider – unterblieben zu sein. Man fragt sich auch, ob der Autor Kontakt zu den Volkskundlern des Amtes für rheinische Landeskunde in Bonn gehabt hat. Trotzdem bleibt der Gesamteindruck: Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne eine Menge gelernt und sich gut amüsiert zu haben.

Fd.

Hellmut Grabert: Abriß der Geologie von Nordrhein-Westfalen

VII + 351 S., 204 Abb., 11 Tab.; Stuttgart (Schweizerbart) 1998; DM 79,-

Wer sich mit diesem neuen Werk über die Geologie Nordrhein-Westfalens unseres Vereinsmitgliedes, langjährigen Mitarbeiters des Geologischen Landesamtes Nordrhein-Westfalen, Krefeld, und Hochschullehrers an der Universität zu Köln, Professor Dr. Hellmut Grabert auseinandersetzt, muß die groß angelegte Synopse des einstigen Leiters des Geologischen Landesamtes Nordrhein-Westfalen, Professor Dr. Julius Hesemann, mit berücksichtigen. Während sich dessen „Geologie Nordrhein-Westfalens“ (Paderborn (Schöningh) 1975) streng an den erdgeschichtlichen Rahmen hält und eine ungeheure Fülle wissenschaftlicher Details berücksichtigt, folgt der „Abriß“ Graberts unter Berücksichtigung der Forschungsergebnisse der letzten 25 Jahre zunächst dem gleichen Schema, jedoch in wesentlich gestraffter Form, um dann über das Kapitel „Die großen geotektonischen Ereignisse“ anhand ausgewählter, besonders eindrucksvoller geowissenschaftlicher Erscheinungen und Objekte

in die Darstellung unverwechselbarer regionaler Eigenarten der unterschiedlichen Geolandschaften Nordrhein-Westfalens überzugehen. Dieses Anliegen des Autors signalisiert bereits die Abbildung auf dem Hardcover seines Buches und macht neugierig – ein gelungener optischer Reiz. Doch hätte meiner Meinung nach die Darstellung geologisch unterschiedlich geprägter Landschaftsräume konsequenter und ausführlicher geschehen können und sollen. Das Buch würde so die Aufmerksamkeit vieler Landeskundler noch stärker auf sich ziehen, zumal im abschließenden Kapitel „Dem Menschen zum [!] Nutz [!] und Frommen“ ausführlich die Bedeutung der Kenntnis des geologischen Untergrundes für die Gewinnung mineralischer und energetischer Rohstoffe, die Wasserwirtschaft, die Land- und Forstwirtschaft, die Abfallwirtschaft, den Baugrund und anderes mehr – mit anderen Worten: das notwendige Wissen um die Lebens-Grundlagen für Pflanze, Tier und Mensch – hervorgehoben wird. Gerade das macht dieses Buch spannend und lesenswert für Fachmann und Laien gleichermaßen. Aus Platzgründen kann hier nicht auf Einzelheiten hingewiesen werden. Trotz der geäußerten Kritik ist Graberts „Abriß der Geologie von Nordrhein-Westfalen“ empfehlenswert, denn es gibt nicht nur eine auf den neuesten Wissensstand gebrachte Zusammenfassung der geowissenschaftlichen Verhältnisse unseres Bundeslandes wieder, sondern sucht auch, wo möglich, die für den Nicht-Geowissenschaftler unverständliche Fachsprache zu meiden. Es ist dem Autor dafür zu danken, daß er diese Gratwanderung unternommen und sie mit dem derzeit informativsten Kompendium abgeschlossen hat. Kritik zu üben, ist einfach, es besser zu machen, eine fachliche und sprachliche Sisyphusarbeit.

Obee

Josef Klostermann: Das Klima im Eiszeitalter

Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller) 1999, 284 S., zahlr. Tab. und Abb.

Klima, Klimageschichten und Klimaprognosen haben inzwischen große Bedeutung für die gesamte Menschheit erlangt. Josef Klos-



GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN

47807 KREFELD-FISCHELN,
HANNINXWEG 54
RUF 30 16 33

Führendes Leiter- und
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

termann, Ltd. Geologiedirektor am Krefelder Geologischen Landesamt, untersucht in seinem neuesten Buch das Klima im Eiszeitalter. Hinter diesem eher nüchternen Titel verbirgt sich indes eine recht spannende Story, die in größeren zeitlichen Zusammenhängen abläuft. Unsere Erde hat im Laufe ihrer gar nicht so kurzen Geschichte schon manche Klimakatastrophen erlebt. Extrem heiße Perioden wechselten mit eisigen Zeiten. Wie es dazu kam, welche Ursachen diese „natürlichen“ Klimaveränderungen hatten und welche Auswirkungen sie auf die belebte und unbesetzte Natur ausübten – diesen Fragen geht Klostermann im einzelnen nach. Die Entwicklung des Klimas verläuft in langfristigen Zyklen – eine Klimaphase dauert ungefähr 20 Millionen Jahre –, die beeinflusst werden durch die Sonnenstrahlung, die Ozeane, die Biomassen (Vegetation auf den Kontinenten) und die Atmosphäre, insbesondere deren CO₂(Kohlendioxid)-Gehalt. CO₂ beeinflusst unser Klima entscheidend, aber simpel: Je Mehr CO₂, desto wärmer wird es, je weniger, desto kälter wird es. In der langfristigen Anlage der Klimaphasen befinden wir uns gegenwärtig in einem „Eiszeitalter“, einer Zeit, in der die Entwicklung des CO₂-Gehalts der Erdatmosphäre durch natürliche Einflüsse Schwankungen unterworfen ist, deren Klima aber von einer Fülle komplexer Vorgänge gesteuert wird. Allerdings wird gegenwärtig die schon recht komplexe Situation dadurch weiter kompliziert, daß der Mensch in den letzten 100 Jahren – aus den bekannten Gründen – den CO₂-Gehalt derart vergrößert hat, daß bedrohliche Auswirkungen auf unser Klima absehbar werden. Wenn die Entwicklung unverändert fortschreitet, droht eine unplanmäßige Zunahme der Temperatur auf der Erde. Es handelt sich – so Klostermann wörtlich – um „ein Experiment, von dem keiner weiß, wie es ausgeht“. Sicher ist aber, daß die Klimaerwärmung zu dramatischen Veränderungen in der Vegetation führen wird, daß gerade heute sehr fruchtbare Landstriche, wie in unseren Breiten, versteppen werden. Das anzusehende Buch ist keine Lektüre, die man zwischen Tür und Angel aufnehmen kann. Wer sich aber für unser Klima interessiert, wer wissen möchte, wie es entsteht, vor allem aber, welche absehbare Entwicklung es nehmen wird und was auch jeder einzelne dafür tun kann, sollte sich mit dem Buch von Josef Klostermann eingehender beschäftigen.

Joachim Lilla

Leo Peters: Die Geschichte der Stadt Kaldenkirchen

Teil I: Von ihren Anfängen bis zum Ende der französischen Zeit 1814. Teil II: Vom Beginn der preußischen Zeit bis zum Ende der Selbständigkeit 1970. Kleve: B.o.s.s. 1998, XXX, 512, VIII, 644 S., zahlr. Karten und Abb.

Es ist nur zu begrüßen, daß der Verfasser des anzuzeigenden Werkes, Dr. Leo Peters, den ihm in jungen Jahren gegebenen „gutgemeinten“ Rat nicht beherzigt hat, nie die Geschichte seiner Heimatstadt zu schreiben – denn sonst wäre dieses Buch nicht geschrieben worden, und das wäre schade. Man merkt der Fülle des ausgewerteten Materials – allein die Liste der benutzten Archive umfaßt 44 Einträge – an, daß es sich um das Produkt einer langjährigen Beschäftigung mit der Materie handelt: Der Verfasser hat sich seit 1965 mit diesem Werk beschäftigt. Die geleistete Arbeit ist umso verdienstvoller, als das Kaldenkirchener Gemeindearchiv aus der vorfranzösischen Zeit, also bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht vorhanden ist, die unmittelbar fehlende Überlieferung also anderweitig kompensiert werden mußte.

Im ersten Band geht Peters bis in die Frühgeschichte zurück, indem er archäologische Spuren von Menschen im Raum Kaldenkirchen aufspürt. Nicht beantwortet werden kann die Frage nach der Deutung des Adjektivbestandteils „Kald (kalt)“ im Ortsnamen, das wohl im übertragenen Sinne und nicht als Temperaturangabe zu verstehen ist. Der Topographie und Verkehrslage von Kaldenkirchen ist ebenso ein eigenes Kapitel gewidmet wie seiner Landeszugehörigkeit von den Grafen von Geldern und Kessel über die Markgrafen, Grafen und Herzöge von Jülich bis zur französischen Herrschaft, ferner auch Kaldenkirchen als Opfer von Kriegen – vom Mittelalter über die burgundischen Wirren, den dreißigjährigen und den siebenjährigen Krieg bis zu den Revolutionskriegen. Auf die inneren Verhältnisse Kaldenkirchens gehen die Kapitel VI und VII ein: Grundherrschaften, Lehens-, Gerichts- und Steuerwesen sowie Verfassung und Verwaltung von Kirchspiel und Gemeinde. Mit kirchlichen Verhältnissen befassen sich die folgenden Kapitel, in denen im einzelnen die katholische Pfarre St. Clemens bis 1814, das Birgittenkloster Mariafrucht (1624 – 1802) und die evangelische Gemeinde bis 1814 untersucht werden. Der erste Band klingt aus mit Untersuchungen zum Schulwesen, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zu Alltag und Brauchtum und zur Bevölkerungsentwicklung.

Der Aufbau des zweiten Bandes folgt grundsätzlich dem des ersten Bandes, wiewohl natürlich eine weitaus ergiebiger Quellenlage und geänderte Verhältnisse das Setzen anderer Schwerpunkte erforderlich machen. Die ersten drei Kapitel untersuchen die Siedlung Kaldenkirchen, die Entwicklung der Infrastruktur und die Verbindung nach außen. Das vierte Kapitel über Kriege und Kriegsfolgen, Kriegervereine und Denkmäler zeigt nicht nur die teils verhängnisvolle Militarisierung der Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, sondern auch die unmittelbaren Auswirkungen von

Krieg und Nachkriegszeit in einer gar nicht immer so gemütlichen Grenzlage (Stichwort etwa: niederländische Gebietsforderungen nach 1945). Unbestreitbares Herzstück des zweiten Bandes sind die Kapitel V und VI, die den „Umgang mit Fragen der Politik“ (warum so umständlich?) untersuchen und die Verwaltungsgeschichte Kaldenkirchens aufzeigen. Im fünften Kapitel sind die über 50 Seiten über die Zeit des Nationalsozialismus besonders hervorzuheben, die eine umfassende Darstellung der unseligen Geschehnisse dieser Zeit beinhalten und überdies erfreulicherweise auch die Strukturen der NSDAP mit ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden nicht außer acht lassen. Zwei in dieser Zeit nicht gerade seltene Verhaltensmuster – zwischen äußerer Anpassung und innerer Verweigerung – untersucht Peters am Beispiel des langjährigen Kaldenkirchener Bürgermeisters Dr. Bernard Pauw, dem er den NSDAP-Ortsgruppenleiter Karl Otten gegenüber stellt. Der Bogen der Verwaltungsgeschichte im Kapitel VI reicht vom Beginn der preußischen Zeit mit der Erörterung der Kommunalverfassung bis 1933, über die Stadterhebung 1856 und den Verwaltungs„alltag“, das „Amt“ Kaldenkirchen (mit Leuth, 1936 – 1962) bis zur kommunalen Neugliederung 1970, die durch die Schaffung der synthetischen Stadt „Netetal“ das Ende der Selbständigkeit Kaldenkirchens bedeutete. Lobenswert ist der Versuch, auch biographische Hinweise zu den Bürgermeistern, Stadtdirektoren, Beigeordneten und Ehrenbürgern Kaldenkirchens zu geben. Untersuchungen zum Schul- und Bildungswesen, zur wirtschaftlichen Entwicklung, zum Sozial- und Gesundheitswesen, zu Kultur, Brauchtum und Vereinswesen sowie zur Bevölkerungsentwicklung beschließen den zweiten Band. Besonders hervorzuheben ist die Typisierung Kaldenkirchens als „Beamtenstadt“, die zu einem weiteren – für Kaldenkirchen typischen – Kapitel überleitet: dem Leben an, von und mit der Grenze, das die Zollbehörden und die Grenze als Wirtschaftsfaktor und – irgendwie damit untrennbar verbunden – auch den Schmuggel beschreibt.

Das Buch ist – was heute leider immer seltener wird – eine Stadtgeschichte aus „einem Guß“, von einem Autor von A bis Z geschrieben. Dies kommt der Lesbarkeit der Darstellung zugute, und die intime Orts- und Milieukennntnis des Verfassers tut das Ihre dazu, die Geschichte Kaldenkirchens zu einer rundum gelungenen Darstellung zu machen. Obgleich es eigentlich selbstverständlich (aber leider nicht mehr die Regel) ist, sei ausdrücklich und lobend das vorzügliche Quellen- und Literaturverzeichnis, die Zeittafel und das detaillierte Register erwähnt. Die mit Geschick ausgewählten Karten, Abbildungen und Tafeln ergänzen die Darstellung sinnvoll (nur bei einigen Karten hätte man sich einen etwas lesbareren Maßstab gewünscht). Eine gute und gelungene, ja in

jeder Hinsicht „vorbildliche“ (und in doppeltem Sinne „schwergewichtige“) Stadtgeschichte, zu der man den Kaldenkirchenern nur gratulieren kann!

Joachim Lilla

Ina Germes-Dohmen: Auf den Ton kommt es an

Geschichte der Westdeutschen Dachziegel- und Röhrenindustrie 1885 – 1935 (Schriftenreihe des Kreises Viersen 43), Viersen 1999

Bei der hier vorzustellenden Publikation handelt es sich um „die unwesentlich korrigierte Fassung“ einer Dissertation aus dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn. Weiter gehende Erwartungen scheint zunächst der Untertitel zu wecken: Untersucht wird die Ziegelindustrie in den niederrheinischen Gemeinden Kaldenkirchen, Bracht, Brüggen, Niederküchten und Elmpt. Die dortigen Unternehmen allerdings hatten sich nach dem ersten Weltkrieg zum „Verband der Westdeutschen (!) Dachziegel- und Röhrenindustrie“ zusammengeschlossen. Die wohlbegründete räumliche und zeitliche Begrenzung der Untersuchung gestattet eine detailreiche und gewiß auch erschöpfende Darstellung. Wirtschafts- und

sozialgeschichtliche Fragestellungen werden in großer Breite aus den Quellen erarbeitet, so daß die genannten Gemeinden zu einem ergiebigen Nachschlagewerk (von über 500 Seiten mit mehr als 2000 Fußnoten) kommen. Bedauern mag man, daß die Verfasserin sich in der Einleitung selbst den Blick auf vergleichbare Industrien in der Nachbarschaft und darüber hinaus verbietet und eine abschließende Betrachtung unterbleibt: Gerne hätte man wenigstens am Rande erfahren, was in den Gemeinden an Schwalm und Netze, entlang der deutsch-niederländischen Grenze, anders war als andernorts, wenigstens im Rheinland – oder auch nicht. Der neugierige Leser findet sich allerdings mit dem umfangreichen Literaturverzeichnis gut bedient. Insgesamt darf festgehalten werden, daß die Schriftenreihe des Kreises Viersen mit der vorliegenden Arbeit eine erfreuliche Bereicherung erfahren hat.

Hn

August Brecher: Musik im Aachener Dom in zwölf Jahrhunderten

Aachen 1998

Der wiederholt als Chronist Aachens und des Bistums hervorgetretene Autor läßt in

schneller Folge die Ergebnisse seiner Forscher- und Sammeltätigkeit erscheinen. Aachen und sein Krönungsmünster nehmen in der Musikgeschichte durchaus einen wichtigen Platz ein, so daß eine eigene Darstellung zu recht erfolgt. Umso mehr hätte man sich gewünscht, wenn der Verfasser mit größerem Atem erzählt und auch den nicht musik- und liturgiegeschichtlich bewanderten Leser mitgenommen hätte. Die über große Zahl kleiner Abschnitte mit ihren oft eher lexikalischen Eintragungen und zahlreichen fachlichen Spezialitäten ermüdet doch ab und an, zumal nicht alles gleich gewichtig ist. Natürlich muß man dankbar sein, daß hier eine so bald nicht zu überbietende Fülle an Material zusammengetragen ist. Auffallend ist, daß die gelehrten musikgeschichtlichen Bemerkungen mit einem knappen Hinweis zur Musik der Barockzeit enden. Die Darstellung des sogenannten Aachener Cäcilianismus, einer besonders strengen Form der Rückwendung zu der als für die Liturgie besonders geeignet angesehenen „altklassischen Polyphonie“ im Sinne Palestrinas, hat es ja weniger mit einem musikalischen denn mit einem innerkirchlichen Problem zu tun.

Über die Hälfte des Buches ist der Zeit nach dem I. Weltkrieg gewidmet: Die reiche Tätigkeit von Domchor, Knabenchor, Domorganist

Die Spezialisten für Lkw-Hubarbeitsbühnen

- 40 Jahre Erfahrung im Bau von Lkw-Hubarbeitsbühnen
- über 20 Modelle in Gelenk- und Teleskopbauweise
- zum Aufbau auf alle handelsüblichen Fahrgestelle von 3,5 bis 48 t Ges.-Gew.
- für Arbeitshöhen von 11 bis 84 m und Reichweiten bis 36 m
- robuste Mechanik-Komponenten, modernste Steuerungstechnologie
- kompakte Bauweise, große Arbeitsbereiche

WUMAG elev^{ant}
HUBARBEITSBÜHNEN

WUMAG elev^{ant} GmbH & Co KG
Postfach 93 29 · D-47750 Krefeld
Düsseldorfer Straße 100 · D-47809 Krefeld (Linn)
Tel: 0 21 51 5 26-200 · Fax: 0 21 51 5 26-230
e-mail: elev^{ant}@wumag.de · Internet: www.wumag.de

WUMAG GmbH Werk Ebersbach
Johann-Andreas-Schubert-Str. 6 · D-02730 Ebersbach
Tel: 0 35 86 78 09-0 · Fax: 0 35 86 78 09-54
e-mail: werk-ebersbach@wumag.de · Internet: www.wumag.de



im Münster wie – buchstäblich – in aller Welt wird minutiös verzeichnet, das Itinerar hätte selbst den großen Ahnherrn erblassen lassen! Eindrucksvoll die Fülle des Repertoires, das erarbeitet ist; offenkundig aber, daß der (kirchen-)musikalische Weg ins 20. Jahrhundert außerordentlich zögerlich beschritten wurde. Vielleicht haben die Domorganisten hier manches ausgeglichen, was der Chronist nur nicht verzeichnet hat. Man darf vermuten, daß Anleihen bei der sogenannten U-Musik, wie sie bei mancherlei gottesdienstlichen Veranstaltungen lästig fallen, auch aus dem Grunde unabweislich scheinen, weil die Kirchenmusik wie ihre ernste Schwester im gängigen Konzertbetrieb spätestens seit 1945 vergessen hat, daß die Pflege der Tradition von Belang, Zeitgenossenschaft jedoch lebenswichtig ist. Das 20. Jahrhundert bleibt noch zu entdecken...

Hn

Wilfried Hoppe / Stefan Kronsbein (Hrsg.): Landschaftspark Duisburg-Nord

Mercator-Verlag, Duisburg 1999. Zugleich Heft 1/2 der Zeitschrift „Natur am Niederrhein, 13. Jg., 1998.

In 10 Beiträgen, jeweils von ausgewiesenen Fachleuten verfaßt, wird vorgestellt, was seit 1989 auf still gelegten Industrieflächen im Duisburger Norden geschaffen wurde. Der erste Aufsatz (von J. Dettmar, K. Jebbink und A. Keil) gibt die Grundinformation über das ca. 200 ha große Gelände, die Entwicklungsbereiche und das Parkmanagement. Eine umfangreiche Untersuchung (A. Köllner) hat die Vegetationsentwicklung auf einem ehemaligen Kokereigelände zum Thema. Anschließend werden die Buschgruppen, die Avifauna und der ökologische Umbau des Flußbettes der Alten Emscher genauer beleuchtet, ferner die Bemühungen, die Bevölkerung mit dem Projekt näher vertraut zu machen: Umweltbildung auf dem Ingenhamshof, stadtökologischer Lehrpfad, Landschaftspark und Duisburger Lokale Agenda 21. Es versteht sich von selbst, das alte und neue Karten eine große Rolle spielen (S. Kronsbein); zusammengefaßt ist alles in der beigefügten, sehr hilfreichen, farbigen Übersichtskarte mit Erläuterungen auf der Rückseite (W. Fleige, W. Hoppe, W. Keil, A. Köllner, U. Overbeck), die geradezu einlädt, hinzufahren, und das Gelände persönlich in Augenschein zu nehmen. Daß nicht nur der Naturliebhaber, sondern auch der Historiker eine Menge zu entdecken findet (Industriedenkmal Hüttenwerk Meiderich!) und das Ganze in die große Planung IBA (Internationale Bauausstellung Emscher-Park) eingebunden ist, sei nicht übersehen. Die 135 Seiten starke, reich mit Bildern, Karten und Tabellen versehene Schrift dürfte auch am linken Niederrhein Interesse finden.

Fd

Günter von Roden: Duisburger Notizen

Zeitgenössische Berichte von 1417 – 1992 (Duisburger Forschungen 44), Duisburg: Mercator-Verlag 1998, 282 S., Abb.

Ein Buch wie das von Günter von Roden – langjähriger und mittlerweile emeritierter Duisburger Stadtarchivar – setzt eine längere und intime Kenntnis nicht nur der Stadtgeschichte voraus, sondern auch der zahlreichen, teils entlegenden Schriften, die über die Stadt jeweils erschienen sind. Herausgekommen ist ein Kaleidoskop Duisburger Geschichte mit einem breiten Spektrum zeitgenössischer Betrachtungen. Von der über Duisburg schreibenden „Prominenz“ sind beispielsweise zu erwähnen: Der Kaiser Sigismund, Cosimo de Medici, Johann Wolfgang v. Goethe, Thomas Jefferson, Wilhelm von Humboldt, Maurice Ravel. Aber auch zahlreiche sogenannte „kleine“ Leute haben Duisburg einer schriftlichen Erwähnung für wert gehalten. Eine reizvolle, manchmal auch schmunzeln machende Lektüre, die aber auf der anderen Seite auch das Lokalkolorit früherer Tage einfängt. Anregung: Solch eine Sammlung würde auch Krefeld gut zu Gesicht stehen.

-lla

Reinhard Manter, Gabriele Franken: Strom für Krefeld

Das erste Jahrhundert. Hrsg. von der Städtische Werke Krefeld AG zum 100. Jahrestag der Inbetriebnahme des Städtischen Elektrizitätswerkes. Niederrhein Verlag, Krefeld 1999

Das gefällig aufgemachte, fest gebundene, 128 Seiten starke, querformatige Buch ist für alle an der Geschichte Krefelds Interessierten von großem Interesse, denn es beschränkt sich nicht auf die Stromerzeugung und Stromversorgung im engeren Sinne, sondern bezieht die allgemeine Stadt- und die Zeitgeschichte mit ein. Hinzu kommt die Fülle der Illustrationen, viele farbig, die den Text in geschickter Weise veranschaulichen. Schließlich begleitet eine ziemlich ausführliche Zeitleiste den Text, die mit der Enthüllung des Kaiser-Standbildes im Kaiser-Wilhelm-Museum beginnt und mit der Kommunalwahl am 11. September 1999 endet. Die speziell auf die Elektrizität bezogenen Daten werden noch gesondert auf drei Seiten zusammengestellt. Auch Karten sind mit abgedruckt worden, so zum Beispiel die über die Eingemeindungen, die für den kürzlich vom Verein für Heimatkunde herausgegebenen 4. Band in der Reihe „Krefelder Archiv“ angefertigt wurde. Die Hälfte des Buches ist der Zeit bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten gewidmet. Die Elektrifizierung des größten Teils der

Haushalte ist zu diesem Zeitpunkt beendet. Die Jahre 1933 bis 1945 werden ungewöhnlich ausführlich dargestellt, über den II. Weltkrieg und seine Folgen wird ein klares Bild vermittelt. Die Schlußabschnitte „Vom Eigenbetrieb zum Dienstleistungsunternehmen“ und „Die (Strom-)Welt wandelt sich“ behandeln die jüngste Vergangenheit und öffnen den Blick in die Zukunft. Wer sich über unser zu Ende gehendes 20. Jahrhundert und speziell die Entwicklung Krefelds in dieser Zeit sachgerecht und verständlich informieren möchte, darf an diesem Buch nicht vorbeigehen.

Fd

Werke zur Stromversorgung am Niederrhein

Die inzwischen aufgelöste RWE-Verwaltung Krefeld führte den technischen Netzausbau am unteren linken Niederrhein mit acht Betriebsstellen durch. Da die Geschichte dieser Bautätigkeit mit den letzten Zeitzeugen verloren zu gehen drohte, waren pensionierte Mitarbeiter bereit, Unterlagen zu diesem Thema zu sammeln und Archive zu durchforschen und das Ergebnis in Buchform zu veröffentlichen. Dabei wurde auch die Stromerzeugung vor der RWE-Zeit, d.h. vor etwa 1910, in sogenannten Zentralen berücksichtigt.

Bisher sind erschienen:

Heinrich Coopmann
Zwischen Dom und Förderturm
Stromversorgung im alten Kreis Moers
Die Bezirkstelle Rheinberg
Rheinberg 1988

Burghardt Bruckschen
Das ewige Licht brennt elektrisch
Die Geschichte der Stromversorgung in und um Kevelaer
Kevelaer 1989
Peter Harder
Licht für das Klever Land
Die Geschichte der Stromversorgung im alten Kleve
2. erweiterte Auflage
Kleve 1992

Heinz Renkewitz
Elektrizität zwischen Förderturm und Hochofen
Die Geschichte der Stromversorgung im alten Kreis Moers
Die Bezirkstelle Moers-Trompet 1906–1996
Moers 1996

Heinrich Coopmann/Antonius Bergmann
Der Geldrische Löwe im Licht
Die Geschichte der Stromversorgung im alten Kreis Geldern
Die Bezirkstelle Geldern 1901–1996
Rheinberg/Geldern 1996

Heinrich und Johannes Coopmann
Im Löwenkäfig brummt ein Trafo
Die Geschichte der Stromversorgung im
alten Kreis Moers
Die Bezirkstelle Xanten 1898-1998
Xanten 1998

In Arbeit sind noch die beiden fehlenden
Chroniken für den Raum Meerbusch / Kre-
feld / Tönisvorst und Dülken / Grefrath /
Schwalmtal.

Wolfgang von Moock

Michael Lehmann: Der blaue Brabant

Die Geschichte der Boxteler Bahn, Uedem:
E. Guntlisbergen Verlag 1998, 208 S., zahlr.
Abb. (teilw. farbig)

Reichsbahndirektion Köln: Strecke Büderich-Hassum-Landesgrenze.

Messungsheft der Streckenteilung von km
0,0 bis 40,2. Ausgeführt im November 1925
(Nachdruck, hg. von den Eisenbahnfreunden
Goch-Kleve e.V., Kalkar 1998, 42 S.)

Michael Lehmann / Werner Ver- fürth, Hans Rudolf Kremer: Der Niederrhein in Aquarellen

Eisenbahnen, Ansichten und Porträts,
Uedem: E. Guntlisbergen Verlag 1998, 80 S.,
Farbbabb.

Der Heimat- und Verkehrsverein Uedem e.V.
mit seiner Arbeitsgruppe „Boxteler Bahn“ ist
gegenwärtig recht aktiv, um die Geschichte
der Boxteler Bahn aufzuarbeiten. „Boxteler
Bahn“ war der landläufige Name der von
einer niederländischen privaten Eisenbahn-
gesellschaft (der Noord-Brabantsch Duit-
sche Spoorwegmaatschappij, also der Nord-
brabantisch deutschen Eisenbahngesell-
schaft) betriebenen Eisenbahnstrecke vom
niederländischen Boxtel (zwischen Eindho-
ven und s'Hertogenbosch gelegen) nach
Wesel. Die Strecke führte über Veghel, Gen-
nep, Hassum, Goch, Uedem, Xanten-West
und Birten und stieß bei Büderich auf die
Eisenbahnlinie Venlo-Geldern-Wesel. Die
Boxteler Bahn wurde im Juli 1873 auf dem
Teilstück Boxtel-Goch und im Juni 1878 auf
dem restlichen Teilstück Goch-Wesel eröff-
net. Die hierzu eigens erbaute Eisenbahn-
brücke bei Wesel war übrigens mit ihren
Rampen die längste Eisenbahnbrücke
Deutschlands.

Die Boxteler Bahn diente vornehmlich dem
internationalen Verkehr vom niederländi-
schen Fahrboothafen Vlissingen (mit An-
schlüssen aus London) nach Deutschland
und dem weiteren Ausland. Und hier wurden
dann die Interessen der aufstrebenden, 1872
kreisfrei gewordenen Stadt Krefeld berührt.
Dieser internationale Eisenbahnverkehr lief
nämlich vor der durchgehenden Inbetrieb-
nahme der Boxteler Bahn über Venlo-Kem-
pen nach Krefeld und weiter. Die Stadt Kre-
feld versuchte, bald nach der Eröffnung der
Boxteler Bahn diesen Verkehr wieder auf sei-
ne alte Trasse zu lenken und fand hierin in
der niederländischen staatlichen Eisenbahn-
gesellschaft (Staats-Spoorweg-Maatschap-
pij, kurz SS abgekürzt, diesen Zusatz SS
führte übrigens noch bis vor etwa zwanzig
Jahren der heutige Zentralbahnhof von Den
Haag als früherer Ausgangspunkt der
Staatsspoor) einen willigen Verbündeten. Die
Staatsspoor, der übrigens der Bahnhof in
Boxtel gehörte, der von der Boxteler Bahn
mit benutzt werden durfte, war von der neu-
en Linie ebenfalls betroffen, weil die Züge
nicht mehr über ihre Gleise zwischen Boxtel
und Venlo fahren, was Einnahmeverluste mit
sich brachte. Diese grenzüberschreitende
Allianz hatte eine Zeitlang Erfolg, seit Juni
1888 führen die Züge wieder über Venlo-
Kempen-Krefeld, was indes lästig war, weil
in Kempen „Kopf gemacht“ werden mußte,

Der Name verpflichtet.
Der neue Polo GTI.



spritzig



92 (125) kW/PS . 205 km/h Höchstgeschwindigkeit .

0-100 km/h in 8,7 sek. . Verbrauch 7,1L/100km .

vier Leichtmetallräder Kreuzspeichendesign "BBS" .

höheninstellbare Sportsitze vorn .

ABS mit EDS . elektr. Spiegel . elektr. Fenster vorne .

ESP . Xenon Licht . ZV

Volkswagen Zentrum Krefeld

Gladbacher Straße 345 . Krefeld . Tel.02151.339-0

www.vwzentrumkrefeld.de



der Zug also die Fahrtrichtung wechselte. Seit Dezember 1892 fuhren die Züge von Vlissingen nach Berlin wieder über Goch-Wesel-Oberhausen, seit 1897 auch die nach Süddeutschland. Diese durchgehenden Verkehre auf der Boxteler Bahn endeten mit dem Ersten Weltkrieg. 1922 und 1923 gab es noch einmal durchgehende Schnellzüge von und nach Vlissingen. Seit 1919 wurde der Bahnbetrieb der Boxteler Bahn von der schon genannten Staatspöör übernommen, der deutsche Streckenabschnitt, schon 1924 zur Nebenbahn degradiert, ging 1925 auf die Deutsche Reichsbahn über. Der Zweite Weltkrieg brachte dann das endgültige Aus der Boxteler Bahn: Die Strecke wurde weitgehend zerstört, auch die Eisenbahnbrücke bei Wesel. Zwischen Goch und Uedem fuhren noch bis in die sechziger Jahre ein paar Personenzüge. Heute ist die Strecke aus dem Landschaftsbild gänzlich verschwunden.

Soweit lassen sich die Ergebnisse der Arbeit von Michael Lehmann kurz zusammenfassen, auch soweit sie Krefelder Belange betreffen. Diese Arbeit ist sehr verdienstvoll, da sie erstmals die verfügbaren Materialien zum Thema aufbereitet. Eine etwas bessere Strukturierung des Materials, vor allem aber eine Lektorierung des Textes hätte dem Buch allerdings nicht geschadet (Ins Reich der Legende gehört die Story auf S. 95 über die letzte Fahrt des kaiserlichen Hofzuges nach Holland. Der Hofzug mit Kaiser Wilhelm II. kam von Spa und fuhr über Lüttich-Visé zum niederländischen Grenzbahnhof Eijsden, wo Kaiser Wilhelm, der mit dem Automobil vorgefahren war, den Zug bestieg. Von Eijsden fuhr der Zug über Maastricht-Roermond-Venlo-Nijmegen-Arnhem nach Maarn. Er hat also die Boxteler Bahn beim Kruispunkt Beugen nur gekreuzt). Gern hätte man auch noch etwas mehr über Fahrpläne und Zugbildung erfahren. Noch ein Wort zum Titel: Der „Blaue Brabant“ war der volkstümliche Name einer 2-C-Schnellzug-Lokomotive der Boxteler Bahn, die blau angestrichen war.

Eine äußerst verdienstvolle und nützliche Ergänzung zum Buch von Michael Lehmann ist der (auf DIN A 3) vergrößerte Nachdruck des Messungshefts des „deutschen“ Streckenabschnitts der Boxteler Bahn von Büderich bei Wesel bis zur Landesgrenze bei Hassum. Das von einem Vermessungsoberssekretär Zender der Reichsbahndirektion Köln angefertigte Messungsheft dokumentiert jeden Meter des Streckenverlaufs, insbesondere die Gleisanlagen in den Bahnhöfen, die Kreuzungen und Kunstbauwerke (mit Aufsichten). Die seltene Originalvorlage fand sich in Gocher Privatbesitz. Natürlich wäre es reizvoll, auch noch den niederländischen Streckenabschnitt (von dem, soviel bekannt, östlich von Boxtel noch ein Stück vorhanden ist) durch eine ähnliche Unterlage – falls vorhanden – zu dokumentieren.

Nur mittelbar, aber immer noch hinreichend, um seine Erwähnung unter dem Rubrum Boxtel-Bahn zu rechtfertigen, befaßt sich der Werkkatalog von Hans-Rudolf Kremer (1918 bis 1984) mit der Boxteler Bahn. Kremer war ein Amateur-Maler im besten Sinn des Wortes. Eines seiner Haupt Sujets war der Niederrhein und hier insbesondere die dort vorhandenen Eisenbahnstrecken. So enthält der Bildband zwar auch Personen- und Landschaftsaufnahmen, vorwiegend jedoch solche mit (überwiegend historisierenden) Eisenbahnmotiven. Neben Bildern der Strecken Oberhausen-Wesel-Arnhem, Kleve-Griethausen-Elten-Zevenaar und Kleve-Kranenburg-Nimwegen sind natürlich eine Vielzahl von Bildern der Boxteler Bahn enthalten (S. 56-77). Die zahlreichen Bilder vermitteln einen Eindruck, wie der Bahnbetrieb auf der Boxteler Bahn zu ihrer Blütezeit ausgesehen haben dürfte. Hinsichtlich der dargestellten Gebäude (Bahnhöfe, Streckenhäuschen) ist ihnen sogar ein dokumentarischer Wert beizumessen, da der in der Gegend aufgewachsene Maler diese aus eigener Anschauung gekannt haben wird. Im Mittelpunkt der Bilder steht auch hier, schon aus farblichen Gründen, natürlich der „Blaue Brabant“. Alle Schriften seien denjenigen, die sich für die Eisenbahngeschichte des Niederrheins (die ja heute weitestgehend schon wieder Geschichte geworden ist), interessieren, zur Lektüre durchaus empfohlen.

Joachim Lilla

Heinz Bosch: Illustrierte Geschichte der Stadt Geldern 1848 – 1969

Bd. 1: Von den revolutionären Ereignissen 1848 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914, Geldern 1994, 528 S., zahlr. Abb. und Karten

Bd. II: Vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 bis zur Kommunalreform 1969 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend 97), Geldern 1998, 620 S., zahlr. Abb. und Karten

Mit den beiden vorliegenden Bänden kann die alte Stadt Geldern jetzt eine moderne, ansprechend aufgemachte Stadtgeschichte vorweisen, die – trotz ihres etwas volkstümlichen Titels – durchaus auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Der Lauf der Geschichte Gelderns zwischen den revolutionären Ereignissen von 1848 und der kommunalen Neugliederung 1970 wird auf über 1000 Seiten umfassend dargestellt. Die zahlreichen, durchweg mit Geschick ausgewählten Abbildungen veranschaulichen die Vergangenheit. Zeitafeln, Übersichten der Wahlergebnisse, der Zusammensetzungen des Gelderner Gemeinderats und Statistiken ergänzen die Darstellung sinnvoll.

Detaillierte Register erschließen beide Bände. Eine Fundgrube für jeden, der sich in die Gelderner Geschichte der letzten 150 Jahre nur einlesen oder auch vertiefen möchte!

-lla

Werner Rucker: Moyland

als Lehen und preußische Staatsdomäne (1307 – 1767) unter besonderer Berücksichtigung der grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Kleve: Boss 1998, 96 S.

Bei dem vorzustellenden Büchlein handelt es sich um einen erfreulichen Fund: nämlich um die Entdeckung einer lange unbekannt, da ungedruckt gebliebenen Freiburger staatswissenschaftlichen Dissertation aus dem Jahre 1922. Der Verfasser, 1899 in Stadtveen bei Sonsbeck geboren, lebte zuletzt in Krefeld, wo er 1977 gestorben ist. Der Fund dieser Arbeit ist Barbara Schildt-Specker, Düsseldorf, zu danken, die das Manuskript behutsam bearbeitet und herausgegeben hat.

Der Wert der Arbeit von Rucker liegt insbesondere darin, daß er vermutlich als einer der letzten Forscher noch das Archiv von Schloß Moyland benutzen konnte, das im Zweiten Weltkrieg in Moyland restlos verbrannt ist. Auf dieser Grundlage äußert sich Rucker zunächst allgemein über die grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisse am Niederrhein, besonders im ehemaligen Herzogtum Kleve, bis zum Verfall der Villikationsverfassung. Sodann geht er im einzelnen ein auf die Rechtsformen des bäuerlichen Besitzes im Klevischen, zunächst unter dem Aspekt des Siedlungswesens am Niederrhein, dann dem der bäuerlichen Besitzverhältnisse. Moyland als Lehen wird dann eingehend behandelt, auch die Lehnsleute in Moyland zwischen 1307 und 1695 (ein wenig erstaunt im Zusammenhang die fortwährende – auch von der Herausgeberin nicht berichtigte – Rede von preußischen Lehen bzw. preußischer Domäne in der Zeit vor 1701, als der brandenburgische Kurfürst die Königswürde zunächst „in“ Preußen annahm; es muß natürlich vor 1701 stets brandenburgisch bzw. Brandenburg heißen, an das Kleve ja 1614 gefallen war). Nachdem Moyland dann 1695/96 „an den Kurfürsten von Preußen“ (siehe vorhergehende Klammer) verkauft worden war, wurde es dann brandenburgisch-preußische Staatsdomäne, deren (letztlich gescheiterte) Administration bis 1707, und deren Admodiation, also Unterverpachtung, zwischen 1707 bis 1767 mit den diversen Pächtern eingehend dokumentiert werden (während der „Admodiation“ fand 1740 das berühmte, von Otto Brües literarisch aufgearbeitete Treffen zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire in Moyland statt). 1767 wurde Moyland dann für 102000 holländische Gulden an Adriaan van Steengracht (1720 – 1773) verkauft. Im

Besitz der Familie von Steengracht (später mit dem Zusatz zu Moyland) befand sich Schloß Moyland bis vor wenigen Jahren, bis zur Planungsphase des heutigen Museums. Fazit: Eine interessante, aber anspruchsvolle Lektüre zur Historie Moylands zwischen 1307 und 1767, die es verdient hat, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Joachim Lilla

De Biibel. Et Noije Tästamänt

Öwersat in „Rinbäärks Plat“ van Theodor Horster (Schriften der Stadt Rheinberg zur Geschichte und Heimatkunde 11), Rheinberg: Stadt Rheinberg/Kulturamt 1998, 490 S.

Vor einigen hundert Jahren war es gar nicht ungefährlich, dem Volk aufs Maul zu schauen und die dem Volk abgeschautete (besser: abgehörte) Sprache zur Grundlage einer Bibelübersetzung zu machen – wie etwa Martin Luther. Heute ist das ganz anders, Bibelübersetzungen sind (auch bei Katholiken) gang und gäbe, selbst vereinzelte Übertragungen in die Mundart gibt es mittlerweile. Eine solche Mundartübertragung des Neuen Testaments, und zwar ins Rheinberger Platt, ist jetzt als Band 11 der Schriften der Stadt Rheinberg zur Geschichte und Heimatkunde erschienen. Der Bearbeiter und Übersetzer, Theodor Horster, hat vor mehreren Jahren bereits ein Rheinberger Wörterbuch vorgelegt.

Die Schrifttype des auf fast 500 Seiten recht großzügig (zweispaltig) gedruckten Buches erscheint auf den ersten Blick (wegen ihrer scheinbaren „Haken“ und „Ösen“) etwas ungewöhnlich. Es handelt sich hierbei um die „Rheinische Dokumenta“, die um 1980 von Mundartexperten entwickelt worden ist. Diese Lautschrift ermöglicht es, anhand des Druckes auch die Aussprache und Betonung

zweifelsfrei zu erkennen. Auf der Grundlage der deutschen Einheitsübersetzung der Bibel werden „De Schrefte fan-et Nooije Tästamänt“ ins Rheinberger Platt übertragen, beginnend mit dem „Äfangeeleom no Matäus“, über „De Apostelgeschech“, „De Briuwe fanen Apostel Paulus“, „De Pastoraal-briuwe“, „De Katolse Briuwe“ bis hin zur apokalyptischen Schrift „De gehaime Oopenbaarong fan Johannes“.

Bei der Übertragung war der Bearbeiter bestrebt, die Bibeltexte Wort für Wort zu übertragen, so daß immer der ursprüngliche Text erkennbar bleibt. Hiervon wich der Bearbeiter nur dann ab, wenn es für einen hochdeutschen Begriff bzw. eine hochdeutsche Formulierung kein geeignetes Äquivalent gab oder eine geänderte mundartliche Version vertretbar erschien. Von Nutzen war hier im Einzelfall auch die niederländische Einheitsübersetzung der Bibel.

Als kleine Kostprobe die ersten Verse aus Matthäus 2 über den Besuch der Weisen aus dem Morgenlande („Hi. Drei Könige“) bei Jesus: „As Jeeses in-en Tit fan-e Köneng Herodes in Beetlehäm op de Wält gekome woor, du koome Stäärnduijers üt-en Oste no Järususalämm, on fruge: ‚wo ös dä noige-boorene Köneng fan-e Jöde? Wä häbe sine Schtäärn siin opgoon on sint gekome, om angebääje.“ (Das Buch kann nur beim Kulturamt der Stadt Rheinberg in 47493 Rheinberg bezogen werden.)

Joachim Lilla

Heimatchuch des Kreises Viersen 1999

50. Folge; Hrsg.: Kreis Viersen

Ein stattliches Werk hat Leo Peters, der seit Band 27 für diese jährliche Publikation ver-

antwortlich ist, wieder mit der 50. Ausgabe des Kreis-Heimatchuches vorgelegt. Professor Wilhelm Janssen würdigt einleitend den „runden Geburtstag“. Danach geht es in der gewohnt-soliden Weise weiter. Gleich der erste Beitrag berührt direkt Krefeld, denn er befaßt sich mit dem Ritter Tilman von Brempt, der in Uerdingen und Oedt Besitz hatte, vor allem aber durch seine Ämter in Nürnberg einflußreich wurde. Der Themenkreis „Geschichte“ ist besonders stark vertreten (203 von 344 Seiten), wobei unter anderem auf Joachim Lillas Darstellung der NSDAP-Organisation im Kreisgebiet hinzuweisen wäre, des weiteren auf Arie Nabrings' Skizze zur Geschichte der Verkehrs- und Verschönerungsvereine sowie auf die Arbeit „Frisch, frech, fröhlich, Frau“, mit der Heinz Gerd Schuh auf das Frauenturnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingeht. Es folgen die Kapitel „Kunst- und Architekturgeschichte“, mit einer großen Zusammenstellung der Denkmäler von Oedt, „Aus Natur und Landschaft“ und „Aktuelle Dokumentation“, mit Jürgen Karstens Beitrag „Vom traulichen Heimatchalender zur wissenschaftlich dilettierenden Heimatchibel. 50 Jahre Heimatchuch im Spiegel der (Presse-)Kritik“. Das Heimatchuch, das von 1959 bis 1975 von Walther Föhl in die seitdem verfolgte Richtung gebracht wurde, sonnt sich zu Recht im Glanz seiner 50 Jahre. Die ältere Schwester „Heimat“ gratuliert herzlich.

Fd.

Heimatchuch des Kreises Viersen 2000

51. Folge; Hrsg.: Kreis Viersen

Nur ein Name steht noch unter dem Geleitwort, das den neuen Band eröffnet, der des hauptamtlichen Landrats Dr. Hans-Christian Vollert, der vorher bereits über 10 Jahre als Oberkreisdirektor amtierte hat. Auch in den Kreisen ist seit dem 1. Oktober 1999 ja die „Doppelspitze“ abgeschafft worden. Sonst kommt der neue Jahrgang daher wie seine Vorgänger. Kreis- und Kulturdezernent Dr. Leo Peters ist nach wie vor für die Redaktion verantwortlich und entledigt sich dieser Verantwortung wieder mit großem Geschick. Von Vollert und seinen beiden Vorgängern Heinz-Josef Vogt und Rudolf H. Müller stammt gleich der erste Beitrag: 25 Jahre Kreis Viersen, in dem die Entwicklung des um Niederkrüchten und Viersen (als neuer Kreissitz) vergrößerten, dafür Hüls, Osterath und Lank-Latum abgebenden Kreises nachgezeichnet wird. Fortgesetzt wird die Denkmäler-Reihe von Christoph Dautermann, der sich diesmal Tönisberg vorgenommen hat (28 Seiten). Gerhard Rehm bringt unter dem Titel „Wetter, Wein und Politik“ ein Kempener Rechnungsbuch des 15. Jahrhunderts zum Sprechen, Karl-Heinz Schroers und Magda



BAYEN
DAS LEDERWARENHAUS
INTERNATIONALES
REISEGEPÄCK
KREFELD - OSTWALL 132

Dohr erinnern an die Naziherrschaft in Waldniel und Oedt. Auch für Krefelder dürfte von Interesse sein, was Christiana Reemts OSB zur 100-Jahrfeier der Abtei Mariendonk schreibt. Die ungewöhnliche Geschichte von sieben während des II. Weltkrieges in Anrath inhaftierten österreichischen Zisterziensern – ihr Abt starb dort 1941 – blättert Ulrich Bons auf. Neben den im engeren Sinne historischen Beiträgen fehlt es nicht an Darstellungen zu Kunst und Architektur, Volkskunde und Brauchtum, Wirtschaft und Verkehr. Der Abschnitt „Aktuelle Dokumentation“ ist dieses Mal besonders stark besetzt. Im Anhang erfährt man, daß der Kreis eine Reprint-Ausgabe der ersten zehn Heimatbücher (Grenzkreis Kempen-Krefeld, 1950 – 1959) in zwei Bänden herausgegeben hat, was gewiß vielen zur Vervollständigung ihrer Sammlung verhelfen wird. Eine Bibliographie des Kreises steht vor der Fertigstellung.

Fd.

Meerbuscher Geschichtshefte

Heft 15, 1998. Hrsg.: Geschichtsverein Meerbusch e.V.

Es macht immer wieder Spaß, in den heimatkundlichen Publikationen der Nachbarn

zu blättern. Das gilt insbesondere für Meerbusch, wohin von Krefeld aus gute Verbindungen bestehen. Die Reihe der „Geschichtshefte“ hat inzwischen ein beachtliches Ausmaß angenommen, quantitativ wie qualitativ. Das 1998er Heft bringt zehn Hauptbeiträge, die sich wieder gut über den Gesamtbereich der Stadt Meerbusch verteilen. Karl Heinz Wilkes schreibt über Besetzung und Evakuierung des Amtes Lank 1945, nach Lank führen auch die Ausführungen über den dortigen jüdischen Friedhof und über den auch in Krefeld bekannten Kaplan Theodor Brasse, der durch seine entschiedene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus von sich reden machte. Von Lank nach Buderich führte der Weg des Lehrers und Geschichtsschreibers Theodor Hellmich, dem eine größere Studie gewidmet ist. Marie-Sophie Aust befaßt sich mit einer Wohltäterin Osteraths, Wilhelm Toups mit den Ortsnamen Ossum und Gripswald, Robert Ramell mit den Mundarten in Meerbusch. Man sieht: die Vielfalt ist erstaunlich: örtlich, zeitlich und thematisch. Hinzu kommt, daß die Autoren durchweg in einer Sprache sich auszudrücken verstehen, die angemessen und verständlich ist.

Fd.

Anrather Heimatbuch 1999

Hrsg.: Bürgerverein Anrath e.V.

Wenn man das Heimatbuch hinten aufblättert, stößt man auf eine Übersicht aller bisher (seit 1978) in den Anrather Heimatbüchern erschienenen Beiträge, und man erkennt, wie dankbar die Anrather den Heimatbuch-Machern sein sollten, denn die Fülle der Themen ist überwältigend. Fast ist man geneigt zu fragen, was da noch an Neuem erforscht und vorgestellt werden kann, aber der 1999er Band läßt diese Frage schnell verstummen. Es beginnt mit „150 Jahre Bürgerverein Anrath“! Tatsächlich steht die Gründung im Revolutionsjahr 1848 wohl außer Frage. Hingewiesen wird auch auf das 100jährige Jubiläum der Pfarrkirche (1998), auf den 150jährigen Betrieb auf der Anrath berührenden Bahnstrecke, auf die schöne Kapelle in Vennheide und den Glasmaler Wilhelm Teuwen. Damit ist der Inhalt der 151 Seiten noch keineswegs erschöpft. Mundart, Brauchtum, Vereinswesen kommen zu ihrem Recht, die reichhaltige Bebilderung ist hervorzuheben; nur die in die Texte eingestreuten Anzeigen-Seiten stören etwas. Insgesamt aber kann sich das Buch auch mit seinem 22. Jahrgang wieder sehen lassen.

Fd.

Jahrbuch 1998/99

15. Jahrgang; Hrsg.: Freundeskreis lebendige Grafschaft e.V., 1998

Wer sich für den Heimatraum interessiert, sollte den Blick nach Nordosten, ins Rheinhausener und Homberger Gebiet mit seinen vielen kleineren Ortschaften nicht vernachlässigen. Das Jahrbuch berichtet in gewohnter Weise: über Pestepidemien und Hexenprozesse, über Kirchen, Schulen und Bauernhöfe, über Namen und Ereignisse. Helmut Mootz, der rührige Schriftleiter, setzt seine „Kleine Geschichte Rheinhausens“ fort, von dem Kampf um die Friedrich-Alfred-Hütte ist das Schlußkapitel zu finden, die Gegenwart wird von vielerlei Blickpunkten aus beleuchtet. Das Grundprinzip, viele Kurztitel zu veröffentlichen – damit eine große Vielfalt an Themen zu bieten, aber auch häufig Fortsetzungen in Kauf zu nehmen – ist beibehalten worden. Als Beilage ist erneut ein hübsches Kunstblatt in den insgesamt 200 Seiten starken Band eingelegt worden. Die Bezieher und Leser werden ohne Zweifel an dem Jahrbuch ihre Freude haben.

Fd.

Tönisberger Heimatblätter

Heft 1, 1999; Hrsg.: Heimatverein Tönisberg

Der erst im Mai 1998 gegründete Heimatverein Tönisberg hat in der kurzen Zeit seines



Gegründet 1908

ROSTEK & PESCH

INDUSTRIE- UND INGENIEURBAU

Parkstraße 55 · 47829 Krefeld (Uerdingen)

Telefon: (0 21 51) 4 98 - 0

Telefax: (0 21 51) 498144

Bestehens bereits einen bemerkenswerten Aufschwung erlebt und beachtliche Aktivitäten entfaltet. Eine davon gilt es hier vorzustellen. Flexibel gebunden, mit dem farbigen Ortswappen auf dem Titelblatt, 56 Textseiten stark, im gebräuchlichen Oktav-Format präsentiert sich dieses jüngste Glied in der Kette der Heimatbücher als wohl gelungene Neuerscheinung, der für die Zukunft nur die besten Wünsche gelten können. Die Redaktion liegt in den Händen von Professor Dr. Erhard Louven, der auch zwei eigene umfangreiche Beiträge beige-steuert hat, einen über die bekannte Tönisberger Bockwindmühle (Teil I) und einen über die Sprache der Tönisberger in Geschichte und Gegenwart. Neben ihm erscheint vor allem Hans Krudewig als Autor. Er schreibt über Denkmäler, insbesondere den Vreehof, das Ortswappen und die Post. Aus seinem Bildarchiv stammen zwei Gruppen-Fotos. Heribert Dröge ist mit der Beschreibung einer Grußpostkarte aus dem Ortsteil Vinnbrück vertreten, Willi Klinkenbergh teilt Spruchweisheiten in Mundart mit. Wenn man bedenkt, daß Tönisberg nur ca. 3500 Einwohner zählt, davon 30 Prozent in der Nachkriegszeit Zugewanderte, dann muß man den Mut und das Geschick derer bewundern, die für den Ort und die Erforschung seiner Geschichte das Wagnis eingegangen sind, solche Heimatblätter herauszugeben. Auf die nächsten Ausgaben darf man gespannt sein. Eigentlich müßte in jeder Tönisberger Familie ein Exemplar zu finden sein.

Fd.

Der Forstwald

Durch Wechsel der Papiersorte sind die Druck- und Bildqualitäten der 28. Ausgabe erheblich verbessert worden. Nach über 20 Jahren als Schriftleiter von „Der Forstwald“ verabschiedet sich Peter Roth. Neben den Notizen aus dem letzten Jahr veröffentlicht er einen sehr gelungenen und persönlichen Bericht über die letzten 30 Jahre in Forstwald. Hans Jürgen Herzog, der Vorsitzende des Bürgervereins, tut in seinem Jahresbericht u.a. auch einen Blick auf den ersten Workshop für ein Entwicklungskonzept Forstwald.

Der Forstwald – Ein Teil der Naturwaldgemeinde der Stadt Krefeld ist der Titel eines Aufsatzes von Arno Schönfeld-Simon und Thomas Visser, in dem von aktivem Waldschutz bis zu noch tragbaren Wilddichten die forstliche Situation eingehend geschildert wird. Als Künstlerin des Jahres, die der Bürgerverein kürte, wird die Keramikerin Dagmar König vorgestellt. Hans-Josef Ruhland veröffentlicht einen hochinteressanten Artikel über die Franzosenzeit am Niederrhein. Karl-Heinz Lilla beginnt eine neue Serie „Der Forstwald gestern und heute“ mit einer Abhandlung über die Entstehung der Riekerhofstraße. Rudolf Pilger weist auf das

Unwetter vom November 1940 und die Judenkolonne im Forstwald hin. Berichte aus Kirchengemeinden und Vereinen, von der Polizei und von gesellschaftlichen Aktivitäten sowie Personalia runden das Bild ab.

Pf

Annalen des Historischen Verein für den Niederrhein

Heft 201, Rheinland Verlag, Pulheim 1998

Darin u. a. ein Beitrag über eine Unterherrschaft im Erzstift Köln und eine Besprechung des Bandes III der Reihe Krefelder Archiv (Neue Folge)

Rheinische Vierteljahresblätter

Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn, Jg. 63, 1999 (Festgabe Wilhelm Janssen zum 65. Geburtstag)

darin u.a. Beiträge über Entstehung und Konsolidierung der Territorien (die Grafschaft Moers kommt leider nicht vor), Landesgeschichte heute und morgen und eine – sehr positive – Besprechung des 1. Bandes der neuen Krefelder Stadtgeschichte.

Rheinische Kunststätten

Heft 14 (2. neubearbeitete Auflage): Schloß und Park Benrath in Düsseldorf

Heft 428: Regierungspräsidium und Oberlandesgericht in Düsseldorf

Heft 430: Wermelskirchen im Bergischen Land

Heft 433: Das ehemalige Altbauhaus in Essen

Rheinische Heimatpflege

Hefte 4/98 – 3/99

darin u.a. Beiträge über das Problem der Rekonstruktion von Denkmälern, Garten-denkmalpflege, das Kloster Knechtsteden nach der Säkularisation, die Gesenkschmiede Hendrichs in Solingen als Industriemuseum, Zisterzienser am Rhein

Der Niederrhein

Hefte 1 - 4/1999

darin u.a. Beiträge über Höhenburgen am Niederrhein, die „Kristallnacht“ im alten Kreis Kempen, die Naturschutzgebiete Brüggens-Bracht und Meinweg, Nachbarschaften im Raum Ossurm, die Oranier am Niederrhein

Hülser Heimatblätter

Heft 46/1999

darin u.a. Beiträge über Hülser Gefängnisse, die „Krüppelfuhre“ (vom Abschieben armer, pflegebedürftiger Menschen), Hülser Juden, das erste Hülser Heimatmuseum, den Spinnen-Fachmann Herbert Casemir

St. Töniser Heimatbrief

Nrn. 140/1998 und 141/1999

darin u.a. Beiträge über den St. Töniser Wasserturm, Kirchhof, Kirchplatz, Friedhof, Andachts- und Gebetbuch-Bildchen, Menschen in St. Tönis, alte St. Töniser Postkarten, ein Vierteljahrhundert Heimatfilm, die Renovierung der Streuff-Mühle

det on dat van osser platt

hrsg. von Wilhelm Hastenrath, Mönchengladbach

Heft 35: Texte von Hein Lennartz

Wohnstätte Krefeld Wohnungs-Aktiengesellschaft

Der größte Wohnungsanbieter in Krefeld
Mietangebote unter Telefon 0 21 51 - 63 27-0

Wohnstätte Krefeld Königstraße 192 47798 Krefeld
Fax 0 21 51 - 63 27 39

E-Mail: ws-krefeld@enconet.de
Internet: http://www.enconet.de/ws_krefeld

Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, 6. Lieferung: 7 Karten zur Vor- und Frühgeschichte. Hrsg.: Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, 1999

Thomas Becker: Lotharingen als historischer Raum. (Rheinisches Archiv 136). Böhlau-Verlag, Köln-Weimar-Wien 1997

Michael Zimmermann (Hrsg.): Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen. Kohlhammer Verlag, Köln - Stuttgart - Berlin, 1998

Ingrid Ehlers-Kisseler: Die Anfänge der Prämonstratenser im Erzbistum Köln. Köln 1997

Jörg Engelbrecht: Das Herzogtum Berg im Zeitalter der Französischen Revolution. Paderborn 1996

Charles Schmidt: Das Großherzogtum Berg 1806 - 1813. Deutsche Übersetzung des 1905 erschienenen Werkes mit aktueller Bibliographie und ergänzenden Beiträgen; Verlag Schmidt, Neustadt/Aisch 1999

Stefan Lennartz, Georg Mölich (Hrsg.): Revolution im Rheinland. Veränderungen der politischen Kultur 1848/49. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 1999

Jörg Becker, Karl Heinz Tekath (Hrsg.): Schwarz-Rot-Gold. Die deutsche Revolution 1848/49 und der untere Niederrhein; o.V.

Bernd Hey und Günther van Norden (Hrsg.): Kontinuität und Neubeginn. Die rheinische und westfälische Kirche in der Nachkriegszeit (1945 - 1949) Rheinland-Verlag, Köln 1996

Kordula Schlösser-Kost: Evangelische Kirche (im Rheinland) und soziale Fragen 1918 - 1933. Rheinland-Verlag, Köln 1997

Manfred Kock (Hrsg.): Gerhard Tersteegen. Evangelische Mystik inmitten der Aufklärung. Rheinland-Verlag, Köln 1997

Geschichte der Kirche im Bistum Aachen, Heft II; Albrecht Graf Finckenstein: Von der Stauferzeit zum Hoch- und Spätmittelalter, Editions du Signe, Straßburg 1998

Birgit Bernard: Die Wallfahrten der St.-Matthias-Bruderschaften zur Abtei St. Matthias in Trier; Heidelberger Orientverlag, 1995

Christopher Buchholz: Französischer Staatskult 1792 - 1813 im linksrheinischen Deutschland. Peter Lang Verlag, Frankfurt 1997

Michael Brocke: Feuer an dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen in Nordrhein-Westfalen, Verlag Kamp, Bochum 1999

Eva Maria Schmitt / Achim Thyssen (Hrsg.): Mundart in Deutschland. Vademekum zu Vereinen, Forschungseinrichtungen und anderen Institutionen. Verlag van Acken, Krefeld 1998

Peter Honnen: Geheimsprachen im Rheinland (u.a. über den Rotwelschdialekt in Breyell); Rheinland-Verlag, Köln 1998

Marco Kieser: Heimatschutzarchitektur im Wiederaufbau des Rheinlandes. Verlag Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln 1998

Denkmalbereiche im Rheinland (Arbeitsheft der rhein. Denkmalpflege 49), Köln 1996

Walter M. Plett: Die Schützenvereine im Rheinland und in Westfalen 1789 - 1939, Verlag des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln 1995

Dieter Breuer, Gertrude Ceppl-Kaufmann (Hrsg.): Moderne und Nationalsozialismus im Rheinland, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1997

Hafenatlas Nordrhein-Westfalen (mit Rheinhafen Krefeld), 1999

100 Jahre Fußball im Westen. Zwischen Alm, Wedau und Tivoli. Hrsg. vom WFV in Zusammenarbeit mit dem Willibald-Gebhardt-Institut. AGON Sportverlag, 1997

Heike Buchmeier, Melanie Merx-Wolters: Erlebnis Rheinland (zwischen Neuss/Düsseldorf und Köln). Verlag Bachem, Köln 1999

Zwischen Heine und Altbier. Niederrhein-Lesebuch. SeitenWind Verlag, Grevenbroich 1999

Hans Vogt: Der Niederrhein und seine Mühlen. Begleitheft zur Ausstellung in Sanssouci. Kleve (Niederrheinischer Mühlenverband) 1999

Stichwortverzeichnis der Niederrheinischen Jahrbücher des Vereins Niederrhein; einzusehen in der Geschäftsstelle Krefeld, Karlsplatz 14

Christian Behrens: Kleine Welten am Niederrhein. Fotoband mit kleinen Texten. Edition Aragon, Moers 1999

Reihe Ausflugsziele des Verlages Peter Pomp, Bottrop; je 128 Seiten; DM 19,80: Ferdinand Fischer: Niederrhein, schöne Burgen, Schlösser und Motten



1899
1999

100 JAHRE STROM FÜR KREFELD

Besuchen Sie
**unsere historische
Sonderausstellung
„100 Jahre Strom
für Krefeld“**



Städtische Werke Krefeld AG

Kurt Schnöring, Holger Klaes: Bergisches Land, schöne Schlösser, Burgen und Kirchen
Gisela Schmoeckel, Holger Klaes: Bergisches Land, schöne Talsperren und Seen
Gregor Spohr, Wolfgang Schulze:

Ruhrgebiet, schöne Stätten des Mittelalters
Ruhrgebiet, schöne Stätten der Industriekultur
Ruhrgebiet, schöne Parks und Gärten

Rainer Michel, Holger Klaes: Eifel, schöne Burgen und Schlösser
Hermann Josef Roth, Holger Klaes: Westerwald, schöne Schlösser, Burgen und Kirchen

Günter Hammermann: Wanderungen am linken Niederrhein, Droste-Verlag, Düsseldorf

Ludwig Soumagne: Rief für de Insel; mit einer CD. Verlag van Acken, Krefeld 1999

Arndt Kleesiek: „Siegfrieds Edelsitz“ – Der Nibelungen-Mythos und die „Siegfriedstadt“ Xanten im Nationalsozialismus. LIT-Verlag, Münster 1998

Heronger Heimatbuch; Hrsg. Stadt Straelen, 1999

700 Jahre Vluyn (1297 – 1997); Hrsg.: Heimat- und Verkehrsverein Vluyn, 1997

Huckinger Heimatbuch, Geschichte und Geschichten. Bd. 2, hrsg. vom Bürgerverein Duisburg-Huckingen, 1997

Heinz Schwarz, Boris Kaloff: 100 Jahre Holthausen. Zur Ge-

schichte des Henkel-Werks. Sonderband 2 der Schriften des Werksarchivs; Düsseldorf 1999

Jüdisches Leben in Mönchengladbach – gestern und heute; hrsg. vom Stadtarchiv Mönchengladbach, 1998

Herbert Reiners: Kriegsgefangenenlager Wickrathberg 1945. Mönchengladbach 1998

Rheinischer Städteatlas, Lieferung XIII Nr. 72: Neersen; bearb. von Arie Nabrings. Rheinland-Verlag, Köln 1998

Bruno Schmidt: Stadt im Grünen – die Siedlungs- und Entwicklungsgeschichte Süchtelns. Selbstverlag 1999

Ludwig Hügen: Geschichte in Bildern (3). 1889 – 1989 – 100 Jahre Deuß & Oetker / Verseidag in Schiefbahn, 1999

Viersen – Lebendige Vielfalt am Niederrhein. Bildband, hrsg. von Norbert Beleke, Nobel-Verlag, Essen 1998

Walter Tillmann: Viersener Textilgeschichte am Beispiel des Textilwerkes Pongs & Zahn. Bd. 21 der Reihe „Viersen – Beiträge zu einer Stadt“; Hrsg.: Verein für Heimatpflege Viersen, 1998

Jupp Pasch: Bonktjeklüert. Texte in St. Huberter Mundart, Verlag H. Kaltenmeier Söhne, Krefeld-Hüls, 1998

Gottlieb Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750 und Rückreise nach

Deutschland im Jahr 1754, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1997

Renate Pirling: Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep (1975 – 1982). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1997

Reinhold Strotmann: Hydrologische Auswirkungen der Siedlungsentwicklung auf den Wasserkreislauf der Stadt Krefeld (1800 – 1995), Krefeld (Geologisches Landesamt) 1998

Internationaler Adalbert-Preis; hrsg. von der Adalbert-Stiftung Krefeld, o.J. (1999)

Rudolf Leisen: Chronik des Waldguts Schirmau und der Brohltalgemeinden, 1999

Otto Brües: Du darfst im Außenbild das Innen sehen. Gedichte; Einführung: Eva Brües. Otto Brües Freundeskreis, Krefeld 1998

Herbert Böttger: Spielende Schmetterlinge. Zweibändiges Werkverzeichnis von Kathrin Wappenschmidt und Herbert Jakobs, erschienen zur Ausstellung „Herbert Böttger – Malerei der Neuen Sachlichkeit“ 1998 im Kulturzentrum Sinstedden. (Bött-

ger wurde 1898 in Krefeld geboren, gehörte später der Düsseldorfer Kunstszene an.)

Katalog zur Heinz-Bienefeld-Ausstellung, Museum für angewandte Kunst, Köln 1991

Ergebnisse, Reformen und Visionen, Verwaltungsbericht 1994 – 1999. Hrsg.: der Oberstadtdirektor, Presseamt, Krefeld 1999

Andreas Storz: Krefelder Stadtwald – Fotos, Bilder und Geschichte(n); erscheint Ende 1999

Johann Peter Lentzen: Chronik von Fischeln 1870 – 1882; von Heinz Hüttenes herausgegeben; erhältlich beim Bürgerverein Fischeln

Theo Versteegen: Dä helle Steär, Verlag van Acken, Krefeld 1999

Wilfried Uerschels: Hännies, Drickes und Pitt. Krefelder Geschichten (teilweise in Mundart), 1998

Erlebte Geschichte(n). Kriegsende 1945 und Neuanfang in Krefeld-Hüls. Hrsg.: KAB St. Cyriakus Hüls (Gottfried Porstner), Krefeld-Hüls 1999

Das älteste **Uerdinger Siegel**, das sich an einer Urkunde aus dem Jahr 1365, aufbewahrt im Archiv der Stadt Köln, befindet aber wohl zurückgeht auf die Zeit der Stadtrechtsverleihung 1255 (vgl. Toni Diederich: Rheinische Städtesiegel, Neuss 1984, S. 340ff.) ist jetzt als Nachguß in Bronze zum Preis von 42,50 DM erhältlich bei Meyers Bücherinsel, Krefeld-Uerdingen, Oberstr. 18 sowie bei den Krefelder Buchhandlungen Greven und Plaeschke.



Der Verein für Heimatkunde Krefeld gibt nicht nur das Krefelder Jahrbuch „die Heimat“ heraus.

Er betreibt Heimatgeschichte, Heimatpflege und Heimatforschung jeder Art: Herausgabe von Schriften, historischen Karten, Abbildungen; Vorträge und Studienfahrten, Denkmal- und Stadtbildpflege; Natur- und Landschaftsschutz; Volkskundeforschung; Mundart- und Brauchtumpflege.

Werden Sie Mitglied oder werben Sie Mitglieder. Jedes Mitglied erhält für einen Jahresbeitrag von DM 30,- regelmäßig „die Heimat“ zugestellt und alle Einladungen zu den Veranstaltungen des Vereins. Formlose Anmeldungen (Postkarte) nimmt gerne entgegen: Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, 47800 Krefeld-Bockum (☎ 50 31 70).

Personalien/Jubiläen

Vorbemerkung: In den vergangenen Jahren hat „die Heimat“ sich bemüht, unter dieser Überschrift anlässlich von Jubiläen, „runden“ Geburtstagen, Sterbefällen, Ehrungen, Amtsübernahmen jeweils Persönlichkeiten, Firmen und Ereignisse kurz zu würdigen. Die Fülle dessen, was in dieser Hinsicht zur Kenntnis der Redaktion gebracht wird, ist aber inzwischen so gewaltig geworden, daß wir von dieser Praxis abgehen müssen. Nur noch in den Fällen, in denen besondere Verdienste um die heimatkundliche und stadtgeschichtliche Arbeit

oder eine besondere Verbundenheit mit ihr festzustellen sind oder in denen ein außergewöhnliches Alter die Würdigung nahe legt, wird besonders darauf eingegangen werden. Ansonsten wird es mit einer kurzen Erwähnung genug sein müssen, verbunden gegebenenfalls mit einem Hinweis auf eine Festschrift oder dergleichen. „Die Heimat“ ist sich darüber im Klaren, daß auch bei diesem Verfahren Lücken bleiben werden, weil manches, was eine Erwähnung verdient hätte, nicht rechtzeitig bekannt wird. Fd.

Rudolf Besouw

Am 25. November 1998 starb Dr. Rudolf Besouw im Alter von 92 Jahren. Sein Tod löste in der Bevölkerung der Stadt eine lebhaft Anteilnahme aus, hatte Dr. Besouw doch 58 Jahre segensreich in Krefeld, wo er auch geboren war – am 22. März 1906 – gewirkt. Seine Arbeit als Priester (seit 1932) und Religionslehrer kann an dieser Stelle nicht angemessen gewürdigt werden. Vor allem die Glaubensstunden und Jugendgottesdienste, die der unerschrockene, einem modernen Katholizismus verpflichtete Seelsorger während der Herrschaft des Nationalsozialismus hielt, haben im Bewußtsein der Teilnehmer unauslöschliche Spuren hinterlassen. Von 1945 bis 1971 war er Religionslehrer am Arndt-Gymnasium; er wurde zum Studiendirektor ernannt und mit dem Titel eines Monsignore ausgezeichnet. Als Pensionär hat er bis zuletzt seelsorgliche Aufgaben übernommen und war seinem großen Freundeskreis, vor allem aus dem Bund Neudeutschland, ein treuer Begleiter und Berater.

An dieser Stelle ist auf seine umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der regionalen Geschichtsforschung besonders hinzuweisen, für die er den Rheinlandtaler verliehen bekam. Zur Geschichte der katholischen Kirche im Heimatraum veröffentlichte er zahlreiche sorgfältig recherchierte Aufsätze, nicht wenige davon in der „Heimat“. Auch beim Erscheinen der beiden großen Bände „Katholisches Krefeld“ (1974 und 1988) war er maßgeblich beteiligt. Sein Tod hat eine Lücke hinterlassen, die nicht so bald wird geschlossen werden können. „Die Heimat“ beabsichtigt, den gütigen Men-

schen, engagierten Seelsorger, zuverlässigen Historiker und heimatbewußten Krefelder Rudolf Besouw später noch eingehender mit seinem wissenschaftlichen Werk vorzustellen. R.i.P.

Fd.

Eduard Lampmann, Ernst Hemsing

Wenn Beispiele gesucht werden sollten für außergewöhnliches bürgerschaftliches Engagement in Krefeld, Eduard Lampmann und Ernst Hemsing wären in vorderster Linie dabei. Im Dezember 1998 starb Eduard Lampmann 77jährig. Am bekanntesten wurde er wohl durch seine langjährige Tätigkeit als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine. Wenn er in dieser Eigenschaft seine Stimme erhob, und er tat es häufig und sachkundig, wurde er weithin gehört. Sein Heimatbezirk, dem er stets eng verbunden blieb, war der Dießem, der Osten des alten Krefeld. Aber im ganzen Stadtgebiet lag dem gelehrten und gefragten Architekten die Pflege des Stadtbildes am Herzen. In zahlreichen Vereinen war er Mitglied, nicht selten übernahm er im Vorstand Verantwortung, so auch als Vorsitzender des Förderkreises für das Waldgut Schirmau. Seine Liebe und sein Engagement galten auch dem Krefelder Karneval, in dem der Doctor humoris causa kräftig mitmischte. Mit ihm hat Krefeld einen besonderen Charakterkopf verloren.

Ernst Hemsing, der im Januar 1999 im Alter von 85 Jahren nach langer Krankheit von uns ging, ließ es ebenfalls nicht mit seinem jahrzehntelangen aktiven Einsatz im Bauwesen bewenden, obwohl er auch als Chef der Uerdinger Baufirma

Rostek & Pesch in Krefeld markante Spuren hinterlassen hat. Volksverbunden wie wenige Unternehmer hatte er stets ein offenes Ohr – und eine freigebige Hand –, wenn Sorgen und Nöte aus den vielen Vereinen, in denen er Mitglied war, an ihn herangetragen wurden. Die Casino-Gesellschaft Uerdingen, die Uerdinger DLRG, der Bockumer Schützenverein 1611 und die Prinzengarde der Stadt Krefeld, um nur einige zu nennen, verdanken ihm viel. Auch dem Verein für Heimatkunde war er zugetan, hatte er doch ein waches Gespür für die Bedeutung von geschichtlichen Abläufen und Traditionen. Ernst Hemsing verdient es, in dankbarer Erinnerung behalten zu werden.

Fd.

Helmut Henrich

Am 6. März 1999 feierte Professor Dr. Helmut Henrich im Direktorzimmer des Gymnasiums am Moltkeplatz sein 75jähriges Abiturjubiläum. Bei einem Glas Champagner schilderte er temperamentvoll mit vielen und präzisen Detaillierungen Begebenheiten aus seinem bewegten Leben.

Er wurde am 17. Juni 1905 in Krefeld geboren. Sein Vater war als Regierungsbaumeister nach Krefeld gekommen, wo er die Stelle des 1. Beigeordneten annahm. Ihm oblag das gesamte Bauwesen. So hatte er z.B. den Krefelder Hafen projektiert, der unter seiner Bauleitung 1906 eingeweiht wurde.

Nach bestandener Aufnahmeprüfung kam Helmut Henrich in die 3. Vorschulklasse des Krefelder Realgymnasiums, selbstverständlich im Matrosenanzug; die Schule befand sich damals noch in der Luisenstraße. Die

Sexta erreichte er 1914. Zu seinen Lehrern gehörten Direktor Pahde, Professor Rembert, Hildebrandt, Tripp, Schaack und Urban. Nach dem Umzug der Schule an den Moltkeplatz, bei dem die Schüler mithalfen, gelangte er an eine Sallustausgabe, die sein älterer Bruder geschenkt bekam. Dieses Werk sollte ihm später beim Abitur sehr hilfreich sein, denn Latein hatte er nie geliebt. Aber da für die Abiturarbeit die Vokabeln angegeben waren, fand er im Buch den passenden Text. Er hielt sich für einen schlechten Turner, liebte aber den Kunstunterricht. Außer Latein hatte er noch die Abiturfächer Deutsch, Englisch und Mathematik. Sein Deutschlehrer war Professor Rembert, von dem er außerordentlich viel hielt. Auf die Frage, ob er sich noch an Thema und Note seines Deutschaufsatzes erinnern könne, antwortete er spontan: „Werde ein Charakter!“ Die Note wäre wohl „befriedigend“ gewesen. Und ebenso spontan schenkte ihm die Schulleitung den Originalaufsatz, der 75 Jahre Archivierung überstanden hatte. In der Sexta hatte er mit 28 Klassenkameraden begonnen. Beim Abitur, im Jahre 1924, waren es dann noch 14. Als Abiturpreis hat er das Handbuch für Kunstwissenschaften erhalten. Später kamen während seines Architekturstudiums noch Hochschulpreise hinzu, z.B. der Schinkelpreis. Schon als Oberstufenschüler praktizierte er bei August Biebricher, dem Erbauer des Gymnasiums und in späteren Ferien bei Professor Brosky in Köln. Während seines Studiums hatte er so berühmte Lehrer wie Heinrich Tessenow und Hans Poelzig. Das Diplomexamen wurde 1928 bestanden und 1929 folgte die Promotion. Anschließend hielt sich der frisch gebackene Doktor ein

Jahr in Paris auf und ein weiteres Jahr in New York. Das Empire State Building wurde gerade fertig. Er selbst hat am Bau des Rockefeller Centers mitgewirkt. Am International Music Center hat er unter Raymond Hood die Decke gebaut. Im Jahre 1933 wurde er Regierungsbaumeister in Gumbinnen. Dort gefiel es ihm aber überhaupt nicht, und so machte er sich noch im selben Jahr in Düsseldorf selbständig. In Krefeld hat Henrich einige Häuser gebaut, so z.B. für die Familien Engländer und Oetker. Gegen Ende des Krieges war er in Krefeld mit Wiederaufbau-Plänen betraut worden. Speer, mit dem er zusammen studiert hatte, wollte, daß nach Abriß der Dionysiuskirche dort ein Aufmarschplatz entstehen und am Sprödenalplatz ein neues Rathaus gebaut werden sollte. Anlässlich dieser Tätigkeiten, bei denen er natürlich mit Plänen herumlief, glaubten Eiferer, ihn als Spion überführen zu können.



Prof. Dr. Helmut Henrich unter dem Porträt von Adam Wilhelm Scheuten, dem Stifter des Krefelder Realgymnasiums.

Seiner alten Schule ist Professor Henrich immer verbunden geblieben. Zur Feier ihres 150jährigen Bestehens und dem Förderverein der Schule, der in diesem Jahr auf sein 80jähriges Bestehen zurückblickt, gehört er seit Gründung an.

Zum Abschluß der Zusammenkunft äußerte Professor Hen-

rich den Wunsch, daß die von Gustav Eberlein aus Carrara-Marmor geschaffene Kaiser-Wilhelm-Statue nicht mehr im Freien der sicheren Verrottung ausgesetzt, sondern wenigstens irgendwo trocken gelagert wird.

Verwiesen sei noch auf sein Buch „Bauzeit“, Aufzeichnungen aus dem Leben eines Architekten, das 1995 bei Droste erschienen ist.

Hans-Wolfgang Stockhausen

Dr. Bernhard Heun, Heinz-Josef Vogt, Dieter Pützhofer

Von der Spitze der Stadtverwaltung Krefeld ist hier die Rede. Einer ihrer großen Repräsentanten, der frühere Oberstadtdirektor Dr. Bernhard Heun, wurde im August 100 Jahre alt. Sein Wirken in Krefeld umfaßt die Zeit von Mai 1949 bis August 1964. Heute kann man sich kaum noch vorstellen, wie Krefeld im Jahre 1949 aussah und welche Anstengungen nötig waren, aus einer zerstörten Stadt wieder ein blühendes, gesundes Gemeinwesen zu formen. Bernhard Heun widmete sich dieser Aufgabe mit Tatkraft, Geschick und Augenmaß. Sein Werk war auch die endgültige Bereinigung des Verhältnisses zwischen der Gesamtstadt Krefeld und der alten Rheinstadt Uerdingen – seine Lösung ist inzwischen durch die Einrichtung der Bezirksvertretungen (1975) Allgemeingut geworden. Bernhard Heun darf in Krefeld nicht vergessen werden.

Heinz-Josef Vogt schied im September 1999 aus dem Amt des Oberstadtdirektors, das er seit 1989 bekleidet hatte. Seine vielen Ämter und Aufgaben aufzuzählen, ist hier nicht der Ort, einiges wurde schon anlässlich seines 60. Geburtstages im Jahrgang 68 ausgeführt. In seine Zeit fielen vor allem Strafbau und Umbau der Verwaltung, die Effizienz-Steigerung und Verbesserung des Dienstes am Bürger durch verstärkten Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung und die zunehmende Finanznot der Kommunen. Als geborener Krefelder, der vorher Oberkreisdirektor im Kreis Viersen war, kannte er die Probleme von Stadt und Region genau. Auch

im Ruhestand wird er weiterhin für seine Mitbürger tätig sein, insbesondere als neuer Vorsitzender des Vereins „Kulturraum Niederrhein“ und in gleicher Funktion beim internationalen tätigen Medikamenten-Hilfswerk „Medeor“ in Tönisvorst. Krefeld ist ihm zu großem Dank verpflichtet.

Er war der letzte Krefelder Oberstadtdirektor, denn seit dem 1. Oktober 1999 gibt es keine „Doppelspitze“ mehr. In Zukunft ist der Oberbürgermeister gleichzeitig hauptamtlicher Verwaltungschef, Vorsitzender des Stadtrates und oberster Repräsentant der Bürgerschaft. Erster Inhaber dieses neu geschaffenen Amtes wurde auf dem Wege der Direktwahl – mit einem überwältigenden Vertrauensbeweis – Dieter Pützhofer, der seine langjährige und vielfältige Tätigkeit zum Wohle der Stadt nun in neuer, gestärkter Funktion fortsetzen kann. Mit ihm tritt erneut ein geborener Krefelder, dem heimatverbundenes Denken und Handeln eine Selbstverständlichkeit ist, an die Spitze der Stadt. „Die Heimat“ wünscht ihm Glück und Erfolg.

Fd.

Renate Piring, Brigitte Tietzel, Carl Wolfgang Schümann

Frau Professor Dr. Renate Piring, die langjährige Leiterin des Museums Burg Linn und weit über die Grenzen Krefelds hinaus bekannte Archäologin, feierte ihren 70. Geburtstag. „Die Heimat“ hat ihre Verdienste schon mehrfach gewürdigt, so daß es jetzt mit herzlichen Glückwünschen genug sein soll. Frau Piring, die weiterhin im römisch-fränkischen Gräberfeld von Gellep ausgräbt und darüber publiziert, hat unlängst noch zusammen mit ihrem Nachfolger Dr. Christoph Reichmann im ersten Band der neuen Krefelder Stadtgeschichte eine ausführliche Zusammenfassung der Ergebnisse der archäologischen Forschung im Stadtgebiet von Krefeld vorgelegt.

Am 1. Januar 2000 wird Frau Dr. Brigitte Tietzel die Leitung des Deutschen Textilmuseums in Linn übernehmen. Sie ist in Krefeld keine Unbekannte, war sie doch von 1986 bis 1993 in

Linn schon als stellvertretende Leiterin tätig. Anschließend wechselte sie als Direktorin an das Museum für Angewandte Kunst in Köln. Dort übernahm sie auch einen Lehrauftrag an der Universität. Die gebürtige Essenerin studierte in Bonn und Florenz, erhielt verschiedene Stipendien und hat viel Erfahrung in der Organisation von Ausstellungen. Von ihren zahlreichen Veröffentlichungen verdient insbesondere ihre „Geschichte der Webkunst“ eine Hervorhebung. Nebenbei flossen die Romane aus ihrer Feder. „Die Heimat“ heißt sie herzlich willkommen und wünscht ihr viel Glück und Erfolg bei der Ausübung des neuen Amtes. Dessen bisheriger Inhaber, Dr. Carl-Wolfgang Schümann, der in seiner 21jährigen Tätigkeit die Sammlungen beträchtlich erweitern konnte, geht zum Jahresende in den Ruhestand

Fd.

Ludwig Blum

Welcher heimatbewußte Fischelner kennt nicht Ludwig Blum? 1909 im Hause Kölner Straße 588 geboren, schlug er 1927 im damals noch selbständigen Fischeln die Verwaltungslaufbahn ein, tat in verschiedenen Ämtern Dienst und kehrte schließlich als stellvertretender Leiter nach Fischeln zurück. Im Januar konnte er seinen 90. Geburtstag feiern. „Die Heimat“ gratuliert herzlich und erinnert an die großen Verdienste, die er sich um die Fischelner Heimatpflege erworben hat. In den Fußstapfen von Franz Heckmanns – und vor ihm Johann Peter Lentzen – hat er geforscht, gesammelt, publiziert – auch in unserem Jahrbuch – und das Bewußtsein für die alte Geschichte Fischelns wachgehalten. Der Arbeitskreis Heimatkunde, der sich im Fischelner Bürgerverein gebildet hat, kann auf dieser Basis weiter arbeiten.

Fd.

Heinz Büsch, Hans Vogt

Schon oft hat „die Heimat“ sie ehrend erwähnt: Dr. Heinz Büsch und Dr. Hans Vogt. Beide haben sich seit Jahrzehnten große Verdienste um die Heimatarbeit erworben. Im vergan-

genen Jahr konnten sie ihren 75. Geburtstag feiern; nachträglich herzliche Glückwünsche dazu!

Dr. Hans Vogt ist nicht nur weiterhin als Vorsitzender des Vereins Niederrhein verantwortlich für die (Aufwärts-)Entwicklung dieses großen Zusammenschlusses, er setzt auch seine enorme schriftstellerische Tätigkeit fort (mit weiteren Wanderführern), hat großen Erfolg mit seinem umfangreichen Wassermühlenführer und setzt sich mit Nachdruck als Mitherausgeber der neuen Krefelder Stadtgeschichte ein.

Dr. Heinz Büsch vereint in seiner Person drei Ämter: er hält als Geschäftsführer des Vereins Niederrhein in der Geschäftsstelle am Karlsplatz die Fäden in der Hand, er ist Vorsitzender der Ortsgruppe Krefeld des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz und stellvertretender Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde Krefeld. Sein besonderes Interesse gilt der Denkmalpflege; oft kann man ihn als beratendes Mitglied im Denkmalausschuß finden. Schließlich hat er auch die Aufgabe übernommen, die „Heimat“-Inserenten zu betreuen.

Fd.

Dieter Hangebruch

Im Oktober 1998 konnte Dieter Hangebruch seinen 60. Geburtstag feiern. Vielen Besuchern des Krefelder Stadtarchivs ist er als stellvertretender Archivleiter bekannt, vor allem aber als kompetenter, hilfsbereiter, immer ansprechbarer Gesprächspartner. Wer in Archivfragen Rat und Hilfe sucht – und das sind nicht wenige –, ist bei ihm an der richtigen Adresse. Neben zahlreichen historischen Beiträgen zu Zeitschriften und Jahrbüchern, so auch für „die Heimat“, hat er sich vor allem durch seine große Arbeit über die Krefelder Juden in der Zeit des Nationalsozialismus (in Band 2 der „Krefelder Studien“) einen Namen gemacht. Für die neue Krefelder Stadtgeschichte verfaßte er die Abschnitte über die Herrlichkeit Krefeld im 17. und 18. Jahrhundert sowie über die ehemals kurkölnischen Teile

des heutigen Stadtgebietes (vor allem Uerdingen, Linn) während desselben Zeitraums. Er leitet den Arbeitskreis „Krefelder Archiv“ des Vereins für Heimatkunde und brachte die drei ersten Bände der neuen Folge der Schriftenreihe „Krefelder Archiv“ heraus, wobei die editorische Arbeit weitestgehend von ihm persönlich geleistet wurde. Das Rampenlicht der Öffentlichkeit sucht er ganz und gar nicht, aber eine ehrende Erwähnung und ein herzlicher Glückwunsch in der „Heimat“ dürfen doch keinesfalls fehlen.

Fd.

Krefelder Elektrizitätswerke

Im Jahre 1899 erhielt Krefeld an der Hansastraße (damals Kanalstraße) ein eigenes städtisches Elektrizitätswerk; bis 1960 wurde dort Strom erzeugt. Leider kam es 1982/83 zum Abriß des vom früheren Krefelder Stadtbaurat Johann Burkart entworfenen sehr ansehnlichen Gebäudes mit dem markanten Giebel. Ein Kalender zur Hundertjahrfeier, den die Städtischen Werke Krefeld AG für 1999 herausgab, bringt nicht nur über 20 Abbildungen aus dem alten Krefeld – teilweise koloriert –, sondern auch einen informativen Abriß der Geschichte der Versorgung Krefelds mit Elektrizität. Daraus erfährt man, daß bereits 1881 bei der Feier des 100. Geburtstags von Cornelius de Greiff die Krefelder Wälle mit elektrischem Bogenlicht illuminiert wurden. 1900 wurde die Straßenbahn elektrifiziert, in der Folge findet der elektrische Strom schnell Eingang in die Haushalte und Betriebe. Wer Genaueres wissen will, sei auf den erwähnten Kalender verwiesen und auf das 1979 erschienene Buch von Ernst Köppen „Kanalstraße 9“, vor allem aber auf das zum Jubiläum erschienene Buch „Strom für Krefeld – Das erste Jahrhundert“ (s. Rubrik Bücher). Es steht außer Frage, daß kaum eine Erfindung das Leben der Menschen so stark verändert hat wie die Elektrizität; die letzte Jahrhundertwende war insofern vielleicht einschneidender als die jetzt anstehende.

Fd.

KREFELD

Stadt wie Samt und Seide

MACHT EINFACH SPASS

- Shopping ohne große Wege
- Stadttheater
- Museen
- Zoo
- Burg Linn
- Elfrather See
- Botanischer Garten
- Fußball
- Eishockey
- Galopprennen

Informationen durch:
Verkehrs- und Werbeamt · Rathaus
Postfach 2740 · 47727 Krefeld
von-der-Leyen-Platz 1 · 47798 Krefeld
Tel. 0 21 51 / 86 15 01 · Fax 0 21 51 / 86 15 10
www.krefeld.de · e-mail: freizeit@krefeld.de



[[[HAMBLOCH

planen
beraten
bauen

seit 1903

Service aus Prinzip

Unternehmensphilosophien sind nur so gut wie sie auch im Kleinen stimmen. So ist allen unseren Leistungen eine umfassende Beratung zur Seite gestellt. Ob Neubauvorhaben oder kleine Sanierungsmaßnahmen, stets wird unseren Kunden eine umfassende und fachkundige Beratung zuteil.

Fragen Sie uns: Firma Hambloch
Telefon 02151 30 93-0
Telefax 02151 30 25 05

Amtsübernahmen, Nachrufe, Auszeichnungen

Im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn gab es einen Direktorenwechsel. Professor Dr. Wilhelm Janssen ging in den Ruhestand, an seine Stelle trat Professor Dr. Manfred Groten. Die frühere Institutsleiterin, Frau Professor Dr. Edith Ennen, die sich besonders durch ihre Forschungen zur Geschichte der europäischen Stadt einen Namen gemacht hat, starb hochbetagt.

Auch das Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen in Krefeld erhielt eine neue Leitung: Auf Prof. Dr.-Ing. Peter Neumann-Mahlkau folgte Dipl.-Geologe Hanns-Dieter Hilden.

Dr. Oskar Burghardt wurde erneut zum Vorsitzenden des Landschaftsbeirates in Krefeld gewählt.

Johannes Lipp, der für Oedt der Heimatforscher par excellence war, starb im Alter von 75 Jahren.

Der Krefelder Westbezirk trauerte um Hans Opdenberg, der vor allem im Leben des katholischen Krefeld jahrzehntlang durch seinen unermüdlichen Einsatz viel bewirkte.

Die Krefelder Juristen verloren ihren durch seine humorig-geistvolle Schriftstellerei bekannten Kollegen Hermann Uhrlandt.

Vor 100 Jahren starb Johannes Junkers, der Gründer des Krefelder Wanderbundes und Stifter des ersten Aussichtsturmes auf dem Hülser Berg.

Vor 100 Jahren wurden vier bekannte Krefelder Künstler geboren: Laurens Goossens (1898), Kurt-Michael Voutta (1898), Hugo Ziegler (1898), Josef Strater (1899). 90 Jahre alt wären 1999 Gerhard Kadow und Ernst Hoff geworden.

Die Keramikerin Doris Kaiser, die bis vor kurzem in Krefeld ihr Atelier hatte, wurde mit dem Künstlerinnenpreis Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet.

Das Bundesverdienstkreuz erhielten:

- Olaf Heimendahl, der unermüdliche Vorsitzende des Kinderschutzbundes Krefeld
- Eimar Jakubowski, der Vorsitzende des Uerdinger Heimatbundes, inzwischen auch Vorsteher des Stadtbezirks Uerdingen
- Hildegard Milewski, die langjährige Geschäftsführerin im Ortsverein Krefeld des Vereins Niederrhein
- Friedrich Noth, durch zahlreiche Aktivitäten für die Arbeitnehmerschaft und im Sozialbereich ausgewiesen.

Mit dem Rheinlandtaler ausgezeichnet wurden:

- Rolf Bürger, Viersen
- Dr. Helmut Griebmann, Kempen
- Karl Schmalbach, Kreis Neuss.

Der Verein Niederrhein verlieh Herbert Hubatsch, seit Jahrzehnten im Kreis Viersen führend tätig im Natur- und Landschaftsschutz, die Albert Steeger-Plakette.

„Runde“ Geburtstage

- 80: Hans Lohberg, der langjährige Chordirektor am Theater Krefeld-Mönchengladbach
Helmut Schulze, geschichtsbewußter früherer Leiter der Öffentlichkeitsarbeit bei der Sparkasse Krefeld
- 75: Karlheinz Brocks, Gründungsrektor der Fachhochschule Niederrhein, in zahlreichen Vereinen engagiert

Johannes Cladders, Kunsthistoriker, Mitarbeiter von Paul Werner, früherer Direktor des Museums Abteiberg in Mönchengladbach

Johannes Hybel, früherer Hülser Verwaltungsstellenleiter und engagierter Heimatfreund

Herbert Zangs, stadtbekannt als Krefelder Künstler und Original

- 70: Werner Böcking, Xanten, außerordentlich produktiver Niederrhein-Autor, insbesondere in Sachen Archäologie, Rheinschiffahrt, Fischfang auf dem Rhein
Hans Elspaß, früherer Krefelder Sozialdezernent
Bruno Esser, Förderer des Krefelder Reitsports, Besitzer des Heinrichshofes
Bernd Giesbertz, CDU-Ratsherr, Vorsitzender des Bürgervereins Traar
Eberhard Gollner, Krefelder Künstler, engagiert in der GKK (Gemeinschaft Krefelder Künstler)
Manfred Horch, früherer Superintendent des Kirchenkreises Krefeld
Norbert Rutten: Pfarrer an St. Bonifatius in Stahldorf mit besonderen Interessen für die Geschichte Krefelds
Josef Stangenberg, Bezirksvorsteher in Fischeln, Herausgeber der Fischelner Woche

- 65: Werner Blaumeiser, früherer Uerdinger Bezirksbürgermeister, stark im Fußballsport engagiert
Dieter Lundström, CDU-Ratsherr, Bezirksvorsteher in Krefeld-Süd, Vorsitzender des Stadtverbandes der Krefelder Kleingärtner
Toni Matura, CDU-Ratsherr, engagiert im Bau-, Planungs- und Kulturbereich

- 60: Georg Cadora, Künstler und Wahl-Krefelder
Manfred Coelen, Mitglied der Krieeuwelsche Pappköpp, Mundartautor
Hansgeorg Hauser, vielfältig ehrenamtlich engagierter Krefelder Unternehmer
Gerd-Dieter Kahlen, Superintendent des Kirchenkreises Krefeld und Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland
Martin Koch, SPD-Ratsherr, besonders engagiert im Denkmal-, Schul- und Kulturbereich
Norbert Minhorst, CDU-Ratsherr, Bezirksvorsteher in Hüls
Hans-Josef Ruhland, CDU-Ratsherr, Bezirksvorsteher in Krefeld-West, Vorsitzender des Bürgervereins Lindental-Gatherhof.

Jubiläen

- 125: Gesellschaft Erholung
Freie evangelische Gemeinde Krefeld
Kirchenchor St. Stephan
Männer-Gesangverein Oppum
Büttner-Werke (Büttner-Schilde-Haas) Uerdingen
Textilveredlung Kress Krefeld / Tönisvorst
- 100: Allgemeine Wohnungsgenossenschaft (bis 1961: Arbeiter-Wohnungsgenossenschaft) e.G. Krefeld
Bürgerverein Krefeld-Süd
KAB (Katholische Arbeiterbewegung) Traar
Inrather Turnverein
Turnverein Burgfried Linn (mit reichhaltiger Festschrift)
Nachbarschaft Trift Oppum
Friseur Laumen
- 80: Industrievereinigung Krefeld-Rheinhafen
- 75: Sprödentalkirmes
Wandergruppe Krefeld im Deutschen Alpenverein
Kirchenchor Gellep-Stratum
Bockumer Sportverein

Sportverein Rheintreu Bockum
Reitverein St. Georg Verberg
Kleingärtnerverein Stadtmitte
Opel-Baggen
Auto-Gather
Dachdecker Karl Stauch GmbH
Modehaus Zöhren

50: Bürgerverein Inrath
Bürgerverein Kliebruch
Siedlung Am Steinacker
Pathologie im Klinikum Krefeld
Feldsaaten Freudenberger
Maschinenfabrik Küsters
Stickerei Pfadt

25: KAB Stahldorf (Festschrift)

10: Fabrik Heeder (als kulturelle Einrichtung)
Entsorgungsgesellschaft Krefeld (EGK)

Theodor v. d.

Weien

Hochbau seit 1885

Th. v. d. Weien GmbH & Co. KG
Lehmheide 37 · 47805 Krefeld
Fernruf (021 51) 37 76-0

Die Autoren

Bruno J. Bachem, Westparkstr. 15, 47803 Krefeld
Dipl.-Geogr. Hans Baumgarten, Simarplatz 18, 50825 Köln-Ehrenfeld
Werner Böcking, Erprather Weg 32, 46509 Xanten
Dr. Oskar Burghardt, Taubenstr. 47, 47800 Krefeld-Bockum (Obere)
Dr. Paula Coerper-Berker, Speemannsweg 3, 47506 Neukirchen-Vluyn
Dipl.-Geogr. Alfred Dickhof, Boerholz 93, 41379 Brüggen
Dr. Herbert Eichmanns, Lookdyk 78, 47839 Krefeld-Hüls (HE)
Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, 47800 Krefeld-Bockum (Fd.)
Walter Goebel, Krüllsdyk 87, 47803 Krefeld
Dipl.-Kfm. Otto Hambüchen, Nießenstr. 19, 47800 Krefeld-Bockum
Dieter Hangebruch, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld
Gerhard Harisch, Gneisenaustr. 97, 47800 Krefeld-Bockum
Kurt Hausmann, Breslauer Str. 236, 47829 Krefeld-Gartenstadt
Thomas Hoeps, Westparkstr. 52, 47803 Krefeld
Dr. Heribert Houben, Stresemannstr. 69, 47803 Krefeld (Hn)
Günter Janß, Pfarrer i. R., Am Eckerhof 8, 47800 Krefeld-Bockum
Dr. Christian Krausch, Kunsthistoriker, Annakirchstr. 28, 41063 Mönchengladbach
Joachim Lilla, Nordwall 66, 47798 Krefeld (-lla)
Holger Mischke, Kulturfabrik, Dießemer Str. 13, 47799 Krefeld
Wolfgang von Mook, Carl-Diem-Weg 15, 47803 Krefeld
Lutz Mundhenk, Heidedyk 56, 47802 Krefeld-Verberg
Georg Opdenberg, Dionysiusstr. 163, 47798 Krefeld
Burkhard Ostrowski, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Postfach 2740, 47727 Krefeld
Rudolf Pilger, Haselbuschweg 27, 47804 Krefeld-Forstwald (Pi)
Klaus Otten, Eichendorffstr. 18, 47800 Krefeld-Bockum
Dipl.-Chem. Matthias Plum, Bachstr. 2, 40670 Meerbusch-Strümp
Dr. Hans Wilhelm Quitzow, Kliebruchstr. 8, 47803 Krefeld
Dr. Christoph Reichmann, c/o Museum Burg Linn, Rheinbabenstr. 85, 47809 Krefeld-Linn
Dr. Friedrich Reinhold, Ertweg 9, 47807 Krefeld-Fischein
Norbert Rutten, Pfarrer, Bonifatiusstr. 17, 47807 Krefeld-Stahldorf
Reinhard Schippkus, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Postfach 2740, 47727 Krefeld
Dr. Clara Bettina Schmidt, Goethestr. 26, 40699 Erkrath
Ernst Schraetz, Am Wehrspick 28, 47839 Krefeld-Hüls
Herbert Slegers, Grefrather Str. 221, 41749 Viersen-Süchteln
Heimut Starck, Pfarrer i. R., Fuchspfad 35, 47800 Krefeld-Bockum
Hans-Wolfgang Stockhausen, Heyenbaumstr. 183, 47802 Krefeld-Verberg
Edgar Thiesbürger, Kaiserstraße 101, 47800 Krefeld-Bockum
Michael van Uem, Merowingerstr. 167, 40225 Düsseldorf
Dr. Wilfried Uerschels, Hannixweg 37, 47807 Krefeld-Fischein
Renate Wilkes-Valkyser, Weesenweg 52, 47804 Krefeld
Professor Dipl.-Ing. Claus-Christian Willems, Boomdyk 47, 47839 Krefeld-Hüls
Theo Windges, Ritterstr. 183, 47805 Krefeld

Heinz Steinmetz GMBH

Fabrikstr. 14
47798 KREFELD
Telefon 60 11 66
Telefax 60 11 72



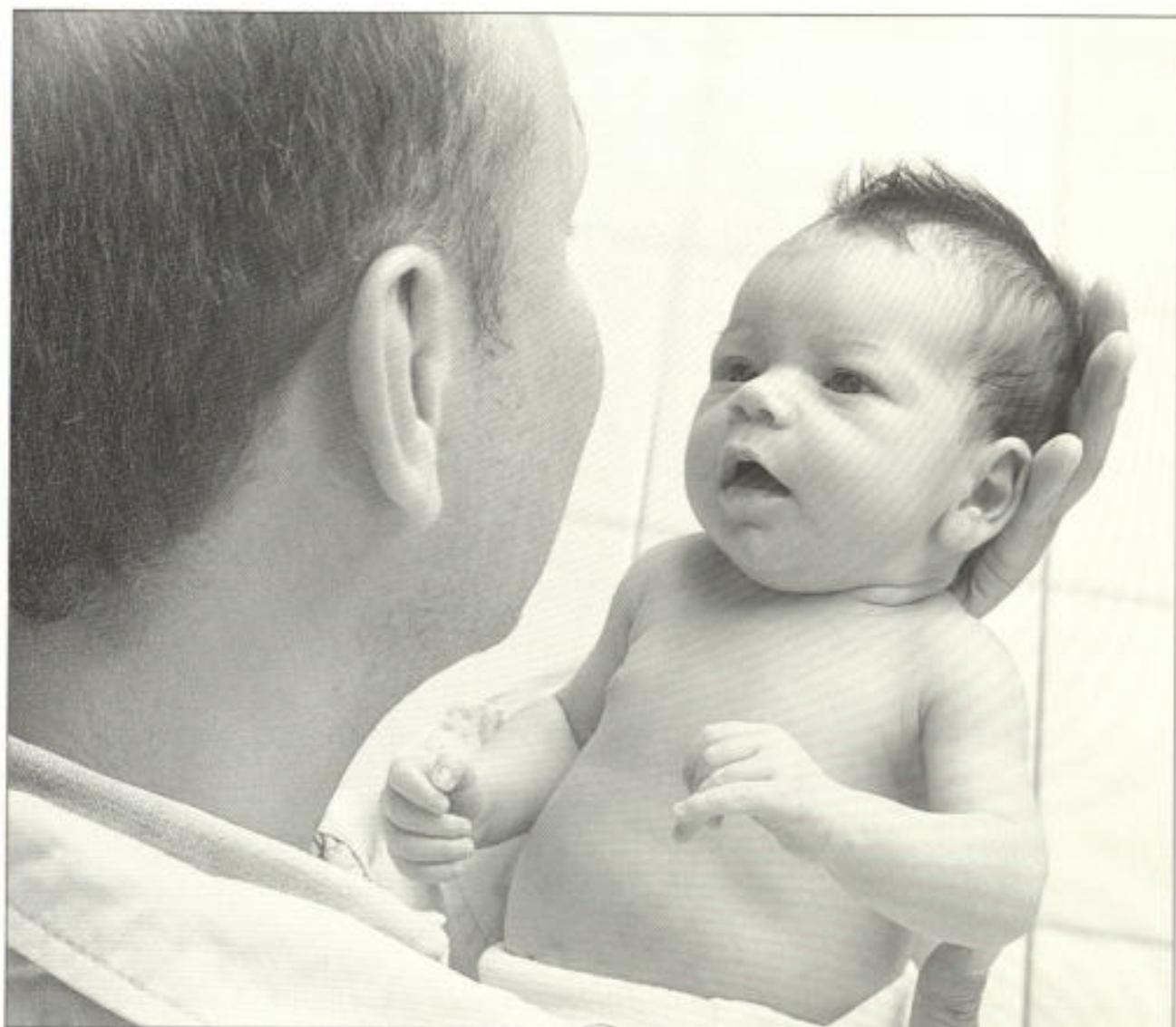
Sanitäre Anlagen · Zentralheizungen Neuanlagen und Reparatur



Aber auch Traumbäder müssen vom
Fachmann montiert und installiert werden,
damit sie nicht zum Alptraum werden.
Also: Wir sind bereit.

Bildnachweis

- R. Wilkes-Valkyser Abb. 1-4 u. 6, 7
Abb. 5
- H. W. Quitzow u. E. Schraetz Abb. 1 u. 3
Abb. 2
Abb. 4
Abb. 5-15
Kt.
- A. Dickhof u. H. Baumgarten Abb. 1
Abb. 2 u. 5
Abb. 3 u. 4
- M. van Uem Th. Hoeps Abb. 1
Abb. 1
Abb. 2
- J. Lilla C.-C. Willems C. Krausch Abb. 1
Abb. 1
Abb. 1
Abb. 1-5 u. 7
Abb. 6
- G. Opdenberg u. Th. Windges H. Slegers E. Thiesbürger Abb. 1
Abb. 1
Abb. 2-4
Abb. 5
Abb. 6
- G. Opdenberg Abb. 1 u. 3
Abb. 2 u. 4-6
Abb. 7-14
- C. Reichmann Abb. 1-5 u. 7-12
Abb. 6
- C. B. Schmidt G. Hanisch O. Burghardt W. Goebel D. Hangebruch Abb. 1-10
Abb. 1
Abb. 1-4
Abb. 1-7
Abb. 1
Abb. 2
Abb. 3
Abb. 4
- H. Starck Abb. 1, 2 u. 7
Abb. 3-6
Abb. 8
- H. Mischke Abb. 1 u. 2
Abb. 3 u. 4
- M. Plum u. F. Reinhold Abb. 1-7
Abb. 8 u. 9
Abb. 10
Abb. 11
- L. Mundhenk Abb. 1
Abb. 2
Abb. 3-13 u. 15
Abb. 14
- G. Janß Abb. 1-3, 5-7, 11 u. 12
Abb. 4
Abb. 8-10
Abb. 13
- B. J. Bachem N. Rutten B. Ostrowski u. R. Schippkus Abb. 1-6
Abb. 1
Abb. 1
Abb. 2-10 u. 14-17
Abb. 11-13
Abb. 1 u. 2
- K. Otten J. Lilla Abb. 1
Abb. 2
Abb. 3
Abb. 4
Abb. 5 u. 6
Abb. 1
- Personalien
- L. Strücken, Krefeld-Verberg
B. Ostrowski, Krefeld
H. W. Quitzow, Krefeld – nach alten Karten
Museum Burg Linn, Krefeld-Linn
a.a.O. – Stadtarchiv Krefeld
E. Schraetz, Krefeld-Hüls
H. W. Quitzow, Krefeld
H. Baumgarten, Köln
Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen, Krefeld
A. Dickhof, Brüggen
a.a.O.
V. Döhne, Krefeld
E. Boeijinga
Firma Hermès, München
Pressephoto L. Strücken, Krefeld-Verberg
Stadtarchiv Krefeld
Frau E. Schmees, Krefeld-Uerdingen
K. Schnocks-Meusen
Th. Windges, Krefeld
Städtisches Presseamt Krefeld, Frau St. Zimmermann
Frau U. Fuchs, Calw-Wimberg
J. Schmitz, Krefeld-Traar
Stadtarchiv Moers
R. Schellscheidt, Moers-Kapellen
G. Opdenberg, Krefeld, sowie Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Krefeld
Stadtarchiv Krefeld
G. Opdenberg, Krefeld
Museum Burg Linn, Krefeld-Linn
Stadtarchiv Krefeld
Frau C. B. Schmidt, Erkrath; Aufnahmejahr: 1994
Stadtarchiv Krefeld
O. Burghardt, Krefeld-Bockum
W. Goebel, Krefeld
H. Carrie, Krefeld
G. Opdenberg, Krefeld
Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Karte Nr. 2731
aus: Bestimmung der den Scharfrichtern zustehenden Gebühren; in: Vollständige Sammlung deren die Verfassung des Hohen Erzstifts Cöln betreffender Stücken...; Cöln am Rhein 1772 u. 1773, S. 694-697
Archiv F. W. Kaiser, Tönisvorst-St. Tönis
Pressefotos, Archiv F. W. Kaiser, Tönisvorst-St. Tönis
A. Vesper, Krefeld-Uerdingen
Archiv der Kulturfabrik, Krefeld
R. Giesen, Krefeld
M. Plum, Meerbusch-Strümp
Pressefotos; Archiv des Chemischen Untersuchungsamtes Krefeld
Städtisches Presseamt Krefeld, Frau St. Zimmermann
Chemisches Untersuchungsamt Krefeld
Deutsche Bahn Management, Krefeld
aus: W. Pohl: Der Krefelder Architekt Karl Buschhüter 1872-1956; in: Krefelder Studien, Bd. 4, Krefeld (Stadtarchiv) 1987, S. 182
L. Mundhenk, Krefeld-Verberg
aus: K. Wilsdorf a.a.O.
G. Janß, Krefeld-Bockum
A. Gayk, Krefeld
Stadtarchiv Krefeld
Titelblatt „die Heimat“, Bd. 61, Krefeld 1990 – Vorlage v. W. Kappes, Krefeld-Bockum
B. Bachem, Krefeld
P. Rutten jr. (†)
aus: Krefelder Blätter für Theater und Kunst
(Halbmonatsschrift des Krefelder Stadttheaters, Spielzeit 1927/28), 4. Jg., Heft 7
Privatbesitz Frau H. Pam, Krefeld
Privatbesitz P. Bruckmann, Montevideo
Stadtarchiv Krefeld
Entwurf: J. Lilla, Krefeld; Ausführung: H. Vilcans, Kreis Viersen
aus: Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl., S. 135
aus: Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl.; S. 125
aus: Organisationsbuch der NSDAP, 6. Aufl.; S. 115
Entwurf: J. Lilla, Krefeld; Ausführung: Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Krefeld
H.-W. Stockhausen, Krefeld-Verberg

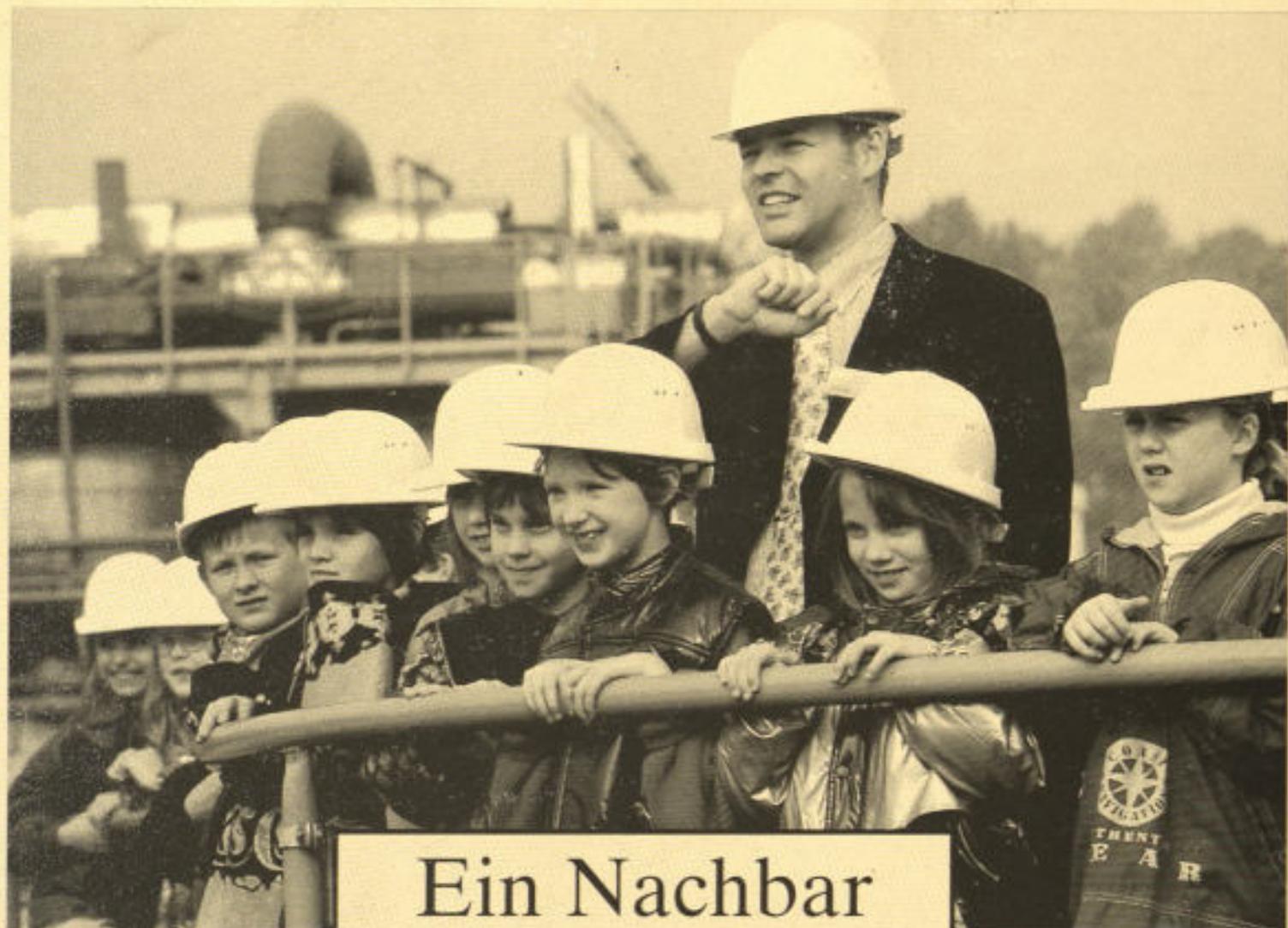


**WARTEN SIE NICHT, BIS ER
FÜR SIE SORGT.
SPARKASSEN-PRIVATVORSORGE.**



Sparkasse Krefeld

Rechtzeitig für den Ruhestand vorsorgen. Mit Prämiensparen, Immobilien, Lebensversicherung, Dekaconcept und unserer Beratung. Und wir rechnen auch für Sie aus, was so zu Ihrer Rente dazukommt. Vorsorge-Check im Internet: <http://www.sparkasse-krefeld.de>



Ein Nachbar namens Bayer

Einen Nachbarn sollte man gut kennen, mit ihm reden und sich auf ihn verlassen können.

Jährlich kommen über 8.000 Besucherinnen und Besucher in das Bayerwerk Uerdingen, um mit uns zu reden und uns aus nächster Nähe kennenzulernen. Die Gäste führen wir je nach Alter und Interesse durch Produktionsanlagen, Umweltschutzeinrichtungen, Forschungslabore oder durch das Ausbildungszentrum.

Für die jüngsten Nachbarn gibt es Kinder-Projekte, in denen beispielsweise selbst Fingerfarbe hergestellt werden kann.

Darüber hinaus wird im „BayTreff“ ein vielfältiges Informations- und Unterhaltungsprogramm geboten: es reicht von Experimentalvorträgen bis hin zu kulturellen Veranstaltungen.

Bayer ist ein verantwortungsbewußter Nachbar. Denn bei uns sind Produktqualität und optimale Wirtschaftlichkeit sowie umfassender Umweltschutz und größtmögliche Sicherheit gleichrangige Ziele.

Das heißt für uns aktive Nachbarschaft.

Infos erhalten Sie bei der Bayer AG, Werkdienste Uerdingen, 47812 Krefeld, Tel. (0 21 51) 88 55 60.

Bayer 

Kompetenz und Verantwortung